

# **Andreas Burns und seine Familie.**

Geschichtliches Lebensbild  
aus  
dem deutsch-dänischen Kriege  
in den Jahren 1848–1850.

von

## **Philipp Galen.**

## ERSTER BAND.

## ERSTES KAPITEL. DER GETÄUSCHTE SPION.

Trüb und schwer hingen die Wolken des 19. Februar 1848 über die deutschen Herzogthümer der jütischen Halbinsel herab. Kalt und neblig lag der frühe Morgen auf Land und Meer, und wer von den Bewohnern der Stadt Flensburg nicht nothwendig im Freien zu verkehren hatte, hielt sich am liebsten in der Nähe des warmen Ofens hinter dicht verschlossenen Thüren und Fenstern auf. Nur in der Nähe des Hafens zeigten sich einige lebhaftere Menschengruppen, die trotz der ungünstigen Witterung seit Tagesanbruch nicht von der Brücke gewichen waren und sehnsuchtsvoll nach dem Meere schauten, von woher sie das dänische Postdampfschiff erwarteten, welches ihnen die neuesten Nachrichten aus Kopenhagen verkünden sollte. Denn man lebte damals in den kurzen Tagen der Hoffnung, daß der neue König, der am 20. Januar den Thron seiner Väter bestiegen hatte, Einsicht, Wohlwollen und Gerechtigkeitsgefühl genug in sich tragen würde, um den lange und schwergeprüften Herzogthümern endlich ihr Recht zu verleihen. Weiter wollten sie nichts, als eben ihr Recht, mehr haben sie nie gewollt, mehr würden sie nicht genommen haben, selbst wenn sie ihren alten Erbfeind, den alles Deutschtum methodisch verschlingenden Dänen, mit den Waffen zu Boden geschlagen hätten, die er ihnen mit Gewalt und List in die Hände zwang.

Und worauf stützte sich diese kurze Hoffnung der vertrauensvollen Herzogthümer? O, sie hatten eine scheinbar sichere Stütze, die, wenn sie auch hie und da im Laufe der Zeiten gebrochen worden war, noch heute, und hoffentlich noch lange Zeit, ihre Kraft und Dauerhaftigkeit in der Meinung der Menschen bewahren wird – sie stützten sich auf das Wort eines Königs, der, eben erst mit dem Purpur bekleidet und mit königlicher Macht ausgerüstet, das Wort der Milde und Versöhnung gesprochen, indem er am 24. Januar eine Amnestie für alle Preß- und politischen Vergehen erlassen und sogar am, 28. desselben Monats gemeinschaftliche Stände für das Königreich und die Herzogthümer nebst einer Verfassung verheißen hatte, welche die besonderen Rechte seiner sämtlichen Unterthanen zu sichern versprach, eine Verfassung, die nichts in der Verbindung ändern sollte, welche kraft so vieler königlichen Aussprüche unantastbar seit ewigen Zeiten zwischen Schleswig und Holstein besteht.

Dieser königlichen Verheißung aber, so schön und vielversprechend sie klang, waren bereits viele schwer zu verkennende Anzeichen gefolgt, welche die Bewohner der Herzogthümer fürchten ließen, daß in diesem schönen Klange sich ein Mißton verberge, der die kaum gebotene Hoffnung eben nicht lebhaft ermunterte. Eine freisinnige, der gegenwärtigen Zeit und dem Geiste und der Bildung ihrer Bewohner angemessene Verfassung versprach man ihnen freilich; was man ihnen aber nicht versprach, und was man dennoch am heißesten ersehnte,

das war die unangetastet fortbestehende Selbstständigkeit und Unzertrennbarkeit der Herzogthümer. Und darum eben harrte man aller Orten jeder Botschaft aus Kopenhagen, um zu vernehmen, was man von dorthier zu erwarten, was man zu fürchten habe, denn noch immer konnte man sich von der so natürlichen Hoffnung nicht losreißen, der König werde in seiner jugendlichen Kraft dem auftauchenden Fanatismus des Dänenthums zu imponiren wissen, er werde sich erinnern, daß er selbst aus deutschem Blute entsprossen sei, und er werde somit die bereits zügellos daherbrausende Macht jener Inselbewohner beugen und die treuen Herzogthümer nicht vergessen, die schon so viele Lasten getragen und doch so wenige Anerkennung von Seiten der königlichen Huld und Gnade gefunden hatten.

Endlich gegen Mittag, als die Nebel sich lichteten und die Sonne des Himmels wenigstens durch die düsteren Wolken lächeln zu wollen schien, kam das bereifte Dampfboot herangeschaufelt, brach sich durch die flimmernden Eisschollen des Hafens Bahn und legte endlich an der Landungsbrücke an. Ein lebhaftes Gedränge fand um die Reisenden statt, die, froh, ihre kalte Fahrt beendet zu haben, so eilig wie möglich das schwankende Schiff mit dem festen Boden zu vertauschen strebten. Freunde begrüßten die Freunde und führten sie mit hastigem Schritte in ihre mehr oder minder entfernte Wohnung, um sie zu erwärmen und dann die Mittheilungen der neuesten Ereignisse von ihnen entgegenzunehmen.

Einige dieser durchfrorenen Reisenden aber traten mit Denen, die sie erwartet hatten, rasch in das Gasthaus am Hafen, dessen sich diejenigen Leser sehr wohl erinnern werden, die mit uns den Feldzug von 1848 bis 1849 mitgemacht haben, jenes gemächliche Gasthaus, von dessen Fenstern aus man den spiegelnden Hafen überschaut und die grün bewaldeten Berge ragen sieht, die denselben so malerisch umgürten, und an dessen Tischen wir so oft bei fröhlichem Gläserklange unserer daheim gebliebenen Lieben gedachten, für ein untrennbares Schleswig-Holstein mit Worten kämpften und schon im Voraus den tückischen Dänen über die Königsau hinaus in seine nördlichen Provinzen jagten.

Sehr bald und ohne daß man eigentlich sah, wie es geschah, hatten sich die Gäste des Herrn Rasch in zwei streng geschiedene Parteien an den in langen Reihen stehenden Tischen gesondert. Auf der einen Seite saßen sechs bis acht freiblickende, lautredende Männer – schon daraus, daß sie laut redeten und ihre Gedanken und Empfindungen nicht zurückhielten, erkannte man, daß sie deutsche Bewohner der gefährdeten Provinzen waren, ihnen gegenüber saß eine mehr scheu als drohend flüsternde Gruppe, die nur von Zeit zu Zeit einen lauernden Blick auf jene warf und mit geringschätzenden Mienen und Achselzucken das laute Gebahren derselben mehr zu bemitleiden als zu fürchten schien.

Eine geraume Zeit schon hatte das bald lautete, bald leisere Gespräch der ersten Gruppe gedauert und daß es ein politisches war, bedarf unserer Versicherung nicht –

als sich die Blicke der zweiten mit bedeutsamem Ernste auf einen Mann hefteten, der vereinzelt mitten zwischen beiden Parteien an einem kleinen Tische saß und mehr mit der Befriedigung seines gesunden Appetites, als mit sonst irgend Etwas in der Weit beschäftigt zu sein schien. Und doch, wenn man sein gedankenschweres, blasses, beinahe wehmüthiges Gesicht genauer betrachtete, hätte man meinen sollen, seine düsteren Gedanken wären mit einem bei Weitem weniger materiellen Stoffe beschäftigt, als seine Zähne, denn bisweilen hielt er sinnend im Essen inne und schaute mit dem tiefblauen Auge nachdenklich durch das Fenster, vor dem er gerade saß, in die trübkalte Winterluft hinaus, die in großen Nebelflocken über Land und Wasser wirbelte. Plötzlich aber raffte er seine umherschwirrenden Gedanken zusammen, trank sein großes Glas feurigen Portweins aus und winkte den Kellner herbei, der zufällig in seiner Nähe stand. Frage und Antwort wurden leise und schnell gewechselt, und leichtfüßig sprang der Diener, nachdem er die Bezahlung der Zeche empfangen, aus dem Zimmer, wahrscheinlich um einen Auftrag zu erfüllen, den er gleichzeitig erhalten hatte.

In diesem Augenblicke schwieg die Gruppe der flüsternden Politiker. Wer sie aber aufmerksamer beobachtet hätte, würde wahrgenommen haben, wie alle ihre Blicke lebhaft spähend an dem jungen Manne hafteten, der einsam und still vor ihnen saß, weder links noch rechts schaute, endlich aber ein neben ihm liegendes Zeitungsblatt ergriff und eifrig zu lesen begann.

Die beobachtenden schweigsamen Männer warfen sich einen verständlichen Blick zu und fingen wieder leise mit einander zu reden an. Plötzlich stand einer von ihnen auf, und, nachdem er seinem nächsten Nachbar die Hand gereicht, sagte er ziemlich laut, indem er sich zur Thüre wandte:

»So haben wir uns verstanden, Olaf. Ein Wort, ein Mann – in fünf Minuten soll das Pferd zur Stelle sein – halt Dich wacker. Adieu!«

Merkwürdig! Diese dänisch gesamtten Männer, obgleich sie den Deutschen mit jedem Blutstropfen haßten und die deutsche Sprache, den Hauptstreitpunkt zwischen beiden Nationen, mit List und Gewalt auszurotten bemüht waren, sprachen stets deutsch, wenn sie in der Nähe von Deutschen waren. Wollten sie mit ihrer Kenntniß derselben prunken und sich den Anschein einer Bildung geben, die sie in der That nicht besaßen? Wollten sie ihre Nationalität zu geeigneter Zeit verbergen und Deutsche scheinen, ohne es zu sein? Möglich, daß dies bisweilen so war, gewiß aber, daß sie oft mit ihrer deutschen Sprache, wie jener berühmte Diplomat mit Worten seine Gedanken verbarg, den dänischen Verfolgungsgeist verhehlen wollten, der sie vom Scheitel bis zur Fußsohle durchdrang.

Der Mann, der vorher gesprochen, hatte das Zimmer verlassen und das Geflüster der zurückbleibenden Freunde wurde wieder fortgesetzt, während die Männer der laut redenden Gruppe plötzlich aufstanden und Zimmer und Haus verließen, denn ihr Frühstück war zugleich mit

ihrer Unterhaltung beendigt. Gleich darauf trat der Kellner wieder herein und näherte sich dem lesenden Gaste, um ihm einige Worte leise in's Ohr zu sagen. Dieser erhob sich, nahm einen langen, wohlgefütterten Reitermantel vom Wandnagel und ließ es sich gefallen, daß der dienstfertige Kellner seinen stattlichen Leib, der von jugendlicher Kraft und Gesundheit zeugte, umhüllen half; dann ergriff er seinen schwarz lackirten Matrosenhut, drückte ihn fest auf das blonde Lockenhaar, zog seine wildledernen Handschuhe an und verließ das Haus, ohne die Zurückbleibenden auch nur eines Blickes zu würdigen.

Verlassen wir mit ihm Herrn Rasch's gastliches Haus und folgen wir ihm auf die kalte und weniger von Grog und Rostbeaf duftende Straße.

Raschen Schrittes, nur einmal sich flüchtig umblickend, ob er vielleicht von irgend einem Lauscher beobachtet werde – denn zu damaliger Zeit gab es in den Herzogthümern, zumal in den bedeutenderen, halb deutsch und halb dänisch gesinnten Städten, ein ganzes Heer offizieller Spürhunde – begab er sich in die kleine Gasse, welche den Hafen mit der Vorderstraße verbindet, und trat hier in den Hofraum einer unscheinbaren Herberge, in welche die Landleute, die vom Norden her die Stadt besuchten, häufig einzukehren pflegten. Auf diesem Hofe schien er das Erstrebte vor sich zu sehen, wenn man nach dem Lächeln seines wohlwollenden Gesichtes urtheilen sollte,

womit er einen jungen Landmann in der Tracht der Sundewitt'schen Bauern begrüßte, der neben einem Korbwagen stand, auf welchem bereits einige Felleisen wohl befestigt und gegen die Witterung der Jahreszeit verwahrt lagen. Am Zügel aber hielt der junge Bauer ein schwarzes kräftiges Pferd von jenem ächt dänischen Schlage, dessen Vorzug weniger in der zarten Schönheit und gefälligen Uebereinstimmung seiner Glieder, als in dem derben Baue seiner Knochen und der Dauerhaftigkeit seiner Leistungen besteht. Der junge Mann aus dem Gasthause schnallte sich jetzt rasch ein Paar mächtiger Sporen, die er unvermerkt aus den weiten Taschen seines Mantels hervorgeholt, an die Fersen und trat dann an das Pferd, dessen vollen Hals er freundlich streichelte, als er seine glänzenden Augen fragend auf sich gerichtet sah.

»Ist es frisch bei Kräften und kann ich mich darauf verlassen, daß es laufen und im Nothfalle einen Knick überspringen kann, Matthias?« fragte er den schweigend vor ihm stehenden jungen Menschen, der mit freudigem Wohlbehagen bald sein Lieblingsroß, bald den wohlgestalteten Mann betrachtete, der es reiten sollte.

»Es ist ganz frisch, Herr, und wohl gefüttert; seit gestern Abend, wo ich hier ankam, hat es gestanden,« erwiderte der Gefragte in der breiten Mundart der nord-schleswig'schen Landleute, die den deutschen Baum ihrer alten Muttersprache mit manchem Reise dänischer Wortverfeinerung gepfropft haben.

»Und es ist Alles gesund zu Hause und man sieht mich gern zurückkehren?«

Der Bauer lächelte, wie nur ein dickköpfiger, breit-schultriger schleswig'scher Bauer lächeln kann, das heißt, indem er den Mund so weit aufriß, wie er ihn aufreißen konnte. »Ja, Herr, ja, es ist Alles gesund daheim, und Alt und Jung freut sich, Euch nach so langer Abwesenheit wieder zu sehen.«

»Gut, gut, Matthias, ich bin schon auf dem Wege dahin. Spätestens morgen gegen Sonnenuntergang könnt Ihr mich erwarten.«

Und während er dies sprach, hatte er den Rücken des scharrenden Pferdes bestiegen und sich bequem im Sattel zurecht gesetzt.

»Wann fährst Du selber fort?«

»Sogleich, Herr, sogleich; ich warte nur, bis Ihr zur Pforte hinaus seid.«

»So nimm mein Gepäck in Acht und gehabe Dich wohl – auf Wiedersehen!«

Und mit leichtem Schenkeldrucke setzte er sein muthiges Thier in Bewegung und bald lag der Hof der Herberge und ein großer Theil der Norderstraße hinter ihm, indem er sich dem Süden des Landes zuwandte.

Wer wie wir die endlosen Straßen der schleswig'schen Hauptstädte bei Tag und bei Nacht, zu Pferd und zu Fuß gemessen, der weiß, wie lang sie sind und wie ihr holpriges Pflaster aus großen Graun- und Basaltsteinen den vorwärts strebenden Reisenden ermüdet. Da unser Freund sich für's Erste im Schritte bewegte, so brauchte er beinahe eine halbe Stunde, bis er das Süderthor erreichte, und erst als er dieses hinter sich hatte, lockerte

er die Zügel und ließ seinen Rappen in jenem behaglichen Paßgange ausschreiten, welcher der dänischen Pferderace so eigenthümlich ist. So erreichte er sehr bald die Stelle der breiten Landstraße, die sich westwärts nach Husum wendet, und nachdem er sein Auge noch einmal nach der im Nebel verschwindenden Stadt zurückgewandt, trabte er, jedes Aufenthalts hoffentlich überhoben, munter seinen Weg fort.

»Gott sei Dank, daß ich allein und nun endlich auf dem Wege nach meiner Heimath bin,« sprach er zu sich selber und hüllte sich fester in seinen faltenreichen Mantel, denn der pfeifende Ostwind, der in dieser Jahreszeit durch Mark und Bein alles Lebendigen dringt, blies stark über die kahlen Blachfelder und trieb den lockeren Sand des Weges und die eisstarren Nebelschichten der Ostsee brausend über die öden Hecken und Gelände hin. Und in der That, wenn der oben angedeutete Weg schon im Sommer, wo Bäume und Sträucher rings umher in ihrem Schmucke prangen und die grünenden Saaten dem Auge des Wanderers munter entgegenleuchten, nicht allzu lieblich und unterhaltend ist, wie öde und traurig mußte er erst in rauhen Wintertagen erscheinen, wo die Sonne die dicke Luft nicht zu durchdringen vermag und naßkalte Winde und wirbelnde Nebel unsere einzigen Reisegefährten sind?

So boten sich denn auch heute dem einsamen Wanderer keine anderen Abwechslungen dar, als daß er von Zeit zu Zeit das Knarren der mit starrem Reife bedeckten Aeste der Bäume vernahm, die ihm zur Seite am Wege

standen und unter ihrer kalten Last zu seufzen schienen, oder daß eine quer über die Straße fliegende Krähe ihm ihren gellenden Morgenruf zuächzte, bevor sie sich in der trüben Ferne verlor, was Beides in Gemeinschaft mit dem klagenden Winde eine so traurige Musik bildete, daß der Hörer, von innerem Froste geschüttelt, einmal über das Andere unter ihrem Einflusse zusammenschauerte. Bald aber war seine Aufmerksamkeit von diesen öden Naturstimmen abgelenkt und sogar die Wirkung des Windes eine weniger fühlbare für ihn geworden, denn kaum sah er sich allein auf der öden Haide, so fiel er in seinen geheimsten Gedankengang zurück und die störende Außenwelt, mochte sie anziehend oder abstoßend sein, war für ihn nicht mehr da.

Aber noch keine halbe Viertelmeile hatte der schnaubende Rappe auf der Landstraße zurückgelegt, als sein Reiter durch eine, wie es schien, nicht gerade willkommene Störung wieder aus seinem Nachdenken geweckt wurde. Denn plötzlich vernahm er die Huftritte eines zweiten Reiters, der im scharfen Trabe von der Stadt her, gewissermaßen in seinem Kielwasser, dicht hinter ihm her trottete. Ein einziger Rückblick genügte, einen Reiter auf einem Falben zu erkennen, der es sehr eilig zu haben schien, trotzdem aber den blauen Rauch seiner Cigarre lustig in die trübe Winterluft blies. In wenigen Minuten hatte dieser zweite Reiter den ersten eingeholt, und unser Freund besaß Scharfsicht genug, seinen unvermeidlichen Reisegefährten mit kurzem Ueberblicke vom Kopfe bis zu den Füßen zu mustern. Es war ein kleiner,

etwas dickbäuchiger Herr in einem langhaarigen Flausrocke, der ihm selbst im Sattel bis auf die Knöchel reichte, einem grauen Filzhute und, in Ermangelung von Sporen, mit einer wuchtigen Reitpeitsche versehen. Sein Falber war kräftig genug, aber schwer und träg und nicht halb mit dem feurigen Muthe und der elastischen Schnellkraft begabt, wie sie der Rappe so sichtbar zur Schau trug. Aber nicht auf allem Diesem haftete der schnelle Blick des ersten Reiters; mit Verwunderung vielmehr hatte er das verschmitzte Gesicht, die röthliche Nase und das gelbblonde Haar eines Mannes erkannt, in dessen Gesellschaft er, ohne mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten, von Kopenhagen her über die Ostsee gefahren war, und den er sehr wohl vor Kurzem unter jener im Flensburger Gasthause flüsternden Gruppe wahrgenommen hatte.

Der Falbenritter befand sich kaum an seiner linken Seite, als er den Lauf seines dicken Wallachs zügelte, wobei, wahrnehmbar genug, ein Ausdruck geheimer Befriedigung über seine lächelnde Miene flog.

»Guten Morgen, mein Herr!« rief der unerwartete Ankömmling und faßte leicht an seinen von der Reise etwas mitgenommenen Hut. »Es ist ein verteufelt kalter Morgen für einen einsamen Reitersmann – daß der Teufel die Geschäfte hole! He! Ihr reitet da aber einen vortrefflichen Rappen – hm! ein Füne, Herr, wenn ich nicht irre.«

»Sie irren Sich nicht – er ist wirklich von fünischer Abkunft – Sie scheinen einen guten Blick zu haben und ein Kenner – von Pferden wenigstens zu sein.«

»Haha! Sie haben es errathen. Aber darf ich so frei sein, Ihnen eine Cigarre anzubieten? – man hält sich wenigstens die Nasenspitze damit warm.« Und er hielt seinem Gefährten eine lederne Tasche hin, die er schnell aus seinem Rocke gezogen und worin wenigstens ein Dutzend der beliebten Röllchen enthalten war.

»Ich danke, mein Herr, ich bin selbst versehen, pflege aber bei einem scharfen Ritte, den ich heute noch vor mir habe, nicht zu rauchen.«

»Und wohin führt Sie Ihr Weg, wenn ich fragen darf?«

Der also Angeredete besann sich einen Augenblick, dann sagte er mit ziemlich gleichgültigem Tone: »Das ist der Weg nach Husum, wie Sie wissen, und nicht allzuweit davon wird mein Nachtlager sein.«

»Husum! Hm! Ich dachte, Sie gingen nach Gottorp –«

»Nach Gottorp? Warum nach Gottorp, wenn auch ich einmal fragen darf?«

»Nun, warum nicht nach Gottorp so gut wie nach Husum? Es liegt nichts Verfängliches in meiner Neugierde, Herr; aber ich denke, Gottorp ist der beliebteste Ort, wo Ihre Freunde sich jetzt versammeln.«

Der Andere antwortete nicht, aber ein glühender und beinahe drohender Blick schoß aus seinem offenen Auge hervor, mit dem er den kecken Frager durchbohren zu wollen schien.

»Nun, nichts für ungut, Herr Paulsen; ich gehe auch nach Husum und biete mich Ihnen zum Begleiter an, wenn Sie nichts dawider haben. Es ist wenigstens nicht

unangenehmer, zu Zweien als mutterseelenallein in diesem Satanswetter auf offener Landstraße zu sein.«

Hatte die Miene des also Angeredeten schon vorher Mißtrauen und Vorsicht ausgedrückt, da er den blondköpfigen Reiter so unerwartet an seiner Seite sah, so ergriff ihn jetzt ein unwilliges Erstaunen, als er sich bei seinem Namen von einem Fremden angeredet hörte, dessen Namen er selber nicht wußte, dessen Gesinnungen ihm aber von dem Augenblicke an bekannt erschienen, sobald er mit spöttischer Miene von Gottorp, als dem vermuthlichen Ziele seiner Reise sprach, denn das ehrwürdige Schloß Gottorp in Schleswig galt damals bei den mißtrauischen und ränkesüchtigen Dänenfreunden für das gefürchtete Nest der deutschen Patrioten, wo diese ihre rebellischen Pläne brüteten und sich angeblich auf die Thaten vorbereiteten, die bald darauf das Königreich Dänemark bis auf den Grund erschüttern sollten.

»Wie,« sagte er daher und bemühte sich, seinen Nachbar mit noch schärferem Auge zu durchforschen, »Sie wissen meinen Namen? Habe ich schon früher vielleicht die Ehre gehabt, von Ihnen gekannt zu sein?«

»Gott verdamme mich, Henrik Paulsen, wenn Sie nicht ein schlechtes Gedächtniß haben, ein bei weitem schlechteres, als Ihre hoffnungsvolle Jugend erwarten ließ. Ja, ja, Sie sehen, ich bin nicht allein ein Pferdekenner, sondern ich bin auch im Stande, das Geheimniß und die Abkunft eines Menschen zu durchschauen, denn ich weiß sogar Ihren Taufnamen. Ja, ja, so ist es. Aber betrachten

Sie mich einmal genauer und prüfen Sie mein altes Gesicht, ob Sie nicht Spuren vorfinden, die Sie an frühere Zeiten und glücklichere Tage erinnern, als die jetzigen sind.« Und dabei lüftete er seinen breitrandigen Hut und schaute den verwunderten Reisegefährten mit vergnüglich blinzelnden Augen an.

Kaum hatte der Fremde ausgesprochen, so hatte ihn auch Henrik Paulsen erkannt; aber er hielt es für geraten, diese Erkennung auf keine zu heitere und stürmische Weise an's Tageslicht treten zu lassen.

»Wenn ich mich nicht irre,« sagte er langsam, »so habe ich Sie allerdings schon früher gesehen – ja, ich bin fast überzeugt davon.«

»Ich bin schon lange und sicher davon überzeugt. Ja, Henrik, es sind zehn Jahre her, daß wir in Kiel Kinderpossen trieben und die trocknen juristischen Collegien nicht selten mit dem Fechtplatze und dem duftenden Alekrüge vertauschten.«

»Wohl, wohl – aber wie war doch Ihr Name, der mir fast noch dunkler ist, als Ihr Gesicht und Ihre Stimme?«

»Gottes Tod, Henrik, wie seid Ihr so vergeßlich! Wie, Ihr kennt Olaf Larssen nicht mehr?«

»Olaf Larssen! Richtig, richtig – das ist der Name, auf den ich mich lange besonnen habe.«

»Ja, ja, Olaf Larssen reitet wieder mit Henrik Paulsen und vielleicht trinkt er auch wieder mit ihm. Wahrhaftig, alter Knabe, ich freue mich so herzlich darüber, daß ich um Eure Hand bitte, die ich solange nicht geschüttelt habe.«

Henrik konnte nicht anders, obwohl sein innerstes Gefühl sich dagegen sträubte, denn er kannte seinen alten Universitätsfreund besser und von einer Seite, die eben nicht zu seinen Gunsten sprach – er reichte also die behandschuhte Hand hinüber, die Herr Olaf mit so großem Eifer drückte, daß man ihn hätte für Wärme halten können, was indessen anzunehmen sein kälterer Gefährte wohlweislich nicht geneigt schien. »Und nun, mein alter Freund,« fing jener wieder an, »wollen wir uns den kalten Weg durch freundliche Erinnerung verkürzen; vergessen wir die neuen Zeiten und denken wir allein an die alten – haha! die alten Zeiten! Ich wünschte, ich hätte einen Krug Porter zur Hand und kredenzte ihn Euch wie ehemals.«

»Mögen wir uns auch ohne Porterkrug der vergangenen Zeiten erinnern – ach! sie waren in der That heiterer, als die jetzigen.«

»Warum das, Henrik, alter Freund? Ihr habt ja erst Achtundzwanzig auf dem Rücken, wenn ich noch zählen kann, und das ist keine schwere Last für einen so wackeren Knochenbau, wie Ihr ihn zeigt. Was habt Ihr gegen die Tage, die einem ehrlichen Menschen gestatten, sich aus dem Staube emporzuarbeiten? He? Nehmen wir sie, wie sie einmal so sind, der *Herr* giebt sie, und wir Menschen können das ja doch nicht ändern.«

»Sind Sie Pfarrer geworden?« fragte Henrik Paulsen nach einer kurzen Pause, wehmüthig lächelnd.

»Pfarrer? Gott soll mich verdammen! Was spricht Ihr für Zeug? Hatte Olaf Larssen jemals auch nur einen Anflug von der Scheinheiligkeit eines Priesters?«

»Er hatte ihn damals nicht, wie ich wohl weiß, aber er scheint ihn jetzt zu haben, denn er führt, was ich nie bei ihm gehört, den Namen des Herrn in seinem liederreichen Munde.«

»Nun, das ist so Mode jetzt, und ich liebe es, in einigen Dingen wenigstens die Mode mitzumachen. Aber holla, Henrik! Aufgeschaut! Ein offenes Wort verräth ein redliches Herz – warum sind die Zeiten jetzt so trübe, daß sie Euer schmuckes Gesicht, das einst so blühend und munter war, in ernste Falten legen?«

»Warum sie so trübe sind – wollt Ihr das erst von mir erfahren? Wenn Ihr den Sturm ungewöhnlich brausen hört, fraget Ihr dann nicht, was dasselbe zu bedeuten habe?«

»Pah! Wir in diesen Landen sind an den Sturm gewöhnt und fragen nicht viel danach. Auch läßt ihn der liebe Gott brausen, der Gerechte aber kümmert sich nicht darum – der Herr sänftigt ihn für die Lämmer, könnte ich sagen, wenn ich ein Pfaffe wäre, was ich glücklicherweise nicht bin.«

»Und was seid Ihr denn?« fragte Henrik mit ernster Betonung und schaute den alten Commilitonen mit aufmerksamer Spannung an.

»Was ich bin? Hm! Das sollt Ihr sogleich erfahren, Henrik, denn ich habe keinen Grund, weder meine amtliche Stellung und meine Handlungsweise gegen Freund und

Feind, noch den Weg zu verhehlen, den ich bei hellem Tage oder bei dunkler Nacht in meinem dem Gesetze geweihten Wirken zu gehen gesonnen bin. Wohlan, so höret denn meine kurze Lebensgeschichte, seitdem wir uns vor etwa neun Jahren in Kiel trennten, Ihr, um zu Eurem Vergnügen oder zu Eurer Belehrung zu reisen, denn Ihr waret nicht allein wohlhabend, um das erste zu befriedigen, sondern auch vernünftig genug, die zweite zu suchen, ich aber, der ich ein armer Beamtensohn war, eine kleine Stellung in Kopenhagen zu suchen, die meinen bescheidenen Ansprüchen für alle Zukunft genügen sollte. Und siehe, mir war das buhlerische Glück günstig in der nordischen Königsstadt; es gab damals wie heute edle Männer im Schooße der glorreichen dänischen Regierung, die meinen guten Willen und meine loyale Anhänglichkeit an ihre gerechte Sache zu würdigen verstanden. Auf ihr Anrathen verließ ich die juristische Laufbahn, die nur Stoff zu unliebsamen Untersuchungen gab, und widmete mich fortan der Verwaltung. Ich wurde anfangs bei den Steuern angestellt, und da ich ein geborener Schleswiger war –«

Und als er einen Augenblick in seiner Rede stockte, ergänzte Henrik, der seine Ohren auf den erzählenden Mann, seine Augen aber in sein eigenes Innere gerichtet hielt – »und da Ihr die Steuerkraft Eurer Landsleute aus eigener Anschauung kanntet –«

»Nun, nun, ob ich sie auch kannte, ich habe mein Wissen nie zu ihrem Schaden, vielmehr nur zum Wohle des ganzen Vaterlandes benutzt –«

»Ihr meint doch das Vaterland bis zur Eider, nicht wahr?«

»Hm! Nein, darin verkennt Ihr mich gänzlich – da ich also ein geborener Schleswiger und mit allen Verhältnissen meiner Heimat genau vertraut war, so gelang es mir, meinen Vorgesetzten auf eine Weise zu dienen, die eben so angenehm für sie, wie ehrenvoll für mich war, was man so nennt, ja, ehrenvoll, Herr Paulsen, was Ihr auch darüber denken mögt, denn ich verstehe Euren spöttischen Blick recht gut. Als ich in jener Abtheilung der Verwaltung das Meinige geleistet, trat ich in eine andere, die mir nicht weniger Aufklärung und Anerkennung verhiess, in – in eine sehr nützliche, aber auch kitzliche – in die der Polizei, und so habe ich denn, wie die Biene nur aus den süßen Blumen den Honig saugt, die bitteren aber unberührt läßt, meinen Honig aus den mir wohlgefälligen Anstellungen gesogen und bin endlich, mit Gottes und unseres guten Königs Hülfe, – den der Herr beschützen möge! – auserlesen, mit der Zeit eins der Aemter als Hardsvogt zu erhalten, die hier oder dort ihren derzeitigen Besitzer auf irgend eine Weise verlieren möchten. Gegenwärtig aber befinde ich mich in Aufträgen, die ich Euch nicht näher bezeichnen kann, auf einer kleinen Rundreise, wobei ich ganz zufällig das Vergnügen hatte, nach langen Jahren wieder mit Euch zusammen zu treffen, Euch aufrichtig mein Herz zu eröffnen und nun endlich von Euch zu hören, was Ihr mir über Euern eigenen Lebenslauf und Eure ferneren Aussichten freundschaftlich mitzutheilen habt.«

Herr Olaf hatte mit etwas unsicherer Stimme und meist abgewandtem Gesichte, dann und wann stockend und sich besinnend, diese seine sehr allgemeine und in der That unvollkommene Beichte abgelegt, und als er, einen kurzen Stoßseufzer von sich gebend, damit zu Ende gekommen war, benutzte er das nachdenkliche Schweigen seines Gefährten, um sich eine neue Cigarre anzubrennen, was ihm die wohlthuende Gelegenheit verschaffte, sein Gesicht abermals einer möglichen Beobachtung zu entziehen. Als das seine Nasenspitze wärmende Feuer im besten Zuge war und die bläulichen Duftwolken spielend mit den Morgennebeln sich vermischten, wandte er endlich sein forschendes Auge auf den noch immer schweigenden Mann an seiner Seite, der seinen Blick geradeaus auf die Ohren seines Gaules gesenkt hielt, den er dicht neben dem Falben in leichtem Paßgange dahintrotten ließ. Es war nicht zu verkennen, und Henrik Paulsen bemerkte es wohl, obgleich er nichts außer sich zu bemerken schien, daß sein leichtfertiger Begleiter während der letzten Worte seiner Mittheilung ernster und bedächtiger geworden war, als er sich vorher gezeigt hatte, und eben daraus schloß er sehr richtig, daß der loyale Lebenslauf seines ehemaligen Studiengenossen wohl heimlicheren und gewichtigeren Obliegenheiten gewidmet gewesen sei, als er sie eben nur so obenhin angedeutet hatte.

Das Gespräch gerieth nun einige Augenblicke in's Stocken, als sich plötzlich Henrik Paulsen zu seinem Nachbar wandte und mit ruhigem Tone sagte: »Ich bin Euch sehr verbunden für Eure gefällige Offenherzigkeit;

aber darf ich mir die Frage erlauben, warum Ihr mir dieselbe nicht auf dem Dampfboote erwiesen, wo doch Zeit genug dazu gewesen wäre, und warum Ihr Euch überhaupt erst hier auf der Landstraße mir genähert und Euch als einen alten *Freund* zu erkennen gegeben habt?«

»O! Ah!« stotterte der wider Willen etwas verblüffte loyale Polizeimann – denn dafür müssen auch wir ihn nach seiner eigenen Erklärung halten – »Also Ihr habt mich schon an Bord bemerkt? Dachte ich mir es doch! Haha! Aber wie wäre das so leicht möglich gewesen! Bedenkt doch die vielen Menschen, die Störungen, die langen Ohren und die großen Mäuler der – der – aber halt,« fuhr er mit einem anscheinend ehrlichen, in Wahrheit aber sehr verschmitzten Lächeln fort, – »wir kommen ganz von unserem Thema ab. Ich habe Euch nun Alles gesagt, was Euch über mich selbst erwünscht sein könnte – jetzt ist die Reihe des Hörens an mich gekommen, und ich erwarte, Ihr werdet einem alten Schulkameraden eben so offen und ehrlich entgentreten, wie er selbst Euch entgentreten ist.«

»Offen und ehrlich!« sagte Henrik Paulsen zu sich selbst. »Der Narr! Glaubt er wirklich, mich mit seiner dummen Offenheit und Ehrlichkeit zu beschwindeln? Hm! Sehen wir, was er ferner beabsichtigt, denn daß er etwas beabsichtigt, ist so sonnenklar, wie der heillose Nebel um uns her immer dicker und steifer wird.« Eben wollte er seine laute Gegenrede beginnen, als ihn der weniger vorsichtige Olaf noch einmal unterbrach.

»Hört mich an,« rief er etwas leiser als vorher und drängte seinen trügen Falben noch näher an den Rappen heran, »vielleicht fällt es Euch schwer, mir Alles zu sagen, was Ihr auf dem Herzen habt. Ich kann mir das in Eurer Lage wohl denken. Aber damit Ihr Muth fasset und Euch nicht scheut, mir etwas zu enthüllen, was Ihr anderen Menschen zu verbergen vielleicht Grund genug habt, so will ich Euch sagen, was mir selber von Eurem Schicksale bekannt ist, denn ich habe zufällig Gelegenheit gehabt, einen Blick in das Chaos Eurer Lebensgeschichte zu werfen.«

Bei diesen in der That sehr offenherzigen Worten erhob Henrik Paulsen sein nachdenkliches Haupt und starrte seinen seltsamen Gefährten nicht ohne wahrhaftes Erstaunen an. »Wirklich!« rief er. »Habt Ihr Euch schon mit meiner winzigen Lebensgeschichte bekannt gemacht? Ei, das ist vortrefflich; so laßt sie mich aus Eurem Munde vernehmen, vielleicht habe ich den Vortheil dabei, mittelst Eurer objektiven Anschauung mein eigenes Ich richtiger beurtheilen zu können, als ich in meiner befangenen Subjektivität mir bisher träumen ließ. Vorwärts, Herr Olaf Larssen, laßt Euer Tau schießen, Ihr findet guten Ankergrund in mir.«

»Ich dacht' es mir wohl, ich dacht' es mir, alter Knaube, daß Ihr nicht unzugänglich wäret, wenn man nur den rechten Punkt an Euch berührt. Nun, also heraus damit. Was ich von Euch in Erfahrung gebracht, das heißt, versteht mich recht, was ich hier und da gerüchtweise über Euch vernommen, ohne daß ich besonders danach

forschte, ist ungefähr Folgendes. Vom Jahre 37 bis 39 studirt Ihr in Kiel die Jurisprudenz. Haha! Das war für Euren phantasiereichen Kopf ein zu trockener Boden und darum satteltet Ihr um und warfet Euch auf das Studium der Geschichte der philosophischen und politischen Wissenschaften, und wurdet ein sogenannter Diplomat, worin Ihr damals in Kiel einige gute Vorbilder hattet.«

»Ziemlich richtig; aber nicht die Gründe, welche Ihr anführt, Olaf, brachten mich zu diesem Wechsel, sondern äußere Verhältnisse besonderer Art bestimmten mich dazu. Doch, dünkt mich, sage ich Euch damit nichts Neues, wenn ich anders Eure Miene recht verstehe.«

Herr Olaf, der ehemalige Steuerbeamte, der gegenwärtige Polizeimann und der zukünftige würdevolle Hardsvogt, lächelte schlaue bei diesen aushorchenden Worten. »Ja, ja,« sagte er schmunzelnd, »ich sehe es immer klarer, Ihr seid in Wahrheit ein Diplomat geworden und versteht Euch auf die Entzifferung der Gedanken und Gesichter der Menschen –«

»Vielleicht so gut, wie Ihr Euch auf die Erkenntniß der Abstammung eines fünischen Rosses versteht, denn ich muß Euch nun ehrlich sagen daß dieser mein wackerer Rappe kein Füne, sondern ein vollblütiger und patriotischer Seeländer ist, wie je einer auf jener gnadenreichen Insel geboren ward.«

»Haha! Schlauer Fuchs, der Ihr seid, wenn ich Euch darin trauen kann! Aber nur weiter im Texte. Also wir standen bei Eurer Umsattelung. Diese erfolgte also nach Eurer Meinung zumeist aus dem Grunde, weil Ihr eine

Erbschaft von einem reichen und kinderlosen Oheime in Kopenhagen erwartetet, weshalb Ihr Euch auch Jahre lang in der Königsstadt aufhieltet, die doch sonst nicht viel Verführerisches für Euch besaß.«

»Das ist ziemlich richtig – weiter!«

»Indessen fandet Ihr einige unerwartete Schwierigkeiten in Bezug auf den Antritt dieser Erbschaft, als der Oheim gestorben war –«

»Sagt es nur gerade heraus, da Ihr auch das wißt – ich war kein ächter Däne, vielmehr nur ein einfacher, armer Schleswiger von Geburt, mit einem Worte, ein Deutscher – ein Reichsfeind.«

»Sachte, sachte, alter Freund, wer wird sich so vorschnell verrathen! – Ihr solltet nur ganz einfach ein Schriftstück unterzeichnen, daß Ihr Gut und Blut dem Könige von Dänemark, Sr. Majestät Christian dem Achten, als treuer Diener widmen wolltet –«

»Ja, aber als König von einem untheilbaren Dänemark, was es doch nicht war, nie werden konnte, – und ich sollte mein Herkommen, meine Ueberzeugung, die Gerechtigkeit meiner vaterländischen Ansprüche mit einem Eide abschwören – freilich – und darum eben kam die Unterschrift nicht zu Stande –«

»Und Ihr verloret die Erbschaft, um die Ihr bis vor Kurzem, obwohl vergeblich, prozessirt habt – ist es nicht so?«

»Auch das ist richtig – aber weiter, Eure Weisheit wird bald an's Ende gelangt sein –«

»Da habt Ihr es. Ihr warft Euch den neuesten Bestrebungen der Deutschgesinnten in die Arme, um Euch dadurch zu helfen – ach, das war der weiteste Weg, zu Euren Ansprüchen zu gelangen – Ihr wurdet ein dem dänischen Königthume feindseliger Geschichtsforscher, ein anonymer Pamphletist, ein politischer Klopffechter –«

»Ein Klopffechter? Nein, Mann, bei der Seele meines Vaters, das wurde ich nicht, das konnte ich niemals werden, denn ich blieb, was ich war, was ich noch bin und ewig bleiben werde, ein –«

»Sachte, sachte, sage ich; schließt Eure Rechnung nicht vor dem Abende. Was Ihr bleibt oder werdet, könnt Ihr eben so wenig wissen, wie ich – was Ihr aber wurdet –«

»Nun, sprecht es nur aus, Ihr verwundet mich jetzt sehr wenig damit, denn die traurige Thatsache liegt hinter mir – meine Papiere wurden eines Tages in meiner Abwesenheit vom Hause durchsucht und entwendet, ich wurde verhaftet, für den Verfasser verschiedener Aufsätze erkannt, sechs Monate –«

»In einem sicheren Verwahrsam gehalten, aus dem Ihr vor wenigen Tagen zufolge der königlichen Amnestie entlassen seid, mit der gerechten Verwarnung –«

»Ein reuiger und gebesserter Sohn des vielgeliebten jungen Vaters in Kopenhagen zu werden, nicht wahr?«

»So ist es. Was soll ich Euch nun noch sagen?«

»Darauf kann kein Mensch neugieriger sein, als ich selber. Was *könnt* Ihr mir noch sagen?«

»Daß Ihr unverantwortlich gehandelt habt – Ihr waret ein gemachter, ein angesehener Mann mit Eurem Vermögen und Euren Fähigkeiten, ein Mann von Gewicht in dem neu auflebenden Königreiche, dessen Sonne seit vier Wochen im Aufgehen begriffen ist –«

»Oder auch nicht, wie man es nehmen will.«

»Ihr irrt Euch, schwer, Henrik Paulsen, Ihr sehet die öffentlichen Angelegenheiten von einer falschen Seite an.«

»Das Recht hat nur *eine* Seite für mich, für die Menschheit, für Alles, was athmet und lebt auf Erden,«

»Aber nicht für uns, nicht für Euer Vaterland, für Euern König –«

»Für meinen König? Ja, da habt Ihr Recht. Aber auch für mein Vaterland? Ich bin ein Schleswiger –«

»Nun, und?«

»Und was noch? Man will Schleswig aus den Blättern der Geschichte streichen, man will es zu einer Provinz des nordischen Inselreichs machen – aber nein, nein, nein, Olaf Larssen, das wird nun und nimmer geschehen, denn Schleswig und Holstein sind selbständige Staaten, in den Herzogthümern herrscht der Mannstamm unserer Herzogsfamilie, und diese Herzogthümer sind eng verbundene Staaten, und – und –«

»Nun und was noch? frage auch ich.«

»Und wir sind deutsche Männer und keine dänischen Knechte!«

»Lirum, larum!« brummte der dänische Kämpe still vor sich hin und wandte sein Gesicht links ab in ein Gehöft

hinein, an welchem sie so eben vorüber wollten, um seinem stolzen und ehrlichen Gefährten nicht in das auffordernde Gesicht blicken zu müssen. »Worte, Worte, nichts als leere, todte Worte!«

»Nicht leere, todte Worte,« rief der edle junge Mann, dessen ganzes Gefühl aus seinen Augen leuchtete. »Vielmehr Worte, die durch ein geheiligtes Recht anerkannt durch unzählige Schwüre von Königen und Fürsten verbrieft und besiegelt sind –«

»Und die dennoch nichts als Worte bleiben –«

»Wenn sie nicht endlich zu Handlungen führen, die noch ernster und geheiligter sind, als diese Worte –«

»Still, Mann, still, die Winde haben Flügel und tragen die Worte der Menschen zu den Ohren –«

»Der Menschen, ja, zu Ohren, die erschaffen sind, um das Gehörte zu den Herzen weiter zu führen – ja, ich weiß es, bei Gott!« Und der Redende, den das Gespräch über so wichtige und schwer verkannte Gegenstände innerlich zum Enthusiasmus entflammt hatte, richtete sich hoch in seinem Sattel auf, so daß er beinahe um einen ganzen Fuß über den Mann neben ihm emporragte, und nahm die Zügel seines Gaules fester in die Hand, als ob er ihn auf das zunächst folgende Unternehmen allmählig vorbereiten wollte.

»Ihr handelt unklug, Henrik, sehr unklug, wenn Eure Gedanken in Eurem Sinne auch noch so gerecht und geheiligt sind,« nahm endlich der Falbenritter wieder das Wort.

»Das Recht ist unwandelbar und unumstößlich; die Schlangenklugheit der Listigen und Begehrlichen kann es niemals unterdrücken.«

»Flausen, Flausen, nichts als Flausen, haha!«

»So!« rief entrüstet Henrik Paulsen und hielt seinen aufmerksamen Gaul an einer Stelle der Landstraße an, wo ein sandiger und schmaler Fahrweg zur Rechten in ein dicht bereiftes Tannengebüsch ablenkte, dessen Richtung der immer undurchdringlicher gewordene Nebel nur auf wenige Schritte erkennen ließ. »So? Sprecht Ihr also zu einem Manne, der, so lange er folgerecht denken und männlich handeln konnte, sein ganzes Leben in dem festen Bestreben hingebracht hat, seinen Ueberzeugungen vom Rechtes gemäß zu leben, zu handeln und zu sterben, wenn es nicht anders geht, – dann, dann, Herr Olaf Larssen, ist unsere Scheidestunde für immer gekommen. Ihr gehet fortan links, ich rechts. Hier ist die Straße, die mich meines Weges führt. Wir wollen sehen, wer zuerst an sein Ziel kommt. Gehabt Euch wohl, auf Wiedersehen, Herr Olaf – oder auch nicht, wie es Gott, dem Herrn, gefällt, dessen Namen Ihr so oft im Munde und so wenig im Herzen führt. Adieu! – Und seinem seit langer Zeit aufmerkenden und lustig schnaubenden Gaule beide Sporen einsetzend, warf er ihn rechts in den Sandweg hinein, und schneller, als der verblüffte Herr Olaf es vermuthen konnte, war er im stärksten Galopp hinter dem bereiften Tannengebüsche und dem dichten Nebelwalle verschwunden.

Herr Olaf Larssen hielt noch immer unbeweglich auf seinem Platze, denn auch er hatte vorher seinen Falben angehalten. Sein kupferfarbiges Gesicht verlängerte sich, seine stieren Augen rissen sich weit auf, und als ob ihm ein vergebens gebanntes Gespenst aus dem Zauberkreise entwichen, starrte er dem Davonjagenden nach, dessen scharfen Galopp er noch eine kurze Weile vernahm, dann aber – die brennende Cigarre war schon längst seinem geöffneten Munde entfallen – fuchtelte er instinkartig mit der Reitpeitsche in der Luft herum, ohne dem pfeifenden Nebel wehe zu thun, und tief aufschnappend wie ein Fisch, der lange nicht aus seiner luftleeren Tiefe aufgetaucht, brachte er einen langgezogenen Seufzer hervor, der echolos in der ihn umgebenden Einsamkeit verhallte.

»Daß Dich Gott verdamme, Du deutscher Hund!« hauchte er endlich in zähneknirschender Wuth hervor, die aber nun keinen Gegenstand mehr hatte, an dem sie sich auslassen konnte – »daß Dich Gott verdamme! Du hast mir eine Nase gedreht – ich bin ein geprellter Mann! Aber wart', wenn Du mir auch heute entwischt bist, morgen ist auch ein Tag und ich habe die Witterung Deiner Spur. – Nach Husum geht er gewiß nicht, das war eine Finte; ich muß mich also wahrhaftig nach dem verfluchten Rattenneste Schleswig wenden. Ha! verdammte Schurken, alle zusammen! Orla Lehmann hat Recht, man muß Euch mit blutigen Striemen auf den Rücken schreiben, daß Ihr Dänen seid!« –

Und als wäre sein Gaul an dem eben erlittenen Unfälle schuld, riß er ihn mit leidenschaftlicher Faust herum, daß das arme Thier erschrak, hinten und vorne ausschlug und beinahe seinen erbosten Reiter abgeworfen hätte. Dieser aber, sich überzeugt haltend, daß bei dem dichten Nebel und der Flüchtigkeit des Pferdes Henrik Paulsen's an keine sichere Verfolgung zu denken sei, wandte sich auf den Weg nach Flensburg zurück, um sich daselbst mit seinen Helfershelfern zu berathen und später die Spur des deutsch gesinnten Mannes bis Schleswig zu verfolgen, denn daß er dahin gegangen sei oder trotz seiner scheinbaren Umkehr nach Norden später gehen werde, schien Herrn Olaf Larssen keinem Zweifel zu unterliegen.

## ZWEITES KAPITEL. DAS PÄCHTERHAUS IM SUNDEWITT.

Henrik Paulsen hatte alle Ursache, mit den Leistungen seines Rappen, mochte er nun aus Fünen oder Seeland stammen, bei seinem ersten Proberitte zufrieden zu sein, denn er bewies eben so viel Ausdauer im schnellsten Laufe, wie angenehme Sicherheit auf jenen so holprigen, oft schmalen, oft eingesenkten, bald bergauf, bald bergab über Hecken und Gräben führenden Wegen, wie sie gewöhnlich nur ein geschultes Jagdpferd edelster Race zu zeigen pflegt. Und welches war der Weg, den unser Flüchtling so plötzlich, und dennoch nach reiflicher Ueberlegung und im vorsorglichen Gefühle unzweifelhafter Nützlichkeit am Mittage des 19. Februar einschlug? In einem ziemlich großen um die Stadt Flensburg herumführenden Bogen reitend, hielt er nicht eher an, um seinem

braven Pferde Rast zum Verschnaufen zu geben, als bis er die hügelige Ebene von Bau erreicht hatte und das einsame Dörfchen und dahinter die breite Straße liegen sah, die westwärts nach Tondern führt. Ohne Ahnung daß das freie Gefild, welches er so eben durchschnitt, wenige Monate später, als erstes Schlachtfeld, mit den blutenden Leichen seiner Landsleute bedeckt sein würde, ließ er auch diese jetzt verödeten Strecken hinter sich und bewegte sich nun in gemächlichem Trabe dem Westen der Halbinsel zu. An eine Verfolgung von Seiten seines zudringlichen alten Freundes, den er vom ersten Augenblicke an zuerst auf dem Schiffe, sodann in der Gaststube des Herrn Rasch und endlich auf offener Landstraße, wohin er ihm ohne Zweifel absichtlich nachgeritten war, für einen geheimen Spion gehalten, dachte er nicht im Geistigsten mehr, ja, in der Voraussetzung, daß schon mehrere Stunden Weges zwischen ihnen lägen und keine ähnliche Gefahr für die nächste Zeit drohen würde, hatte er sich schon während seines hastigen Rittes durchaus wohlthuenderen Gedanken überlassen, und seine Phantasie weilte im Voraus in der Nähe Derjenigen, die er jetzt auf seiner Rundreise besuchen und, da sie warmen Antheil an seinem Schicksale nahmen, über den Ausgang desselben beruhigen wollte. Und so verließ er nach einem halbstündigen Trabe auch die Straße nach Tondern wieder und wandte den Kopf seines Pferdes dem Norden zu, auf welchem Wege er denn auch, als die Mond-dämmerung sich mit den Nebeln des Tages vermischte,

ein stattliches Gut erreichte, welches einer seiner Freunde bewohnte, dessen Gastfreundschaft er für die nächste Nacht in Anspruch nehmen wollte.

Doch es liegt nicht an unserer Absicht, den jungen Mann in diesen Edelfhof zu begleiten; wir begegnen ihm erst am folgenden Morgen wieder, als kaum der Tag angebrochen war und die Glocken des nächsten Dorfturmes den Sonntag feierlich einzuläuten begannen.

Noch immer lagen dichte Nebelschichten über den menschenleeren Triften und blattlosen Gehölzen ausgebreitet, aber es däuchte unserm Reisenden, daß die Kälte sich bedeutend gemäßigt habe und der schneidende Nordostwind milder geworden sei. Ja, als er noch eine kurze Wegstunde weiter geritten war, schien es ihm sogar, als ob die Wolkenberge um ihn her sich allmählig zu verdünnen begännen, denn sein spähes Auge erfaßte von Zeit zu Zeit einen weiteren Horizont, es traten dann und wann entfernter liegende Gehölze, Hügel und Dorfschaften hervor, und gegen Mittag endlich, als er eines zweiten Freundes Hof verließ, hatte sich der Nebel fast gänzlich gesenkt, der Himmel schwamm in heiterer Bläue über ihm und Gottes allmächtige Sonne, die um so freundlicher uns begrüßt, je seltener sie sich zeigt, lächelte in mildem Glanze die auflebende Erde an. Unser Freund fühlte sich bei diesem erheiternden Anblicke von einem unaussprechlich wohlthuenden Gefühle angehaucht; so lange der feuchte Nebel seine düsteren Locken um ihn geschüttelt, hatte ein dumpfer Druck auf seinem Herzen gelegen, als er aber gesunken, erschien es ihm,

als wäre der Vorhang eines dunkelen Schicksals vor ihm aufgerollt, und die Welt, die in ihrem frischen Glanze vor ihm lag, leuchtete ihm viel schöner, herrlicher, jungfräulicher als sonst entgegen. War es vielleicht deshalb, weil er sich bereits inmitten seiner heimatlichen Gefilde, in dem gemüthlichen Sundewitt befand, dessen hochragende Buchenwälder, dessen Hügel und Thäler, jetzt freilich öde und halb erstarrt, ihm von jeher einen Reiz zu besitzen schienen, den er selbst in schöneren und geprieseneren Ländern wiederzufinden niemals im Stande gewesen war?

Von Holebüll nach Gravenstein reitend, hielt er sich an letzterem Orte eine Stunde bei einem anderen Freunde auf, und als nun der Nachmittag weiter vorrückte, wandte er sich wieder dem Norden zu, und bald erreichte er das Dorf Baurup, dessen Kirchthurm er schon aus weiter Ferne als einen alten Bekannten begrüßt hatte.

Für einen nicht im Sundewitt geborenen Reisenden, nachdem er die große Straße zwischen den einzelnen Kirhdörfern verlassen, wäre es schwer gewesen, sich den richtigen Weg durch die unzähligen Kreuzpfade, die sich zwischen Gräben und Knicken durch moorige Thäler und über bewaldete Hügel hinzogen, einem bestimmten Ziele ohne Schwanken entgegen zu winden, aber Henrik Paulsen war in diesem Distrikte geboren und groß geworden, wie alle seine Landsleute kannte er jeden noch so kleinen Pfad, jedes Gebüsch, jedes Moor, fast jeden Baum, und selbst die Namen der Landleute waren ihm

bekannt, über deren Felder er ritt und an deren gastlichen Thüren er nach und nach vorüber kam.

Im friedlichen Stilleben, sehnsüchtig des kommenden Frühlings gewärtig, ruhten in öder Winterzeit ringsum Land und Flur; die Natur selbst schien diesen lieblichen Landstrich zum Schauplatze einer Idylle bestimmt zu haben und kein jäher Lärm, kein Ausbruch unharmonischen Getöses unterbrach die lautlose Stille, die über den ganzen Umkreis des meerumflossenen Sundewitt gebreitet war. Und so friedvoll die ruhende Landschaft sich zeigte, so harmlos bewährte sich auch der Sinn ihrer einfachen Bewohner. Von dem Erzeugnisse ihres fruchtbaren Bodens ernährt, nur dem Ackerbaue und der Viehzucht ergeben, ihre Gedanken kaum auf die brennendsten Fragen der Gegenwart richtend, ließen die fleißigen Landleute einen Tag nach dem andern von ihrem Lebenspfade fortrinnen, ohne des kommenden zu gedenken, ganz allein den gegenwärtigen genießend. Noch keine Ahnung des schaudererregenden Tages, der mit stürmendem Glockengeläute die schlummernden Geister aus ihrer Ruhe aufschrecken sollte, so nahe er ihnen lag, zeigte sich auf den Gesichtern der rüstigen Gestalten, die unserem Wanderer auf seinem heutigen Wege begegneten und, freundlich mit Mund und Hand grüßend, ihrem sonntäglichen Vergnügen nachgingen.

So war es allmählig Abend geworden und Henrik ließ seinen Rappen, der des Tages Last und Mühe bald hinter sich haben sollte, in langsamem Schritte seines Weges ziehen, den er ungeleitet kannte. Die Dämmerung des

friedlichen Tages senkte sich feierlich nieder, wie ein Schleier über das Antlitz der kurz vorher lachenden Erde sinkt und die einzelnen Züge desselben allmählig in formlose Gestaltung verschwimmen läßt. Von Norden und Osten her aber hauchte ein rauher und würziger Luftzug heran, dessen Wirkung Roß und Reiter fühlten, dessen Ursache aber Letzterem eben so bekannt wie willkommen war. Beide schauerten leicht, aber nicht vor Kälte allein, denn das Thier witterte den nahen wärmenden Stall, und der Mensch erfreute sich im Voraus der wohlthuenden Heimat, die sein Fuß so lange nicht betreten hatte. Die Strömung des kalten Luftzuges aber kam vom Meere her, jenem schönen Meere, welches seine rollenden Gewässer so liebevoll in die Buchten des Landes sendet und über dessen Oberfläche der hörbare Athem Gottes streicht, ehe er die reichgesegneten Länder und ihre Bewohner umfächelt.

Auch das Dorf Warnitz hatte der Reisende endlich hinter sich gelassen und darin einigen ihm begegnenden Landleuten die Hand gedrückt. Wenige Worte waren gewechselt, ein baldiger Besuch in den nächsten Tagen aber war allen versprochen worden. Ein großer Hof lag nun zur Rechten, kaum einen Büchschuß vom nahen Sundede entfernt. Als Henrik die grauen Strohdächer dieses Hofes von Weitem liegen sah, fühlte er sein Herz lauter und schneller in seiner Brust pochen. Er hatte sein ehemaliges Vaterhaus erblickt, wo ihm der Tag des Lebens vielverheißend aufgegangen war. Ach! aber die Eltern, die ihn mit liebevoller Hand großgezogen, die ihn

gepflegt und mit sorgender Zärtlichkeit überschüttet hatten, sie weilten nicht mehr darin, denn schon lange deckte sie der grünende Rasen, der unweit davon am Fuße eines kleinen Hügels im Abendrothe schimmerte. Gestorben waren sie ihm für immer, bald nach ihnen drei hoffnungsvolle Geschwister, und keine Macht auf Erden gab sie ihm, dem allein Verwaisten, wieder. Und mit ihnen aus seinem Besitze gewichen war das herrschaftliche Gut, und fremde Hände, von den dänischen Inseln herübergezogen, walteten und schafften jetzt darin. Ein düsterer Flor lagerte sich um sein ernstblickendes Auge, als er dies und manches Andere bedachte und die trostlose Gegenwart mit der süßen Vergangenheit verglich. Fast mit Gewalt riß er die schönen und doch so traurigen Erinnerungen aus seinem blutenden Herzen. Und links ab, etwas dem Westen zu und dem Apenrader Meerbusen entgegen, lenkte er seinen willigen Rappen, und als er in diese Richtung schaute, gelang es ihm, wenn auch mit innerer Ueberwindung, sich dem unvermeidlichen Gesicke zu entziehen und dem möglichen Glücke des kommenden Tages hoffnungsvoll hinzugeben. Denn seine jetzige Heimat, das einzige Besitzthum welches er auf Erden das seine nannte, nachdem ihm das Schicksal alles Uebrige entrissen, ein bäuerliches Grundstück, lag vor ihm. Ein wohlmeinender Mann, von Geburt ein Angelsachse, hatte es in Pacht genommen und zahlte dafür einen leidlichen Zins. Er, der brave Rasmus Harms, war

der Vater des jungen Bauers Matthias, der am Tage vorher in Flensburg den bestellten Rappen in die Hände unseres Freundes geliefert und seine aus Kopenhagen mitgebrachten Habseligkeiten sicher nach Hause geschafft hatte.

Auf diesem einsamen, von aller Welt weit abgelegenen Gehöfte, dicht am Ufer des Meeresarmes, der sich nach Apenrade schlängelt, hatte Henrik sich ein Stübchen vorbehalten; dahin pilgerte er jetzt, um in ungestörter Ruhe zunächst seine Gedanken zu ordnen, seine Handlungsweise zu überlegen und – so Gott wollte – sein nächstes Schicksal zu erwarten.

Das Zwielflicht des schnell hereinbrechenden Abends, noch nicht von dem Lichte des langsam emporquellenden Mondes erleuchtet, der am Tage vorher seine größte Rundung erreicht hatte, ließ den heimkehrenden Reiter die vor ihm liegende Ferne nur in ihren äußeren Umrissen erkennen, und dennoch drang sein forschender Blick, gleichsam die ihn umgebende Dunkelheit mit dem Lichte seines inneren Auges erhellend, in diese Ferne vor und er glaubte mehr und deutlicher zu sehen, als in der That zu sehen möglich war. Dennoch aber war es hell genug, die nächste Nähe in ihren Einzelheiten zu unterscheiden, und an diese halten auch wir uns, indem wir Schritt für Schritt mit dem von Zeit zu Zeit laut wiehernden Rappen vorschreiten.

Hinter dem Dorfe Warnitz hatte er einen kurzen Heckenweg nach Westen eingeschlagen und war auf diesem in einen Buchenwald gelangt, wie man ihn hehrer und gleichmäßiger in seinen emporstrebenden weißlichen Riesenstämmen sich kaum denken kann. Denn die Buche ist das heimische Gewächs dieser gesegneten Landstriche, sie gedeiht hier in vollkommener Fülle, sie strebt aus dem üppigen Boden schnurgerade zum freien Himmel auf und bietet mit ihren riesigen Wurzeln und ihren zwei bis drei Fuß dicken Stämmen, aus der Salzluft der umgebenden Meere Stoff zum Widerstande saugend, den schneidenden Winden Trotz, die bald von Osten, bald von Westen her über den schmalen Landgürtel jagen.

Der fette Marschboden hob sich hier allmählig zu einer hügelartigen Anschwellung empor und erreichte seine höchste Höhe in unmittelbarer Nähe des Hofes, der in einer Lichtung jenes Buchenwaldes auf einem parallel mit dem Meere laufenden Kamme lag, und dachte sich unmittelbar hinter demselben in einen weidenreichen Wiesengrund ab, an dessen tiefster Stelle sich die murmelnden Wellen brachen. Jene Lichtung öffnete sich jetzt vor Henrik's Augen und er nahm schon aus der Ferne die leuchtende Feuerflamme wahr, die aus dem Hintergrunde des Hauptgebäudes emporflackerte und dem durchfrorenen Wanderer sein letztes und zugleich warmes Ziel andeutete. Kaum aber hatte ihn die letzte Wendung des Weges in den vollen Anblick des gastlichen Feuers gebracht und die stille Luft den Schall des über die

Wurzelstöcke klappenden Pferdehufes in jene Richtung getragen, so drang das Geheul der wachsamem Hunde aus dem Gehöfte hervor, dem der Rappe mit freudigem Gewieher lauter als vorher antwortete. Noch einige hundert Schritte weiter, und vor uns liegt die sechs Fuß hohe steinerne Mauer, die das Gehöft Rasmus Harms umschließt, an deren weitgeöffneter Pforte dieser selber mit seinem Sohne und seinen Knechten den sehnlichst erwarteten Herrn mit lauter Begrüßung empfängt, während ein in Holzschuhen stolpernder Junge die maaßlos heulenden Hunde mit einem Knüttel zur Ruhe zu bringen sucht.

Verweilen wir einen Augenblick bei Rasmus Harms, während er dem Herrn selber den Steigbügel hält und mit kurzen, aber wohlgemeinten Worten nach seinem Befinden fragt. Selten hatte eine stattlichere und in ihrer Art stolzere Gestalt auf mächtigeren und zu größerer Sicherung des wuchtigen Oberkörpers weit auseinandergestreckten Beinen gestanden, als wir sie an unserm neuen Bekannten finden; selten hatten treuere lichtblaue Augen aus einem gutmüthigeren Gesichte, dem man dennoch nicht einen energischen Ausdruck absprechen konnte, hervorgeblickt. Den dampfenden Stummel im Munde, ohne den es nun einmal nicht ging, die wollene Zipfelmütze auf dem langbehaarten, breiten Kopfe, einen rothgefütterten warmen Friesrock über die kurze, mit silbernen Knöpfen verzierte Hausjacke gezogen, in faltigen Kurzhosen von olivenfarbigem Manchester und in dunkelblauen, von einer silbernen Schnalle unter dem Knie

zusammengehaltenen Strümpfen, die in schweren ledernen Schuhen steckten und ein Paar Beine von beneidenswerthem Umfange erlernen ließen, stand er am Kopfen-  
de des Rappen und drückte seinem Herrn so herzlich die Hand, daß diesen ein schmerzliches Wehgefühl darüber ergriff. Gleich darauf trabte der Rappe ohne Aufforderung in den wohlbekanntem Stall, denn er wußte sein Tagewerk beendet, und Rasmus Harms führte mit gravitäischem Schritte den Ankömmling an die Schwelle des Wohnhauses. Da stand es mit seinem alten, verräucherten Giebel, auf dessen breitesten Querbalken in Holz geschnittene Bibelsprüche prangten, unter dem Schutze des fußdicken Strohdaches, von dessen First ein ungeheures Storchnest, jetzt freilich leer von seinen sommerlichen Gästen, seit uralten Zeiten herabschaute, und öffnete gastlich sein breites Thor, dessen Flügel sich jedoch unmittelbar hinter den eingetretenen Bewohnern schlossen.

Henrik Paulsen befand sich innerhalb der Gränzen seiner neuen und alleinigen Heimat. Langsamem Schrittes durchwandelte er an der Seite seines Pächters die lange Tenne, hier Diele genannt, hinter deren Raufen zur Rechten die Stiere und Kühe an ihren Ketten rasselten, und zur Linken die Pferde neugierig ihre Köpfe aus den Krippen hervorstreckten. Mit halb beklommenem Athem zog er den qualmenden Rauch ein, der in langgezogenen Säulen vom Feuer im Hintergrunde der Diele her ihm gleichsam zur Begrüßung entgegenwirbelte und sich einen Ausweg in's Freie suchte, wo er ihn finden konnte.

Am Ende der Diele aber dehnte sich das große Haus zu dem gewaltigen Raume der Küche aus, an deren beräucherter Decke zahllose Schinken, Würste und Speckseiten sich zum appetitlichen Schmause rüsteten, während rings an den Wänden im Widerscheine der flackernden Heerdflamme kupferne Geräthschaften jeder Größe sauber blitzten. Im hintersten Raume der Küche aber, mitten zwischen zwei Thüren, die in die Familiengemächer des Pächters führten, prasselte auf granitene Quadern das Feuer, über dessen gewaltig lodernder Flamme ein ungeheurer Kessel schwebte, der an eisernen Ketten vom beweglichen Dachbalken leise schwankend herniederhing.

In diesem behäbigen Raume herrschte eine wohlthuende Wärme, die den erstarrten Reisenden um so behaglicher umwallte, als sie mit den kräftigen Gerüchen gemischt war, welche aus einer brodelnden Pfanne emporstiegen, mit deren Inhalte eine der vielen rothröckigen Mägde beschäftigt war. Aber Henrik Paulsen hatte hier noch zwei herzliche Begrüßungen auszutauschen. Auf der steinernen Schwelle der Küche, ihrem unbestrittenen Reiche, stand Ursel, das Weib des Rasmus Harms, eine Matrone von ansehnlichem Wuchse, gewichtigen Formen und einem Gesichte, welches einst gewiß so schön gewesen war wie das, welches an ihrer Seite dem nahenden Herrn entgegenlächelte. Denn respektvoll einen Schritt hinter der Mutter, knixend und

leise erröthend, dann aber gleich darauf die dargebotene Hand des verehrten Herrn schüttelnd, stand Margrethe, die Tochter des Hausherrn, ein dralles, rothwangiges Angelkind mit lichtblondem Haar und Augen so blau, wie der Schooß des Meeres. Stattlich wallte um ihren geschmeidigen Leib der weite kurze Wollrock, und das knappe blaue Tuchmieder mit den silbernen Schnüren und der eng anliegende Brustlatz umschloß so prall ihre vollen jugendlichen Formen, wie das flittergestickte Häubchen mit den lang herabhängenden Bändern auf dem Hinterkopfe kaum die widerstrebenden Haarflechten bemeisterte. Hinter beiden Frauen aber drängten sich die kichernden Mägde heran, neugierig, den niemals gesehenen Herrn wenigstens aus bescheidener Ferne zu betrachten, von dem seit langer Zeit so viel des Guten gesprochen und der jetzt gekommen war, in ihrer Mitte seine stille Wohnung aufzuschlagen.

»Grüß Euch Gott, Herr!« sagte die Mutter zum dritten Male und wischte sich mit dem Rücken der linken Hand die Freudenthränen aus dem Auge, während ihre Rechte die des jungen Mannes umspannt hielt – Gott, Herr, und wolle es Euch unter uns wohlbehagen!«

Nachdem auch Margrethe einen warmen Händedruck und dabei einen freundlichen Blick empfangen, der ihr das Wohlwollen des lange nicht gesehenen Herrn versicherte, trat Rasmus Harms wieder zu diesem heran und

fragte ihn, ob es ihm genehm sei, sein Zimmer zu betreten, um es sich vor dem fertigen Abendessen ein bisschen bequem zu machen. Henrik Paulsen, dem die Worte fehlten, da er sich so liebevoll empfangen sah, nickte ihm beistimmend zu und, sogleich ein Licht ergreifend, schritt ihm voran der stämmige Wirth ein paar Stufen zur Seite der Küche hinauf, die zu dem Zimmer führten, welches im neuen Anbaue des Hauses über den Wohnräumen des Pächters lag und zur Aufnahme des geehrten Herrn eingerichtet war. Und bald befand sich Henrik allein und hatte Muße genug, sich in seiner neuen Behausung umzublicken, nachdem sein Wirth zwei Kerzen auf dem Tische angezündet und bescheiden das Zimmer wieder verlassen hatte.

Man denke sich die Wohnung, die Henrik von diesem Augenblicke an als die seinige betrachten sollte, wenigstens was ihre innere Ausstattung anbetrifft, keineswegs als eine unsern jetzigen Begriffen von Bequemlichkeit und Eleganz entsprechende. Denn sie bestand aus einem einzigen großen Gemache mit drei ziemlich kleinen Fenstern in einer Linie, die nach dem Meere hinausgingen. Ein großer und ein kleiner Tisch, ein altväterischer leidlich gepolsterter Ruhestuhl und ein halbes Dutzend gewöhnlicher Rohrstühle machten Alles aus, was von Geräthschaften darin wahrzunehmen war. Ein großer, unten eiserner, oben mit blauen Fliesen bekleideter Ofen, von Außen heizbar, durchwärmte das Gemach reichlich, und als einziger Schmuck prangte über den Fenstergesimsen

ein sehr einfacher, nicht über zwei Fuß langer Musselinvorhang, den Margrethe mit eigenen Händen aufgehängt und für das Schönste und Vollkommenste der Art hielt, was je eine weibliche Hand in dieser abgelegenen Gegend zu Stande gebracht hatte. Die Vorzüge also, welche diese Wohnung für unseren genügsamen Freund vor vielen anderen voraus hatte, bestanden außer ihrer schönen Aussicht in's Freie, von der wir nachher sprechen werden, ganz allein in ihrer Einsamkeit und Stille, Vorzüge, die für Menschen von Henrik's Schlage allerdings nicht zu verachten sind, denn er bedurfte derselben für die ersten Gedanken und Beschäftigungen, denen sobald wie möglich sich hinzugeben er ernstlich gesonnen war.

Einer besonderen Eigenthümlichkeit auch dieser Wohnung aber müssen wir noch gedenken, die uns selbst, als wir während des deutsch-dänischen Krieges zum ersten Mal eine ähnliche betraten, zumeist in die Augen fiel und die Einfachheit jenes Volksstammes ebenso deutlich charakterisirt, wie seine Neigungen und Liebhabereien. Man merkt nämlich, sobald man ein solches Zimmer betritt, daß man der See und den Gewohnheiten, die auf ihr herrschen, sehr nahe ist, denn man findet viele Einrichtungen der Seeleute auf die Wohnungen des festen Landes übertragen. So z. B. sind die meisten Räumlichkeiten, Diele und Küche ausgenommen, beschränkt, die Treppen eng, die Balkenlagen der Decken niedrig, und jeden kleinen Raum hat man zu irgend einem Gebrauche weise benutzt, wie man es zwischen den engen Planken eines Schiffes zu sehen gewohnt ist. Dort wie hier sind auch

die Wände der Zimmer mit braun gebeiztem Holzgetäfel ausgeschlagen und man bedarf niemals des tragbaren Schrankes, da dergleichen in allen Formen und Tiefen in die Fugen dieser hölzernen Wände selbst eingelassen sind. Ein solches verschließbares Fach in der Wand zeigt auch, nachdem man die Flügelthüren davor weit geöffnet, das in der Regel für drei oder vier Personen bestimmte breite Bett, und damit man nicht zu oft Verlangen trage, sich auf dieses verführerische Lager zu strecken, ist es so hoch über dem Fußboden des Zimmers angebracht, daß man stets mittelst eines Stuhles, nicht selten sogar mit Hülfe einer kleinen Leiter hinauf und hinein klettern muß, wozu auch einige Uebung gehört, wie wir die spaßhafte Erfahrung zur Genüge selbst gemacht haben. Auf das an diese Einrichtung nicht gewöhnte Auge des Fremden macht es einen eigenthümlichen Eindruck, wenn er zufällig in ein solches noch von seinen hochschwebenden Insassen bewohntes Zimmer tritt, er glaubt ein lebendes Bild in kolossalem Rahmen hoch an der Wand zu sehen, und er fragt sich verwundert, wer es da oben aufgehängt, da die Leiter, die zu demselben führt, nicht selten von dem Bewohner des Hintergrundes dieses Bildes in die Höhe gezogen wird, um vor gesellig gestimmten Katzen und Hunden in seiner patriarchalischen Ruhe gesichert zu sein.

Ein auf diese Weise zubereitetes Bett war auch die hauptsächlichste Bequemlichkeit des Zimmers, welches wir oben beschrieben haben, und Henrik hielt es für seine Schuldigkeit, sich von der guten Beschaffenheit der

dazu verwandten Erfordernisse zu überzeugen, denn ein behagliches Lager für die Nacht, nachdem der Tag in Arbeit und Mühe verstrichen war, liebte er, und zu seiner Freude fand er, daß Rasmus Harms Frauen auf diesen seinen einzigen Luxus die möglichste Sorgfalt verwendet hatten.

Als er so die einfache Ausrüstung seiner Wohnung betrachtet und seine Erwartungen in dieser Beziehung vollkommen befriedigt gefunden hatte, begab er sich an die Besichtigung seiner durch Matthias Harms überbrachten Besitzthümer. Zu seinem Behagen fand er Alles unverseht vor, und bald lagen seine Kleider, seine Wäsche, seine Bücher und Schriften, mit einem Worte, alle kleinen Habseligkeiten, die er von Kopenhagen mitgebracht, an Ort und Stelle, und er machte es sich nun endlich selbst bequemer, da er den ersten Abend zu Hause zuzubringen beschlossen hatte. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Gemaches und die blauen Augen Margrethens blickten ihn zutraulich an.

»Darf ich eintreten, Herr?« fragte das im Sonntagschmucke prangende Mädchen.

»Immer herein, Margrethe, Du bist mir willkommen; ich habe Dir überdieß zu danken für Deiner Hände Arbeit in diesem Gemache, – Du hast Alles recht hübsch gemacht –«

»Ach lieber Gott, der Herr spaßen wohl nur!« Und sie wurde blutroth, vor Freude, daß ihr Herr mit ihren schwachen Leistungen zufrieden schien.

»Ich spaße nicht, denn es ist Alles reinlich und in Ordnung, und das liebe ich.«

»Soll ich es vielleicht noch wärmer machen, Herr Henrik?«

»Bei Leibe nicht, es ist warm genug – aber was wolltest Du mir sagen?«

»Ich sollte fragen, ob der Herr hier oben oder unten im Pesel bei dem Vater speisen will?«

»Ich werde heut Abend hinunter kommen, von morgen an aber werde ich auf meinem Zimmer essen.«

Das Mädchen trippelte die Treppe hinab und Henrik folgte ihr fast auf dem Fuße. Unten in der Putzstube Harms, in der Volkssprache Pesel genannt, waren für den heutigen Abend große Vorkehrungen zum würdigen Empfange des Gastes getroffen. Ein geräumiger Tisch, nur für zwei Speisende mit Tellern und, schneeigem Linnen versehen, stand mit allem Zubehör mitten in der großen Stube; auch die Stühle waren schon davor gerückt. Hinter dem einen stand Rasmus Harms und erwartete seinen Gast. Als er laut gebetet und sich mit Henrik gesetzt hatte, stellte sich Frau Ursel hinter den Stuhl ihres Gatten und Margrethe hinter den ihres Herrn, beide gewöhnt, ihre Hauspflicht zu erfüllen und die speisenden Männer zu bedienen. Gleich darauf öffnete Jemand von Außen die Thür und eine flachshaarige Magd, im runden rothen Friesrocke und knappen von Silberborten

strahlenden Mieder, trug rasch nach einander sämtliche Speisen auf den Tisch, an denen der Appetit der beiden Männer sich versuchen sollte, in der That eine Fülle von kräftigen Nahrungsmitteln bietend, die ein Dutzend hungriger Mägen gesättigt hätte. Als der geröstete Schinken eines fetten Ferkels auf dem Tische dampfte und Rasmus Harms einige saftige Schnitten heruntergesäbelt, öffnete Frau Ursel einen Wandschrank und holte eine Flasche Portwein und zwei alterthümliche Kelchgläser hervor, die sie vor die zulangenden Männer stellte, während Margrethe den Kork lösete und das feurige Getränk kredenzte. Dem Schinken folgte ein gebratener Dorsch von riesiger Größe, sodann eine Gans mit ihren steten Begleitern, den gebackenen Pflaumen, und endlich die unvermeidliche rothe Grütze, die der Bewohner jener Gegenden als Speiseschluß niemals in Anspruch zu nehmen vergißt. Während des Essens wurde sehr wenig gesprochen, denn beide Männer erfüllten den Wunsch der Frauen, nämlich so Viel von jedem Gerichte zu essen, wie ihnen möglich war. Als aber die Grütze zweimal die Runde gemacht und die Tafel damit beendet war, trugen die Frauen die Reste fort und ließen nur die Flasche stehen, von nun an die Männer ihrer Gesellschaft beraubend, die jetzt ihren Gedanken Luft zu machen begannen, ein Bedürfniß, dem wenigstens Rasmus Harms bisher nur mit Mühe Einhalt gethan hatte. Doch wartete er, nicht weniger bescheiden als seine Frauen, mit Fragen, die ihm schwer auf dem Herzen lagen, bis Henrik die Antwort

auf die seinigen erhalten, die sämmtlich äußerst befriedigend lauteten, da sie die Wirthschaft, ihren reichlichen Ertrag und sonstige auf das gepachtete Gehöft bezügliche Gegenstände betrafen.

»Seid Ihr jetzt fertig mit Euern Fragen, Herr?« lautete Rasmus' Anrede, als endlich Henrik schwieg und ein Glas des feurigen Weines leerte.

»Ja, Harms, ich bin fertig; was habt Ihr mir sonst noch zu sagen? Doch ich bitte Euch, kurz zu sein; morgen, wenn wir unsere Nachbarn besuchen, werde ich Euch unterwegs erzählen, was es Neues in Kopenhagen giebt.«

»Ach, Herr, was scheert mich Kopenhagen! Wir leben im Sundewitt, und viel Gutes werdet Ihr nicht zu berichten haben, denn Gutes kommt nicht daher. So ist es also besser, wir behalten für heute unsere gute Laune und sparen den Aerger bis morgen. Das ist es auch nicht, was ich Euch fragen wollte!« Und er schob mit der Rechten die Zipfelmütze von dem Ohre und kratzte sich dahinter, als habe er etwas Kritisches im Sinne und wage sich nicht recht mit der Sprache heraus. Auf einen ermunternden Blick seines Herrn aber räusperte er sich, und nachdem er seine kurze Pfeife in Brand gesetzt, die niemals die Tiefe seiner Hosentasche verließ, ohne in den Mund zu wandern, flüsterte er mit vorgeneigtem Kopfe und blinzeln dem Auge: »Darf ich von Eurer eigenen Angelegenheit sprechen, Herr?«

Henrik erröthete leicht und senkte das Auge, wobei ein tiefer Seufzer seinen Lippen entfuhr. »O Rasmus, alter Freund, hört mich an. Mit meinen Angelegenheiten in

Kopenhagen ist es vorbei. Mein Prozeß ist verloren, und Alles, was ich noch besitze und erwarten kann an zeitlichen Gütern, ist dieser Hof und sein Ertrag.«

Laut schallend fiel die schwere Faust des Sundewitters auf die Tischplatte, so daß die Flasche tanzte und die Gläser ihren dunklen Inhalt auf das weiße Linnentuch ergossen. »Verloren?« rief er mit donnernder Stimme, »Ihr habt Euern Prozeß verloren? Auch das noch nach der schmählischen Haft für ein ehrliches deutsches Wort? Ist es möglich, wie? Und der König, wofür haben wir ihn – konnte er Euch nicht zu Eurem Rechte verhelfen?«

»Der König, Harms? Mir zu meinem Rechte verhelfen? Glaubt Ihr, daß das so leicht ist? Kann er sich denn selbst zu seinem Rechte verhelfen? Haben ihm nicht die weisen Männer des Danebrog den Daumen auf das Auge gedrückt? Und er sollte an mich denken, der arme Mann, für mich etwas thun, wenn er auch wollte? – Ha, haltet Ihr mich etwa für einen Dänen, Mann, dem der Besitz der Welt verheißen ward?«

»Nein, Herr, bei Leibe nicht, Ihr seid nicht von jenem kalten, selbstgefälligen Stamme, kein fischblütiger Däne, Ihr seid ein Schleswiger, ein Sundewitter, das ist ein Deutscher, und Gott soll mich strafen, wenn Ihr je etwas Anderes werdet, so viel man Euch auch locken mag!« Und er streckte seine breite Hand über den Tisch und drückte herzlich und warm die Rechte, die alsogleich in die seine fiel. »Aber wie, ist es Euer ganzer Ernst, ist der Prozeß ohne Widerruf verloren, keine Möglichkeit des Gewinnens der rechtmäßigen Erbschaft vorhanden?«

»Keine, Rasmus, nicht die geringste – laßt es aber für heute genug sein, morgen mehr davon; für jetzt muß ich Euch gute Nacht sagen. Ich habe noch zu arbeiten und dann hat der heutige Tag auch seine Ruhe verdient.«

Auch Rasmus erhob sich, und als er so mit seiner breiten Brust vor der schlankeren Figur des jungen Mannes stand, der ihn nur an Länge überragte, trat er noch näher an ihn heran, legte beide Hände gewichtig auf seine Schultern und blickte ihm liebevoll in die treuen blauen Augen.

»Herr,« sagte er mit gepreßter Stimme – »nur *ein* Wort noch. Ihr kennt mich – ich bin der alte Rasmus Harms. Ich habe niemals ein Hehl aus den schlechten und gerechten Gedanken gemacht, die mir der Herrgott im Himmel verliehen hat, und hier in meinem alten Herzen hämmert es so laut, daß es heraus muß, was darinnen ist. Ja, Herr, mein guter kleiner Henrik, den ich schon als Knaben auf den Armen gewiegt – sagt mir – ich frage Euch – kann ich Euch mit irgend einer Liebe dienen? Mit Geld und Gut? Sagt es und nehmt es, denn die Kiste mit Spezies ist gefüllt, meine Scheunen und Ställe sind bis an die Dachsparren voll, und das Gras läßt Gott alle Jahre auf dem Felde wachsen. Mein Herz aber – mein Herz –«

Er konnte nicht weiter sprechen; Thränen erstickten seine Stimme und er schämte sich nicht, sie offen vor den Augen seines jungen Freundes fließen zu lassen.

»Mein guter Rasmus,« erwiderte Henrik und ergriff fest die Hand des wackeren Mannes, »ich danke Euch.

Aber ich brauche im Augenblicke nichts, was Ihr mir geben könntet. Wenn ich einmal etwas gebrauche, so werde ich Eurer Freundschaft gedenken und mich an Niemand wenden, als an Euch. Aber für jetzt behaltet Eure Spezies, sorget für Scheunen und Ställe, denn – denn – es könnte eine Zeit kommen, wo beide geleert sind und jene da drüben,« – und er streckte seine Hand gegen das Meer aus – »Euch selbst um den Sparpfennig Eures Lebens berauben.«

»Wie, Herr, meint Ihr den Dänen, den unersättlichen? Wollte Gott, er käme und suchte sich etwas bei uns! Beim Teufel und seinen Heerschaaren, wie, er selber sich verschwört, er soll etwas finden – diese hier!« Und er hob beide nervige Fäuste empor, schlug sie an einander, daß es laut durch das ganze Zimmer schallte und steckte sie dann in die Taschen seiner Jacke, während er mit kochendem Athem und wuchtigen Schritten die krachende Diele maß.

Henrik schritt ihm voran nach der Küche. Margrethe ergriff eine Leuchte und führte ihren Herrn in sein Zimmer zurück, nachdem er noch einmal dem Vater und der Mutter die Hände geschüttelt. Lächelnd und knixend und eine gute Nacht wünschend, huschte sie wieder die Treppe hinunter und Henrik Paulsen war wieder allein in seinem Zimmer, wo er für heute wenigstens die erwünschte Ruhe gefunden zu haben glaubte. Aber er täuschte sich, wie wir sehr bald erfahren werden. Henrik hatte gleich nach seiner Ankunft einige Briefe zu schreiben beabsichtigt, aber das kurz vorher geführte Gespräch hatte seine

Geistesruhe unterbrochen und herben Gedanken den Zutritt zu seiner Seele geöffnet. Um sie entweder niederzukämpfen oder im glücklichsten Falle ganz zu vergessen, ging er einige Male leise im Zimmer hin und her und dachte über den Edelmuth seines Pächters nach, der nur ein Bauer war, aber mit einem Herzen begabt, wie es die stolze Brust jedes Edelmanns geziert hätte. »So sind sie beinahe alle,« sagte er zu sich selber, »diese wackeren Söhne unseres Landes, sie geben, was sie selber haben, und wer über ihre Herzen und Arme zu gebieten hat, der ist Herr einer mächtigen Heerschaar. Darum aber eben hassen sie jene Insulaner, darum möchten sie sie vertilgen aus den Gauen dieses Landes oder wenigstens ihnen für das deutsche Herz ein dänisches Stück Fleisch einsetzen – ja, selbst in deutschen Zungen sie zu ihrem Gott beten zu lassen, ist ihnen ein Gräuel. O, mein armes Vaterland, wann wird der im Stillen fressende Kampf entschieden sein, der so lange schon und schneidend seine Zähne an dein Liebstes, Theuerstes setzt? Denn daß sie Deine Fluren besitzen, Deine Reichthümer an ihren Tand vergeuden, Deine Söhne über das Meer führen, um sie zu dänischen Knechten zu entwürdigen, das ist nicht halb so hart und verwerflich, als daß sie Deinen Geist unterdrücken, Deine Sprache vertilgen, Deinen Lebensnerv, den Zusammenhang mit den Brüdern in Deutschland, unterbinden wollen. Halt – ist Jemand draußen vor der Thür?«

»Ja, Herr, ich bin es,« rief Rasmus Harms Stimme, und seine tastende Hand griff eben an die Thürklinke und er

trat rasch in das Zimmer. »Ihr müßt schon entschuldigen, daß ich noch einmal störe, aber beinahe hätte ich vor Freude über Eure Ankunft vergessen, was ich Euch doch noch heute mittheilen muß. Gestern Abend kam der Postbote von Warnitz herüber und brachte mir einen großen Brief. Da ist er, da. Und als ich ihn öffne, denn Ihr seht, er trägt meinen Namen auf der Adresse, siehe, da finde ich drei Briefe an Euch selber darin, mit der Bitte, sie Euch zu überliefern, sobald ich bestimmt wüßte, wo Euer Aufenthalt wäre.«

Henrik nahm ihm die Briefe aus der Hand, dankte und trat damit dem Lichte näher, um die Aufschrift zu prüfen. »Ah,« sagte er, »ich kenne die Handschriften, sie kommen aus Kiel von meinen Freunden!« Und eben wollte er den einen öffnen, während Rasmus, die Klinke in der Hand, noch immer zwischen Thür und Angel stand. »Aber wie!« rief er plötzlich. »Sehe ich recht? Sind die Briefe in dieser Gestalt in Eure Hand gelangt?«

»Wie meint Ihr, Herr, ich verstehe Euch nicht.«

»Kommt einmal her, Harms, machet die Thür zu. Seht hier – das Siegel ist erbrochen gewesen – versteht Ihr mich?«

»Von *mir* nicht, bei Leibe nicht, Herr! Ihr werdet doch das nicht von mir denken?«

»Nein, Rasmus, nein, ich denke das nicht von Euch, und es ist nicht das erste Mal, daß mir dergleichen in diesen Landen und Zeiten begegnet. Wisset Ihr, wer diese Briefe erbrochen hat – denn da seht nur, auch diese sind künstlich zugeleimt, nicht einmal die geringe Mühe

hat man sich gegeben, das schnöde Thun mit sorglicher Hand zu vertuschen – wißt Ihr, sage ich, wer sie erbrochen hat?«

»Wie soll ich es wissen, Herr, da sie so in meine Hände gekommen sind?«

»Nun, ich will es Euch sagen – das hat die königlich dänische Polizei gethan, die lauernde, spähende, überall Unheil und Verrath witternde Polizei.«

»Nein, Herr, sagt nein! Das wäre ja selbst ein nichtswürdiger Verrath!«

»So sehet *Ihr*, so sehe ich, so sieht alle Welt es an, aber nicht jene erhabenen Herren, die dergleichen für eine tugendhafte Handlung halten. Ja, diese dänische Tugend ist bei uns Deutschen Verrath. Aber beunruhigt Euch nicht. Die Freunde, die hierher ihre Briefe an mich senden, wissen wohl, was sie thun, es wird nichts in den Briefen stehen, was Euch und mich selber zu Schanden machen könnte.«

Und er schlug vorsichtig einen Brief nach dem andern auseinander und fand, wie er vermuthet, daß sie nur gleichgültige Nachrichten von Freunden, die anfragten, wie es ihm ergehe, wo er sich aufhalte, wohin er sich zu wenden gedenke, und nicht ein einziges Wort über die Lage der öffentlichen Angelegenheiten enthielten.

Als Rasmus auch davon unterrichtet war, entfernte er sich mit wehmüthigem Kopfschütteln, um heute von seinem Freunde zu scheiden und sich zur nächtlichen Ruhe

vorzubereiten. Henrik aber faltete die Briefe wieder zusammen, legte sie in ein Fach seines Wandschranks, welches nur er zu öffnen verstand, und schritt wieder nachdenklich im Zimmer auf und ab. Die schon früher gemachte und jetzt wiederholte Entdeckung, daß die heimliche Eröffnung vertraulicher Briefe kein Gegenstand des Abscheus der dänischen Gewalthaber sei, war nicht geeignet, sein aufgeregtes Blut zu beruhigen, und ein neuer, eben nicht wohlthuender Gedankengang hatte seine Seele in Anspruch genommen. Er bedurfte der Abkühlung, es wurde ihm zu warm im Zimmer, viel zu warm für sein bewegtes Herz. Er trat an ein Fenster, öffnete es und blickte hinaus. Und das war das beste Mittel, seinen Kummer zu beschwichtigen und die Wallung seines Blutes zu besänftigen, denn der Anblick der vor ihm liegenden Landschaft, des nach Osten und Westen weithin sich dehnenden breiten Wassergürtels hatte stets eine wunderbare Gewalt über ihn ausgeübt. Und was erblickte sein Auge, als es in stiller nächtlicher Stunde aus diesem Fenster sah? Eine der schönsten Buchten, welche das baltische Meer in zahlloser Abwechslung und Fülle auf der Ostküste der Herzogthümer bildet, indem es seine stolz fluthenden Gewässer weit in das gesegnete Land hinein sendet und Straßen schafft, auf denen der rastlos thätige Mensch von Land zu Meer und von Meer zu Land pilgert, um die Erzeugnisse beider zu tauschen, zu genießen, ist der prachtvolle Meerbusen von Apenrade. Beinahe zwei Meilen lang und an der weitesten Stelle seines Ausganges eine Meile breit, stellt er die Form eines Füllhorns

dar, dessen Spitze dicht vor der Stadt Apenrade in gefälliger Schwingung sich nach Norden umbiegt, und dessen Oeffnung, gegen das baltische Meer gewandt, seine Wasser im Süden gegen den Alfener Sund, im Norden gegen die Insel Barsöe und weiter hinaus gegen Fünen sendet, ein sanft gewundenes Becken bildend, so lieblich in seinem geschlängelten Laufe, von so reizenden Ufern begränzt und meist unter einem so heiteren Himmel strahlend, daß schon manches Herz beim Anblicke desselben vor Freude hoch aufgeschlagen hat. Gewaltige Buchenwälder mit goldgrünen Blätterkronen steigen die schimmernden Anhöhen hinan, die sich bald in jähem Absturze, bald in sanften Wellenlinien allmählig empor-schwingen; saftig grünende Wiesengründe, von zahllosen Rinder- und Pferdeheerden bevölkert, wechseln von Zeit zu Zeit mit üppig wogenden Kornfeldern ab. Spiegelklar fluthet stolz und prächtig das in der Ruhe so friedliche, im Sturme so tobende flüssige Element auf und ab, und wirft zugleich mit der Bläue des nördlichen Himmels auch zahllose Bilder friedlicher Dörfer, stattlicher Häuser und malerischer Fischerhütten in strahlendstem Glanze zurück. Hier am Strande des leise athmenden Meeres ragen keine Ruinen verfallener Größe, keine königlichen Schlösser und Thurme, keine fürstlichen Dome empor, hier am Strande des Meeres allein rauschen in stillem unzerstörbaren Gange die ewigen Wellen, glänzt das stets sich verjüngende Laub riesiger Wälder, haucht der heilsame Athem des großen, Leben und Gedeihen spendenden Gottes.

Und wer in behaglicher Ruhe an einem schönen Sommertage, wo die milden Winde würzige Düfte von Osten herüber fächeln, am Strande zu sitzen, auf die blendende Wasserfläche hinauszuschauen und sein lauschendes Ohr an der Musik der murmelnden Wellen zu weiden liebt, o, der vermag viel an einem Tage zu sehen und zu bewundern, der kann reiche Betrachtungen anstellen über die enthüllten Wunder der unentweihten Natur und über die schöpferische Gewalt des alle Elemente sich unterwerfenden Menschen. Denn nicht ist es die wilde brausende Nordsee, deren dunkle Wogen ein jagender Sturmwind mit spritzendem Schaume dahinfegt, nicht branden die schäumenden Wasserberge mit schallendem Getöse an den klippenzerrissenen Ufern, nicht wie ein zürnender Donnergott fluthet hoch auf das zerstörende Meer, oder zieht sich feige zurück, wenn seine Siegesstunde vorüber, nur den schlammigen Meeresgrund mit seinem ekelhaften Moraste und die faulenden Ueberreste sonst lebendiger Wesen zeigend, – nein, hier wogt das blaue, heitere baltische Meer, dessen schimmernde Fluthen meist in sanften Schwellungen dahingleiten und am Rande des grünenden Ufers mit bläulichen Kieselsteinen spielen, flüsternd wie harmlose Kinder, tanzend wie neckische Elfen. Und doch ist es kein Schwächling mit gebrochener Kraft, den wir vor uns haben. Sehet nur das königliche Schiff mit seinen breit ausgespannten Flügeln dahinziehen, wie die mächtige Woge es stolz auf ihrem Rücken trägt, wenn der Wind sein Morgenlied singt, oder wie zu anderer Zeit der wachsende Sturm die tosenden Wassermassen schwellen

macht, daß sie die riesigen Bäume mit den Wurzeln aus dem Strande reißen und manchen allzu kühnen Schiffer im nassen Todesbette begraben.

Aber das Alles war es nicht, was Henrik an diesem Abende vor Augen hatte, denn weder eine bewegungslose, sanfte Strömung, noch grünende Bäume, noch lustig segelnde Schiffe waren auf dem Wasser und an seinem Ufern zu sehen. Schon lange war der warme Sommer mit seinen balsamischen Lüften verflogen, die Blätter waren zur Erde gesunken und rauschten vor Dürre im spielenden Winde, und öde und traurig blickten die braunen Anhöhen in die kalt vorüber gleitende Fluth hinab. Seine Phantasie nur hatte sich den heimatlichen Umkreis im glänzendsten Lichte gedacht, wie er ihn so oft in früheren Jahren bewundert und in seiner Erinnerung unvergeßlich aufbewahrt. Heute, in kalter Februarnacht, brauste der Ostwind jach von der Rechten daher und schüttelte die widerstrebenden Wellen auf, daß sie klagende Töne von sich gaben. Rollende Eisstücke, dann und wann mit lautem Krachen zusammenstoßend, tummelten sich auf den weißen Spitzen der Wogenberge und wühlten das Gestrüpp des Strandes auf, wenn der sausende Wind sie zu Lande jagte. Und dennoch war es ein herrlicher Anblick, an dem sich sein Auge labte. Denn unabsehbar weit nach allen Richtungen hatten sich die blauen Himmel geöffnet und funkelten ihren ewigen Glanz in tausend und abermals tausend Lichtern hernieder, und von Osten her schwebte der glühende Mond herauf, Alles und Jedes, Berge und Wasser, Erde und Luft mit seinem perlenden

Lichte verherrlichend. Beinahe athemlos vor Wonne und Entzücken stand der staunende Sohn des Landes da und begrüßte die nächtliche Scene. Westwärts und ostwärts flogen abwechselnd seine Blicke und umfaßten den ganzen sichtbaren Horizont, während sein Ohr das tiefe Murmeln der Wellen und das prasselnde Geräusch der berstenden Eisschollen einsog. Das war Musik für seine Seele, das war Labung für sein tief wehmüthiges Herz. Endlich aber wandten sich seine Augen in gerader Richtung über den Meerbusen, und auf *einer* Stelle des nördlichen Ufers, etwa eine halbe Stunde von der See entfernt, blieben sie haften. Da oben auf dem höchsten Punkte der ganzen Uferstrecke, dem schönen Andreasberge, wohnte einer seiner liebsten Freunde im stattlichen Herrenhause, und ihn und seine Familie begrüßte er innig im Stillen, denn auch ihn hatte er seit dem letzten Sommer nicht gesehen und erst den nächsten Abend hatte er auf Emmerslund – so hieß das Gut des Freundes – zuzubringen beschlossen. Als er aber endlich seinen Blick von dieser Höhe wieder zum Ufer hinabsenkte, begann sein Herz lauter zu schlagen. Noch eine süßere Stelle gab es für ihn an jenem Ufer und nur mit zaghafter Scheu und innerlichem Beben wagte er ein Haus zu suchen, welches, als das erste von drei kleinen einsamen Strandwohnungen etwas weiter nach Osten hin, unmittelbar am Fuße des Andreasberges lag. Und schon hatte er es gefunden und er behielt es fest im Auge, denn aus seinem Erdgeschoss blinkte ein Licht wie ein Stern herüber und sagte ihm, daß der alte freundliche Bewohner desselben, ein

von seinen Irrfahrten ausruhender Seekapitain, in seiner idyllischen Wohnung sei. »Gruß, Gruß auch ihm!« dachte er eben und nickte im Stillen mit dem Kopfe dazu, als er plötzlich zusammenschrak und sein Auge verwundrungsvoll zu dem oberen Stockwerke desselben Hauses erhob. Denn in diesem Augenblicke schien es ihm, als ob auch dessen Fenster sich erhellten und ein kleiner Lichtstrahl daraus über das kiesreiche Ufer glitte und mit rosigem Widerscheine sich in den Wellen spiegelte.

»Irre ich mich,« sagte er leise, »oder ist es wirklich ein Licht? Könnte es nicht des Mondes blitzender Strahl sein, der so eben das obere Fenster getroffen? – Nein, der Mond ist es nicht, er steht noch zu tief, und alle drei Häuser ruhen im tiefsten Schatten der Nacht. Ha! Wer kann das sein, was hat es zu bedeuten, daß dieses Zimmer, welches im Winter stets das Auge geschlossen, es heute so weit geöffnet hat?«

Und er sprang rasch zu einem Verschlage in der Wand, holte ein gutes Fernrohr herbei und schraubte den Nachtspiegel ein, um so deutlich wie möglich die Ferne zu untersuchen. Im Nu war das Rohr gestellt und sein scharfes Auge blickte über den Meeresarm hinüber. Nach kurzer Beobachtung aber ließ er es schon wieder sinken.

»Vater im Himmel! Nein, ich habe mich nicht getäuscht. Es ist wirklich Licht im oberen Stockwerke des Epheuhauses. Wie mir mein Herz schlägt – sollte die Bewohnerin schon jetzt, mitten im Winter –?« und er senkte das Haupt, ging mit leisen Schritten im Zimmer auf und nieder und vergaß sogar das Fenster zu schließen, durch

welches der schneidende Nordost seine kalten Lüfte hereinjagte.

Aber welches liebende Männerherz hat je den erkältenden Wind gefühlt, wenn es von einer einzigen Empfindung lodern erfüllt war? Wann fror ein Mann, wenn seine Seele glühte vor Entzücken, das Weib, das einzige Weib zu sehen, welches für ihn auf Erden geschaffen war?

Endlich, nach langem Stillschweigen, brach sich das innerliche Gefühl Bahn, von welchem die gequälte Brust so ganz erfüllt war, und sprach sich in folgenden Worten aus: »Wie! Welches traurige und doch so süße Schicksal verfolgt mich! Ist es nicht genug, daß ich in so kurzer Zeit mein Vermögen eingebüßt, daß meine reinsten Handlungen für Verbrechen ausgelegt wurden, daß ich eingekerkert und mein ehrlicher Name für ewige Zeiten an den Pranger geschlagen ward? Muß ich nun hier, wo ich allein Ruhe und Vergessen finden kann, gleich in den ersten Stunden meiner Ankunft an den großen Schmerz erinnert werden, der mich seit vier Jahren als mein Fluch und doch als meine höchste Seligkeit verfolgt? Ja, es sind vier Jahre her, daß jenes unvergeßliche Weib mir zum ersten Male seit meiner Kinderzeit in dem abgelegenen Epheuhaus des alten Bardow wieder vor Augen trat. Ich sah sie und war von ihr berauscht – denn sie ist meine erste Liebe. Da erfuhr ich, daß sie das Weib eines Andern sei, und meine Qual begann. Und doch zog es mich alle Sommer hierher, wie den frierenden Zugvogel die warme Tropenluft anzieht, sie wiederzusehen und ihre Stimme

wieder zu hören, denn ich wußte es wohl, daß sie mit dem Storche und der Schwalbe in ihr Sommerhaus einzog. Ein unglückseliges Verhängniß schwebt über ihr und dies Bewußtsein vielleicht machte sie mir um so theurer. Auch sie sucht in den kurzen Sommermonaten Erholung und Ruhe an diesen heimischen Gestaden, denn auch sie ist von einem großen Schmerze und mancherlei Sorge gepeinigt. Diesmal kam ich aber nicht ihretwegen, diesmal kam ich meinetwegen; wenn sie anlangte, wollte ich wieder fern in anderen Himmelsstrichen sein, denn ich hatte beschlossen, ihr niemals wieder zu begegnen. Ist sie aber, die sonst ihretwegen kam, diesmal vielleicht meinetwegen gekommen? – Ich armer Thor, wie könnte ich das hoffen! Was bin ich, was besitze ich, was lasse ich für die Zukunft erwarten, daß sie den Wunsch und die Neigung hegen könnte, ihr Schicksal mit dem meinigen einst zu verbinden, wenn das ihrige erst frei von den traurigen Banden ist? Und doch achtet, doch schätzt sie mich, ich weiß es, der Capitain drüben hat es mir gesagt, und ihr Auge hat mir gestanden, daß sie das Weh meines Herzens ergründet hat. Aber was hilft mir das? Lieben wir ein Weib, um uns damit zu begnügen, zu wissen, daß es uns achtet und schätzt? Gab uns die Natur nicht das begehrende Herz, den köstlichen Trieb des ungetheilten Besitzes? Besitz? Ich sie besitzen? Kann ich sie ernähren, wie ihr Stand es verlangt, wie die Welt vom Manne es fordert, dem das Weib aus freier Hand seine Neigung zuwendet? Habe ich eine Stufe im Leben erklommen, die sie mit mir zu theilen das Verlangen tragen könnte? O, da bin ich

wieder, wo ich war, ich bin ein Enterbter, ein Gebrandmarkter, ein Missethäter im Sinne des königlichen Gesetzes – aber nein, nein, nein, Henrik, das bist Du nicht, das königliche Recht ist diesmal kein Recht, für mich wenigstens, für uns Alle nicht; die Richter, die über mich zu Gericht gesessen, sind vom Parteigeiste bestochene Richter gewesen, man hat mich ungerecht verurtheilt, man hat mich widerrechtlich bestohlen, ich bin allein ein Opfer meiner treuen, gesetzmäßigen, vaterländischen Gesinnung, meiner heimatlichen Gefühle geworden – ach, das ist der einzige Trost, die einzige Beruhigung, die ich aus meinem Schiffbruche gerettet – sieh, wie das Licht einem Sterne gleich in ihrem Zimmer funkelt – es bewegt sich – ha! sie ist es vielleicht nicht; die alte Lore, des Capitains Weib, wird durch das Zimmer gegangen sein – nein, es bleibt, es haftet auf derselben Stelle. Aber ach, was soll das Jammern, das Klagen? Bin ich ein Wortheld geworden, der seine selbstische Leidenschaft zum Gegenstande seiner Anstrengungen macht, die einem edleren Triebe gewidmet sind? Halt also – ich will mich bis morgen gedulden; morgen Nachmittag segle ich nach Emmerslund hinüber, dort werde ich erfahren, ob meine Besorgniß oder meine Freude gerechtfertigt ist und was ihre frühzeitige Anwesenheit zu bedeuten hat. Bis dahin gute Nacht, Licht da drüben, gute Nacht, mein liebliches Meer, meine Berge und meine Wälder, und gute Nacht Dir, Himmel da oben, mit Deinen strahlenden Kerzen, Dir Mond, mit dem hellsehenden Gottesauge – gute Nacht, gute Nacht!«

Und er schloß langsam das Fenster und zog sich in das Zimmer zurück, um sich zum Schreiben niederzulassen. Plötzlich aber, eben als er die Feder ergriffen, kam eine unerwartete Müdigkeit über ihn. Der lange Ritt in der kalten Luft, die mannigfachen Gemüthsbewegungen, denen er ausgesetzt gewesen war, und zuletzt das übermäßig warme Zimmer hatten seine Lebensgeister abgepannt. Er schob die Arbeit bis zum Morgen auf und bereitete sich zum Schläfe vor. Langsam trat er an das Fachwerk der Bettwand und schloß die breiten Thüren derselben auf. Eben hatte er sie zurückgeschlagen und wollte sich an's Auskleiden begeben, da hielt seine Hand in diesem Thun inne und sein Ohr wandte sich zur Thüre des Zimmers hin. Denn plötzlich schlugen die Hunde auf dem Hofe an und brachen dann in ein wüthendes Geheul aus. Henrik öffnete die Thür und schaute zur Diele hinab, die, still und finster war, denn die Familie des Pächters und die meisten Mägde und Knechte hatten sich bereits zur Ruhe begeben. Da schwiegen die Hunde, von einem noch wachenden Menschen zur Ruhe gebracht. Aber zugleich schallte der Huftritt eines Pferdes auf den Steinen der Schwelle, ein Reiter ritt zur Diele herein, stieg ab und sprach mit dem Manne, der ihn hereingeführt. Diesen erkannte Henrik an der Stimme, es war Matthias, der Sohn des Hausherrn.

»Wer kann das so spät sein?« fragte sich Henrik, und unwillkürlich fielen seine Gedanken auf den Spion, der ihn gestern verfolgt hatte. »Wäre es möglich – nun, dann

bin ich neugierig, wie sich die bevorstehende Scene entwickeln wird.« –

In diesem Augenblicke trat der Reiter, von Matthias geführt, in die Küche und Henrik hörte eine ruhige, aber gebieterische Stimme sagen:

»Ich freue mich, daß ich das rechte Haus getroffen habe. Ich suchte Rasmus Harms, Euern Vater. Da er aber schon schläft, so störet ihn nicht und führt mich zu Henrik Paulsen, der hier wohnt, wie Ihr sagt. Das ist ein besonderer Glücksfall, der mich mit ihm zusammenführt.«

Kaum hatte Henrik den Klang dieser Stimme vernommen, so schlug sein Herz höher auf, denn er glaubte den Reiter erkannt zu haben. Das Licht zu ergreifen und zur Treppe zu eilen, war das Werk eines Augenblicks, und gleich darauf stand er dem Fremden von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

### DRITTES KAPITEL. EIN SPÄTER GAST, DER KEINEN NAMEN HAT.

Ein etwas langsamer, aber fester und gemessener Schritt bewegte sich die kleine Treppe herauf, und ein Mann, schon vorgerückt an Jahren, aber von würdevoller Haltung, mit einem imponirenden Wesen und ausdrucksvollen aristokratischen Gesichtszügen begabt, trat gleich darauf in Henrik's Zimmer. Der lange dunkle Bart, der mit dichtem Geringel das ganze wohlgenährte Antlitz einfaßte, war starr vom weißen Reife der Winternacht, obwohl der Reisende im Uebrigen vortrefflich gegen die Einwirkungen des Wetters verwahrt war.

»Was seh' ich?« rief Henrik, beinahe zitternd vor Freude, als er seine Vermuthung bestätigt fand und den späten Gast mit einem Blicke erkannt hatte. »Sie selber, Herr Gr –«

»Still, Henrik, still!« winkte der Fremde und deutete mit leise erhobenem Daumen über die Schulter auf Matthias zurück, der ihm bis zur Schwelle des Zimmers gefolgt war und zu dem er sich jetzt umwandte, indem er sagte: »Da ich ein Obdach gefunden, mein Freund, so bin ich zufrieden. Kann ich ein Glas Wein oder Grog haben, so soll es mich freuen. Wo nicht, so muß ich mich auch begnügen.« –

Wenige Minuten darauf war Matthias wieder mit einer Flasche und zwei Gläsern erschienen, setzte sie auf den Tisch und fragte, was der Herr sonst noch befehle, denn der schlaue Bursche hatte sogleich erkannt, daß der eben angekommene Gast mit Henrik Paulsen befreundet sei.

»Nichts mehr, guter Freund; sorgt nur für mein Pferd und füttert es, wie es sich gehört. Ich bleibe bis morgen früh und weiter bedarf ich nichts.«

»Aber ein Bett müßt Ihr doch haben!« rief Matthias, einen fragenden Blick auf seinen Herrn werfend.

»Da sehe ich ein sehr großes; es ist ursprünglich für eine ganze Familie bestimmt, es können also auch zwei Männer darin schlafen. Gute Nacht, mein Freund, und nun laßt uns allein.«

Während er dies sprach und Matthias sich gehorsam entfernte, hatte der Fremde Hut und Mantel abgelegt

und stand jetzt in einem feinen Leibpelze Henrik Paulsen gegenüber, der vor Verwunderung und Ehrerbietung gar nicht zu Worte kommen konnte.

»Da, mein junger Freund,« sagte der Fremde, der Alles, was er that und sprach, mit einer natürlichen, ihm sehr gut kleidenden Würde vorbrachte, »schütteln wir uns zuerst die Hände. Wir haben uns lange nicht gesehen, aber um so angenehmer ist das zufällige Zusammentreffen. Aber halt – setzen wir uns und vor allen Dingen trinken wir ein Glas Wein zu Nacht, ich bin durstig imd draußen war es kalt. Seine Majestät, der *Herzog* von Schleswig und Holstein soll leben! Aber hören Sie – meinen Namen und Stand lassen Sie bei Seite« – setzte er beinahe flüsternd hinzu.

»Sie brauchen hier keinen Verrath zu besorgen; alle Bewohner dieses Hauses sind treue und bewährte Freunde, für die ich büрге – aber wie erkläre ich mir Ihr Hiersein und was hat diese Reise bei solcher Winternacht zu bedeuten?

»Hören Sie mich an, es hängt ganz einfach zusammen. Ich bin in Hadersleben gewesen; es machte sich nothwendig, ich mußte persönlich mit Thomson und Anderen reden. Da ich nach Sandberg zu meinem Vetter will, so ritt ich nach Tische fort, um in Apenrade zu übernachten. Zufällig erfuhr ich, ehe ich vom Pferde stieg, die Anwesenheit mehrerer Männer daselbst, die ich nicht sehen mochte. So ritt ich denn weiter und dachte, da mir Sandberg zu weit lag, an Rasmus Harms und daß Sie mir

geschrieben, Sie würden in diesen Tagen bei ihm eintreffen. Diese erfreuliche Nachricht schien mir eine gute Einlaßkarte bei dem alten Herrn zu sein und ich beschloß, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Da bin ich nun und habe das Glück, Sie selbst schon anwesend zu finden. Wann sind Sie gekommen?«

»Vor einigen Stunden, Herr Gr –«

»Pst! Es ist nicht nöthig, sage ich.«

»Aber darf ich vielleicht wissen, was Ihre Reise nach Hadersleben nothwendig machte?«

«Gewiß, mein guter Paulsen. Doch haben wir noch Zeit, davon zu sprechen. Der Wein ist gut.«

»Er liegt in dem Keller eines schleswig'schen Bauers –«

»Wohl! Zuerst aber möchte ich wissen, wie es Ihnen ergangen ist. Wackerer Freund! Also man hat Sie eingesteckt? Haha! Das charakterisirt die *große* Nation. Aber nun ist ja der Tod Sr. Majestät Christian des Achten zur rechten Zeit für Sie gekommen und mit dem neuen Herrscher – den Gott mit Einsicht und Redlichkeit segnen möge! – die Amnestie. Da sind Sie uns wiedergegeben. Ich wünsche Ihnen eben so viel Glück dazu, wie uns. Darf ich hoffen, daß auch Ihre Erbschaft Ihnen gerettet ist?«

»Im Gegentheile, sie ist verloren – ich habe das Schriftstück nicht unterzeichnen wollen, welches man mir vorgelegt und –«

»Tod und Teufel!« Und bei diesem laut ausgestoßenen Fluche faßte der alte Herr seinen üppigen Bart und zog

ihn leidenschaftlich durch die rechte Hand. »Und das sagen Sie so kaltblütig? Haben Sie sich schon über die Bedeutung dieses Verlustes hinweggesetzt?«

»Wenn ich nicht mehr im Leben verliere, als dieses schnöde Hab' und Gut, so habe ich wenig verloren. Ich besitze noch diesen Hof und denke mich als Landmann auf demselben niederzulassen, da das Schiff meines öffentlichen Lebenslaufes gestrandet ist.«

»O, warum so kleinmüthig? Sie ein Landmann? Sie scherzen. Bei Leibe nicht, das werde ich niemals zugeben. Sie gehören wo andershin. Wie, mein Freund, offen gesprochen – darf ich Ihnen ein Anerbieten machen?«

»Für jetzt muß ich danken. Ich darf mich für's Erste in Nichts einlassen. Ich will einmal frische Luft schöpfen. Später – unter Umständen – ja, vielleicht!«

»Nicht vielleicht, ganz gewiß! Sie wissen, ich habe eine Stimme beim Herzoge. Sie brauchen nur ein Wort auszusprechen und sehen mich bereit, Alles für Sie zu thun, was Sie für Ihre Hingebung an unsere gutes und gerechte Sache so reichlich verdienen.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar – wenn Ihre gütige Verwendung mir nothwendig erscheinen sollte, werde ich darum bitten.«

»Hier meine Hand, Henrik Paulsen!« und beide Männer schüttelten sich kräftig und herzlich die Hände.

»Nun zur Sache, mein junger Freund. Erzählen Sie mir zuerst *Ihre* Neuigkeiten und ich werde dann eben so ehrlich mit den meinigen sein.«

»Im Ganzen weiß ich sehr wenig, was Ihnen nicht schon bekannt sein dürfte, höchstens kann ich Manches aus eigener Anschauung bestätigen. Als ich meiner Haft entlassen war, die mir mehr der Verdacht, ein Staatsverbrecher gegen Dänemark zu sein, als die Begehung irgend eines Frevels zugezogen, befriedigte ich, wie Sie Sich vorstellen können, den natürlichen Trieb, mich um meine persönlichen Angelegenheiten zu bekümmern; nur beiläufig öffnete ich meine Ohren, um die allgemeine Ansicht der Sachlage aus dem Munde unserer Gegner zu vernehmen. Dabei aber mußte ich sehr vorsichtig verfahren, Mund und Augen hüten, denn wie Sie wissen, beleidigt man jene Leute durch einen schiefen Blick und wird zum Verschwörer in Folge eines offenherzigen Wortes. Ich mußte also jeden Schritt mit Ueberlegung vorwärts thun. Vor allen Dingen ist das Heer der Aufpasser ein zahlreiches in Dänemark, besonders in Kopenhagen, und jedes Mittel ist dem schlaunen Insulaner recht, wodurch er Erkundigungen sammeln kann. Sogar auf dem Schiffe, mit welchem ich nach Flensburg fuhr, befand sich ein sehr gut unterrichteter Spion; er verfolgte auch hier meine Spur und traf gestern, wie zufällig, auf der Landstraße mit mir zusammen, um meinen Weg und mein Beginnen auszuspiiren. Allein ich hütete mich, denn ich kannte Herrn Olaf Larssen schon aus früheren Zeiten her.«

»Was? Der Winkeladvokat – der geheime Polizeiknecht – Olaf Larssen?«

»Derselbe, der künftige Hargesvogt, was er zu werden sich schmeichelt.«

»Und er wird auch seinen Zweck erreichen. Dergleichen Vögel gelangen zum Neste, ehe der Winter anbricht. Aber weiter.«

»Nun, ich konnte also in Kopenhagen nur mit wenigen Gutgesinnten zusammentreffen, diese Art ist dort etwas dünn gesäet. Aber aus dem Frohlocken des großen Haufens konnte ich genügend erkennen, daß man einem Siege nahe zu sein glaubt, denn Sie wissen, unser edler Meister jubelt nur, wen er sich im Vortheile sieht und uns ein Leid mehr angethan hat.«

«Ja freilich, das ist seine Art und Weise.«

»Was ich Ihnen nun weiter mittheilen kann, ist betrübend. Aber das Volk drüben auf den Inseln hält sich nun einmal für das herrschende, von *unsern* Rechten war bei ihm niemals die Rede, nur von dem Rechte des dänischen Volkes allein. Während unser Bestreben von jeher nur dahin ging, von der Gemeinschaft einer gleichartigen Volksbeglückung im dänischen Sinne loszukommen, wenn es dem Rechte nach ging, herrschte drüben in Worten und Geberden täglich mehr der Trieb vor, uns zu unterdrücken, zu tyrannisiren. Einen Schleswiger quälen heißt bei ihnen, dem dänischen Volke einen Triumph bereiten. Ja, sie entblödeten sich sogar nicht, laut und offen darüber zu berathen, wie es am leichtesten in's Werk zu setzen sei, bei den deutschen Regierungen auf Beschränkung der Presse in Bezug auf die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten anzutragen, während ihre eigenen Organe selbst die Deutschen maaßlos schmähten. Was half es, daß Ludwig von Baiern, dessen Herz

kühn und feurig für alles deutsche Wesen klopft, daß der König von Preußen ein Wort für unser Recht sprachen und sogar der deutsche Bund sich auf unsere Seite neigte – die Regierung fand mächtige Stützen im Erbfeinde von Deutschland's Größe, denn Rußland, England und Frankreich, die niemals einig sind, wurden in diesem Punkte einig und sprachen ihren Beistand dem kleinen Inselvolke zu, welches sich wie ein getretenes Hündchen geberdete. Doch das wissen Sie eben so gut wie ich und jeder Deutsche weiß es.«

»Weiter, weiter – nun?«

»Da sah ich denn auch eines Tages jenen Mann in seinem politischen Klub als Redner auftreten, der uns schon als sechszehnjähriger Knabe mit blutigen Streichen zu Dänen gestempelt hat – jenen fanatischen Rabulisten, der ein zweiter Robespierre hätte werden können, wenn er siebzig Jahre früher gelebt.«

»Ha – Sie haben Orla Lehmann gehört?«

»Ja, ich habe ihn gehört und gesehen, diesen flachköpfigen Großdänen, und er geberdete sich, als ob ein König von Dänemark eine Peitsche wäre, die seine Hand nur zu schwingen brauche, um die Herzogthümer damit über die Eider zu jagen. Was nie ein Däne gewagt, laut und öffentlich an der Verbindung von Schleswig und Holstein zu rütteln, das that er zuerst vor hundert schwachköpfiger und halb berauschter Menschen, er, der demokratische Halbgott. Und seine Partei, die gierig die Hände nach unsern Marschen ausstreckt, vermehrt sich täglich; er commandirt schon jetzt eine Armee, die

dem Könige über den Kopf zu wachsen droht. Der Baum der Freiheit, hört' ich ihn sagen, könne nur wachsen, wenn man ihn mit Blut düngt, und das fruchtbarste Blut sei das der Schleswig-Holsteiner. So beherrscht er schon jetzt mit eiserner Faust die schwachen Gewalthaber, und was er nicht durch Ueberzeugung bezwingt, knechtet er durch Furcht. Und diese Furcht hat, besorge ich, selbst den König ergriffen. Man hat ihm einzuflüstern verstanden, die Herzogthümer bewaffneten sich im Stillen gegen Dänemark, und er scheint es zu glauben. Daraus müssen Sie alle seine schwankenden Handlungen ableiten. Er will uns nicht selbst an den Leib, aber man hat ihm gesagt, daß wir *ihm* auf den Leib wollten, und das hat ihm seine nächtliche Ruhe geraubt. Denn wenn er *uns* unser Recht giebt, so schreien ihm die Demokraten entgegen, er entziehe es seinen loyalen und unterthänigen Landeskindern. Er *muß* also vorwärts und *gegen* uns. Daher werden wir in Kurzem eine durchgreifende Politik zu erwarten haben, und wenn wir keine Stütze in uns selber finden, so werden wir fallen, wie die reifen Birnen vom Baume fallen, wenn eine ruchlose Hand sie schüttelt. Man wird uns in das Meer des Unheils treiben, wo es am tiefsten ist, und unsere Kinder werden einst zu ihrem Staunen vernehmen, daß ihre Väter keine Dänen, sondern Schleswig-Holsteiner gewesen sind, denn Dänemark wird zu ihrer Zeit, nicht bis an die Eider, nein, bis zur Elbe reichen. Wollen Sie noch mehr vernehmen? Ich weiß nichts mehr, denn das ist Alles, was ich mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört habe.»

Henrik schwieg; seine Wangen glühten und in seinen großen Augen brannte ein düsteres Feuer. Er seufzte laut; aus der Brust des ihm gegenüberstehenden Mannes aber antwortete ihm ein noch lauterer und eben so trauriges Echo.

«Ja!» sagte der Fremde und legte seine weiße Hand auf die seines jüngeren Gefährten. »Sie haben mir treulich die traurige Wahrheit geschildert. Ihre Mittheilung stimmt Wort für Wort mit den Nachrichten überein, die ich selbst erhalten habe. Die Warnung des Herzogs an seinen königlichen Vetter vom 5. Januar ist leider zu spät gekommen; am 20. schlossen sich Christian's Augen, und Friedrich's des Siebenten öffneten sich. Aber ich fürchte, nicht uns, nur seine Insulaner schauen sie an. Man wartet nur auf einen Funken, der zu rechter Zeit irgend wo vom Himmel fällt, um die große Mine, die unter unsern Füßen gegraben ist, in die Luft zu sprengen. So weiß ich bestimmt, leider weiß ich es, daß man eine Liste, eine Art schwarzes Buch, angelegt hat, in welcher Alle verzeichnet sind, die ein Herz für ihr deutsches Vaterland haben. Ich und Sie und hundert Andere, die besser sind als wir, sind darauf angestrichen. Und blutig roth sind sie angestrichen. Man hat uns mit Spionen umgeben, die jeden unserer Schritte belauern. Unsere Briefe, die wir einander schreiben und in denen wir mit gerechtem Schmerze von unsern Sorgen gegen unsere Lieben sprechen, werden heimlich geöffnet. Wir, die gedemüthigte Ritterschaft, die Gelehrten des Landes und die

besitzende Klasse, haben uns daher geeinigt und eine Beschwerde über alle Unbill an den König gerichtet und uns auf unser duldendes Schweigen berufen. Was hat es uns aber geholfen, was hat man uns geantwortet? Ha! daß es so wäre, wie man es uns einzureden versucht! Unsere Befürchtungen unsere Klagen seien nur krankhafte Einbildungen; wir sähen Schatten, wo nichts als Licht und Gnade wäre; wir geberdeten uns wie hypochondrische Kranke, denen die Welt voll Schreckbilder erschiene, und schließlich, wir seien so mißtrauisch, weil wir selber geheime, ungesetzmäßige Verbindungen unterhielten. Man rathe uns freundlich, aber auch ernstlich, unsere Zusammenkünfte in Gottorp zu unterlassen, denn daß eine Augustenburger Verschwörung im Schwunge sei, halte man so gut wie erwiesen. Da haben Sie Alles, was auch ich Ihnen Tröstliches sagen kann. So stehen die Sachen. Der neue König ist so gut wie verloren für uns.«

»Das ist allerdings eine tröstliche Aussicht!«

»Ja, und das Schlimmste von Allem ist, fürchte ich, daß die königlichen Versprechungen vom 28. Januar sich in eine Seifenblase auflösen werden. Geben Sie Acht, was kommt. Schon ist es so weit gediehen, daß der König durch die Schreier gezwungen ward, öffentlich Plakate in Kopenhagen anschlagen zu lassen, welche besagen, daß seine lieben getreuen dänischen Unterthanen ihre Erkenntlichkeit nicht auf eine Weise an den Tag legen möchten, welche mit seinem tiefen Schmerze um den Verlust eines geliebten Vaters nicht stimmen würde. Und

so still das Volk dabei sich verhielt, um so lauter und heftiger schrie die Presse, daß den Dänen zu viel geschehen sei, indem man den Herzogthümern das Versprechen gegeben, sie sollten nimmer zu dänischen Provinzen herabgedrückt werden. Was ich daher befürchte, ist, daß die radikale Umsturzpartei, mit Herrn Orla Lehmann an der Spitze, sich eines Tages der Regierung bemächtigen und den vielgeliebten König für abgesetzt erklären werde.«

»O, das wäre ja eine Revolution und wir hätten dann die Pflicht, den König, unsern Herzog, gegen dieselbe zu schützen.«

»Das wollen wir, das werden wir, Mann. Dazu eben regen wir die Hände. Und dazu müssen auch Sie uns helfen. Alle Guten, alle Starken müssen fortan beisammen stehen. Auch Sie gehören zu diesen. Darf ich auf Sie rechnen, wenn die große Stunde schlägt und wir einen vertriebenen König zu empfangen haben?«

»Hier ist meine Hand und mit ihr mein Herz. So schwach ich bin, dazu werde ich alle meine Kräfte freudig und ohne Bedenken hergeben.«

»So bin ich nicht vergebens bei Ihnen gewesen und nun – lassen Sie uns an unsere Nachtruhe denken.«

»Wollen Sie wirklich mit diesem Lager vorlieb nehmen?«

»Schlafen Sie nicht selber darauf? Fürwahr, ich bin nicht immer so gut gebettet gewesen. Vorwärts! Wer von uns Beiden steht morgen früh zuerst auf? Er hat das Vorrecht, den vordersten Platz einzunehmen.«

»Das werde ich diesmal sein; ich bin gewohnt, jeden Morgen um fünf Uhr dem Tage in's Auge zu schauen.«

»Das ist nicht ganz mein Geschmack, für mich muß der Tag mit beiden Augen angebrochen sein, wenn ich die meinigen öffnen soll. Aber um acht Uhr muß ich doch schon morgen unterwegs sein.«

Während des letzten Theils dieses Gespräches kleideten sich die beiden Männer aus, und nachdem sie noch ein Glas auf das Wohl ihres Vaterlandes geleert, stellte Henrik einen Stuhl vor den Wandschrank und lud seinen Gast ein, in die Höhe zu steigen. Dieser lächelte, als er sich dazu anschickte, und mit seines Wirthes Hülfe sank er tief in die Daunen des Lagers, das seine weichen Wogen wie ein Meer ausschüttelte, und bald war er in den Tiefen desselben beinahe verschwunden. Henrik löschte das Licht und gleich darauf lag er seinem Gaste zur Seite. Draußen aber piff der Wind sein schauriges Nachtlied, und die Eisstücke, die aus dem Wasser schwammen, ließen ihr Krachen und Knistern bis zu dem Zimmer hinauftönen, wenn sie jählings an das Ufer stießen und eins dem anderen Zertrümmerung drohte. Am wolkenlosen Firmamente aber zog der Mond siegreich seine Bahn und bald war er so hoch gestiegen, daß er neugierig in die nur halb verhangenen Fenster des einsamen Hauses blickte.

»Sie haben eine angenehme Wohnung hier,« begann der Fremde noch einmal das Gespräch, »und eine eigentümliche Nachtmusik lullt den Müden in Schlummer ein. Hören Sie den Wind wohl? Er hat sich heut Abend nach

Süden gedreht und wir werden morgen Thauwetter haben.«

»Das wäre eine angenehme Mitgift zur Reise.«

»Wollen Sie auch wieder fort?«

»Ich will nur einige Nachbarn besuchen und vernehmen, was man im Sundewitt vom Gange der Welt denkt.«

»Das ist brav. Ah!« Und er gähnte laut, wie Jemand, der die Fittiche des Schlafes rauschen hört. »Aber noch Eins. Wie weit sind Sie mit Ihrem neuen Werke?«

»Es gedeiht, und ich gedenke es hier in der ländlichen Ruhe zu vollenden.«

»Haben Sie es auch gut verwahrt, daß kein Unberufener die Nase hinein steckt, ehe es vom Stapel läuft?«

»Es ist sicher hier in einem Wandschranke verborgen, den Niemand zu öffnen versteht als ich.«

»Das ist recht. Haben Sie schon einen Titel dazu?«

»Es führt denselben, wie die erste vollendete Abtheilung.«

»Das ist ein schöner Titel; das Buch wird in den Herzogthümern mit Gier verschlungen. Der Herzog selbst ist bezaubert. Hüten Sie sich aber, Ihren Namen vorzusetzen, sonst sind Sie verloren. Es ist freilich schade, daß die Welt nicht den Namen des Verfassers erfährt; was Sie aber dadurch an Ruhm verlieren, gewinnen Sie an Sicherheit. – Es liegt sich gut in diesem Bette – ich spüre den Schlaf.«

»So wünsche ich Ihnen angenehme Träume. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, mein junger Freund!«

Als die Sonne des nächsten Tages noch nicht über die Gehölze der benachbarten Hügel heraufgestiegen war, wehte ein milder Südwind und versprach einen freundlichen Reisetag. Nach eingenommenem Frühstücke, Punkt acht Uhr, wurde der edle Mecklenburger, den der Fremde ritt, in die Diele geführt und von seinen weniger schönen Kameraden, die noch der warme Stall fesselte, mit lebhaftem Gewieher begrüßt. Gleich darauf trat der Besitzer desselben selbst, von Henrik geleitet, die kleine Treppe herab, die in den Küchenraum führte. Als aber nun erst Rasmus Harms erschien, dem noch nicht gesehenen Gaste seine Ehrerbietung zu erweisen, fuhr er beinahe erschrocken zurück, als er dessen ansichtig wurde, der ohne sein Wissen eine Nacht unter seinem Dache zugebracht hatte. Kaum aber hatte sich der Fremde eilig von Henrik und den umstehenden Bauern verabschiedet und war auf seinem großen Braunen davon geritten, so zupfte er Henrik Paulsen am Aermel und sagte halblaut:

»Wie, Herr, wenn ich mich nicht irre, so ist unserm Hause eine große Ehre widerfahren. War das nicht der –«

»Pst! Wenn Ihr ihn erkannt habt, so schweigt darüber und erzählt es nicht weiter, damit kein Gerede entsteht. Es ist zwar kein dunkeler Pfad, den er wandelt, indessen will er bei der Lage der Dinge keine Gelegenheit zu übelen Nachreden geben.«

»Ah, ich verstehe. Es ist eine Reise, wie sie so viele vornehme Herren machen – wie nennt man das Ding doch?«

»Incognito!«

»Ja, ja, so ist es. Der Tausend!« Und er schaute seinen Herrn mit noch einmal so ehrerbietigem Blicke wie früher an. »Aber wie ist es, Herr, wollen wir nun nicht auch unsere Gäule besteigen und unsern Morgenritt unternehmen?«

»Laßt sie fertig machen – ich bin bereit.«

Und einige Augenblicke später wurde der uns schon bekannte Rappe und ein kräftiger Schweißfuchs für Rasmus herbeigeführt und beide Männer saßen bald in den Bügeln und trabten de, Süden zu, dem lieblichen Alsener Sund entgegen.

#### VIERTES KAPITEL. EMMERSLUND.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die beiden zuletzt forttrabenden Reiter auf ihren Besuchen bei den befreundeten Nachbarn von Haus zu Haus zu begleiten. Wir begnügen uns zu bemerken, daß sie ihre Absicht vollständig erreichten und von der Gesinnung der im Sundewitt wohnenden deutschen Familien eine befriedigende Einsicht mit nach Hause brachten. Diese Einsicht indessen, so erfreulich sie einerseits war, hatte im Ganzen dennoch einen trüben Beigeschmack, denn die bisher so friedliche Stimmung Sundewitts fing damals an, allmählig und fast unmerkbar einem aufgeregteren Zustande zu weichen. Die Wühlereien jener rastloer dänischen Partei hatten sich auch hier endlich eingenistet, wie sie schon längst an anderen Orten der Herzogthümer Zwiespalt und Unruhe ausgestreut hatten. Und das war im Sundewitt, wie

in allen Gränzländern, weit leichter durchzuführen als anderswo. Von dem fruchtbaren Boden des Landes ange lockt, hatten sich viele Dänen von den benachbarten Inseln und Jütland zwischen der deutschen Bevölkerung niedergelassen und es war ihnen im Laufe der Zeit gelungen, sich mit derselben theils durch Heirathen zu vermischen, theils ihr einen dänischen Anstrich zu geben, indem sie die heimische Sprache und Gesinnung unter ihren Nachbarn und Freunden eifrig zu verbreiten verstanden. Diese Ganz- oder Halbdänen waren von den Hauptwählern der wachsenden radikalen Partei leicht gewonnen worden, und, mit Versprechungen künftigen Glückes und künftiger Größe eben nicht sparsam, war es ihnen möglich gewesen, das Unkraut ihrer politischen Gleichmacherei unvermerkt weiter auszusäen. Noch hatte zwar die allgemeine Gährung bei Weitem nicht ihren höchsten Punkt erreicht, das war erst späteren nicht fern liegenden Tagen vorbehalten, aber doch war sie bei Einzelnen schon hoch genug gestiegen, da das Feuer lange geschürt und der Stoff des unnatürlichen Brandes von allen Seiten reichlich hinzugetragen wurde.

Denn seitdem der bekannte offene Brief, ein unköniglicher Fehdehandschuh, am 8. Juli 1846 in die friedlichen Herzogthümer geschleudert worden, war alle Ruhe und Behaglichkeit aus den stillen Gemüthern ihrer Bewohner gewichen. Es war, als ob ein böser Geist in die Herzen der Menschen gefahren wäre. Der uralte Zwist – ob Deutscher, ob Däne – war wie ein heilloser Phönix aus der matt glimmenden Asche ewiger Völkerzwietracht

aufgestiegen und hatte den innersten Widerstandsgeist beider Nationen wachgerüttelt, die Familieneintracht gespalten, Freunde von Freunden und Kinder von Eltern losgerissen. Was im Volke, sagt ein namhafter Schriftsteller,<sup>1</sup> Sinn für Wahrheit, Gefühl für Recht, deutschen Sinn und Treue hatte, fand sich auf das Tiefste verletzt. Die holsteinischen Stände richteten, trotz des Einhalt gebietenden dänischen Commissars, Petitionen an den König und verwahrten sich männlich und fest gegen die dänischen Uebergriffe. Schnöde zurückgewiesen wandten sie sich als Deutsche an den deutschen Bundestag und wurden dafür wegen pflichtwidrigen Verfahrens von der dänischen Regierung aufgelöst, welchem Vorgehen harte und willkürliche Maaßregeln folgten, indem man die Presse unterdrückte das Briefgeheimniß mit Füßen trat, richterliche Beamten entsetzte und reichliche Verhaftungen durch Kabinetsbefehl vornahm. Welche Stimmung ein solches despotisches Verfahren hervorrief, davon sich persönlich zu überzeugen, hatte der König sattsame Gelegenheit, als er auf einer Reise nach Schleswig die bittere Erfahrung machte, daß die schleswig'schen Bauern, die nach altem Brauche ihren König und Herrn in feierlichem Aufzuge von Ort zu Ort zu fahren pflegten, ihre Pferde zu stellen verweigerten und statt deren Postpferde mit vieler Mühe und Aufenthalt beschafft werden mußten. Ueberall begrüßten den verwunderten Landesvater

---

<sup>1</sup>Gustav Pfitzer: Anlaß und Entstehung des Kampfes in Schleswig-Holstein. Frankfurt a. M. 1850.

unheimliche Stille, leere Fenster, und laute Drohungen wurden gegen die gefügigen Werkzeuge seiner Willkür ausgestoßen.

Auch die schleswig'schen Stände erklärten sich gegen die Folgerungen des offenen Briefes, der mit einem Schlage die unantastbaren Rechte der Herzogthümer vernichtete, aber auch hier wurde von Oben her die Annahme der eingereichten Petitionen verweigert. Ja, der königliche Commissar erlaubte sich so unerhörte Eingriffe in die Rechte der Stände, daß der Herzog von Augustenburg nach einer ergreifenden Rede aus der Versammlung trat, worauf auch diese aufgelöst wurde.

Das war zwei Jahre vor dem Beginne unserer Erzählung geschehen; jetzt war man schon weiter im Zwiepalte vorgerückt. Zwar hatte ein neuer König den Thron bestiegen und noch einmal eine kurze Hoffnung auf Besserwerden auferstehen lassen, wie aber seine Regierung begonnen, hat man im Allgemeinen schon aus den früheren Blättern dieses Buches ersehen. In dem friedlichen Sundewitt nun hatte man früher die Politik nur dem Namen nach gekannt. Das Volk war theils zu einfältig, theils zu gut, sich um etwas mehr zu bekümmern, als was sich auf sein Haus und seine Wirthschaft, höchstens auf die zunächst wohnenden Nachbarn bezog. Ihre Steuern bezahlten sie willig dem, der sie in Empfang nahm, ohne zu fragen, wohin das Geld gehe oder was damit geschähe. Daß die Herzogthümer etwas Besonderes für sich wären, wußte man kaum, der Däne war im Allgemeinen gleich dem Deutschen geschätzt, man liebte ihn nicht

ausnahmsweise, aber man haßte ihn auch nicht. An einen Krieg, der aus dem Wettstreite beider Nationalitäten entspringen könnte, dachte kein Mensch, ja man hielt ihn in Anbetracht der aufgeklärten Zeit für unmöglich. Wo lag nun der Keim des langsam nahenden Streites, wer säete ihn aus, und welche ruchlose Hand schoß den ersten Giftpfeil in die ruhig schlummernde Menschenbrust?

Die dänische Presse that es, die Dannevirke, diese in jenen Gegenden viel verbreitete Zeitung, die seit einer Reihe von Jahren Alles, was die dänische Sprache verstand, gegen die deutsche Sprache, überhaupt gegen Alles was Deutsch war, namentlich aber gegen die deutschen Beamten aufzureizen sich unterfing. Der Streit war also anfangs ein Sprachstreit. Allmähig aber zogen, wie der redliche Pfarrer Wollesen<sup>1</sup> nach eigener Beobachtung bemerkt, die dänischen Vorkämpfer den ganzen Streit mehr auf das politische Gebiet hinüber. Sie verlangten daß die in Schleswig wohnenden Deutschen, welche Dänisch verständen, sich auch der dänischen Nationalität anschließen, daß ferner nur dann Jemand ein Beamter sein könne, wenn er eine rein dänische, das heißt eine deutschfeindliche, Gesinnung hege; alles Uebrige aber, was sich gegen diese Erfordernisse auflehne, sei als Verschwörung, als Demoralisirung königlicher Beamten zu betrachten.

---

<sup>1</sup>Siehe seine Physiognomie Sundewitt's in den Kriegsjahren 1848 und 1849. Schleswig 1850.

In der That, man weiß nicht, ob man die Dummheit solcher Tonangeber mehr bedauern oder ihre Böswilligkeit mehr verdammen soll. So aber geschah es, daß nicht allein der politische, sondern auch der moralische Charakter der Schleswig-Holsteiner verdächtigt wurde, und gerade dies war der Punkt, in welchem sogar ein Sundewitter zu verletzen war. Von nun an entstand eine Spaltung in der ganzen Bevölkerung; in allen Zusammenkünften, Vereinen geselliger und politischer Natur theilte man sich in eine deutsche und in eine dänische Partei. Der innere Zwiespalt war hierdurch thatsächlich ausgebrochen, allen Gemüthern war es plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen, daß es fortan zwei Dinge auf der Welt gebe, die, äußerlich so friedlich zu einem harmonischen Ganzen verbunden, innerlich feindselig sich gegenüberstanden und nicht mehr neben und miteinander Raum auf der Welt hatten – eben das deutsche und dänische Element.

Zu welchem von beiden unsere Reiter gehörten, auf welcher Seite ihre Freunde standen, die sie an dem erwähnten Morgen besuchten, weiß der Leser schon. Sie vernahmen bei diesen Besuchen, so viele sie deren auch in den näher oder entfernter liegenden Höfen und Dörfern abstatteten, genug des Haders, der Besorgniß, aber auch genug der Hoffnung und des fröhlichen deutschen Gottvertrauens, so daß sie, im Ganzen mit ihrer Ausbeute

zufrieden, auf müden Pferden aber mit erhobenem Geiste zurückkehrten, voll des schönen Bewußtseins, die Besorgten aufgerichtet, die Rathlosen getröstet und die Hoffenden ermuntert und ermuthigt zu haben.

---

»So wollt Ihr denn wirklich noch heute hinüber?« fragte Rasmus Harms seinen jungen Herrn, als sie Nachmittags gegen vier Uhr am Strande standen und über die glitzernde Wasserfläche schauten, die im sinkenden Sonnenstrahle noch tausend Farben spiegelte, während die Schatten des frühen Abends die am jenseitigen Ufer liegenden Wälder und Berge schon heimsuchten.

»Ja, Harms,« lautete die festgesprochene Antwort, »ich will und muß hinüber. Der Wind ist günstig und die Eischollen sind unbedeutend an Zahl und Größe – ich denke, drei Männer werden genügen. Laßt also in Gottes Namen das große Boot da, welches auf den Strand gezogen ist, ausrüsten, und wenn es mir heute Abend zu spät zur Rückkehr wird, so mögt Ihr mich erst morgen erwarten.«

–

Eine Viertelstunde später meldete Rasmus, daß Alles in Bereitschaft sei. Henrik, mit seinem Fernglase bewaffnet, stieg an den Strand hinab und bemerkte, daß sein Pächter aus Vorsicht vier Männer zum Uebersetzen seiner Person beordert hatte, von denen Matthias selbst den

Helmstock hielt, ein Mann am Spriet und zwei am Lugersegel saßen, alle mit langen Pikenstangen bewehrt, um die anrollenden Eisstücke vom Boote fern zu halten.

Fast alle an den Küstenstrichen der Herzogthümer geborenen Männer sind gelernte Schiffer; von Jugend an mit den Gefahren des flüssigen Elementes vertraut, steckt viel vom seemännischen Trotze in ihnen, der sich erkühnt, die schrankenlose Willkür desselben mit mächtiger Hand zu zähmen und sich zum Meister seiner wilden Natur zu machen. Daher haben die meisten von ihnen auf Kauffahrtei- oder gar Kriegsschiffen gedient und Dänemark's zuverlässigste Matrosen sind von jeher die Schleswig-Holsteiner gewesen. Auch Henrik war in der Schiffahrtskunde bewandert, und so konnte er sich heute dem etwas bewegten Wasser ohne Besorgniß anvertrauen.

Kaum saßen Alle auf ihren Plätzen, so wurden die Segel entfaltet; der Wind faßte sie schnell, und unter den besten Reisewünschen des nachschauenden Rasmus schoß das Boot vorwärts. Rüstig arbeiteten die braven Jungen mit ihren Piken, und ohne Schaden zu nehmen, drang der Bug des kleinen Schiffes kühn durch die Wellen.

»Wo wollt Ihr landen, Herr?« fragte Matthias, indem er dem Boote eine Richtung nach Osten gab, um nachher die Strömung zu benutzen, und mit ihrer Hülfe desto leichter den Landungsplatz, der mehr westlich lag, zu erreichen.

»Halte fest an die Insel da drüben und laufe in die kleine Bucht hinter der Landzunge ein. So. Aber nicht zu nahe an Capitain Bardow's Haus da – er soll mich erst morgen sehen.«

»Hm! der Cap'tain hat so gut ein Fernglas wie Ihr!«

«Freilich, aber er wird mich doch nicht erkennen, ich bin zu tief in den Mantel versteckt.«

»Das glaube ich nicht; der alte Seehund hat – Augen wie ein Luchs – aufgepaßt da vorn, da kommt ein Berg von Eis!«

Aber der Berg von Eis that dem Boote nichts; die mäßige Berührung zweier fortdrückender Piken genügte, das Boot in dem elastischen Elemente vom Eise fern zu halten. Gleich darauf aber schoß es, gerade vor dem frischen Südwinde herlaufend, wie ein rüstig vorwärts strebender Renner, um so rascher durch die bewegtere Fluth. Als es ungefähr die Mitte des Meerbusens erreicht hatte, griff Henrik zum Fernrohre und richtete es mit beinahe zitternder Hand auf das Epheuhaus, welches jetzt eine kleine Viertelstunde von ihm entfernt lag und aus dessen Fenstern Capitain Bardow ihn nicht beobachten sollte, während er selbst so viel wie möglich von dem Inhalte des Hauses zu erspähen entschlossen war. Aber so gut auch die Augen des Schauenden waren und so scharf er in die noch ziemlich helle Ferne drang, er gewahrte keine Spur eines Menschen. Oben und unten schien das niedliche Strandhaus von Bewohnern leer, und als nach geraumer Zeit das Glas vor den Augen Henrik's sich senkte, weil seine Hand es nicht länger halten konnte, hätte

Matthias, wenn er Augen dafür gehabt, ein leises Kopfschütteln an seinem Herrn wahrnehmen können, welches ohne Zweifel seine Ueberzeugung ausdrücken sollte, daß die erwartete Erscheinung nur in seiner Einbildung vorhanden gewesen wäre.

So war man sehr bald an die Stelle gelangt, wo der Bug des Bootes nach Westen wenden mußte, um die bezeichnete kleine Bucht hinter der Landzunge zu erreichen, die dicht am Fuße des Andreasberges hundert Schritte weit in die See vorsprang und eine westlich liegende kleine Insel von fast kreisrunder Form gegen den Anprall der Wogen schützte, auf deren fettem Marschboden einige Dutzend stämmiger Buchen ragten und ein kleiner Wald üppigen Gebüsches wucherte, dessen Blattfülle im Sommer einen angenehmen Schatten werfen mußte. Unmittelbar zwischen dieser Insel, die einen mäßigen Steinwurf weit vom Strande entfernt lag, und der schmalen mit Gras bedeckten Landspitze vertiefte sich das Fahrwasser inmitten zweier Sandbänke, und zwischen diesen pflegten die Boote zu Lande zu fahren, deren Insassen sich vom Meere aus nach Emmerslund begeben wollten. Man mußte aber genau mit dem zickzackartigen Laufe dieser unterseeischen Sandbänke vertraut sein, um die rechte Landungsstelle zu erreichen, und das war heute die schwerste Aufgabe der Schiffer. Denn von den Eisstücken in der Nähe des Strandes mehr bedrängt als im freieren Wasser, bedurfte es nicht geringer Mühe und Aufmerksamkeit, in die schmale Bucht einzulaufen. Endlich aber gelang

das Unternehmen, und eine Minute später sprang Henrik an einer Stelle auf das Land, wo verschiedene große und kleine Boote des Besitzers von Emmerslund auf den Strand gezogen waren und ein kleiner Kutter mit Halbdeck, beinahe fertig für die erste Reise, auf einer hölzernen Rüstung lag. Kaum fühlte Henrik den weichen Flugsand unter seinen Sohlen, so blickte er sich rasch nach allen Seiten um.

»Sollen wir Euch hier erwarten, Herr?« fragte Matthias.

»Nein, fahre zurück, ich komme erst morgen nach Hause. Grüße den Vater und halte mein Zimmer gegen Mittag warm.«

Gleich darauf stieß das Boot wieder ab, wandte dem Lande seinen Spiegel zu und bald schwebte es, lavirend gegen den widrigen Wind, nach dem Hofe hinüber, der in der matten Beleuchtung des Abenddunkels von seiner Höhe herab friedlich über das Wasser schaute.

Henrik hatte bei seinem Umblicke Niemanden bemerkt, er war also seiner Meinung nach ungesehen gelandet, und das eben schien sein Wunsch zu sein. Mit jedem Fußwege auch auf dieser Seite des Meerbusens vertraut, schlug er einen schmalen Pfad ein, der sogleich bergan durch den Buchenwald zu steigen begann, und begrüßte die lange nicht gesehenen Riesenstämme, die eine Zierde des Besitzthums seines Freundes, des wackeren Andreas Burns, bildeten. Dieser war der wohlhabendste Eigenthümer des schönsten und größten Landgutes in der ganzen Umgegend. Erst seit sechs Jahren etwa

bewohnte er Emmerslund, welches er von einem noch reicheren Manne, einem Handelsherrn, der nach Altona übergesiedelt war, gekauft hatte. Früher war er Schiffscapitain im Dienste jenes gewesen, hatte auf seinen Reisen viel Geld verdient, so daß er sich zwei eigene Schiffe anschaffen und damit alle Meere der Welt befahren konnte, jetzt aber hatte er sich zur Ruhe gesetzt, wie es so viele Seecapitaine im besten Mannesalter thun, wenn sie genug auf dem Ocean herumgeschaukelt sind und das Verlangen empfinden, ihren Lebensabend im Kreise ihrer Familie und unter Freunden sorgenfrei zuzubringen.

Unter der umsichtigen Leitung dieses eben so kenntnißreichen wie thatkräftigen Mannes hatte das im Norden und Westen sandreiche, im Süden und Osten äußerst fruchtbare Ackerland, welches zu Emmerslund gehörte und sich von der Spitze des Andreasberges hinab nach allen vier Weltgegenden eine halbe Stunde weit erstreckte, außerordentliche Fortschritte in der Kultur gemacht, und namentlich in Bezug auf Viehzucht konnten Wenige mit dem Capitain wetteifern, denn es war seine Liebhaberei, die schönsten Rinderheerden, die edelsten Schafe und die tüchtigsten Pferde zu besitzen.

Hastigen Schrittes eilte Henrik auf dem Fußpfade zwischen den Buchen die Anhöhe hinan und erreichte sehr bald den weiten Wiesengrund, der etwa auf halber Höhe des Berges längs einer breiten Plattform sich hinzog und in günstiger Jahreszeit der Tummelplatz sämtlicher weidenden Heerden war. Auch jetzt schon waren einige Thiere aus den Ställen gelassen und fraßen das

kurze Gras ab, welches unter dem Schnee der letzten Wochen sich zeitig erhoben hatte. Ueber den Wiesengrund rasch forteilend, erklimm Henrik's Fuß auch den letzten und steilsten Gipfel des Berges und stand bald vor dem eichenen Gatter der Weißdornhecke, welche Park und Garten des Capitains gegen das freie umliegende Land abschloß. Mit den Geheimnissen des Ortes vertraut, öffnete er von Außen die in der Regel geschlossene Pforte und trat nun in ein kleines Tannengehölz, welches ein Kranz der stärksten Buchen umgab, die dem Boden um Emmerslund entsprossen. Mitten zwischen den Tannen erhob sich ein hölzernes Gerüst, dessen oberste durch ein Geländer geschätzte Plattform mit dem Wipfel der Buchen fast in gleicher Linie lag. Des Vergnügens an der weiten Fernsicht wegen aufgebaut, konnte dieses Gerüst auch zum Wartthurme dienen, denn das Auge des Menschen, der oben auf der Höhe stand, beherrschte weit und im ganzen Umkreise das Meer, die Inseln und das feste Land, die von hier aus gesehen wie eine Landkarte vor dem Beschauer ausgebreitet lagen.

Henrik erstieg ohne Besinnen die vielfach gewundene hölzerne Treppe, die hinauf führte, und bald stand er, hoch aufathmend vor Lust, auf der höchsten Spitze des Gerüstes. Laut klopfte sein Herz, als er die schöne Umgegend gewahrte, die er sein Vaterland nannte, und er wußte anfangs nicht, wohin er zuerst den überraschten Blick wenden sollte. Denn schon nahte die Dämmerung des Abends, da die Sonne im Westen, jenseits der schleswig'schen Küsten, so eben in's Meer gesunken war, und

nur ein breiter purpurrother Flammengürtel lag noch über der Bucht von Apenrade und warf einen goldenen Schimmer, der allmählig in rosiges Wolkengefieder sich verlor, über den ganzen in feierlichem Schweigen ruhenden Meerbusen. Rasch diesen breiten Wasserstrich, der von hier oben viel schmaler und kürzer erschien, als er wirklich war, vom Anfange bis zum Ende hinabfliegend, schweifte sein spähes Auge auf das Meer hinaus, welches in weitem, dunkelglänzenden Bogen das feste Land umschloß und in düsterer Ferne mit den Küsten von Fünen in eine blauschwarze Wolkenmauer verschwamm. Auf der nördlichsten Spitze der anmuthig geschweiften Insel Alsen haftete sein Blick etwas länger und verfolgte aufmerksam den schmalen und bedeutungsvollen Wasserstreifen, der wie ein breiter Fluß zwischen Schleswig und Alsen als Alssund sich nach Süden hinabzog. Dann nach Norden hinauf in den kleinen Belt schweifend, begrüßte er die zahllosen kleinen Inseln, die wie schwimmende Schatten aus dem schimmernden Meere auftauchten. So, mit leuchtendem Auge im Kreise herumwandernd, erreichte er das feste Land im Norden wieder, flog über die ebenen Strecken des Haderslebener Grundes hin und kehrte dann allmählig bis zu dem Punkte im Westen zurück, von dem er in seiner Betrachtung ausgegangen war.

»Schön, herrlich und wunderbar bist Du, mein meerumschlungenes Vaterland!« sagte der junge Mann entzückt zu sich selber. »Und wer gleich mir auf dieser Höhe stände und Deine zauberischen Reize sähe, würde sich

nicht mehr wundern, daß wir nirgends wo anders leben mögen und Dich so innig lieben, daß wir Deinen Besitz, wenn man ihn uns streitig machen könnte, selbst mit unserm Blute erkaufen würden!« –

Langsam die Stufen wieder hinabsteigend, betrat er dann den Park und schritt nachdenklich durch eine kleine Pforte in den Garten seines Freundes, an dessen Ende er schon das weiße Herrenhaus mit dem rothen Ziegeldache gastlich hervorschimmern sah. Selbst im Winter konnte man an den regelmäßig gepflanzten Obstbäumen, den zierlichen Blumenbeeten und dem wohlgehaltenen Rasen die Sorgfalt erkennen, mit welcher dieser Garten im Sommer gepflegt wurde, und mit fast kindischem Entzücken betrachtete Henrik die wohlbekanntesten Stellen, an denen er in früheren Jahren so unaussprechlich glücklich gewesen war.

In warmer Jahreszeit trat man unmittelbar aus dem Garten durch eine fast immer geöffnete Thür in den größten Raum des Herrenhauses ein, einen Saal von bedeutendem Umfange, in welchem die Familie gewöhnlich zu speisen pflegte; jetzt im Winter aber war diese Thür geschlossen und Henrik mußte sich daher zum Hofe wenden, um den vorderen Eingang zu gewinnen. Er fand die schwere Bohlentür des Hofes nur angelehnt und trat in denselben ein; einen Raum von mächtigem Umfange, der an seiner westlichen Seite von dem stattlichen Herrenhause, an den drei anderen aber von gefüllten Scheunen und Ställen begrenzt war. An der Nordseite, den langen Pferdestall von der Diele trennend, befand sich

der Haupteingang zum Hofe vom Innern des Landes her, einen großen Thorweg zeigend, der mit schweren Flügeln geschlossen werden konnte, in der Regel aber den häufig anlangenden Gästen oder dem geschäftigen Treiben der Knechte geöffnet war. Auch heute stand er weit auf, aber Niemand war im ganzen Hofraume zu sehen, als der unerwartete Gast, der eben so leise wie un bemerkt von hinten her eingetreten war, denselben erreichte. Da aber witterten ihn die beiden großen dänischen Doggen, die vor ihren Hundehütten mitten im Hofe und zu beiden Seiten eines tiefen Ziehbrunnens an ihren Ketten gefesselt lagen, und stießen ein so grimmiges Geheul aus, daß einige Knechte aus den Ställen herbeigezogen wurden, um die Ursache dieses ungewohnten Gelärmes zu ergründen. Von ihnen erfuhr Henrik sehr bald, daß der Hausherr und sein ältester Sohn Friedrich außerhalb, die Hausfrau aber in ihrem Zimmer sei.

Henrik durchschritt den Vorflur des Herrenhauses warf Hut und Mantel einer lächelnden Magd zu, denn sie hatte ihn sogleich erkannt, und klopfte mit bebendem Finger an die Thür des Zimmers, worin er wie gewöhnlich die Hausfrau beschäftigt wußte. Unterdessen hatte die Dämmerung draußen rasch zugenommen und innerhalb des etwas düsteren Hauses war es beinahe schon ganz finster geworden. Der Einlaß Begehrende brauchte nicht lange auf eine Einladung, näher zu treten, zu warten. Eine feine Stimme rief ihr leises Herein! und alsbald stand der vom Schatten des Abends unkenntlich gemachte Mann

vor der verwundert aufschauenden Hausfrau. Vom frühen Morgen bis zum späten Abende thätig, saß sie auch jetzt, im Zwielight mit dem Strickstrumpfe beschäftigt, am Fenster und gab sich dabei ganz ihren geheimsten Betrachtungen hin, die einer liebenden Frau und Mutter ja so viel Gelegenheit bieten, Sorgen mit Freuden zu mischen. Ungemein mütterlich sah sie heute Abend in ihrem schneeweißen Häubchen und dem schwarzen Kame-lotkleide aus, als sie so still und nachdenklich dasaß, mit den Fingern mechanisch arbeitend, mit Sinn und Gemüth der Reihe nach bei ihren Lieben weilend. Als sie aber einen fremden Mann in's Zimmer treten sah, erhob sie sich rasch und trat dem Nahenden, der noch kein Wort gesprochen hatte, einige Schritte entgegen. Sie war von hoher, voller Gestalt und edlen Gesichtszügen, deren lebhaftige Farben, in Uebereinstimmung mit dem jugendlich blonden Haar, fast ihr Alter verbargen, da sie doch schon weit über die Vierzig hinaus war.

»Guten Abend, Frau Burns!« sagte da eine tiefe und klangvolle Stimme. Kaum aber war diese Stimme zu ihren Ohren gedrungen, so war sie auch schon erkannt.

»Henrik Paulsen! So wahr ich lebe! O, welche freudige Ueberraschung!«

Und schnell hatte sie beide Hände des lieben Freundes ergriffen und begrüßte ihn auf die herzlichste Weise. Bald saßen sie auf dem schwarzen Sopha in der Nähe des prasselnden Ofens, und Fragen und Antworten, so natürliche Ausbrüche zweier befreundeter Menschen nach langer Trennung, flogen von der einen zum andern herüber

und hinüber. Mit kurzen Worten hatte Henrik sehr bald die Hauptereignisse seines letzten Lebensabschnittes, namentlich seine Absicht, sich ferner auf seinem Hofe in der Nähe aufzuhalten, erzählt und darauf die freundlichsten Glückwünsche über seine Gesundheit und sein gutes Aussehen, wie sie nur Frauen so theilnehmend aussprechen können, da sie sie wirklich empfinden, entgegengenommen. Von seinem persönlichen Mißgeschicke, seinen Verlusten und getäuschten Erwartungen, sprach Frau Gertrud zwar nicht, und doch fühlte Henrik aus ihrem ganzen Wesen heraus, daß sie größeren Antheil daran nehme, als wenn sie ihn mit zahllosen Worten zu erkennen gegeben hätte.

»Und wo ist der Capitain?« fragte endlich Henrik, als er mit seinem flüchtigen Berichte zu Ende war.

»Er ist in Kiel,« erwiderte die Frau mit einem Seufzer, der ihr tief aus dem Herzen hervorzubringen schien.

»In Kiel? Was macht er in dieser Jahreszeit in Kiel?«

»Was er da macht? Ach, Henrik, daß ich ihn mit meinen sorgenden Blicken bis dahin verfolgen und seine Schmerzen lindern könnte, die ihm ohne Zweifel nicht erspart werden dürften. Ich weiß sehr wenig davon, was ihn vor vier Tagen so eilig nach Holstein trieb, aber ich kann es mir wohl denken – o ja! Sie kennen ja meinen guten Andreas genug, um zu wissen, daß er einsylbig ist in Allem, was seine große Seele beschäftigt, und daß seine innersten Gedanken selten über seine Lippen treten. Ich habe nie einen Mann gesehen, der so wenig mit Worten verräth, was an seinem Leben frißt.«

»Sie übertreiben vielleicht sein Leid, Frau Burns. Wohl sind es ernste Zeiten, die sogar einen Andreas Burns erschüttern können, aber ein ernstliches Leid ist noch weit von ihm entfernt.«

»Sie wollen mich trösten – o Ihr Männer versteckt Eure Gesichter hinter Masken – aber ich weiß, was ich weiß.«

»Und was wissen Sie, Frau Burns?«

»Daß Andreas mit seinen Freunden in Berathung über die neusten politischen Ereignisse begriffen ist,« sagte sie leise, aber fest.

»Hm! Da bin ich neugierig. Wann mag er wohl wiederkommen?«

»Ich habe ihn schon gestern erwartet; heute aber kehrt er gewiß zurück. Als Sie kamen, glaubte ich ihn schon zu erkennen, und doch hatten Sie nicht seinen wuchtigen Tritt.«

»Und wo ist Friedrich, mein wackerer Friedrich, Ihr ältester Sohn?«

»Er ritt gestern nach Hadersleben, zwei junge Pferde zu kaufen – Andreas kann ja nicht genug haben.«

»Und Agathe, Ihre schöne Pflgetochter?«

»O, die ist zum Cap'tain Bardow hinuntergegangen und ich wundere mich, daß Sie ihr nicht begegnet sind, sie wollte um die Dämmerung zurück sein.«

Henrik schwebte noch eine Frage auf den Lippen, aber er zwang sie wieder in sein Herz hinein; er hatte noch nicht den Muth dazu, etwas zu hören, was ihm entweder eine Freude oder einen Schmerz offenbaren mußte.

»Und Sie fragen nicht nach Erik, unserem Lieblinge?« unterbrach die Matrone das Schweigen.

»Ach ja, Erik! Ich wollte schon nach ihm fragen – aber – nun, wie geht es ihm?«

»Nach seinen letzten Briefen zu urtheilen, geht es ihm gut, dem lieben Jungen. Er ist Kadet erster Klasse geworden und hat das Examen rühmlich bestanden. Sie können sich meines Mannes Freude vorstellen.«

»So, freut er sich darüber? Will denn der Erik in der Marine Sr. Majestät bleiben?«

»Das ist sein lebhaftester und einziger Wunsch. ›Der Danebrog für immer!‹ schrieb er im letzten Briefe.«

»O! Und Andreas?«

»Fragen Sie ihn, was er darüber denkt; mir verschweigt er auch das und doch möchte ich gern bis auf den Grund seines Herzens in diesem Punkte sehen.«

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, welches eine Magd, die schon vorher eine brennende Lampe auf den Tisch gestellt hatte, dadurch unterbrach, daß sie das blinkende Theegeschirr auf einem Seitentische auftrug, was nach hergebrachter Ordnung täglich um diese Stunde in Frau Burns Zimmer geschah. Diese erhob sich, um nach ihrer Gewohnheit die Wirthin zu machen. Einen Augenblick später knisterte die gemüthliche Flamme unter dem Kessel, und das Wasser darin brodelte lebhaft auf; dann folgte das angenehme Gerassel der Tassen und zwischen durch ließ die alte Standuhr neben der Thür ihr gewichtiges Ticktack in dem stillen Zimmer ertönen. Und damit man ganz ungestört und unbelauscht sei, schloß eine

dienstfertige Magd draußen die Fensterläden zu, die Frau Burns innerhalb des Zimmers sogleich in der gewöhnlichen Art befestigte.

Als sie nun hiermit und allen übrigen Anordnungen, die sie vom Tische fern gehalten, fertig war und sich neben ihrem Gaste niedergelassen hatte, schaute dieser sie mit einem Gesichte an, in dessen Augen mehr der Frage lag, als auf seiner Lippe hätte liegen können, wenn er sie ausgesprochen hätte. Und daß diese Frage für ihn von Wichtigkeit war und eben so schwer von seinem Herzen sich loslöste, bewies sein beklommener Athem, der trotz aller versuchten Bemeisterung von Seiten des jungen Mannes der beobachtenden Frau des Capitains dennoch nicht entging.

»Nun, Henrik?« fragte sie lächelnd. »Was giebt es sonst noch, was Ihr Herz bedrückt?«

»Eine einzige Frage nur noch beantworten Sie mir,« entgegnete mit bebender Stimme der Gefragte, der seinen geheimen Wünschen nicht ungern entgegengekommen sah. »Als ich gestern Abend in meinem Häuschen drüben angelangt war und aus dem Fenster alle meine Freunde an diesem Ufer begrüßte, schien es mir, als ob in Capitain Bardow's Oberhause ein Licht schimmerte. Habe ich mich geirrt oder habe ich recht gesehen?«

Die Frau an seiner Seite lächelte, wie die Frauen nur lächeln, wenn sie eine bejahende Antwort auf der Zunge haben, ohne sie bestimmt aussprechen zu wollen. Schon daraus allein erkannte Henrik, daß er keiner Täuschung in Bezug auf jenes Licht unterworfen war. Er ergriff der

Matrone Hand und preßte sie schweigend in die seinige, denn seine Aufregung und Spannung nahm von Augenblick zu Augenblick zu. Da flog es plötzlich wie ein Blitz über das nachdenkliche Gesicht der erfahrenen Frau. Schon längst hatte sie diese oder eine ähnliche Frage in Bezug auf das Haus am Strande erwartet, aber sie hatte noch keine genügende Antwort in ihrem Herzen zurechtgelegt, denn daß dieser Antwort eine weitere Frage von Seiten des jungen Mannes folgen würde, hatte sie vorausgesehen und beinahe gefürchtet. So lange wir aber über diesen inneren Vorgang in ihrer Seele sprechen, er dauerte in der That nur einen kurzen Augenblick und Henrik hatte in seiner Gemüthsbewegung diese leise Zögerung nicht einmal bemerkt.

»Ich wundere mich gar nicht,« erwiderte sie mit Vorsicht, »daß Sie auch in diesem Punkte richtig gesehen, Henrik, denn ich weiß, daß Ihr Auge stets ein ausgezeichnetes war, was sogar Andreas –«

»O, bitte, lassen Sie das, spotten Sie meiner nicht. Also das Licht war wirklich in Bardow's Hause? Dann war also auch eine Bewohnerin der oberen Zimmer vorhanden?«

»Auch eine Bewohnerin *war* und *ist* vorhanden, ja – Sie folgern eben so richtig, wie Sie sehen.«

»Helene also ist da – ist wirklich da? O sagen Sie es mir –«

»Ja, Henrik, Helene ist da!«

»Aber wie? Mitten im Winter? Sie kam ja sonst nie vor Mitte April. Was hat das zu bedeuten?«

Frau Gertrud wurde ernst, beinahe so ernst, wie sie es nur werden konnte. »Lieber Henrik,« sagte sie langsam, »sein Sie euch heute so gefällig, wie Sie es immer sind, erlassen Sie mir die Antwort auf diese Frage. Ich kann Ihnen doch keinen vollkommeneAufschluß geben, denn ich habe sie heute Morgen nur flüchtig begrüßt, da sie erst vorgestern spät Abends wider alles Erwarten angekommen ist. Aber – Sie können ja so leicht Alles erfahren, was Sie wünschen, wenn Sie Ihre Fragen von ihr selbst beantworten lassen. Ich setze nämlich voraus, daß Sie morgen früh das Epheuhaus besuchen werden.«

»Morgen früh?«

»Oder wollten Sie heute noch hin?«

»Bewahre, – mein Abend ist Ihnen geweiht.«

»Und die Nacht doch hoffentlich auch – denn ich nehme natürlich an, daß Sie sie unter unserem Dache zu bringen werden. Ihre Anwesenheit wird für Andreas eine große Freude sein, er erhält dadurch Gelegenheit, sich einmal das Herz rein zu reden, was ich selber so sehr wünschen muß. Und morgen früh dann, wenn die Sonne so heiter scheint wie heute, wandeln Sie zum Strande hinab und besuchen den alten Capitain, der Sie, wie wir Alle, herzlich willkommen heißen wird.«

»Ich nehme Ihre gütige Einladung dankbar an – aber, da bellen die Hunde – sollte das der Capitain sein?«

Die Frau vom Hause horchte einen Augenblick auf. »Nein,« sagte sie, »mein Mann ist es nicht. Den begrüßen sie anders, auch kommt er zu Pferde. Aber es wird Agathe sein, die sich verspätet hat. Erlauben Sie, daß ich

einen Augenblick hinausgehe und mich umsehe, was es giebt.«

Schnell war sie aus dem Zimmer entwichen, weniger um zu sehen, was es gebe, wie sie sagte, als vielmehr um der Pflgetochter, deren Ankunft sie richtig vermuthet hatte, rasch einige Worte in's Ohr zu flüstern, damit sie nicht unvorbereitet Henrik gegenüber trete.

Bald darauf öffnete sich die Thür wieder und hereintrat hinter der voranschreitenden Mutter die schöne Pflgetochter des Hauses, ein Mädchen von neunzehn Jahren, die, nachdem sie ihren Vater, der ebenfalls ein Seemann und Freund des Hausherrn gewesen, in den Wellen verloren hatte, von Kindheit an in des Capitains Hause erzogen war, hier aber wie das eigene Kind des Hauses betrachtet wurde.

Daß Agathe schön war, haben wir schon zweimal angedeutet; hier aber müssen wir weitläufiger auseinandersetzen, daß ihre Schönheit von einer ganz besonderen und jener nur im Norden Europas vorgefundenen Art war. Man erzählt sich, daß Leonardo da Vinci bei seinem Aufenthalte in Paris einst eine Isländerin gesehen habe und von deren blühendem Teint so betroffen und zugleich entzückt worden sei, daß er fortan seinen schönsten Frauenbildern nur einen ähnlichen zu verleihen sich bemüht habe. Ob dies wahr ist, wissen wir nicht, wir haben es nur irgend wo gelesen. Daß aber dieser nordische Teint eine merkwürdige Erscheinung für denjenigen ist, der ihn noch nicht gesehen, wissen wir aus eigener Anschauung.

Beinahe durchsichtig schimmert diesen zarten Wesen das bewegliche Blut unter der feinen, fast milchweißen Haut; bei der geringsten inneren Regung füllt ein warmer Strahl jenes Blutes das feine Adernetz dieser Haut an und ergießt einen Purpurglanz über alle sichtbaren Theile des Körpers, der an Farbe und Wärme nicht lieblicher und lebhafter gedacht werden kann. Die anregende Frische der mäßig kalten Wintertage und die milde Wärme der krystallreinen Sommerluft, von den Seewinden fast immer bewegt und von den salzreichen Ausdünstungen des Meeres jederzeit erfüllt, erhöhen und unterhalten nur diesen fleckenlosen Farbenschmelz, und selbst bis in das späteste Lebensalter hinein bewahrt sich diese Schönheit der Haut bei denjenigen, welche die wohlwollende Hand der Natur in ihrer Kindheit damit geschmückt hat.

Eins dieser auserlesenen Wesen war Agathe Burns, wie sie allgemein genannt wurde, obwohl ihr väterlicher Name ein anderer war. Von hoher Gestalt, wie viele ihrer nordischen Schwestern, von schlankem und doch kräftigem Gliederbaue und mit etwas unbeschreibbar Grazienhaftem im Baue und in der Haltung ihrer Schultern und Hüften begabt, – vielleicht eine Folge der ihren Oberkörper eng umschließenden Kleidertracht – war sie eine Erscheinung, wie sie wohl selten ein Mann ohne Bewunderung erblicken mag. Ihr reiches hellblondes Haupthaar, an den gefülltesten Stellen in's Blaßgoldene hinüberspielend, lockte sich in natürlichen Ringeln um Stirn und Schläfe und glich so dem blitzenden Strahlenbogen, welchen die Maler um das Haupt ihrer Madonnen zu malen

lieben, obgleich wir hiermit nicht sagen wollen, daß Agathe etwas Madonnenartiges an sich trug. Die natürlich blickenden, großen und auffallend blauen Augen, die an Sättigung der Farbe mit dem Purpur der Wangen wetteifern, geben diesen schönen Gesichtern erst das richtige Licht, den Ausdruck des innerlichen Lebens und lächeln den Beschauer eben so freundlich an, wie der reine Schmelz ihrer stets gesunden Zähne.

So, mit tanzenden Schritten, leicht auf den vollen Hüften sich wiegend, die ein knappes Samtmieder umschloß, unter welchem ein dunkeler Taftrock in reichen Falten hervorquoll, trat Agathe in's Zimmer, und kaum hatte sie den bekannten Gast erblickt, so flog sie auf ihn zu und schüttelte ihm treuherzig beide Hände.

»Willkommen, Herr Paulsen!« – »Guten Abend, Agathe!« waren die einzigen Worte, die man hörte, und doch lag in diesen wenigen Worten, die ein entsprechender Blick begleitete, eine herzlichere Begrüßung, als eine lange Rede zu gewähren vermocht hätte. Henrik schaute mit warmer Regung das schöne Mädchen an; aber so warm diese Regung war, so war sie nicht ausschließlich die Folge der Betrachtung ihrer Person. Agathe kam so eben von einem Hause her, um dessen Bewohnerin sich Henrik's ganze Seele drehte, und in diesem Sinne erschien ihm das liebe Mädchen noch bedeutungsvoller und lieblicher, als sie wirklich war. Hätte Agathe dies gewußt – und wir können nicht behaupten, daß sie es nicht wenigstens vermuthete – sie wäre nicht erzürnt darüber gewesen, denn sie, wie alle die Ihrigen, war vollkommen

mit der geheimen Neigung Henrik's zu der uns noch unbekanntem Dame vertraut.

Nach den ersten natürlichen Begrüßungen, die sie mit der Mutter und deren Gäste getauscht, war es zunächst dieser, der seine Worte wieder in Beziehung zu seinen innersten Gedanken setzte, indem er fragte:

»Aber wie, Agathe, wo kommen Sie so spät her – sind Sie ohne Begleitung bei Bardow gewesen?«

»Aha, Sie wissen es also schon – haben Sie uns vielleicht von Ihrem Boote aus hinter den Vorhängen lauern gesehen?«

»Wie? Sie hätten mich bemerkt?« fragte Henrik und erröthete wider Willen so stark, daß er es selber fühlte.

»Warum denn nicht? Sind wir nicht, wenigstens Ihre ergebene Dienerin – und sie knixte schelmisch dabei – »Töchter von Seeleuten und mit den Gebräuchen unserer Väter bekannt, wenn sie einen kleinen Punkt aus großer Ferne genauer betrachten wollen? Verstehen wir nicht auch mit einem guten Fernglase umzugehen?« Und sie lachte so hell und lustig auf, daß Henrik beim Klange dieser Heiterkeit seinen Frost und seine Traurigkeit vergaß und wider Willen in die Stimmung des neckischen jungen Wesens gerieth, welches so harmlos fröhlich vor ihm stand.

»Was haben Sie mir sonst noch aus dem Epheuhaus zu erzählen?« fragte er endlich mit abgewandtem Auge und verfehlte dabei den Blick, den die Mutter in diesem Momente der bereits vorbereiteten Tochter zuwarf.

Agathe lächelte und wollte vielleicht eben den Mund zu einer schalkhaften Unwahrheit öffnen, als ein neues Hundegebell laut wurde und die Huftritte mehrerer Pferde sich auf den Steinen des Hofes vernehmen ließen. Kaum hatte dieser Ton das Ohr des Mädchens berührt, so sprang sie zur Thür und – »Das ist Friedrich!« – rufend, war sie wie eine Elfe in den Haustür geflogen, um sich von der Wahrheit ihrer Vermuthung zu überzeugen.

Und es war wirklich Friedrich, der älteste Sohn des Hauses, der den Knechten draußen seine Befehle wegen der mitgebrachten Pferde zukommen ließ und dann, Agathen auf dem Fuße folgend, zur harrenden Mutter und dem werthen Freunde in's Zimmer trat.

Friedrich war zwar erst sechsundzwanzig Jahre alt, aber er schien einige Jahre älter zu sein, denn sein Gesicht, von einem dunklen Barte eingefast, hatte einen ungemein ruhigen und bedächtigen Ausdruck und zeigte einen Ernst und bisweilen eine Strenge in den blitzenden Augen, die unbedenklich weit über sein Alter hinaus lagen. Dennoch aber war mit diesen männlichen Eigenschaften, die er offenbar vom Vater geerbt hatte, denn der Mutter fehlten sie gänzlich, ein mildes, wohlwollendes Herz verbunden, und diese freundlichere Seite seines Charakters verrieth sich, sobald er den Mund aufthat und in seiner gewöhnlichen kurzen Weise einige Worte sprach. So war er ganz und gar dazu befähigt, den großen Haushalt in des Vaters Abwesenheit zu leiten, man gehorchte augenblicklich seinen Anordnungen, wie man dem Vater gehorchte, und that dabei gern, was

er wünschte, ohne dazu besonders aufgefordert zu werden, wie man auch gewohnt war, der Mutter in Folge eines Blicks Alles zu Liebe zu thun. Von Gestalt war er groß, breit in den Schultern und mächtig in der Brust, und was sein muskelkräftiger Arm einmal gefaßt hatte, das ließ er nur dann wieder los, wenn er selber dazu geneigt war, denn auf dem Hofe des Vaters, und dieser hatte nur naturwüchsige, kraftvolle Leute in Diensten, kam ihm keiner an dauerhafter Leibesstärke gleich. Schon in den frühesten Lebensjahren hatte er den Vater, an dem er mit herzlicher, obwohl schweigsamer Ergebenheit hing, auf seinen weitesten Seereisen begleitet und mancherlei Länder und Menschen gesehen, mancherlei Gefahren bestanden. Er wäre auch Seemann geblieben, wenn der Capitain nicht das Seeleben aufgegeben und den ältesten Sohn, der einst ein Erbe in Emmerslund werden sollte, an seiner Seite zu behalten gewünscht hatte, um ihn tüchtig und einsichtsvoll zu seinem künftigen Berufe anzuleiten. Aber noch immer war er dem Seeleben und was sich darauf bezog, auf das Wärmste zugethan, und wo es Gelegenheit gab, ein Stück auf die See hinaus zu segeln, oder nur in der Jolle über den Meeresarm von Apenrade zu rudern, da war er gewiß bei der Hand, und deshalb hielt er sich auch so gern in der Nähe des Wassers auf, wo er gerade jetzt mit dem Baue jenes schon erwähnten Kutters beschäftigt war, was er bei einem Schiffszimmermanne in Apenrade gründlich erlernt hatte. Nicht allein aus alter Gewohnheit und Liebhaberei, sondern auch weil der Vater es gern sah, ging er noch immer in der Tracht der

Seeleute einher, wie es alle männlichen Bewohner des Hofes thaten, die ohne Ausnahme in früheren Jahren entweder Matrosen auf Andreas Burns Schiffen, oder wenigstens Mitschiffer und Handwerksleute an Bord gewesen waren.

Als Friedrich die im Zimmer Anwesenden in seiner Art herzlich begrüßt, Henrik die Hand geschüttelt, der Mutter aber die Rechte geküßt hatte, ließ er sich in der Nähe des Ofens nieder, wo ihm Agathe sogleich seinen Thee nebst Zubehör, nach seinem Geschmacke zubereitet, hingestellt hatte, was der gute Bruder, beiläufig gesagt, gar nicht zu merken oder wenigstens sehr natürlich zu finden schien. Während er langsam aß und trank, dabei aber doch reichliche Bissen verschwinden ließ und zwischendurch die Fragen beantwortete, welche die Mutter an ihn richtete, oder die Antworten aufmerksam entgegen nahm, womit Henrik seine theilnehmenden Aeußerungen erwiderte, stand Agathe, ihn fast mit ihren Kleidern streifend, dicht neben ihm, als ob sie jedes Wort von seinem Munde in nächster Nähe auffangen oder keinem anderen Menschen die Obhut über ihn einräumen wollte. Diese Bemerkung machte wenigstens Henrik in den ersten Minuten, während es der Mutter nicht im Geringsten aufzufallen schien, da sie vielleicht daran gewöhnt war. In der That strahlte das lichte Auge des Mädchens von einem Gefühle behaglicher Zufriedenheit wider, als sie eine Person mehr am Theetische zu bedienen hatte, welches Henrik kurz vorher nicht in demselben bemerkt zu haben glaubte.

»Soll ich Dir ein Glas Grog zurecht machen?« fragte Agathe, als der Speisende die zweite Tasse Thee mit der Hand, nicht mit dem Munde ablehnte.

»Nein – ich danke. Gieb mir aber mehr Brod und Fleisch. So. Ich bin mehr hungrig als durstig.«

»Aber es ist so kalt draußen – Du solltest es der Erwärmung wegen thun.«

»Es ist nicht so arg kalt und ich fühle mich warm genug – beinahe zu warm – hm!« Und er knöpfte sich zum Beweise, daß er wahrgesprochen, die dunkelblaue Matrosenjacke auf, die er unter dem abgelegten Oberrocke trug.

»Und hast Du tüchtige Pferde, wie sie der Vater liebt, in Hadersleben gefunden?« fragte die Mutter, die immer nur an ihren Mann dachte.

»Zwei prächtige Grauschimmel, ja, Mutter; der Vater wird seine Freude daran haben.«

»Wo bist Du abgestiegen? In der Stadt?« fragte Henrik, der ein genauer Beobachter der ganzen häuslichen Scene gewesen war.

»Ja wohl in der Stadt – bei Petersen, bei dem gerade einige dänische Herren logirten, die auch Pferde kaufen wollten, in Hülle und Fülle, und die mich gewaltig um meine Grauschimmel beneideten, als ich sie erstanden. Ha! Sie boten fünf Pistolen für jedes mehr, als ich gegeben.«

»Und Du – was thatest Du?«

»Ich nickte blos mit dem Kopfe, dachte aber bei mir, wenn ein dänischer Dragoner-Rittmeister Halbblut reitet,

ist Vollblut für einen schleswig'schen Bauer gerade gut genug.«

Alles schwieg nach diesem laut geäußerten Gedanken eines schleswig'schen Jünglings, der sich den Dänen gegenüber *fühlte*. Agathe aber schien es übel zu vermerken, daß Friedrich so viel von den Pferden und so wenig mit ihr selber sprach. Sie zog sich in einen Winkel des Zimmers zurück und warf aus der Ferne einige mehr betrübte als feindliche Blicke auf den Redenden hinüber, der ihre Anwesenheit fortan kaum zu bemerken schien. Nach einer Weile hob Fritz, wie er meist genannt wurde, seinen Kopf empor und schaute sich rings auf dem Tische um.

»Suchst Du etwas?« fragte Agathe schnell und sprang schon aus ihrer Ecke herbei.

»Ah – bist Du noch da? Ich glaubte, Du wärest hinaus gegangen – ja, ich suche noch etwas Brod, gieb mir mehr.«

Die Mutter lächelte über den vortrefflichen Appetit ihres Sohnes, denn sie freute sich stets, wenn es ihm schmeckte, Henrik dagegen wunderte sich über die ungeheure Schnelligkeit, mit der der bedeutende Vorrath vom Tische verschwunden war, während Agathe, so rasch sie laufen konnte, sich beeilte, das Fehlende zu ergänzen.

»Denkst Du auch daran, mein Sohn,« sagte die sorgliche Mutter, »daß wir in einer Stunde unsere Abendmahlzeit einnehmen?«

»O gewiß – das vergißt man nicht.«

Als Agathe mit dem Brode wieder erschienen war und Fritz von Neuem seine Kauwerkzeuge in Bewegung setzte, trat eine Pause im Gespräche ein. In diesem Augenblicke knarrte laut die Thür, die aus dem Garten in den Hof führte, und einige kräftige Männerstimmen machten sich von draußen her vernehmbar. Fast zugleich mit diesen fremden Tönen ließen die Hunde wieder ihr Geheul hören, schwiegen aber sehr bald, als ein mächtiger Zuruf sie belehrte, daß es Freunde seien, die dem Hofe nahten, und wandelten ihr Lärmsignal in freudiges Knurren um.

»Wer ist das?« fragte aufhorchend die Mutter.

Agathe sprang hinaus und kam nach zwei Minuten wieder in's Zimmer. »Es sind die drei Capitaine vom Strande,« sagte sie, »die den Vater zu sprechen wünschen; sie bitten, hereintreten und ihn erwarten zu dürfen, da er noch nicht da ist.«

»Laß sie kommen,« lautete die freundliche Antwort der Mutter, sie blieb aber auf ihrem Platze anfangs sitzen, bis sie an Captain Bardow dachte, der im Epheuhaus wohnte. Auch Fritz blieb sitzen und ließ sich im Schmause nicht stören, während Henrik sogleich vom Stuhle aufgesprungen und den Nahenden entgegen getreten war.

Aber schon hatte Frau Gertrud das Zimmer verlassen, um mit dem vorher genannten Capitain ein paar Worte zu wechseln, ehe er Henrik sah.

Da öffnete sich die Thür und ein wunderliches Kleeblatt, rasch hinter einander eintretend, wurde den Augen der Anwesenden sichtbar. Voran schritt ein sehr großer,

hagerer Mann, der Capitain Mevissen, ihm folgte ein sehr kleiner, aber um so dickerer, der Capitain Kühlwetter, und diesem ein mittelgroßer mit einem Stelzfuße, der Capitain Bardow. Alle Drei waren vom Wetter und von tausend Stürmen arg mitgenommene und gezeichnete Männer, alle Drei hatten harte und sogar rauhe Gesichtszüge, alle Drei waren von gleich vorgerücktem Alter, was ihr fast gleichmäßig weißgrau gefärbtes Haupt- und Barthaar verrieth, alle Drei hatten nur einen Theil im Gesichte, der etwas röther an Farbe und hervorragender war, als alle übrigen Theile desselben, und alle Drei endlich hatten denselben schwankenden Gang, die laute, schreiende Sprache, die ausdrucksvollen Geberden und die unbeschreibliche Haltung eines alten Seemannes, der mehr wagehalsige Schritte auf dem im Sturme schwankenden Schiffe, als auf dem sicheren Erdboden gemacht hat. Sie stellten sich nach ihrem Eintritte sogleich in einer Reihe auf, verbeugten sich ehrerbietig und schwenkten mit einer unnachahmlichen Handbewegung ihren glanzledernen Hut zum Gruße.

»Guten Abend, Madamchen,« sagte Capitain Mevissen mit wahrhaft trompetenartiger Stimme, »guten Abend, Agathchen, guten Abend, Herr Fritz – guten Abend – ei; sieh da – schau her, Bardow – kennst Du den Burschen da? Verdamme mich Gott und schneide mir der Teufel mein Senkblei entzwei – aber es ist Paulsen, Henrik Paulsen – guten Abend, mein Junge,« und er schüttelte dem jungen Manne die Hand, daß alle ihre Gelenke krachten.

»Halloh!« rief jetzt Capitain Bardow so laut, als wenn er im Sturme auf seiner Campanje stände, »halloh, mein alter Junge! Hierher gesehen! Grüß Dich Gott und das Vaterland – in Fetzen mit dem Danebrog! – Na, meine alte Lore wird mir nachher einen Zopf an den Hals fragen, wenn ich ihr sage, daß ich Eure wackere Hand geschüttelt habe!«

»Guten Abend, Henrik, mein Gelehrter!« rief zuletzt Capitain Kühlwetter mit einer Stimme, wie sie ein Matrose vom Mastkorbe erschallen läßt, wenn er Land sieht, und streckte dem Lieblinge Aller seine beiden Hände entgegen, wobei er vor Freude seinen Hut fallen ließ. »Es pfeift eine tüchtige Brise mit Dir heran, mein Alter, daß Dich der Satan! Aber um so willkommener auf der Sandbank, wo die alten Seehunde sich sonnen! Junge, wie steht's in Kopenhagen, beißen die dänischen Bullenbeißer immer noch nicht den Mond oder bellen sie ihn bloß wie früher an?«

Während Henrik alle diese seltsamen, aber in jener Männer Mundes so natürlich klingenden Begrüßungen mit Worten beantwortete, die dem Wesen der etwas derben, aber in der That sehr gutmüthigen und ehrenwerthen Seeleute angemessen waren, und sich augenblicklich ein wahrer Höllenlärm in dem kurz vorher so stillen Zimmer entwickelte, hatte Agathe schnell ihren Entschluß gefaßt, eine Flasche alten Cognacs herbeigeht, drei große Gläser mit heißem Wasser und Zucker zu halben Theilen gefüllt, wie es Gebrauch an Bord eines guten Schiffes war, und sie dann auf eine zierliche Platte

gestellt. Und als die drei Männer noch nicht ganz ihre ersten Begrüßungen beendet hatten, trat sie schon an sie heran, um ihnen die stets willkommene Labung anzubieten.

»Nehmt, Capitain Mevissen, greift schnell zu – das ist das größte, das paßt für Euch – wenn es Bardow sieht, so schnappt er es weg – so!«

»Hol's der Henker, mein Fräulein – aber mein Schiffsraum ist schon halb voll gestaut!« Und er versuchte einen Bückling bescheidener Verlegenheit, der ihm gewiß nicht aus dem Herzen kam.

»O, so nehmt rasch – es ist ja ein steifer – für einen richten Nordwester geeignet.«

»Falsch geloggt, Agathchen, falsch geloggt – es weht ja jetzt Südwind – haha!« Und schon hatte er sein Theil ergriffen und bereits die Hälfte davon in dem halb vollen Schiffsraume geborgen. Die beiden Anderen machten einige ähnliche schwache Einwendungen, aber Agathe's Ueberredungskunst warf alle ihre Bedenklichkeiten nieder und so saßen sie gleich darauf in weitem Kreise um den Theetisch, jeder sein rauchendes Glas steifen Grog in der Hand und ihre rothen Nasen schnüffelnd über den duftenden Inhalt gebogen.

»Was es doch immer hier hübsch ist!« bemerkte Capitain Kühlwetter, der kleinste und dickste von den Dreien. »Ich freue mich jedesmal, wenn ich in diese Kojen trete. Bei Sanct Neptun, oder wie der heilige Meergott heißt, hier braucht man sich nicht zu ängstigen, den Kopf gegen die Decken zu rennen – und welche niedlichen Luken!

Ich bin niemals in einer so wohlgestalteten Kajüte gewesen. Aber Eins fehlt, Madamchen, hol mich der Sturmwind!«

»Was könnte hier fehlen, Capitain?« fragte lächelnd die Matrone.

»In des Cap'tains Back da drüben riecht es viel besser – es weht eine so hübsche Kanaster-Brise da drinnen –«

»Ah, ich verstehe! Die Cigarren, Agathe!« rief die Mutter, und flüchtig, wie der spielende Wind, holte die aufmerksame Tochter auch diese Erfrischung herbei und die drei alten Wasserhähne hatten sich diesmal mit einem solchen Eifer bedient, daß in wenigen Augenblicken das lichte Damenzimmer in eine Art Rauchkammer verwandelt war.

»Aber in welchem Fahrwasser streicht unser Commodore herum, daß er so lange außer seiner Back schläft, he?« fragte Capitain Bardow. Denn mit jenem Namen beehrten die drei Kameraden den Capitain Burns, dem sie von ganzem Herzen ergeben waren und dessen Einsicht und Vermögen, so wie das allgemeine Ansehen, worin er in der ganzen Gegend stand, ihnen einen nicht unbedeutenden Grad von Bewunderung abzwang, so daß sie ihm, der in allen Dingen groß und hervorstechend war, freiwillig einen höheren Titel beigelegt hatten.

»Er ist, wie Ihr wißt, in Kiel, mein lieber Bardow.«

»Ja, ich weiß, Madamchen, aber – ich weiß auch, daß er gerne wieder zu Hause ist, wenn er so lange wie diesmal herumgeluggert ist.«

»Er muß wider Erwarten aufgehalten sein, denn er wollte schon gestern heimkehren.«

Während so die Hausfrau mit Bardow, Henrik mit Kühlwetter und Friedrich mit Mevissen sprach, hatte sich Agathe hinaus begeben, um frisches heißes Wasser zu besorgen, denn ein einziges Glas Grog, und wenn er auch noch so steif war, wäre etwas zu wenig für so ausgepichtete Männer gewesen. In halblauter, flüsternder Besprechung begriffen, die dann und wann durch ein behagliches Schlürfen des flüssigen Stoffes unterbrochen wurde, alle zusammen aber von einer Fülle bläulicher Dampfwolken umwirbelt, so daß das Licht der großen Lampe erbleichte, war die Unterhaltung eben im besten Gange, als ein furchtbares Geheul auf dem Hofe entstand, welches mehr dem Gejauchze einer ganzen Hundemeute, als zwei einzelnen Doggen anzugehören schien, denn die in den Ställen eingeschlossenen Jagdhunde gesellten sich jetzt ihren zwei Kameraden auf dem Hofe in Bezeugung ihrer Freude bei.

»Da ist der Commodore!« rief Bardow zuerst und sprang mit seinem Stelzfuße auf die Diele, daß die Tassen auf dem Tische klapperten. »Ich höre es an dem wohl-lautenden Gesange der Bestien.« Augenblicklich war jede Unterhaltung abgebrochen, alle Gläser wurden rasch geleert und sämtliche Gäste sprangen von ihren Sitzen empor. Diesmal aber lief die Mutter, welcher sogleich der Sohn folgte, selbst zum Zimmer hinaus. Nur Agathe und Henrik blieben bei den Seeleuten zurück.

Henrik kannte hinreichend die Gewohnheiten seines Freundes, der sich in der Regel, wenn er lange von Hause entfernt gewesen war, zuerst in sein Zimmer zu begeben pflegte, wohin ihn nur die liebende Hausfrau mit den Neuigkeiten des Tages begleitete. Auch heute geschah es so. Er bezwang also sein Herz, das sich lebhaft dem bewährten Freunde entgegen neigte, und blieb im Zimmer zurück, bis er Nachricht erhalten würde, daß der Capitain ihn zu sehen verlange.

#### FÜNFTES KAPITEL. ANDREAS BURNS, DER COMMODORE.

Frau Gertrud war in ihrer Herzensfreude, ohne dabei an ihre eigene Gesundheit zu denken, aus der warmen Stube in den kalten Hof gelaufen, um nur so rasch wie möglich den von seiner Reise zurückkehrenden Gatten zu bewillkommen. Eben stieg er von seinem kochgahr gerittenen Lieblingsgaule, einem kräftigen holsteinischen Grauschimmel. Drei bis vier Knechte standen schon mit abgezogenen Hüten umher, jeder eifrig bemüht, dem hochverehrten Herrn, ohne ein Wort zu sprechen, die gewöhnlichen Dienste zu leisten.

»Guten Abend, Andreas!« rief die entzückte Matrone, als sie ihren Mann unversehrt vor sich sah.

»Guten Abend, Gertrud!« antwortete eine tiefe, orkanartige Stimme, die sich bei dieser freundlichen Begrüßung offenbar zu mäßigen versuchte, und gleich darauf schloß der Besitzer derselben mitten auf dem Hofe die treue Gattin in seine Arme, worauf er, den rechten Arm

um ihren Leib geschlungen, die freudig Bewegte mit kurzen energischen Schritten den Hausflur entlang in sein Zimmer führte.

Dieses große, einfache, aber wohnlich ausgestattete Zimmer war lange vor Ankunft des Hausherrn schon so behaglich wie möglich zu seinem Empfange gerüstet worden. Zwei blitzende Messinglampen brannten hell auf den Tischen – denn Andreas Burns liebte vor Allem ein hellerleuchtetes Zimmer – und der große eiserne Ofen strahlte eine angenehme Wärme den ohne Zweifel erstarrten Gliedern des Reisenden entgegen.

Betrachten wir bei dieser klaren Beleuchtung den Mann etwas genauer, der jetzt stolz aufgerichtet vor seiner Hausfrau stand und ihre Hände in den seinigen hielt, nachdem ihm dieselben sorgsam den Mantel vom Halse gelöst und den von Kälte starrenden Lederhut bei Seite gelegt hatten.

Capitain Andreas Burns war ein Mann von funfzig Jahren, aber rüstig und wohl erhalten in jeder Beziehung, so daß man ihn, namentlich wenn er sprach, ging oder ritt, zehn Jahre jünger hätte halten können. Von ziemlich hoher, festgefügtter Gestalt und breiter Brust, mit einer außergewöhnlich starken Muskulatur begabt, die allen seinen Bewegungen eine gewisse Energie und Lebhaftigkeit verlieh, machte er beim ersten Anblicke auf den Beschauer den Eindruck eines unerschütterlich festen, allen Gefahren des Leibes Trotz bietenden Kernmenschen. Kurzgeschnittenes dunkeles Haar lockte sich um seine Schläfe

und bildete in der Art, wie es etwas starr vorn aufgerichtet getragen wurde, einen charakteristischen Schmuck um seine gebieterische Stirn. Sein Gesicht, nicht gerade blaß, aber auch nicht auffallend dunkel gefärbt, trug Willenskraft und dauerhafte Gesundheit in jedem Zuge zur Schau. In der zehrenden Luft des Südens und der beißenden des Nordens zu jedem Widerstande gehärtet und von den inneren Stürmen seiner Seele keine Spur verathend, bot es in seinem gewöhnlichen Ausdrucke das unverkennbare Gepräge innerlicher Ruhe und unerschütterlicher Geistesgegenwart dar, die nur dem fremden und mit den wohlwollenden Gefühlen seines warmen Herzens nicht vertrauten Beobachter als Gemüthskälte und abweisende Strenge erschienen. Sein größter Schmuck jedoch lag in dem scharfblickenden dunklen Strahlenauge, womit er seinen Freund ermuthigte, seinen Feind aber niederschlug, und sein unbeugsames, todesmuthiges Herz prägte sich am deutlichsten in den festen Linien seines strenggeschlossenen Mundes aus, um den herum, auf Oberlippe und Kinn, ein beinahe rabenschwarzer Bart in lockigen Wellenlinien sich kräuselte. Im Allgemeinen war der Ausdruck seines Gesichtes ernst, fest, schwer, und man sah demselben an, daß es kein Kinderspiel war, was sich in der Seele dieses vollendeten Mannes bewegte. Er hatte den größten Theil seines Lebens auf allen Océanen der Erde, unter tausend Stürmen und Gefahren, den Schrecknissen der Elemente und den Leidenschaften der Menschen preisgegeben, zugebracht, Wind und Wellen hatten ihn öfter zur Ruhe gesungen, als

Musik und Heiterkeit, und alle diese Erlebnisse hatten so nachhaltige Spuren in seinem ganzen Wesen, seiner kurzen barschen Rede und seinem entschlossenen Thun zurückgelassen, daß sie bei genauerer Beobachtung keinen Augenblick verkannt werden konnten.

So stand er da wie eine Säule, aber eine eben so lebendige und warme, wie starke und feste Säule, die dem Schwachen ein Schutz, dem Gewaltigen eine Warnung war, und gegen wen einmal das Blitzen seines gebieterischen Auges brennend aufgeflammt hatte, der wußte, daß diese Seele keine Furcht, dies Herz keine Beugung kannte, denn beide waren wie seine Muskeln aus Stahl, Willen und Dauerhaftigkeit zusammengesetzt. Und doch, wer ihn nur recht betrachtet hätte, wenigstens jetzt, an diesem Abende, der hätte wahrnehmen können, wie über aller dieser Kraft und Stärke ein Schatten ausgebreitet lag, der seine Thatkraft mäßigte; der hätte enträthseln können, daß eine düstere Wolke ahnungsvoller Sorge auf seiner makellosen Stirn flatterte, daß in dem Zucken seiner Muskeln, im Beben seiner geschlossenen Lippen eine nur mit Mühe verborgene Unruhe wurzelte.

Aber Gertrud, das liebevolle Weib, welches stets ein schrankenloses Wohlbehagen empfand, wenn es sich an der Seite des bewährten Mannes sah, gewahrte heute, zumal in ihrer Freude, ihn nach tagelanger Trennung wiederzusehen, diesen Anflug von Sorge und Unruhe nicht. Ihre beiden Hände auf seine Schultern gelegt, blickte sie ihm zärtlich in die dunkelen Augen und hob sich auf den Fußspitzen zu ihm empor, und er, der hochgewachsene

Mann, beugte freundlich den strengen Kopf herab, um ihren suchenden Lippen die starre Stirn zu bieten.

»Da bist Du also, Andreas!« sagte sie mit ihrem herzlichsten Tone. »O, wie bin ich zufrieden, daß ich Dich wieder habe. Ohne Dich ist es so still hier. Aber warum bist Du so lange geblieben? Ich habe Dich schon gestern erwartet.«

»Wohl!« erwiderte in seiner gewöhnlichen Kürze und mit gemäßigter Stimme der wackere Mann. »Ich konnte nicht früher zurück. Man hielt mich in Kiel auf. Und dann wieder in Rendsburg. Ist Alles gesund hier?«

»Alles, Alles, Gott sei Dank! Aber Du bist doch heute unmöglich von Kiel gekommen? Das wäre selbst für Dich und Dein bestes Pferd zu weit!«

»Freilich! Das wäre es gewesen. O, ich habe den Schimmel tüchtig mitgenommen. Aber ich komme heute nur von Schleswig, wo ich eine Nacht zugebracht.«

»Von Schleswig! Dann hast Du doch einen ehrlichen Ritt gemacht!«

»Das habe ich, ja!«

»Dann bist Du wohl auch sehr müde und kalt – was soll ich Dir bringen, um Dich zu stärken, zu erwärmen?«

»Mit der Müdigkeit geht es – aber durstig bin ich – fürwahr! Gieb her, was Du hast!«

»Was willst Du trinken, lieber Mann, – Thee, Portwein oder Grog?«

»Nichts davon – gieb mir ein Glas Bier.«

»Bier? Das kalte Bier? – Willst Du nicht lieber Wein – ich habe Alles zur Hand.«

»Nein, Trudchen, keinen Wein – mein Blut ist erhitzt genug – es braucht nur den Durst zu löschen – also gib Bier.«

Im Nu war sie aus dem Zimmer – denn die Frau zählt nicht nach Jahren, wenn sie in Liebe wirkt – um das Begehrte zu holen, während der rastlose Capitain einige rasche Schritte auf und nieder that und seine mächtigen Glieder dehnte, die ihm denn doch etwas steif geworden waren. Alsbald aber, da er um sich her die Behaglichkeit seines stillen Zimmers gewahrte, war er in ein tiefes Sinnen verloren und ein tiefer Seufzer wand sich aus seiner Brust hervor. Den Kopf gesenkt, die Arme gekreuzt, schritt er hin und her und bemerkte die wieder eingetretene Gattin nicht einmal, die ihm eine Schnitte Fleischbrod und ein großes Glas voll schäumenden Bieres gebracht hatte.

»Danke!« sagte er kurz, als er das letztere ergriff, das Brod aber unbeachtet ließ und mit einem raschen Zuge das ganze Glas leerte. »Ah, das that wohl!« rief er dann und gab das leere Glas in die emporgehaltene Hand der Frau zurück.

»Aber Du bist so schweigsam, Mann?« fragte sie weiter, denn jetzt erst bemerkte sie die auf seiner Stirn schwebende Wolke und das arbeitende Gähren seiner Brust. – »Warum bist Du so nachdenklich – ist Dir etwas Düsteres begegnet?«

»Hm! Düsteres! Der ganze Himmel ist düster, rings um uns herum, Gertrud –«

»Du irrst, Andreas; der Mond scheint hell und Gottes Sterne funkeln strahlend am Himmel.«

»Freilich – an diesem Himmel! Laß es gut sein, Gertrud, bis nachher. Ich habe mit Dir zu reden – aber erst, wenn alle Uebrigen zur Ruhe sind. Du sollst heute einmal bis in mein tiefstes Herz blicken. Es hat sich Allerlei darin angesammelt – Aber wer ist in Deinem Zimmer? – ich hörte vorher Menschen darin sprechen.«

»O, es sind ihrer viele da, die Dich sehnlichst erwarten. Zuerst ist Friedrich gekommen –«

»Hat er Pferde mitgebracht?«

»Zwei prächtige Grauschimmel, wie er sagt –«

»Ha! Das ist gut. Morgen muß er nach Apenrade und kaufen, was zu kaufen ist.«

»Noch mehr Pferde? Wozu denn das?«

»Du sollst es erfahren – man nimmt sie uns sonst weg. Die Dänen kaufen, was sie kriegen können –«

»Die Dänen? Also wirklich? Warum denn? Schon Fritz sagte das vorher.«

»Siehst Du! – und wer ist sonst noch dar.«

»Die drei Capitaine vom Strande –«

»Das ist auch gut – ich will sie sogleich und zuerst sprechen. Und sonst Niemand?«

»Ja, noch Einer. O, wie wirst Du Dich freuen, ihn zu sehen!«

»Nun – wer ist es?«

»Henrik Paulsen!«

»Ha! Das ist mir der Liebste – der Beste, der jetzt kommen konnte. Wackerer – armer Paulsen!« Und er rieb sich

die Hände, als wenn ihn ein innerer Frost schüttelte, und doch hatte er sich eben über Hitze beklagt. »Es ist gut, Gertrud; geh jetzt hinaus und schicke mir die Capitaine herein – nachher will ich mit Henrik sprechen, und zuletzt – mit Dir.«

Nach einem warmen Händedrucke und einem Kusse auf die Wange ihres Mannes entfernte sich die Hausfrau und kehrte in ihr Zimmer zurück, wo sie die Seeleute bat, sich sogleich zu ihrem Manne zu begeben. Diese standen schon auf dem Sprunge, tranken schnell ihren zweiten Steifen aus und empfahlen sich den Anwesenden, worauf sie über den Flur schritten, hinter den beiden Vorangehenden der hinkende Capitain Bardow mit seinem krachenden Stelzfuße, nachdem er Henrik noch ein: »Also morgen, mein Junge!« zugerufen hatte.



Das Gespräch zwischen diesen vier Männern wollen wir hier nicht belauschen, auch bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß die Lage der öffentlichen Angelegenheiten den hauptsächlichsten Stoff dazu lieferte. Alle vier waren patriotische Männer in der edelsten Bedeutung des Worts, alle viere keuchten mehr oder minder unter der Last der Schmach, die das übermüthige Inselvolk den Bewohnern der Herzogthümer aufbürdete, und alle vier theilten sich oft ihre Erwartungen und Befürchtungen mit, um, wenn ein neuer Akt willkürlicher Maaßregelung in's Leben treten sollte, jederzeit darauf gefaßt und

vor seinen üblen Folgen so viel wie möglich geschützt zu sein. Etwas Aehnliches geschah auch heute; schließlich berichtete Capitain Burns einige Ergebnisse seiner Reise und enthüllte ihnen die Entschlüsse, die er für seine Person gefaßt hatte, mit denen die befreundeten Männer wie immer vollkommen einverstanden waren.

Lange dauerte dieses Gespräch der vier Männer und laut genug wurde es geführt, denn man hörte ihre gewaltigen Stimmen durch zwei Thüren hindurch über den Flur herüberschallen. Freilich, sie hatten ihr ganzes Leben lang diese Stimmen etwas geübt und waren gewohnt, selbst die Stimmen der Elemente, den donnernenden Sturm und das Rauschen der brüllenden Wogen damit zu übertönen. In der Regel aber hörte man die drei Capitaine vom Strande wie im Chor zugleich schreien, während dieselben, wenn ihr Commodore sprach, in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrten.

Die Frauen hatten schon lange das Zimmer der Mutter verlassen und beschäftigten sich mit der Instandsetzung des Speisetisches im Eßsaale. Friedrich und Henrik waren also allein geblieben; jeder von ihnen aber war so ganz von seinen besonderen Gedanken eingenommen, daß ihre Unterhaltung nicht viel Zusammenhang hatte und nur aus einzelnen Worten und hingeworfenen Bemerkungen bestand.

Endlich traten die Frauen wieder zu ihnen und meldeten, daß das Essen die Gäste erwarte, und fast zu gleicher Zeit öffnete sich des Capitains Thür und die drei Freunde vom Strande entfernten sich. Langsamer und weniger

laut, als sie gekommen waren, gingen sie davon, denn sie mochten wohl Ernstes genug zu bedenken haben, und als ein Knecht das Thor, welches in den Garten führte, hinter ihnen geschlossen hatte und dem früheren Lärme eine sanfte Stille gefolgt war, lächelten die beiden Frauen die im Zimmer befindlichen Männer an und lüfteten schnell einige Fenster, um den düsteren Wolken, welche die Gigarren der ehrenwerthen Capitaine hinterlassen, einen Abzug in's Freie zu gewähren.

Da ging noch einmal die Thür auf und herein trat Andreas Burns selber. Jetzt erst flog ihm Agathe entgegen und küßte ihn zärtlich. Kaum aber hatte er ein Auge für sie, denn nachdem er rasch dem ihm zunächst stehenden Sohne die Hand geboten, ging er auf Henrik zu und drückte ihn innig und warm an seine Brust.

»Henrik Paulsen!«

»Andreas Burns!« das waren die einzigen Laute, die sich vernehmen ließen. Was aber die Worte der Beiden nicht sagten, das sprach ihr langer Händedruck aus, den sie darauf mit herzlichem Blicke tauschten.

»Aber wie wäre es, Ihr Männer, wenn wir zuerst speisten?« fragte die Mutter und trat an die beiden Freunde heran.

»Ja, Kinder, laßt uns essen!« rief der Herr des Hauses. »Mein Wahlspruch ist, wie Ihr wißt: zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen! Heute aber sei es umgekehrt. Laßt uns erst der Befriedigung des Leibes gedenken, ehe wir

den Geist in Thätigkeit setzen!« Und er ergriff seines Gastes Arm und führte ihn in's Speisezimmer, welches unmittelbar an das Gemach der Hausfrau stieß. Friedrich, einen Augenblick mit sich selbst in Zweifel, welcher der beiden Frauen er die Hand bieten sollte, gab nach kurzem Bedenken der Mutter den Vorzug, und so blieb Agathen nichts übrig, als allein hinterher zu wandeln, was sie mit einer Art schmollender Fügsamkeit that, denn sie konnte ja nicht offenbar dem Sohne zürnen, daß er die Mutter – der Schwester vorgezogen hatte. –

Eine Stunde später saßen im Zimmer des Capitains dieser selber mit Henrik auf dem Sopha neben dem Ofen. Sie hatten eine Flasche alten Weines vor sich stehen und schienen geneigt, es den drei Seemännern nachzuthun, denn wie diese hüllten sie bei ihrer Unterredung sehr bald das Zimmer in bläuliche Wolken, die aus ihren edlen spanischen Cigarren emporstiegen.

»Also so stehen Deine eigenen Angelegenheiten,« sagte kopfschüttelnd der Capitain, als Henrik eine Weile gesprochen und ihm einen getreuen Abriß seiner Erlebnisse und der damit verbundenen Erfahrungen gegeben hatte, die wir schon kennen. »Das muß ich sagen! Das ist allerdings bitter und hart genug! Verflucht seien diese parteiischen Richter, die nur Gerechtigkeit für den Dänen, für den Deutschen allein die Verdammung haben! Aber was hilft das Gestöhne! Den Verlust Deines Vermögens mußt Du verschmerzen, wie wir Alle das Unrecht, das uns schon so lange geschehen, standhaft ertragen. Die

Pacht drüben trägt Dir ja so ziemlich ein, was Deine Genügsamkeit bedarf, und für das Andere wird Deiner Hände Arbeit sorgen – oder dürfte ich vielleicht hoffen, daß Du mir die Genugthuung gewährst –«

»Still, Capitain, still davon; ich weiß, was Sie sagen wollen. So hat gestern schon jener Mann gesprochen, von dem ich sagte, daß er mit mir in einem Bette geschlafen – aber ich kann Ihnen nichts Anderes erwidern als ihm.«

»Gut, gut, ich weiß es ja wohl. Ach, Henrik, was sind das für Zeiten! Was habe auch ich für traurige Dinge gehört! Meine Ansicht der Sache war immer eine friedliche, wie Du weißt, was ich aber in Kiel und Schleswig vernommen, hat meine Hoffnung auf eine gütliche Ausgleichung beinahe eben so tief niedergeschlagen, wie meine Seele bis in den Grund erschüttert. Und was mich am bittersten dabei verletzt, das ist der Gedanke, inmitten eines friedlichen Landes, vielleicht selbst im eigenen Hause, von Verräthern umgeben zu sein, die wir nicht kennen, denn, wie man sagt, haben sie bis in die höchsten Kreise hinein und bis zu dem erbärmlichsten Volke hinab ihre Saugrüssel gesteckt, um das Gift aufzuspüren und es in die Ohren ihrer Gewalthaber zu träufeln. O, was haben wir armen Schleswig-Holsteiner gethan, daß man uns so arg verläumdete! Wir haben von jeher nichts als unsere Rechte beansprucht, die man von jeher mit Füßen getreten. Jahre lang hat man uns hingezogen mit leeren Versprechungen, Gelübde auf Gelübde gehäuft, um endlich unsere gerechten Hoffnungen als Täuschungen unserer ehrlichen deutschen Phantasie zu

offenbaren. Jetzt endlich, da es sich bald entscheiden muß, wer unser Schicksal besiegeln soll, fragen wir gehorsamst an, was unser Loos in Zukunft sein wird, und da fletscht man uns ingrimmig die Zähne entgegen und schreit: Was habt Ihr zu fordern? Zur Ruhe mit Euch! Ihr habt nur zu winseln, denn Ihr seid Hunde! – Donner und Tod! Und das sagt uns Deutschen ein Däne! Und er allein will seine Flagge als das Panier für Wahrheit und Recht auf unseren Meeren flattern lassen! Ha, was ist Wahrheit und Recht? Jeder Mensch glaubt die Wahrheit zu sprechen, wenn er von sich selbst spricht, und das Recht zu handhaben, wenn er über sich selber urtheilt – darum, blos darum haben die Dänen Recht gegen uns, sonst nicht. Bei Gott dem Allmächtigen! ich bin kein Politiker mit klügelndem Witze, kein schlauer Kopf, der Jahre lang vorher haarscharf abwägt, was für ein Popanz sich im Schooße der Zeiten erzeugt, – ich bin nur ein einfacher, natürlicher Bürger mit warmem Herzen, der Gottes Gebote erfüllt und dem Menschen thut, was er gegen sich selbst gethan haben will. Ich kann es in Rede und Schrift nicht haarklein auseinandersetzen, was für Schmach jenes hochmüthige Inselvolk uns seit Jahrhunderten angethan, aber dennoch weiß ich, und jede Fiber in mir empört sich dagegen, daß es nur Lügen und wieder Lügen sind, die ich in ihren hohlen Deklamationen lese, die sie dem rechtgläubigen Russen und dem frommen Oesterreicher auftischen. Und diese feilen Engländer mit ihren vollen Kasten und schwimmenden Burgen! Ja, wenn sie nicht das einige Deutschland fürchteten, in

dessen Schooße ein neuer Messias sich erzeugt, wenn ihnen nicht Dänemark gegen Rußland's wachsende Flotte ein Bollwerk, und wenn es den begehrliehen Russen nicht ein Bollwerk gegen die übermüthigen Britten wäre, wie würden sie dann mit diesem kleinen Könige umspringen, der leider auch unser Herzog ist! Was wäre und wo läge Dänemark anders für sie als ein unbeachteter Schattenfleck im Monde? – Nein, nein, nein! Was unsere Besten und Klügsten auch sagen, ich glaube nicht, daß es jemals mit uns besser wird. Es kann nur noch schlimmer werden. Du sollst es erleben. Es bedarf nur eines zufälligen Anstoßes, des Augenzwinkens eines mächtigen Potentaten, und sie spielen da drüben ihren Trumpf aus und rufen: ›Wer will was von uns? Ihr seid unser!‹ Das ruft schon jetzt jene radikale Partei in dem pöbelreichen Kopenhagen, die den König so im Sacke hat, daß er nicht wagen darf, Ja oder Nein zu sagen, wenn sein königliches Herz und sein Gerechtigkeitsgefühl es vielleicht auch wollte. Was wollen diese demokratischen Herren? Warum liebäugeln sie alle mit dem plebejischen Volke, dessen Berührung sie doch sonst wie die Pest scheuen? Wollen sie vielleicht alle selber Könige von Volkes Gnaden werden? Nun dann gute Nacht, Freiheit und Lauterkeit der Erde!

Mein einziger Trost in diesem anbrechenden Wirrwarr ist nur der, daß es gelungen ist, alle widerstreitenden Parteien unseres Landes in eine einzige und um so stärkere Phalanx zu verschmelzen. Ritter und Bauern, Geistliche und Gelehrte, Reiche und Arme – alle stehen wie ein Mann jetzt zusammen. Das Gesicht gegen Nordost,

das Herz zu Gott gewandt, erwarten sie getrosten Muthes, was der neue Tag bringen wird. Ich habe es immer gesagt, diese Einigkeit ist auch unsere starke Seite, wie sie es einst für Holland und die Schweiz war. Was wollen, was können sie gegen ein einiges Schleswig und Holstein? Sind wir ihnen nicht in Allem gewachsen? Haben wir nicht eben so viel Kraft, so viel Vertrauen auf uns selbst und, was das Beste ist, viel mehr Recht als sie? Und wenn unsere Männer an Zahl freilich weniger sind, so sind es doch ganze Männer, wie es auf der Welt nur Wenige giebt! Aber halt – Eins muß ich Dir noch sagen. Was hältst Du von der Rüstung, die der Däne ganz im Stillen vorbereitet?«

»Welche Rüstung?« fragte Henrik verwundert.

»Wie, das weißt Du noch nicht? Sie fangen ganz leise an, ihre Armee mobil zu machen.«

»Mobil? Gegen wen?«

»Das eben ist die Frage, die alle Gemüther in Bewegung setzt. Nur Gott allein weiß es. Vielleicht gegen die Türken. Haha! Sie kaufen alle schweren Pferde für ihre Artillerie auf, und da sie die besten in den Herzogthümern finden, so strömen sie in hellen Haufen herüber. Nun, sie bieten Geld, und für Geld ist, wie Du weißt, Alles zu haben.«

»Das ist in der That wunderbar! Wo haben Sie das gehört?«

»In Kiel wußte man vorgestern noch nichts davon – in Schleswig aber erzählt es sich jeder Junge auf der Straße. Giebt es denn einen Krieg? fragte ich Diesen und Jenen.

Frage den Himmel, antworteten sie mir, der mag es wissen. Aber bei Gott! Ehe ich nicht bestimmt weiß, wozu dieser Pferdehandel im Lande, so wahr kaufe ich alle auf, die ich finde – füttern kann ich sie heerdenweis' – denn schon das Sprichwort sagt: trage dem Teufel kein Holz zu, Du mußt doch selber an seinem Feuer braten!«

»Aber was wollen Sie selbst damit machen?«

»Nun, ist das nicht einfach? Was *ich* habe, kann der Däne nicht haben.«

»Haha! Der Spaß kommt Ihnen etwas zu theuer zu stehen.«

»Wozu liegt das Geld im Kasten, wenn ich es nicht Zinsen tragen lasse? Und diese Pferde tragen Zinsen – gieb Acht. – Willst Du einen tüchtigen Wallach haben, so suche Dir morgen einen aus – ich habe genug.«

»Ich danke; ich habe ein brauchbares Pferd von Rasmus erhalten und mehr bedarf ich nicht.«

»Und Du willst also wirklich drüben im Sundewitt bleiben?«

»So lange mich nichts von dort vertreibt, gewiß!«

»Und willst Dich wieder den Studien und der Freude der Arbeit widmen?«

»So lange und ungestört wie möglich. In der Arbeit allein vergesse ich den Druck und Wirrwarr des Lebens.«

»Wohl, ich verdenke es Dir nicht. Ich wünschte auch meine Gedanken in Worte kleiden zu können, wie Du – ich wollte ihnen eine gewürzreiche Suppe zusammenrühren –«

»Ich glaube es – aber Sie haben etwas eben so Gutes und noch Besseres zu thun – für Ihre Familie zu sorgen und Ihr Haus zu bestellen.«

»Ach ja – meine Familie! Still davon! Und wir haben also Hoffnung, Dich täglich als unsern Gast zu sehen?«

Henrik seufzte, wie so eben sein Freund geseufzt, wozu jeder Mensch in diesem Leben seine eigenen Gründe hat.

»Täglich nun wohl nicht,« erwiderte er bedeutsam, »aber so oft wie möglich. – Wissen Sie, daß Helene wieder da ist?«

»Helene? Unser lieber Sommervogel? Du scherzest, – aber jetzt schon im Winter? Was hat das zu bedeuten?«

»So habe ich auch gefragt. Morgen werde ich sie besuchen, ehe ich hinübergehe –«

»Nun, dann brauche ich Dich nicht zu uns einzuladen, unter diesen Umständen wirst Du von selber kommen –«

»Vielleicht auch nicht. Ihr Haus wird mir stets das zweite Vaterhaus sein.«

»Gewiß – o wärest Du mein lieblicher Sohn! Habe ich Dich doch immer im Stillen als meinen Aeltesten betrachtet! Ja, baue auf mich in allen Fällen, Henrik, ich werde mir Mühe geben, Dir ein wackerer Vater zu sein! – Aber höre, mir fällt eben jener Olaf Larssen wieder ein, von dem Du vorher sprachst. Sollte es möglich sein, daß er Dir von drüben aus mit auf die Reise nach dem Festlande gegeben war?«

»Fast scheint es so, obwohl ich keinen direkten Beweis dafür habe. Für's Erste hat er mich aus dem Auge verloren.«

»Nimm Dich aber in Acht. Rede nicht öffentlich, laß Deinen Namen vor Niemandes Ohren erklingen, weder schriftlich, noch mündlich – sprich Deine Gedanken nie vor Unbekannten aus. Du stehst einmal im schwarzen Buche.«

»Und glauben Sie, daß Sie darin fehlen?«

»Beim Himmel! In meinem schwarzen Buche stehen sie Alle zusammen. Das wirft aber keinen Sperling vom Dache. Sie sollten einmal auf meinen Hof kommen und Hand an mein Eigenthum legen –«

»Nun, und wenn sie im Namen des Gesetzes kämen, würde ihnen da Andreas Burns nicht zuallererst gehorchen?«

»Wie, gehorchen? Sie müßten mir doch erst etwas befehlen. Und wenn dieser Befehl nach dem Gesetze, also nach meinem Sinne wäre, so würde ich ihn allerdings befolgen; lief er demselben aber zuwider, so würde ich ihnen zeigen, daß ich allein Herr in meinem Hause bin. O, sie kennen mich zur Genüge, und so leicht werden sie ihre Stirn nicht an den alten Eisenfresser stoßen, der ich in ihren Augen bin.«

»O welche traurigen Aussichten, Andreas! Daß wir schon Ursache haben, so Schlimmes nur zu denken! Welches Unheil kann über uns ergehen – und wir müssen es mit kalten Augen vielleicht herannahen sehen!«

»Das ist mein Stolz, daß ich das kann. Wenn sie mich ungestört lassen, werde ich ihnen keinen Stein in den Weg legen – wehe ihnen aber, wenn sie mich stören – so lange bin ich Eis – dann aber Blitz und Flamme.«

»Es ist noch ein Trost, daß diese Schwebelänge nicht lange dauern kann. Eine Entscheidung zum Guten oder Schlimmen muß erfolgen. Es muß biegen oder brechen. Von woher der Wind blasen wird, wissen wir nicht, daß er aber gewiß einst – und ich glaube bald – blasen wird, das liegt mir im Blute, wie ein nahendes kaltes Fieber.«

»Mir auch! Da, Henrik, trinken wir dies Glas auf unseres Vaterlandes Wohl! Noch lebt der alte Gott über den Wolken. Sieh, wie sein helles Auge da oben so wachsam und erhaben wandelt und mit seinem feurigen Blicke das Weh der Menschen sich anschaut. Auch auf das unsrige schaut er nieder und er wird es sich zu Herzen nehmen. Komm; ehe wir zu Bette gehen, laß uns noch einmal den Blick auf das Meer da unten werfen und Muth aus der Allgüte Dessen schöpfen, der es uns zur Freude geschaffen hat!«

Und in der That, nie hatte der Mond seinen majestätischen Lauf aus einer wolkenloseren Bahn vollendet, als in dieser Nacht. Nur die Sterne flammten an seinem Wege, aber diese hemmten ihn nicht. Langsam und feierlich zog er dahin, einen langen goldenen Streifen im Meere zurücklassend, als stände er in geheimnißvoller Verbindung mit der glitzernden Fluth. Und wie das Wasser und der Himmel, so lagen auch die Felder und Wälder in tiefstem Frieden, und die Winde hatten den sausenden

Schwung ihrer Fittiche gesänftigt und flüsterten nur leise in den schlummernden Wellen.

Welcher Mensch hätte unter der sanften Oberfläche dieses Wassers, hinter dem krystallreinen Spiegel dieses Himmels einen Sturm geahnt? Wer hätte geglaubt, daß in der Brust der ringsum schlafenden Menschen außer dem Frieden auch noch etwas Anderes, Grauenhafteres schlummere? Und doch brauste der wilde Orkan schon im Stillen heran, doch hob das Erdbeben unter der Oberfläche dieser Erde schon seine dämonischen Riesen empor, und in dem Gährungskessel der Leidenschaften der Völker kochte und brodelte es heimlich und unheilvoll. O schlafet süß, ihr armen Herzogthümer, ruhet sanft von Eurem Tagewerke aus, denn bald, bald werdet Ihr erweckt werden von dem Sturme, dem Erdbeben, dem Völkerkampfe, und es wird lange keine Nacht für Euch geben, die so lieblich und freundlich wie diese ist.



Kurze Zeit nach Beendigung dieses Gespräches waren alle Bewohner des Herrenhauses zu Emmerslund zur Ruhe gegangen. Die einzigen Wachenden waren die großen Doggen auf dem Hofe, die, von ihren Tagesketten erlöst, sich der beschränkten nächtlichen Freiheit bedienten und innerhalb der Mauern des Hofes ihre Pflicht erfüllten.

In dem traulichen Ehegemache, worin Andreas Burns und sein Weib schlief, brannte kein Licht mehr, nur der

verschwiegene Mond schaute mit seinen silbernen Strahlen durch die leicht verhangenen Fenster, um sein heimliches Werk zu verrichten und die müden Schläfer zu belauschen. Aber diese hier waren weder müde, noch schliefen sie; beide wachten vielmehr mit munteren Augen, obwohl ihre Seelen schwer umdüstert waren. Andreas hatte seiner Frau versprochen, mit ihr im Geheimen ein vertrauliches Wort zu reden, und wann konnte die Zeit geeigneter dazu sein, als jetzt, wo Niemand sie störte, Niemand ihre Rede behorchte, denn weit von den übrigen Schlafzimmern des Hauses abgelegen befand sich das Nachtlager der Eltern.

Die Hausfrau lag unbeweglich und mit gespannter Aufmerksamkeit in ihrem Bette, welches dicht neben dem ihres Mannes stand, denn sie erwartete von Augenblick zu Augenblick den Anfang seiner Rede zu vernehmen, ohne ihn an sein Versprechen erinnern zu müssen, was er nicht gern hatte, da er seine Zusagen stets aus eigenem Antriebe zu erfüllen liebte. Der Hausherr dagegen lag voll unruhiger Beklemmung an ihrer Seite; er wälzte sich hierhin und dahin, und noch immer nicht schien er die gewünschte Lage gefunden zu haben, als treibe ihn eine innere Sorge von Stelle zu Stelle. Endlich konnte die Geliebte seiner Jugend und die Freundin seines Alters dieses qualvolle Schweigen nicht länger ertragen. Sie erhob leise den Kopf und blickte ausdrucksvoll den rastlosen Mann an.

»Andreas,« begann sie, »was quält Dich? Du bist so unruhig. Ich dachte, Du wärest müde nach dem weiten Ritte und würdest noch besser als gewöhnlich schlafen.«

»Nein, ich kann nicht schlafen, Frau,« erwiderte der Angeredete. »Es läßt mir keine Ruhe, denn mein Herz ist voll Sorge und bedarf der Entlastung Höre!«

Und so war von der klugen Frau sanft und natürlich die Bahn gebrochen und der Wunsch der liebenden Mutter sollte erfüllt werden.

»Es sind jetzt siebenundzwanzig Jahre, seitdem wir zufrieden und – wohl kann ich es sagen – glücklich neben und mit einander durchs Leben gegangen sind, Gertrud. Nicht wahr? Ja, Gott hat uns in allen Stücken reichlich gesegnet, indem er uns brave Kinder, treue Freunde und Besitzthümer gegeben hat, die sich ohne eigennütziges Zuthun, nur in Folge unserer Mühen und Arbeiten, von Jahr zu Jahr vermehrt haben. Sieh unseren schönen Hof, den schmucken Garten, das ergiebige Land, sieh unsere herrlichen Thiere und die gefüllten Scheuern um uns her – ist es nicht ein reicher Segen, der mit uns unter einem Dache wohnt? Und unsere freundlichen Zimmer, von denen man Land und Meer meilenweit überschaut, ja selbst dieses trauliche Gemach, in dessen Fenster, wie Gottes Auge, der stille Mond so milde hereinblickt – ist es nicht köstlich und wohnlich bei uns und haben wir nicht ein Recht gehabt, uns glücklich zu fühlen? Ach, Gertrud, ich bin nicht immer so gut gebettet gewesen, wie heute! Ich bin durch eine rauhe Schule des Lebens gegangen und vielleicht selbst dadurch ein rauher Mann geworden –

Du weißt es und Du verzeihst mir. Jahre lang hat die rauschende, unerbittliche Woge, nur durch ein dünnes Brett von meinem Kopfe geschieden, an mein Ohr gebräust, unzählige Mal hat der tosende Sturm meine Locken aufgewühlt und der eisige Regen mich bis in das Herz hinein erkältet. Ja, noch Schrecklicheres habe ich erduldet. Siebenmal habe ich Schiffbruch erlitten. Auf abgerissenen Planken, nicht schwerer und größer als ich selber, bin ich auf pfadlosem Meere herumgeschwommen und habe zu Gott um Hülfe gerufen, da keine Menschen um mich waren und nur furchtbare Thiere nach meinen Gebeinen haschten. Und sieh, siebenmal hat er mir seine Hülfe gesandt. Sechsmal nahmen mich halb Bewußtlosen vorübersegelnde Schiffe, einmal eine wüste Insel auf, wo ich mich wochenlang von Wurzeln und Muscheln nährte, die mir das Meer, erbarmungsvoller als die Erde, gütig an den Strand warf. O, und noch aus vielen anderen Gefahren des Leibes und Lebens hat mich Gott oftmals gerettet, die ich Dir nicht alle aufzählen will, und immer wieder hat er mich zu Dir und meinen Kindern zurückgebracht.

Wie merkwürdig aber! Immer, wenn ich in so großer Noth und Trübsal war, hat mein Herz muthig und unverzagt geschlagen, immer habe ich beinahe mit Sicherheit gewußt, ich würde nicht unterliegen, und diese innere Stimme, die stets laut und verständlich zu mir sprach, hat mich niemals betrogen. Jetzt aber, hier an Deiner Seite, wo ich so glücklich und ruhig liegen konnte, fühle ich zum ersten Male in meinem Leben diesen Muth in meiner Brust wanken, und keine Stimme will sich vernehmen

lassen, die mir zuruft: Schau auf, Andreas, der Helfer naht! – Und doch ist die Gefahr, in der ich jetzt schweben, eine ganz andere, ja man könnte sie für viel geringer halten, als jede meiner früher überstandenen, da sie nicht von feindlichen Elementen oder einem strafenden Gotte, sondern von Menschen kommt, die gleich mir von Weibern geborene Geschöpfe sind. Aber ach, Gertrud, es ist sonderbar! Die Gefahren, die mir Gott gesandt, waren mir nie die schrecklichsten, die Schmerzen aber, die mir die Menschen angethan, sind mir von jeher die bittersten gewesen. Und so ist es jetzt. Gott ist immer gütiger und liebevoller als die Menschen; er straft wohl, und oft hart, aber er erhebt und beglückt auch wieder – das aber thun die hartherzigen Menschen nicht; sie strafen, ohne zu läutern, sie hassen uns, ohne uns zu vergeben, denn sie haben, obwohl sie Gottes Kinder sind, doch nicht ihres Vaters versöhnliches Herz.

Höre mich weiter. Als wir uns damals in Apenrade, wo Dein guter Vater wohnte, am Altare die Hände reichten, gelobten wir uns, Leiden und Freuden des Lebens gemeinsam zu tragen. Die Freuden haben wir redlich gemeinsam getragen – nun aber kommen die Leiden und diese müssen wir noch ertragen lernen. Laß mich jetzt mein Herz ausschütten vor Dir, wie ich es vor keinem Menschen ausgeschüttet habe, denn selbst diesem edlen Henrik habe ich nicht Alles vertraut, was mir auf der Seele liegt, obwohl er mein ganzes Vertrauen besitzt – was ich also jetzt sage, ist nur für uns Beide. Sieh, ich habe

einen Mann in Kiel gesprochen, der eben aus Kopenhagen kam. Der hat mir eine schreckliche Nachricht in's Ohr geflüstert. Wenn es wahr ist, was der Mann sagt, dann sind wir schon innerhalb der Leiden, obgleich wir äußerlich noch im Glücke zu schlummern scheinen. Man hat, so sagte der Mann, in Kopenhagen an mächtiger Stelle beschlossen, unser Herzogthum mit Gewalt dem dänischen Reiche einzuverleiben; die deutsche Sprache ist die längste Zeit in diesen Landen geredet worden, sie soll von jetzt an der dänischen weichen. Ja, unsere Kinder sollen, so hat eine frevelnde Stimme in brutaler Wuth geschworen, sogar ihren Goethe und Schiller vergessen, die doch von Jugend auf in unserem Marke und Blute Mark und Blut geworden sind. – Wie man das anfangen, welcher Mittel man sich bedienen, welche Gelegenheit man vom Zaune brechen will – das wußte er nicht. Auch ich weiß es nicht, und kaum vermag ich zu glauben, daß es so ist, wie er sagte. Doch, wenn es so ist – wenn Dänemark uns mit der Peitsche oder dem Säbel zwingen will, dann, Gertrud, dann wird sich das ganze Land erheben, und wie die Wogen des allmächtigen Meeres an den niedrigen Küsten unseres kleinen Landes sich brechen und zerschellen, so wird der Anfall jener Inselbewohner an unseren Leibern, unseren abwehrenden Armen sich brechen und zerschellen. – Du weinst, ich höre es – weine noch nicht, Gertrud. Noch ist es so schlimm nicht, wie wir fürchten müssen, daß es vielleicht werden kann. Und kommt die Zeit der Prüfung wirklich heran, o dann werden wir Alle des gegenseitigen Trostes und Beistandes

bedürfen, denn auch wir werden unseren Theil am allgemeinen Kampfe und Streite haben. Was mir aber das Aergste, das Betrübendste für uns dabei scheint, das will ich Dir jetzt sagen. Nicht für Dich, nicht für mich, nicht für Friedrich und Agathe fürchte ich – Euch und mich werde ich Alle zu schützen wissen, wenn Gott an meiner Seite bleibt. Ich habe vielmehr Furcht – große Furcht für einen Anderen von uns. Und das ist unser Erik, Dein Liebling, Gertrud – ich weiß es wohl, daß er es ist. Ha! auch ich habe den kühnen Jungen gern, und doch hat er Dir und mir den meisten Kummer verursacht. Aber man sagt ja, wir Eltern hätten immer die Kinder am liebsten, die uns die meisten Sorgen bereiten, und das mag wohl so sein, Von frühester Jugend an hatte der Junge Auge und Herz für das Seewesen. Das fanden wir sehr natürlich. Es lag in seinem Blute. Ja, wir freuten uns darüber und bestärkten seine Neigung durch tausend Anreize nur noch mehr. Als er aber zwölf Jahre alt und schon mit mir nach Amerika und Ostindien gesegelt war und sich immer bewährt hatte, da sprach er eines Tages ein Wort aus, was mich erschütterte, so stark, so daß ich es noch heute zu fühlen meine. Vater, sagte er, laß mich von Deinen Schiffen. Das Alles ist mir zu klein, zu eng, zu kaufmännisch. Es ist beinahe nur Spielerei. Bringe mich auf ein großes oder nur bewaffnetes Schiff, in die königliche Marine, damit ich ein Mann und ein Krieger werde. – Anfangs freute ich mich über dies muthige Wort des Knaben, ja ich ermunterte ihn nur noch mehr dazu. Später aber, als ich

mir Alles genau überlegt und ihn gefragt hatter in welcher Marine er dienen und wachsen wolle? – da erfaßte mich ein Schreck, denn da antwortete er: Du fragst, Vater? Giebt es eine andere Flagge für uns, als den Danebrog, unter deren Schutze wir dienen mögen? Fährst Du nicht selber darunter, flattert er nicht dahinten auf allen Deinen Schiffen? Laß mich nach Kopenhagen und Du sollst es nie bereuen, ich werde fleißig und gehorsam sein! – Ach, Gertrud, der Junge ging nach Kopenhagen, Du weißt es. Und jetzt wandelt er unter seinem geliebten Danebrog. Der Danebrog aber ist *über* uns, seine Falten flattern drohend über unsern Häuptern, und vielleicht kann bald die Stunde schlagen, daß wir, Vater und Mutter, zu unserm Kinde als unserm Sieger, um Erbarmen flehend, emporblicken müssen.«

»Das verhüte der barmherzige Gott!« schluchzte Gertrud.

»Er verhüte es! Aber was soll ich nun beginnen? Soll ich einen Machtspruch thun und den Knaben von seinem Schiffe reißen? Würde dieser Knabe, der unterdeß beinahe ein Mann geworden, mir gehorchen?«

»Um Gottes willen, Mann, warum sollte Dir Dein eigen Fleisch und Blut nicht gehorchen?«

»Ich möchte es nicht prüfen. Wenn Du nun mit mir einverstanden bist, wie Du es so viele Jahre gewesen, so will ich Dir den Entschluß, den mir Gott eingegeben hat, vorlegen und wir wollen bedenken, wie wir ihn ausführen.«

»Und was ist das für ein Entschluß, Andreas?«

»Ich will den Knaben rufen und ihm auseinander setzen, was ich befürchte. Er soll selbst über unser und sein Schicksal entscheiden. Will er dann unter seinem Danebrog bleiben – so bleibe er. Will er nach England, Frankreich oder Deutschland, ja, nach Amerika gehen – so gehe er – ich will ihm Alles gewähren.«

»Ach, Vater!« schluchzte lauter die geängstigte Mutter und warf sich an seinen Hals. »Ja, das scheint mir das Beste!«

»Gut! Bleibt er aber bei den Dänen, so kann es geschehen, daß wir in ihm unsern Feind erblicken. Hast Du auch das bedacht?«

»Ich glaube das nicht. Ihr Männer seht Alles schwarz, was Euch im Wege steht.«

»Wir Männer nur? Ach, wollte es Gott, daß Du auch darin Recht hättest – aber ich glaube es diesmal nicht.«

»Wir könnten es ja noch abwarten –«

»Bist es zu spät ist. Nein, Gertrud, wer dem Regen aus dem Wege gehen will, der begiebt sich unter Dach, ehe er fällt. Blitzt es erst, dann donnert es auch – und in der That – es blitzt schon wetterleuchtend am Himmel auf und den Donner höre ich in weiter Ferne auch bereits grollen.«

»So rufe ihn so schnell Du kannst und laß das Gewitter nicht erst vollends hereinbrechen. Aber wo willst Du ihn finden?«

»Er ist schon gefunden. Höre weiter. Als ich in Kiel war, wurde sein Schiff, der Schooner Neptun signalisirt. Er brachte einen Gesandten an's Land, der nach Berlin ging,

mit dessen Hofe unsere Regierung über unser Schicksal rechtet. Denn der König von Preußen soll diesmal *für* uns und *gegen* die Dänen sein. Den will man nun auch für sich gewinnen. – Doch, lassen wir das. – Ich schrieb an den Capitain des Schooners und bat um Urlaub für Erik auf eine Stunde. Der Capitain war freundlich genug, seinem alten Kameraden eine Freude zu gewähren, – Erik kam an's Land.«

»Wie? Er kam? Du hättest ihn gesehen? Und das sagst Du mir erst jetzt?«

»Ruhig, Gertrud. Ja, er kam und ich sprach mit ihm –«

»O, was sagte er, wie sah er aus?«

»Das sollst Du selbst mit eigenen Augen entscheiden – denn er kommt morgen oder übermorgen zu uns.«

»Was!« rief die zärtliche Mutter und richtete sich im Bette auf. »Erik, mein Erik kommt? Großer Gott, im Himmel – ich danke Dir.«

»Ja, er kommt auf achtundvierzig Stunden in's väterliche Haus. Denn er erzählte mir, daß der Neptun seine Station vor'm Apenrader Busen nehme und daß er einzulaufen gedenke, um irgend einen Dienst zu verrichten, sobald das Wetter und das Eis im engen Gewässer es gestattet. Nun ist es milde geworden und das Eis liegt fast ganz gegen Apenrade zu. Meiner Meinung nach werden wir den Südwind längere Zeit behalten. So wird denn der Neptun kommen und Erik wird seinen Urlaub erhalten, was ihm der Capitain versprochen hat. Das ist es, was ich Dir mittheilen wollte und was mir so schwer auf der Seele gelegen. Wir werden den Jungen sehen und

ich werde als Vater mit ihm sprechen. Aber alle Bitten und Ermahnungen Deinerseits verbitte ich mir – wir wollen nicht seine schlechtere Hälfte erobern – er soll uns von selbst ganz oder gar nicht gehören – das verlange ich von Dir. Nun beruhige Dich und trockne Deine Thränen. Komm, lege Deinen Kopf auf meinen Arm, wie Du so oft geschlummert!«

Nach diesen Worten küßte er die leise weinende Gattin und drückte ihren gesenkten Kopf an seine Brust. Sie aber schlang den Arm um seinen Nacken und küßte wieder den edlen Mann, wie sie so oft gethan.

Und siehe, als die Rede desselben beendet und die Last von seiner Brust gewälzt war, da wurde es ruhig und friedlich in ihm. Die Stürme waren für den Augenblick entwichen und die Stunde der Windstille gekommen. Der Mond aber wandelte unterdessen ungestört seine Bahn, und als er zum letzten Male freundlich in's Fenster der Eheleute blickte, da gewahrte sein großes Auge zwei ruhig Schlummernde, über die der Friede des Herrn seine sanften Schwingen gebreitet hatte.

#### SECHSTES KAPITEL. DAS EPHEUHAUS AM STRANDE.

Heiter, wie sie lange nicht gelächelt, stieg die junge Morgensonne aus dem baltischen Meere hervor und goß ihre zauberischen Lichtwellen voll über den Apenrader Meerbusen und die angränzenden Länderstrecken aus. Lustig spiegelten sich in dem silbernen Wassergrunde die bewaldeten Anhöhen, und die klare Tiefe des Meeres warf das schöne Bild des lichtblauen Himmels fast eben

so fleckenlos zurück, wie er weit hin über das gesegnete Land seinen durchsichtigen Bogen wölbte.

Im Herrenhause zu Emmerslund war man wie gewöhnlich früh wach geworden und allgemeine Thätigkeit regte sich in allen seinen Theilen und unter seinen Bewohnern. Jeder befand sich an der ihm zugewiesenen Stelle und vollbrachte das Seine. Schon lange vor Tagesanbruch hatten die Knechte die Pferde gestriegelt, die Mägde die Kühe besorgt und theilweise auf die Weide getrieben. Fröhliches Gebrüll und Gewieher, untermischt mit dem Geklingel der Leitglocken, hallte von den Wiesen herüber, und das Stampfen der muthigen Pferde, als sie zügellos über den noch dampfenden Boden galoppirten, dröhnte hörbar bis in den belebten Hof herauf. Und so ruhig und erfrischt die Natur um sie her, so ruhig und neu aufgerichtet schienen auch die Bewohner nach ungestörtem Schläfe zu sein, als sie um den gemeinschaftlichen Frühstückstisch saßen und die Arbeit des vorliegenden Tages besprachen. Nur Einer unter ihnen verbarg sein nachdenkliches Gesicht mit Mühe vor den prüfenden Augen der Umsitzenden. Henrik's Auge schaute befangen um sich her und kaum fand er die geeigneten Worte, den heiteren Fragen Agathens und dem ernsteren Gespräche Friedrich's mit freundlicher Erwidern zu begegnen. Hastig auch sprang er vom Stuhle auf, als er sein Frühstück genossen, und suchte seines älteren Freundes ernstes Auge.

»So komm, Henrik!« sagte Andreas und griff nach dem Hute. »Laß uns die Pferde betrachten, die Fritz gekauft,

und sehen, ob er einen guten Handel gemacht. – Und Du, Fritz, hast meine Aufträge bereits empfangen; mache Dich zeitig auf nach Apenrade und erfülle auch heute Deine Pflicht, wie Du sie gestern erfüllt hast. – Adieu, Mutter, adieu, Agathe! Ich habe unten am Wasser zu thun und Ihr werdet mich vor Mittag nicht wiedersehen. Henrik begleitet mich. Nach Tische fahre ich ihn selber nach dem Sundewitt hinüber.«

Und so traten die Männer, Henrik von dem vielsagenden Lächeln Agathens begleitet, auf den Hof, wo Andreas seinem Hühnerhunde pfiß, ohne den er selten umherzuwandeln pflegte, denn er liebte die Thiere, die sich an den Menschen gewöhnen und ihm dienstbar sind. Bald waren sie den Blicken der Frauen entschwunden, die sich nun auch an ihre Arbeit begaben. Agathe beaufsichtigte die Mägde in Küche und Keller, die Mutter ordnete und wirthschaftete mit der Stubenmagd im Innern des Hauses herum.

Zuerst aber, ehe sie an den Strand hinabstiegen, erkletterten die beiden Männer das hölzerne Gerüst am Saume des Bergrückens, um von oben herab den jungen Tag zu begrüßen, was Andreas aus alter Gewohnheit fast jeden Morgen that. Schweigend schauten sie über die Gewässer und betrachteten Meer und Land. Ha! Wie blitzte Alles so freudig und strahlend aus dem dampfenden Nebel der Ferne auf! Im vollen frischen Morgenglanze lachten die hügeligen Gefilde, das spiegelnde Meer, die noch matt schimmernden Landspitzen von Alsen und Fünen. Schon

grünt in lebhafterem Schmelze die erwachenden Wiesen, und durch die Wipfel der blattlosen Bäume jagte ahnungsvoll der leichte Morgenwind, als wolle er sie grüßen und ihnen das Geheimniß des nahenden Frühlings verkünden, dem er voraufgegangen war.

Wie auch das Innere des sich umschauenden Besitzers so vieler schöner Güter auch beschaffen sein mochte, sein dunkles Auge leuchtete höher auf, als es sein ganzes Eigenthum mit einem Blicke überflog. Konnte er sich nicht glücklich fühlen im Bewußtsein, so reich gesegnet zu sein, wie selten ein Mensch, konnte er nicht ruhig in die schlummernden Zeiten schauen, die in diesem Augenblicke so heiter vor ihm zu liegen schienen? Nein, er war nicht glücklich, nicht einmal heiter. Und warum war er es nicht? Wir wissen es ja – nicht auf sich, nicht auf seinen großen Besitz blickte sein ernstes Auge, nein! über einen weiteren Kreis schaute es hinaus, sein Vaterland lag ihm vor der Seele und diese Seele blutete bereits in langsam rinnenden Tropfen, denn er gewahrte mit ahnendem Vorgefühle das schwere Verhängniß, welches seine nächtigen Flügel bald über dieses ganze Vaterland schütteln sollte. Nur die zagende Hoffnung, die uns nimmer verläßt – es werde, es könne vielleicht sich Alles zum Guten wenden, dämpfte in etwas seinen bitteren Schmerz. O ja, die Hoffnung! Wir armen Menschen sind ja meist nur glücklich in Hoffnung, denn sie ist die einzige Gefährtin des Lebens, die uns nie im Stiche läßt, wo selbst die Wirklichkeit treulos von unserer Seite weicht!

»Ja, Hoffnung!« dachte auch Henrik, als er mit seinem schweigenden Begleiter die Stufen des Gerüstes wieder hinabstieg und den Fußpfad betrat, der an den Strand führte. »Ja, Hoffnung! Wenn Du nicht wärest mit Deinem lindernden Balsam, Deinem sanft streichelnden Finger, wie keiner auf Erden die brennende Wunde kühlt!«

Die Männer langten am Strande an und hielten sich eine Weile an dem mit Buschwerk umgebenen Platze auf, wo die Schiffszimmerleute mit der Vollendung des Kutters beschäftigt waren, der noch fest auf seinen Schlittenklötzen lag. Nachdem der Capitain jedes Einzelne besichtigt und die fleißigen Arbeiter zu möglichster Eile getrieben, schritt er an Henrik's Seite den Strand gegen Osten hinaus, zur Rechten das wallende Meer mit seinen Schollen, zur Linken den sanft absteigenden Hügel lassend, der seinen eigenen Namen trug. Henrik sprach kein Wort mehr, der Capitain schwieg ebenfalls, wie es Regel bei ihm war, wenn kein wichtiger Anlaß seine Lippen öffnete. Allmähig näherten sie sich so dem Orte, wo Capitain Bardow seine idyllische Wohnung aufgeschlagen, und bereits sah man von Weitem das Häuschen liegen, dessen Scheiben im Strahle der Morgensonne glänzten und dessen epheumrankte Mauern eine Schaar junger Möven, im leichten Winde spielend, mit ihren weißen Schwingen lustig umflatterten.

»Halt!« sagte jetzt Henrik und blieb plötzlich stehen, »bis hierher und nicht weiter, Andreas! Ich habe noch Manches in meinem Innern zu überlegen, bevor ich die

Schwelle jenes Hauses überschreite und möchte am liebsten mit mir allein sein. Kehret jetzt um und gehet Euren Geschäften nach. Am Mittage bin ich wieder in Emmerslund und Ihr haltet vielleicht Euer Versprechen und fahret mich dann nach dem Sundewitt hinüber.«

»Gewiß, Henrik, ich werde ganz zu Deinen Diensten stehen. Nun, mit Gott, mein lieber Junge, lächle doch einmal fröhlich auf. So! Du hast ja eine Freude vor Dir, was heut zu Tage eine Seltenheit ist, und die genieße nun vollkommen. Adieu und grüße Helenen. Hoffentlich sehe ich sie bald und dann wollen wir es so einrichten, daß wir häufig des Abends um unsern Tisch versammelt sind. Gehabe Dich wohl, mein Freund – auf Wiedersehn!«

Rasch trennte er sich von dem Freunde und begab sich mit seinem kurzen, energischen Schritte auf den Heimweg. Henrik blickte ihm eine Weile nach, dann wandte auch er sich herum und schritt dem vor ihm liegenden Hause zu.

»Welch beneidenswerther Mann!« sagte er zu sich selber. »Welche Ruhe, welche Sicherheit in Allem, was er spricht, was er thut. Man fühlt sich immer stark, wenn man in seiner Nähe weilt. Welch unschätzbaren Freund habe ich, haben wir Alle an ihm! O daß es Gott wollte, ich könnte ihm die Entscheidung über mein süßestes Geschick getrost in die Hände legen, um durch seine Vermittelung ein vielleicht bald noch beneidenswertherer Mann zu werden. Aber ach! welche Thorheit, so Bedeutendes, Herrliches sich als möglich zu denken, welche kopflose

Eile, sich in das ungewisse Meer der Zukunft zu stürzen! Langsam, langsam, Henrik, Dein Weg zum Ziele ist noch weit, und tausend unübersteigliche Hindernisse liegen mitten im Wege. Sieh – da ist es ja, das alte Haus, wie schön muß es dies Jahr im Sommer werden! Ha! wie freundlich es jetzt schon vor mir liegt – wie der Epheu sich um jedes Fenster üppig emporschlingt, als möchte auch er es liebend, zärtlich, innig umfassen. O! Ich verdanke es ihm nicht, seine Mauern bergen einen köstlichen Schatz! Wie da die Möven lustig um sein grünes Dach flattern, von dem man kaum einen Ziegel sieht, Alles grün und frisch umhüllt vom schmeichelnden Hauslauche – Alles, Alles hängt und nistet daran, will einen Theil davon für sich haben, selbst die Störche haben da oben ihr Nest aufgeschlagen, um in *ihrer* Nähe ihre kleinen Jungen zu füttern. Und ich? O – weg, trügerische Hoffnung! – aber auch weg Du, angstvolle bleiche Furcht – wenn Gott will, daß ich glücklich werde, so wird es geschehen, wo nicht – so – so –«

»Hoho!« schrie hier eine mächtige Stimme ihm zur Seite. »Hoho, mein Junge! Das ist recht, daß Ihr so früh Euern Wimpel im Winde schwenkt. Das ist ehrlich von Euch! Da, gebt mir die Hand. Nun – gut geschlafen diese Nacht? Ha, ich sage Euch, meine alte Lore hat sich die Kehle nach Euch wund gefragt, ich mußte wahrhaftig meine Flagge gegen ihre Uebermacht streichen – sie kam mir mit zu vollem Winde heran. Nun, lauft nicht so schnell; seht, mein alter Horzstiefel kann nicht gleichen Schritt mit Euch halten. Ich mache jetzt nur halb so viel

Knoten in der Stunde, wie sonst. Bleibt einmal hier stehen. Seht Euch mal das niedliche Gewächs da an – ist es nicht eine Freude, he? Und diese Takelage, was meint Ihr dazu? Seht mal mein Gärtchen davor – o, den Hollunder solltet Ihr dies Jahr in der Blüthe sehen und die kleinen duftenden Dinger, die Blumen – wie heißen sie doch – Helene hat mir einen ganzen Korb davon mitgebracht. Heißa!«

Der Alte hätte noch eine halbe Stunde weiter geschwätzt, wenn Henrik ihn nicht gebeten, ihn allein zu lassen, da er gerade einen besonderen Gedanken für seine Bücher zu verarbeiten habe. »Gut, mein Junge; daß das Buch nur gelinge, was Ihr da auspreßt, – aber ich verstehe, Ihr sperrt den Alten unter Deck, er ist zu vorlaut gewesen. Na, nichts für ungut – gehet nur hin – sehet und – verliebt Euch nicht zu sehr. Ein Bischen kann nicht schaden, aber bedenket – haha! – ist ja noch die Frau eines Anderen, eines vornehmen Mannes – haha! Nun Gott befohlen, alter Junge!«

Und er quetschte Henrik's Hand mit seinen eisernen Fingern, daß diesem der Athem verging, und hinkte zu seinen Booten, die auf den Strand gezogen waren, damit sie das Eis nicht zertrümmere. Henrik schaute wieder vorwärts und trat noch einige Schritte dem Hause entgegen. Vielleicht hätte er noch länger gezögert, in das Gehege desselben einzutreten, wenn er nicht von ferne den Capitain Mevissen bemerkt hätte, dessen Haus am nächsten lag, ungefähr einen Büchschuß weit von seinem Nachbar, dem Capitain Bardow, entfernt. Eben so

weit von jenem, noch mehr nach Osten hin, hatte sich Capitain Kühlwetter angesiedelt, denn die alten Seeleute lieben nun einmal, ihren Lebensabend in der Nähe des Strandes zu genießen; sie müssen den Wind so oft wie möglich beobachten, die Wellen bei Tage und bei Nacht rauschen hören und jederzeit ein freies Stück blauen Himmels über und um sich haben.

Als Henrik durch die kleine Thür des Gärtchens trat, das sich rings um das Epheuhaus breitete, und er das harmlose Stilleben bewunderte, in welchem die Bewohner dieser Häuser ihr unruhiges Leben beschlossen, störte ihn ein lauter Aufschrei aus seinem Brüten auf. Und so schnell sie konnte, kam die alte Lore, die Frau des Capitain Bardow, aus der Thür ihres Hauses ihm entgegenge laufen. Denn sie war etwas schwer, diese gute Frau, und von gewaltigem Leibesumfange, sah aber in ihrer Tüllhaube, unter welcher schneeweiße Haare in reichlicher Fülle hervorquollen, und in ihrem graugewürfelten Tuchrocke sauber und nett wie immer aus.

»Henrik, mein kleiner Knabe, Gott steh mir bei!« rief sie und streckte schon von Weitem beide Arme nach ihm aus, als wolle sie ihren Liebling damit umfassen. »Bist Du da? O welche Lust! Ha, hat der Alte also doch nicht gelogen – hat er wirklich einmal die Wahrheit geschwätzt! Ja, was Du hübsch aussiehst, mein Sohn! Na, laß es nur gut sein, ich kann es Dir ja wohl sagen, die alte Lore ist nicht zum Verlieben geschaffen. Aber da drinnen – Henrik, da drinnen – schau« – und sie flüsterte ihm leise in die Ohren – »Was Du da sehen wirst! Na! Gott gebe den

Kindern Freude, wir Alten haben sie ja auch genossen! Ich will Dich nun nicht länger aufhalten, einige Minuten wirst Du wohl nachher in Mutter Lorens Kojen sitzen können, nicht wahr?»

»O gewiß, Mutter Bardow!«

»Na ja, ich wußt es ja wohl. Aber geh nur zuerst da die kleine Treppe hinauf – da wohnt, da wohnt – hihi! laß mich einmal nach Deinem kleinen Herzchen fühlen, wie es pocht – na, voran, mein Junge, und unverzagt!« Und ihn rascher vorwärts schiebend, als er aus freien Stücken gehen zu wollen schien, zwang sie ihn ohne Besinnen die blank gescheuerte Treppe zu ersteigen, die ihn zu der uns noch unbekanntem Dame führen sollte.

Lassen wir unsern Freund hier allein und wenden wir uns jetzt zu der schönen Strandbewohnerin, denn es wird Zeit, daß auch wir das Geheimniß kennen lernen, welches alle die guten Leute dem ahnungslosen jungen Manne bisher nur mit Mühe verborgen haben und welches wir erfahren müssen, ehe wir ihn bei der Dame seines Herzens eintreten sehen, um Zeugen seiner Verwunderung und seiner maaßlosen Freude zu sein.

Helene war die Tochter eines reich begüterten Grundbesitzers und Kaufherrn, Namens Hammerstein, der unter seinen vielen in Schleswig und Holstein gelegenen Gütern aus besonderer Vorliebe Emmerslund auf dem Andreasberge früher bewohnte und jener schon erwähnte Vorgänger Andreas Burns in diesem schönen Besitztume war. Mit der Zeit aber, da seine beiden Töchter heranwachsen und seine Handelsverbindungen, denen er

einen großen Theil seiner Neigungen und seines Vermögens gewidmet hatte, einen immer bedeutenderen Aufschwung nahmen, hatte er sich zu einer Wohnungsveränderung entschließen müssen und war nach Altona gezogen, um hier sowohl dem Mittelpunkte des nordischen Handels näher zu sein, wie auch seinen Töchtern eine ihren künftigen Aussichten entsprechendere Erziehung geben zu können. Andreas Burns Familie hatte stets, so lange des Capitains Thätigkeit selbst noch dem Seedienste gewidmet war, in Apenrade gewohnt, und so war ihre Bekanntschaft mit Helenens Vater schon in eine frühere Periode ihres Lebens gefallen. Der reiche Guts- und Kaufherr fühlte sich, wie Alle, die in die Nähe des Capitains kamen, von seinen ausgezeichneten Eigenschaften, seinem feuerfesten Charakter, seiner seemännischen Tüchtigkeit und seinen patriotischen Neigungen unwiderstehlich angezogen, und so verband diese in vielen Punkten so entgegengesetzten, in andern so übereinstimmenden achtungswerthen Männer sehr bald ein unzerreißbares Band vollkommener ergebenheit und Freundschaft, welches durch den Abzug des reichen Mannes nur äußerlich gelockert, niemals aber innerlich aufgehoben wurde. Schon in früher Jugend also war Helene mit den Kindern des Capitains in nähere Berührung gekommen und auch die in der Nachbarschaft wohnenden Kinder wohlhabender Eltern waren ihre Spielgefährten gewesen. Unter diesen zeichnete sich vor Allen der Sohn eines treuen Freundes beider Männer aus, eben unser Henrik Paulsen, der

schon im jugendlichen Alter durch seine knabenhafte Unerschrockenheit, sein zartfühlendes Herz und seine geistigen Eigenschaften, die frühzeitig eine ernste Richtung nahmen, die Aufmerksamkeit und Vorliebe der Männer auf sich zog. Helene, die etwa sechs Jahre jünger war als Henrik, wuchs mit diesem auf und, wie es bei solchen Verhältnissen häufig zu geschehen pflegt, eine freundschaftliche Neigung verband Beide von Jugend an, die indessen dadurch gewaltsam gestört wurde, daß zuerst Henrik nach Kiel an die Schule, später auf die Universität kam, und sodann Helene ihrem Vater nach Altona folgte. Hier wurde die Erziehung des aufblühenden Mädchens mit allen Mitteln, die dem reichen und angesehenen Manne zu Gebote standen, vollendet. Wenn nicht im Luxus, doch gewiß im Ueberflusse erzogen, ohne Leitung einer liebenden Mutter, die schon frühe gestorben war, blieb das Kind stets den Händen gelehrter Erzieherinnen überlassen und bildete so unter fremder Sorgfalt seinen Charakter aus. Dieser nahm bei vorrückenden Jahren eine merklich erkennbare ernstere Färbung an. Helene war körperlich und geistig frühzeitig entwickelt und von der Natur mit einem klaren, umfassenden Geiste und einem feinfühlenden Herzen begabt; Beides, indem es Nahrung und Wachsthum suchte, sprach sich sehr bald in ihrem ganzen Wesen aus, ohne jedoch von ihrem viel beschäftigten Vater recht begriffen und vollständig gewürdigt zu werden. Eine vorherrschende und fast leidenschaftliche Neigung aber konnte ihr der Aufenthalt in der belebten

Stadt und der Umgang mit reichen Leuten niemals rauben – das war die seltsam und dauerhaft vorherrschende Liebe zu ihrem ehemaligen Aufenthaltsorte, zu Emmerslund auf dem schönen Andreasberge. Hier weilten tagtäglich ihre Gedanken, hier zogen sie alle ihre süßen Empfindungen hin, denn hier blühte die poetische Blume ihrer Jugend, und je älter sie wurde, um so inniger, lebhafter sehnte sie sich mit wachsendem Verlangen nach der stillen Gegend am Strande des Meeres zurück. Aber das Schicksal versagte ihr hartnäckig die Erfüllung dieses brennenden Verlangens, ihr Vater gab in diesem einen Punkte nie ihrem Wunsche nach und nur einige Male ward es ihr gestattet, die Familie des Capitains, der vom Seeleben sich endlich ganz zurückgezogen, auf kurze Zeit zu besuchen. Diese kurzen Besuche aber bestärkten sie immer mehr in der Vorliebe für ihre Heimat, ja, sie gaben allen ihren späteren Wünschen eine entschiedene Richtung. Denn bald wurde das schöne, von Allen, die es sahen, bewunderte Mädchen zur ernsteren Entwicklung ihres Lebensschicksals gedrängt und gerade der Vater, der für sein einziges ihm übrig gebliebenes Kind – denn die jüngere Schwester war bald nach ihrer Ankunft in Altona gestorben – das Beste zu erwählen glaubte, trieb sie wider Willen und Wissen dieser Entwicklung entgegen.

Der einzige Sohn eines der reichsten Patrizier in Altona sah eines Tages Helene und glaubte klug und weise zu thun, wenn er sie zur Gattin erwählte. Bald waren die entzückten Väter einig und vollkommen der Meinung, daß auch ihre Kinder von dieser Verbindung entzückt

sein müßten. Arnold Parrhisius war ein junger, äußerlich ziemlich begabter, innerlich hohler Mensch, wie man sie in großen Handelsstädten und reichen Familien sehr häufig findet. Einzig und allein den genußreichen Freuden des Lebens ergeben, verschwendete er in früher Jugend seine Kräfte, die für ein ganzes Leben auszureichen bestimmt waren. Mit vierundzwanzig Jahren war er bereits zu jener trostlosen Ueberzeugung gelangt, daß dies Leben eigentlich sehr langweilig sei, da es weder genügende Reize, noch dauernde Genüsse, noch sonst etwas biete, was des täglichen Aufstehens und Niederlegens, des An- und Auskleidens werth wäre. Helenens Schönheit, ihre Bildung, ihr Geist und vor allen Dingen die eigenthümliche Richtung ihres selbständigen, fest entwickelten Wesens, welches die Welt nach eigenen Ansichten, nicht nach den einseitigen Lehren ihrer Erzieher zu betrachten liebte, zogen ihn leidlich an, und er hielt es für möglich, daß der Duft dieser seltenen Blume geeignet sei, sein überlebtes und ermüdetes Gehirn für die ganze Lebensdauer zu berauschen.

Helene hatte nicht viel Zeit, einen Entschluß zu fassen, der für ihr Leben sehr folgenschwer werden konnte, woran sie indessen bei ihrer Jugend damals nicht dachte. Sie liebte keinen Mann vorzugsweise; ihre Neigungen flatterten bei Weitem mehr um die Schöpfungen der Dichter, die sie las, sie schwärmte allein für die Gedanken und Empfindungen, die sie von jenen höher begabten

Wesen aussprechen hörte, und nur in ihrem Innern hatte sich unbewußt die Gestalt und das Wesen eines angebeteten Gegenstandes ausgebildet, der mehr vom Engel als vom Menschen an sich tragen mochte. So glaubte sie, wie viele Töchter reicher Eltern, daß diese oft gepriesene Liebe nur in den Worten der Dichter lebe, und daß es für ein Mädchen nur aus hergebrachter Sitte nothwendig sei, einen Mann zu heirathen; und da sie überdieß ihren Vater glücklich machte, wenn sie seinen Wünschen baldiges Gehör schenkte, so hielt sie ihre Zustimmung nicht zurück und ward, mehr im Traume als bei vollem Bewußtsein, die Verlobte des jungen Patriziers. Die Verheirathung des so verschiedenen Paares wurde aber auf sechs Monate hinausgeschoben. Anstatt bei seiner Braut zu bleiben, sie kennen zu lernen und an sich selbst zu prüfen, ob sie wirklich für seine Ansichten der Dinge geschaffen, zog der Bräutigam es vor, noch eine Weile die kurze Freiheit zu genießen und in der Welt umherzuschweifen, wie so viele Leute umherschweifen, die reich und gelangweilt sind, nicht um sich zu bilden, sondern um sich zu vergnügen und die Zeit zu vertreiben. Nachdem er mit einer Schaar gleichgesinnter Freunde Frankreich, Italien und die Schweiz durchflogen, kam er erst drei Tage vor seiner ehelichen Verbindung nach Altona zurück. Helene war erschrocken, als sie ihn wiedersah. So hatte sie sich den Mann nicht vorgestellt, dem sie ihr ganzes Leben weihen sollte. Er war kränklich, bleich, entsetzt; er beklagte sich selbst, geistig erschöpft, innerlich verödet und vor allen Dingen leiblich übermüdet zu sein.

Schlafen, schlafen – das war die einzige Erholung, wozu er Verlangen trug, und das unabweisliche Bedürfnis, dem seine Natur erlag. Von den drei Tagen, die er vor seiner Hochzeit in Helenens Nähe verlebte, verschlief er beinahe sechszig Stunden, und von den übrig bleibenden zwölf brachte er nur jeden Tag eine halb träumend bei seiner Braut zu.

Das fiel aber Niemandem besonders auf, als eben Helenen; seine Umgebung war längst an solch seltsames Betragen gewöhnt, und sein und seiner Braut Vater hatten zu viele Geschäfte um sich um die Sonderbarkeiten ihres Sohnes zu kümmern. So kam der Hochzeitstag heran. Im bräutlichen Schmucke erwartete die lebensfrische, schöne Braut den abgelebten, traurigen Bräutigam. Als er in den Saal trat, wo die versammelten Verwandten und Freunde die Feier begehen helfen wollten, entstand eine seltsame Aufregung. Keiner schaute den todesmatten Bräutigam, alle nur die verwunderte Braut an, erwartungsvoll, was ihre sprechenden Mienen für Gedanken oder Gefühle ausdrücken würden, wenn sie das strahlende Auge auf den bleichen Mann richtete, der theilnahmslos ihr gegenüberstand und mehr einem Schiffbrüchigen als einem Manne glich, der eben die glücklichste Stunde seines Lebens feiern sollte.

Die Ceremonie war vorüber, Helene war die Gattin Arnold Parrhisius geworden, und die Hochzeitsgäste saßen bei der Tafel. Da geschah etwas Entsetzliches. Der Bräutigam, anstatt im Besitze einer so schönen Braut, mit der

er noch kein Wort gewechselt, glücklich zu sein, starrte wie ein Verlorener, Verzweifelnder vor sich hin. Plötzlich aber ergriff er ein Messer und erhob den Arm, um es in den Busen seiner Gattin zu stoßen. Er hatte den Verstand völlig verloren und verfiel in eine unbändige Raserei. Das Uebrige ist bald gesagt. Mit dem Hochzeitschmause war es natürlich sehr rasch zu Ende gegangen und der Unglückliche in die Wohnung seines Vaters gebracht. Hier wurde er anfangs ärztlich behandelt und bewacht, bald aber fand man es nothwendig, ihn in ein Irrenhaus zu bringen. So waren Helenens Flitterwochen vergangen. Sie war die Frau eines ungeliebten, wahnsinnigen Mannes geworden, sie hatte einen anderen Namen angenommen, ohne die süße Erfahrung zu machen, welche Bedeutung in solcher Umwandlung des weiblichen Geschickes liege. Erst von diesem Augenblicke ging dem jungen unerfahrenen Wesen eine neue Welt auf. Das lachende Mädchen war in ein ernstes, nachdenkliches Weib verwandelt; der Schmerz des Lebens war in ihr erwacht, nicht aus von Liebe gebrochenem Herzen, sondern aus zu spät gereifter Erkenntniß hervorgegangen. Sie fühlte, daß sie ein Weib sei, geboren zum Leben, das heißt zum Lieben, und dieses Leben war ihr verschlossen, vielleicht bis zu einer Zeit, wo sie nicht mehr lieben und geliebt werden konnte, das heißt auf ewig. So schuf sie sich ein künstliches Leben, das Leben des Gedankens, der Empfindung, der Phantasie. Sie fing das Leben der Menschen überhaupt zu studiren an und fand, daß der

Kernpunkt desselben ganz wo anders liege, als sie bisher geglaubt. Das reine Sonnenlicht des Selbstgenügens, ohne von Selbstsucht verdunkelt zu sein, ging strahlend in ihr auf; ihre bisherige Umgebung, die dem Geschäfte und dem Vergnügen gewidmete Stadt schien ihr nur von den Schatten eines verfehlten Daseins bevölkert zu sein. Sie sehnte sich fort aus diesem Chaos, dessen Ruhestunde nur um Mitternacht schlägt; das allgemeine Mitleid, die laute Theilnahme ihrer Eltern und Bekannten wurde ihr je länger je mehr eine unerträgliche Last. Zu ihrem unglücklichen Manne durfte sie nicht mehr, ihre Anwesenheit verschlimmerte stets sein Uebel sichtbar, so daß die Aerzte ihre Besuche endlich ganz untersagten.

So zog sie zum ersten Male vor fünf Jahren in das Epheuhaus am Strande, welches früher ihrem Vater gehört hatte, aber schon vor zehn Jahren vom Capitain Bardow erworben war. Vergeblich hatte Andreas und seine Familie sich bemüht, sie in sein Haus zu ziehen; sie lehnte alle seine einladenden Bitten freundlich aber entschieden ab, denn sie wollte allein, selbständig, völlig ungebunden sein. Ihre Einsamkeit, jetzt ihre süßeste Freundin, genügte ihr vollkommen, und wenn sie einmal eine Neigung zu geselligem Verkehre spürte, so konnte sie sie ja jeden Augenblick befriedigen, indem sie sich nach Emmerslund begab. Hier, unter dem Schutze dieses seelenstarken Mannes und im vertraulichen Umgange mit seiner Familie wurde Helene eine Patriotin aus Ueberzeugung, denn hier las, hörte und sah sie, welche Last ihrem Vaterlande von dem übermüthig herrschenden Inselvolke

aufgebürdet war, eine Patriotin, wie es ihre Landsmänninnen noch heutigen Tages mit ganzem Herzen, ganzer Hingebung, ganzer Begeisterung sind. Ein bemerkenswerther Umstand, den ein geistreicher Beobachter<sup>1</sup> für einen schlagenden Beweis hält, daß die bevorstehende Bewegung in den Herzogthümern keine gemachte, sondern aus dem verletzten Gefühle des Volkes selbst hervorgegangene war, die tiefe Wurzeln geschlagen und darum nicht vorübergehend sein kann. – Hier begann Helene zu wünschen, zu hoffen, zu leben für ihr Vaterland, welches ihr Eltern, Geschwister und einen Gatten ersetzen sollte. Sie blieb den ersten Sommer bis zum letzten Oktober bei dem alten Bardow wohnen. Dann ging sie zu einer Freundin auf ein abgelegenes Gut im Süden. Als aber die erste Frühlingsblume der erwachten Flur entsproßte, bezog sie wieder ihr Lieblingshaus am Strande, welches sie unterdessen aus eigenen Mitteln hatte erweitern und zu ihrer Aufnahme vorbereiten lassen. So war es vier Jahre hinter einander geschehen. In diesen vier Jahren hatte Henrik Paulsen sie oftmals wieder gesehen und der traurige Roman seines Lebens hatte sich zu entwickeln begonnen. Liebend, wie je ein Mann ein Weib geliebt hat, durfte er dennoch nicht von seiner Liebe sprechen, denn Helene war das Weib eines Anderen, ja und was das Schrecklichste für ihn war, man hatte sogar im letzten Jahre von einer bevorstehenden Heilung des kranken Gatten gesprochen und eine neue Verbindung Helenens mit ihm für

---

<sup>1</sup>Ferdinand Fischer. Drei Tage in Holstein. Leipzig 1846.

möglich gehalten. Stets hatte es Henrik einzurichten gewußt, einen Theil des Sommers auf dem Pachthofe im Sundewitt zu verleben, um dadurch seinem Idole näher zu sein; von da aus sah er sie so oft wie möglich, aber nie im Epheuhause, als höchstens bei der ersten und letzten Begrüßung, wenn er kam und wenn er Abschied nahm; stets nur traf er mit ihr in Emmerslund zusammen, wohin sie fast täglich ging, mochte das Wetter nun günstig sein oder nicht.

Alle Freunde in der Nachbarschaft kannten die fruchtlose Anhänglichkeit des geduldigen Mannes, alle schlossen sich um so herzlicher an ihn an, denn sie achteten und liebten ihn, wie er geachtet und geliebt werden mußte, wenn man ihn näher kannte. Aber was half das? Helens Gatte lebte, und sie war und blieb für ihn das Weib dieses Gatten.

Ob Helene ihn wieder liebte? Wir wissen es noch nicht, aber – wir glauben es kaum. Denn Helene liebte einen Anderen oder vielmehr Einen, den sie sich selbst im Traume, im Geiste, wenn auch mit unklarem Bewußtsein, als Geliebten vorgestellt. Wer dieser Andere war, werden wir heute noch erfahren. Daß sie aber Henrik schätzte, daß sie ihn in vielen Dingen mit ihrem Vertrauen beehrte und alle seine vortrefflichen Eigenschaften anerkannte, das bedarf keiner Frage, darüber hatte sie sich oft genug gegen Gertrud und Agathe ausgesprochen, das hatte sie ihm selbst durch tausend untrügliche Beweise zu erkennen gegeben. Aber von dieser Hochschätzung bis zur Liebe – das war noch ein gewaltiger Sprung, und diesen

Sprung zu unternehmen, dazu fehlte es dem rücksichtsvollen jungen Manne an Allem, an Gelegenheit, an sicherem Selbstvertrauen, vor Allem aber an des Himmels Zustimmung.

Doch diese Zustimmung hatte endlich der Himmel selber gegeben, und das war das Geheimniß, welches wir gestern und heute die Bewohner von Emmerslund Henrik haben verbergen sehen. Helenens Gatte war im Irrenhause gestorben, nachdem sein Vater schon ein Jahr früher vor Gram aus diesem Leben geschieden war, und Helene war die Erbin des ganzen Vermögens ihres Gatten und ihres eigenen Vaters geworden, der bald darauf ebenfalls das Zeitliche gesegnet hatte. Darum war sie diesmal so früh gekommen, sie wollte sich den ganzen Frühling, den Sommer und Herbst, und vielleicht sogar den Winter über auf ihrem Ruhesitze aufhalten und erholen, wo Niemand sie störte, wo sie ganz ihren Gedanken und Gefühlen leben und in dem Genusse der reizenden Natur ihren Phantasiegebilden sich überliefern konnte. Vor drei Tagen erst war sie, wie wir wissen, angelangt, im Trauerkleide, das ihr so schön stand wie kein anderes. Diese große Veränderung ihres Geschickes mit eigenen Augen zu entdecken, war nun Henrik durch die Verschwiegenheit seiner Freunde vorbehalten, indem man sich vorstellte, daß der arme Mann, der jüngst so herbe Leiden erfahren, dadurch reichlich entschädigt werden würde, denn man erwartete allgemein, daß Helene, obgleich sie

sich nie über diesen Punkt ausgelassen, insgeheim Neigung genug zu Henrik bewahre, um ihm nach Verlauf der üblichen Trauerzeit ihre Hand zu reichen.

So standen also die Sachen am heutigen Tage, und es bleibt uns nur noch übrig, die äußere Erscheinung der geheimnißvollen Wittwe zu schildern, was uns sehr leicht gelingen wird, da wir sie jetzt in ihrem eigenen Hause vor Henrik's Ankunft besuchen wollen.

Capitain Bardow's Haus hatte vor vier Jahren ein zweites Stockwerk mit gefälligen Zimmern erhalten, die einfach aber geschmackvoll und eines so schönen Wesens, wie Helene war, würdig ausgestattet waren. Blumen und Gewächse aller Zonen hatten Schiffe und Wagen in Fülle gebracht, Möbel, Teppiche, Gemälde und alle sonstigen Zierrathen, mit denen wir unsere häuslichen Räume zu schmücken pflegen, waren theils von Andreas Burns, theils von den drei Capitainen an verschiedenen Orten besorgt oder von Helenen selber geschickt worden. Die junge Wittwe hatte also nicht allein ein einsames, bequemes, sondern auch ein zierliches Obdach. Ein wohlherzogenes Mädchen, Käthe mit Namen, und ein bejahrter Diener, Ernst Baring, hatten sie immer begleitet; so auch diesmal. An Capitain Bardow und seiner Frau hatte sie hinreichenden Schutz und Anhalt, und bedurfte sie eines mächtigeren Beschützers, so war der Commodore stets sehr bald in ihre Nähe zu bescheiden.

So treten wir denn in ein traulich warmes, von milden Wohlgerüchen lieblich duftendes Gemach von ziemlicher

Höhe und Tiefe. Durch zwei von schneeweißen Vorhängen leicht beschattete Fenster sehen wir das leise fluthende Meer, welches seine glitzernden Eisschollen am harten Kiesufer allmählig zerschellt und zerreibt, und jenseit desselben den im Morgenlichte glänzenden Sundewitt, dessen hie und da vorspringende Landspitzen sehnsüchtig herüberblicken. Wenden wir unsern Kopf zur Rechten, so schauen wir tief in den Apenrader Busen, beinahe bis in seine letzte Krümmung hinein, wenden wir ihn zur Linken, so reichen wir weit über die Mündung desselben hinaus, von wo seine Wogen vom baltischen Meere hereinströmen. Von diesem Fenster aus sieht sich also der Winter noch behaglicher an, als von der bewaldeten Höhe des Andreasberges. Wir sind der lebendigen Welt um einen Schritt näher gerückt und dennoch athmet tiefe Stille und heimliche Einsamkeit weit um uns her. Wir hören deutlicher die stürzende Welle rauschen und können die Möven zählen, die mit blitzendem Fittiche über den eisigen Schaum fliegen. Die vorübersegelnden Schiffe, denen wir Grüße zuwinken, können wir beinahe anrufen und, wenn es uns behagt, dicht vor dem Gärtchen des Hauses in ein Boot steigen und von kundiger Hand uns sicher über die Gewässer rudern lassen. In welche der angegebenen Richtungen nun schweifen die blauen Augen und mit welchem Gegenstande da draußen beschäftigen sich die stillen Gedanken des schönen Weibes, welches, ein offenes Buch auf dem Schooße haltend, auf einem Sessel in unmittelbarer Nähe dieses Fensters, nachdenklich zurückgelehnt sitzt? O, nicht mit der Außenwelt

sind ihre Gedanken in diesem Augenblicke beschäftigt, um diese bekümmern sie sich heute sehr wenig, – sie blicken vielmehr in die eigene Seele hinein, sie beschwören ein oft bewundertes Bild herauf, welches in dieser geprüften Seele wohnt, ein Bild, schön und heiter, jugendlich und doch männlich, süße Worte redend und doch zu kräftigen Thaten entschlossen, nicht allein geistig gesund und frisch, sondern auch leiblich lebend, mächtig und gewaltig in Hoffnung. Und woher stammt dies Bild? Aus den Zeilen des Buches, welches vor ihr liegt und dessen Titel wir sogleich aus dem eigenen Munde der Leserin erfahren werden, ist es an das Tageslicht ihrer Gedanken hervorgestiegen. Aber wie ist diese Gestalt beschaffen, die vor unsern Augen halb sitzt, halb liegt? O wenn sie doch stände, daß wir ihren vollkommenen Wuchs ungehindert betrachten, daß wir diese Rundung und Fülle der Schultern, des Nackens, der Hüften von allen Seiten bewundern könnten! Nein, das können wir jetzt noch nicht, aber wir schließen aus Allem, was wir sehen, daß es eine vollendete Schönheit an Körper und Antlitz ist, welche wir vor uns haben. In höchster Blüthe des Lebens prangt dieser volle und elastische Leib, jedes Glied an ihm ist reizend und üppig zugleich geformt. Ihre Arme, ihre Hände, ihre Füße, von denen sie nur den einen zeigt, indem sie ihn auf eine kleine Bank stützt, entsprechen allen Anforderungen, die das Auge des wählerischen Mannes an ein schönes Weib machen kann. Und

wie stolz und anmuthig zugleich umwallt sie das schwere, schwarzsamtene Gewand, in welches dieser wundervolle Körper gehüllt ist, wie schließt es sich fest um die prangenden Formen der Brust, des schneeigen Halses, den nur ein einfacher schwarzer Seidenstrich umfängt. Wahrlich, eine ähnliche Erscheinung muß Maria Stuart gewesen sein, als sie, über ihres Liebblings Schönheit nachsinnend, in ihrem Söller am Meeresrande saß, ihn vielleicht erwartend, vielleicht ersehnd. Doch wir haben keine Maria Stuart vor uns, einmal keine Königin, sodann keine buhlerische Schönheit, denn Helene ist ein engelreines, keusches Weib, eine Jungfrau im Denken und Empfinden, deren Lieben und Hoffen noch in der Knospe ruht. Auch ist ihr Haar nicht blond, sondern dunkelbraun; glänzend und reich, von der frei blickenden alabasternen Stirn ganz zurückgestrichen, läuft es hinten im Nacken zum künstlichen Neste zusammen, dessen schwere Flechten zwei düster funkelnde Granatenknöpfe – der einzige Schmuck an ihrem ganzen Körper – mühsam an einander halten. Und wie ist ihre Gesichtsfarbe, die Form ihrer Züge beschaffen? An Farbe kommt sie fast der Agathens gleich, denn auch sie ist ja ein nordisches Weib, wie Leonardo da Vinci sie liebte und malte; an Ausdruck der Züge, an Harmonie der Farbe nur ist sie vollendeter, gereifter, geistiger und von ausgeprägterem Charakter. Auch ihr blaues Auge ist strahlender, sprechender, voller und größer. Und was die übrigen einzelnen Schönheiten dieses sinnigen Antlitzes betrifft, über welches, wie der leichte Schatten einer schwebenden Wolke,

eine melancholische Ruhe gleitet, so entsprechen sie vollkommen denjenigen, welche wir bereits mit immer noch zu matter Feder aus der Erinnerung hier entworfen haben. Wenn man Helenen mit Agathen vergleichen wollte, so könnte man sagen: Agathe ist ein unschuldiges, sanftes, neckisches Naturkind, Helene ein ausgeprägtes, durch des Lebens Schmerz verklärtes und vergeistigtes Weib; Agathe ist eine spielende Elfe, Helene eine königliche Fee; Agathe ist der verheißende Frühling, Helene der gewährende Sommer; Agathe – ja, sagen wir es nur gerade heraus – ein verliebtes Mädchen, Helene ein Liebe ahnendes, aber auch Liebe gewährendes Weib, wenn sie so glücklich sein sollte, Denjenigen aus den vielen Millionen Männern der Erde herauszufinden, den der göttliche Vater da oben für sie geschaffen hat.

»Wie oft,« sagte Helene still nachdenkend zu sich selber, »habe ich dieses liebe Buch nun schon gelesen, und wie oft werde ich es noch lesen? Ich kenne beinahe jeden Gedanken darin auswendig und immer wieder treibt mich eine innere Gewalt, ihn noch einmal in diesen Blättern zu suchen, ihn mir zu verkörpern, ihn mit meinem Geiste zu verschmelzen. Ist es die Liebe zum Vaterlande, die mich am meisten darin anzieht, oder ist es der Schwung der Phantasie des Redenden, der mich berauscht? O, es ist beides, beides, ich kann keins vom anderen trennen. – Oft ist mir, als hörte ich die Worte hier laut zu mir sprechen; es weckt mich plötzlich inmitten der Nacht ein seltsam klingendes Geräusch vor meinen Ohren – ich wache erschrocken und doch freudig

auf, denn es spricht mir ein unbekanntes Wesen laut und deutlich die lieben Gedanken vor. Und doch ist das nur eine Täuschung, doch ist nur mein Geist so lebhaft ergriffen, daß er selbst im Schläfe davon nicht lassen kann. – Aber welche verführerische Macht liegt auch darin, welche gewaltige Tiefe und Poesie tritt uns aus den Ideen dieses Buches entgegen! *Stimmen der Völker!* Ja, auch ich höre Euer Brausen und Fluthen, und verstehe Euch wohl. O, wer Euer leises Wimmern, Euer wehklagendes Weinen, Euern laut tobenden Schmerz einmal erst hat ausschreien hören, der kennt Euch, Stimmen der Völker, der vernimmt Euern Ruf, ob er aus der Mitte der Civilisation oder aus den Steppen der Wildniß herübertönt. Und wer kein Herz hat für die Völker, die mit solchen Stimmen zu uns reden, um Haß und Groll gegen diejenigen zu empfinden, die diese Völker unterdrücken, der hat überhaupt kein Herz, weder für den liebevollen Schöpfer, noch für das wehklagende Geschöpf!

Ein schöner Titel: *Stimmen der Völker!* Wer dem Verfasser wohl denselben eingegeben hat! O, offenbar seine Seele, sein Geist, die voll Betrübniß sind und doch voll Hoffnung zu dem Urquelle göttlicher Verheißung dringen! Ich möchte ihm auch einmal nachflattern, wenn er sich zu der Höhe emporschwingt, wo er, forschend wie ein Adler, aber auch milde und Frieden tragend wie eine Taube, auf die unter ihm stöhnenden Völker hinabschaut! Aber ach, mir sind die Schwingen dazu versagt, nur Männer fliegen stolz der Sonne entgegen, wo wir Frauen demüthig über dem Erdboden flattern. Ich kann nur fühlen,

vielleicht auch verstehen, was er mit so gewaltiger Stimme zu der aufhorchenden Welt spricht, und damit muß ich mich begnügen. –

Und daß er keinen Namen hat, dieser liebe Freund! Wie wunderbar! Aber wenn auch nicht seinen Namen, seine Person kann ich mir jedenfalls vorstellen, – ob richtig, ob falsch, das ist freilich die Frage. Wie oft habe ich schon darüber nachgedacht und niemals etwas Sicheres, Entschiedenes gefunden. Und wie alt mag er wohl sein? O, ein gereifter Mann ist er gewiß, dafür spricht schon seine Erfahrung, sein Wissen, seine Kenntniß von allen möglichen Verhältnissen der Welt. Und doch hat er eine so jugendlich blühende Phantasie, daß er noch jung, wenigstens von Herzen sein muß. Aber das Herz ist ja immer jung und der Geist immer frisch, wem die Natur einmal mit beiden ein Geschenk gemacht hat. Die ewige Jugend ist ja die charakteristische Gabe für sie, darum nennt man diese Wesen begabt, darum dauern sie länger im Schalle und Gewoge der Völker, während unser Name verschwindet und ausgestrichen ist, sobald wir das Auge geschlossen haben. Welch trauriger Gedanke, seinen Namen auf ewig erloschen zu sehen! Hu, mich friert dabei, ich mag ihn nicht weiter denken. – Aber – soll ich noch einmal dieses Mannes gedenken, von dem ich vorher sprach? Ja, ich will's, die Sonne lächelt so heiter, und so will auch ich einmal heitere Gedanken hegen und pflegen. Ich möchte ihn wohl einmal mit meinen Augen sehen. Wenn er nun plötzlich, wie hergezaubert, vor mir

stände? Was würde ich sagen? Würde ich Worte haben, ihn zu begrüßen, ihm zu danken?

Nein, das würde ich nicht – aber was würde ich thun? Seltsame Frage, was kann ein Weib sagen und einem Manne thun, den es vergöttert?«

Und sie küßte das Buch, das sie instinktmäßig zu ihren Lippen erhoben, rasch, aber darum nicht weniger innig, und ließ es dann leise auf die schwellende Brust gleiten, wo die Frauen halten, was sie am liebsten haben, als wolle sie damit das ungestüme Pochen zurückdrängen, welches aus der Tiefe ihrer Brust herauf beinahe hörbar bis zu ihren Ohren hämmerte.

»Närrische Frauen wir! Wenn wir etwas lieben, drücken wir gern unsere Lippen darauf und halten es an unserm Busen, den uns die Natur zur Wiege des Lebendigen gegeben hat – doch, das mag wohl einer Blume genügen oder einer Taube – aber einem Manne, wie diesem? Wenn er das nun eben gesehen und gehört hätte, was müßte er denken? Kann er sich wohl denken, daß ich ihn liebe – ja – liebe? Aber wie kann das Liebe sein, was wir für Jemand fühlen, den wir nicht kennen, den wir nie gesehen haben? O, mit dieser Liebe hat es doch wohl nicht so viel zu bedeuten, das ist nur die Liebe zu seinen Gedanken, die unsere Vertrauten sind, und von dieser bis zur Liebe seiner Person ist wahrscheinlich ein Sprung, den ich noch nicht gethan, ein Unterschied, dessen Größe ich noch nicht einmal ermessen kann! –

Daß dem ersten Theile aber noch immer nicht der zweite folgen will! Zehnmahl habe ich darum nach Hamburg geschrieben und immer noch nicht ist mein Wunsch erfüllt worden. Wie lange werde ich noch warten müssen! O, er ist so träge, dieser gute, liebe Mann, wenn er wüßte, wie man Verlangen trägt, ihn weiter zu lesen, er würde sich gewiß mit seiner Arbeit beeilen. Sagt es ihm, Lüfte, rauscht es ihm zu, Ihr Wellen da draußen, daß ein Augenpaar sehnsüchtig auf seinen Flügelschlag wartet, daß eine verlassene Seele seiner Aufmunterung bedarf! O Lüfte und Wellen, ja, Euch kann man Alles sagen, Ihr seid verschwiegen, so laut Ihr auch bisweilen redet; o, redet einmal zu mir, aber recht deutlich, daß ich Euch verstehe. Aber ach! man versteht Euch selten. Jedem sagt Ihr etwas Anderes und vielleicht Niemandem das Rechte. Der Eine übersetzt Euer Gemurmel in Beifall, Euer Brüllen in Zorn, dem Anderen tönt Eure Stimme als Musik, noch einem Andern als Schreckensruf, und doch drückt Ihr damit vielleicht etwas ganz Anderes aus! – Aber sieh, wie das Meer heut so leise wallt und die Eisstücke sich allmählig verlieren; Gottes allmächtige Sonne wird sie in Dämpfe und Tropfen verwandeln und der Frühling wird sie wieder mit den anderen Tropfen vereinen. Wie klar und rein heut die Luft ist – man müßte sie eigentlich genießen. Ich sitze zu viel, ich weiß es wohl, und doch studire ich so gern. Nun, ich werde nach dem Andreasberge gehen und mit Agathen ein wenig herumlaufen. Ich habe ihren Vater noch nicht einmal begrüßt – auch

Henrik ist oben – wir sahen ihn ja gestern herüberkommen – vielleicht ist er noch nicht zurückgesegelt, wenn er nicht nach Norden gereist ist. Doch was sollt' er im Norden? Ihn treibt es ja nur nach dem Süden! – Was er wohl zu der Veränderung meines Geschickes gesagt hat! – Ha! da fällt mir ein Gedanke ein. Ob Henrik wohl schon dies Buch gelesen hat? Gewiß hat er es gelesen, der ja beinahe Alles liest, was gut und edel ist. Ich will ihn gelegentlich einmal fragen. Sicher hat es auch ihm gefallen – aber die Männer hängen an Büchern nicht so sehr wie die Frauen; sie lesen lieber die Blätter des Lebens und wir leben mehr in den Blättern der Bücher – das ist der Unterschied zwischen dem Leben des Mannes und des Weibes, zwischen seinem Geiste und ihrem Herzen, zwischen seiner Thatkraft und ihrem Gefühle! – Und doch darf ich kaum mit ihm davon sprechen. Wenn er es nun nicht gelesen hätte und *wollte* es lesen – ich dürfte ihm ja mein Kleinod nicht zeigen, er läse dann meine einfältigen Bemerkungen, die ich daneben geschrieben. Und er ist so klug, so belesen und streng in seinem Urtheile. Er könnte am Ende mitleidig über mich lächeln. Nein, nein, ich kann es ihm nicht zeigen, so werth er mir auch ist, – denn außer diesen einfältigen Bemerkungen stehen noch einige andere darin, die einem fremden Auge doch vielleicht zu glühend, zu leidenschaftlich erscheinen – und was müßte er denken, wenn er das sähe!

Ha! Da kommt er – die alte Lore hat ihn mir mit ihrem Aufschreie verrathen – wie sie sich freut, wenn sie ihn sieht – da steht er mit ihr – mein guter Henrik, mein

Jugendfreund! Er hat doch eine stattliche Figur, ein edles Gesicht, ein treues rechtschaffnes Auge – ja, das hat er, ach ja! – Weg nun, mein Buch, in den Kasten hier und schnell den Schlüssel abgezogen. So. Nun ist es verwahrt. Er blättert in jedem Buche, was auf dem Tische liegt, und ich möchte am wenigsten in seinen Augen thöricht erscheinen, der so ernst und so gediegen ist. – Er tritt mit der Lore in's Haus. – Soll ich ihm entgegen gehen? Ja, warum nicht?«

So endete das lange Selbstgespräch, welches wir belauscht, ohne daß Helene es bemerkt. Was die Männer doch neugierig sind! Nicht wahr? Nun, seid nur ruhig, Ihr lieben Frauen – bei wem gehen wir denn in die Schule, wenn nicht bei Euch?



Henrik hatte, wie wir wissen, die Treppe schon halb erstiegen. Da trat ihm zufällig auf der obersten Stufe Helenens Jungfer, Käthe, entgegen und sprach laut ihre Freude über seine Ankunft aus, denn Henrik hatten nicht allein die Herrschaften, sondern auch ihre Diener gern. Aber Käthe war wegen ihres verstorbenen Herrn, den sie nie mit Augen gesehen, in Trauer gekleidet, und das war für Henrik ein unerwarteter Anblick.

»Guten Morgen, Käthe,« sagte er, beinahe erschrocken, »wie geht es Ihnen – ist Ihre Gebieterin schon zu sprechen?«

»Gewiß, Herr Paulsen – und es geht so erträglich.«

»Aber was ist denn geschehen, warum –«

In diesem Augenblicke öffnete Helene von innen die Thür und trat ihrem Jugendfreunde einen Schritt über die Schwelle entgegen. Kaum aber hatte Henrik die hohe Gestalt und das herrliche Gesicht vor sich erblickt, da war Alles Uebrige in der Welt für ihn verschwunden. Eben wollte er seiner maaßlosen Freude durch Worte Luft machen – da faßte ihn ein neuer viel heftigerer Schreck, denn auch Helene war gegen ihre Gewohnheit schwarz gekleidet – und sprachlos, mit bebender Lippe und bleichen Zügen blieb er unbeweglich vor ihr stehen. Endlich aber faßte er sich und folgte mechanisch der schönen Freundin in ihr Zimmer – die Thür schloß sich hinter Beiden – Henrik war, wo er so lange zu sein gewünscht, – aber wie seltsam! Er hatte Alles vergessen, was er zu sagen sich vorgenommen, so fest er es auch seinem Gedächtnisse eingepägt zu haben glaubte. –

Etwas Aehnliches ist wohl schon vielen Männern begegnet. Denn wenn wir, von leidenschaftlichen Gefühlen für ein schönes Weib tief bewegt, uns auf den Weg zu ihr begeben, so pflegen wir wohl unsere Gedanken zu sammeln und die besten Worte, die uns zu Gebote stehen, hervorzusuchen, um einen angenehmen Eindruck auf unsere Geliebte hervorzubringen. Kaum aber sind wir in ihre bezaubernde Nähe gelangt, kaum schauen wir diese angebetete Gestalt, die wir so gern mit den Armen umschlingen möchten, so sind die gesammelten Worte in ein dunkles Chaos verschwommen, ja, unsre Gedanken sind so ganz von unsern Empfindungen beherrscht, daß

wir sie nicht frei entwickeln können, und wir erscheinen nicht selten kalt und gleichgültig, wo wir doch in der That so glühend und zärtlich wie möglich sind. –

So erging es auch Henrik an diesem für ihn so verhängnißvollen Morgen. Endlich aber hatte er sich so weit gefaßt, daß er Helenens ihm entgegengestreckte Hand ergreifen und mit seinen Lippen berühren konnte, wie er gewöhnlich that. Dann aber erhob er den lockigen Kopf, schaute sie von Neuem erschrocken an und suchte vergebens nach Worten.

»Nun, Henrik,« begann sie selber das Gespräch, »sein Sie mir herzlich willkommen. Aber was macht Sie so stumm, so betreten?«

»Helene!« stammelte er – »Verzeihen Sie mir, aber ich weiß nicht, was ich sagen soll – Ihr Kleid, das Kleid Käthe's, wie soll ich mir das deuten?«

»Wie!« rief jetzt auch Helene verwundert. »Waren Sie nicht auf Emmerslund? Hat man Ihnen dort nichts gesagt – Sie wissen es also noch nicht?«

»Niemand hat mir etwas gesagt – sie lächelten wohl Alle so heimlich – aber ich weiß von nichts –«

»Sie lächelten – und heimlich? Sie haben Sich wohl geirrt, mein Freund, denn man pflegt nicht zu lächeln, wenn man eine Freundin bedauert, die ihren Mann verloren.«

»Wie? Was? Ist es wahr? – Sie sind – er ist –«

»Ja, Henrik, er ist todt – Arnold Parrhisius ist gestorben und Sie finden Ihre alte Freundin in Wittwenkleidern wieder.«

Henrik's Brust flog, seine Lippen bebten krampfhaft, der Uebergang von einem zum andern Gefühle war zu schnell, zu unerwartet. Er trat Helenen einen Schritt näher und sie hörte seinen Athem leidenschaftlich, wie noch nie, aus seiner Brust hervorsteigen.

»Ich danke, Henrik, mein lieber Freund,« sagte sie sanft, »für Ihr schweigsames Beileid. Sie sind bestürzt, ich sehe es. Verständlicher kann Niemand sein Mitgefühl aussprechen. Schweigen wir denn darüber, es war Gottes Wille so. Und nun, Henrik, setzen wir uns – wie geht es Ihnen?«

»Wie es mir geht?« stammelte immer noch Henrik. »Wie es mir geht, Helene? O! Mir geht es gut – mir geht es – wollte ich sagen – aber mein Gott, verzeihen Sie, ich kann mich so schnell gar nicht fassen – das war nicht recht von Agathen und ihrer Mutter – gönnen Sie mir nur einen Augenblick zur Erholung – also – er ist wirklich todt?«

»Ja, Henrik – er ist todt!«

»Der Arme! – Der Glückliche, wollte ich sagen. Und darum sind Sie so früh hierher gekommen?«

»Ja, Henrik, darum bin ich gekommen. Ich will diesen Sommer und den ganzen Winter hier bleiben und mich von den tiefen Eindrücken erholen, den dieser Todesfall auf mein Gemüth gemacht hat.«

»Sie bleiben hier? Ja? O, welch ein merkwürdiges Zusammentreffen.«

»Wie so, mein Freund?«

»Uns führt ein ähnliches Schicksal hier zusammen. Ich bleibe jetzt auch im Sundewitt, denn ich habe sonst jede Heimat und Alles verloren, was ich besaß –«

»Wie? sollten Sie auch einen Schmerz erfahren haben, Henrik?«

»Mehr als einen, Helene! Sie haben Ihren Mann, ich meine Aussicht in eine glänzende Zukunft verloren. Sie sehen einen Bettler vor sich stehen, der weiter nichts besitzt, als einen armseligen Bauernhof. Die königlichen Gerichte in Kopenhagen haben *gegen* mich entschieden.«

»Wie, man hat es gewagt? O mein armer Freund!«

»Man hat es gewagt, ja; mein schönes Vermögen und mein ehrlicher Name gehört jetzt dem Könige von Dänemark, und dafür hat man mir den eines Verräthers gegeben.«

»Henrik Paulsen! Ist es wirklich so! Also auch ich habe ein Beileid auszusprechen? O, ich thue es von ganzem Herzen.« Und sie bot ihm herzlich die Hand und blickte ihm theilnehmend in die Augen.

Henrik fing an zu lächeln. Sein Muth hob sich – der Ausspruch dieses Beileids hatte seinen Schreck vollständig überwunden. »Ich danke Ihnen, Helene,« sagte er und setzte sich in ihre Nähe, »Ihre Theilnahme belebt und erhebt mich. Mein Verlust ist eigentlich so groß nicht. Ich bin von jeher ein genügsamer Mann gewesen, mein Leben lang, und da hat dieser letzte Schlag nicht viel zu bedeuten. Ich kann denken, arbeiten, wie Sie wissen, ja, und die Arbeit des Gedankens kann einem Manne sein Auskommen verschaffen. Außerdem habe ich Freunde –«

»Ja, die haben Sie – auch ich gehöre dazu.«

»Helene! Darf ich es hoffen?«

»Hoffen blos? Warum nicht wissen? War ich Ihnen nicht immer befreundet?«

»Ja, das waren Sie. Wir waren noch Kinder, als unsre Augen sich zum ersten Male begegneten – jetzt aber, jetzt bin ich ein Mann, und Sie sind – ein Weib geworden. Aber wohl mir, daß Sie Sich innerlich in Nichts geändert, daß Sie noch immer die Erinnerung an unsre Jugend bewahrt haben. O, wir finden im Alter so wenig neue Freunde – und ich, ich will mich Ihrer Freundschaft würdig beweisen – ja, das will ich, so wahr mir Gott helfe!«

Und er seufzte tief auf und schwieg, sinnend vor sich hin blickend. Bald aber war er mit der Freundin in ein emstes Gespräch vertieft. Es betraf die Zeiten, in denen sie lebten, und die Geschicke derer, mit denen sie durch Neigung und Freundschaft innig verbunden waren. Als aber auch dieses Gespräch zu Ende, wußte Henrik nicht mehr, was er sagen sollte, sein erster Besuch schien ihm lange genug gedauert zu haben. Er stand daher auf, ergriff seinen Hut und schickte sich an, Helenen zu verlassen. Schon stand er vor ihr, um Abschied zu nehmen, da fuhr Helenen ein muthiger Gedanke durch den Kopf.

»Henrik,« sagte sie stockend, »ich habe noch eine Frage, die Sie mir vielleicht beantworten können. Sie sind ein Literat und haben – viele Bücher gelesen, auch manche Bekanntschaften unter denen gemacht, die Bücher geschrieben haben. Ist Ihnen einmal ein Buch vor Augen

gekommen, welches – welches – den Titel ›Stimmen der Völker‹ führt?«

Ueber Henrik's Gesicht flog ein lebhafter Schimmer freudigen Erstaunens. Aber augenblicklich hatte er seinen Entschluß gefaßt und er war Mann genug, ihn standhaft auszuführen. »O ja,« erwiderte er, »ich habe es gelesen – man liest ja so Vieles –«

»Dies ist nicht wie so Vieles. Und ist Ihnen an dem Buche nichts aufgefallen?«

»Aufgefallen? Was sollte mir daran aufgefallen sein? Es trägt den Stempel seiner Zeit und diese Zeit ist trübe.«

»Trüb? Ja. Sie ist sehr trübe.« Und augenblicklich lenkte sie ihre Gedanken in ihre Seele hinein und diese Seele sagte: Er hat es zwar gelesen, aber er findet nicht darin, was ich darin finde. Er ist Mann, ich bin Weib. Also still – ich habe mich entweder in ihm oder in mir getäuscht.« –

O! Und auch ihrer Lippe entschlüpfte ein Seufzer, dessen Bedeutung Henrik bei Weitem nicht erkannte, nicht erkennen konnte, denn er bezog ihn auf ganz andere Dinge, als denen er geweiht war.

»Wohin gehen Sie von hier?« fragte Helene ablenkend.

»Ich will einen Augenblick zur alten Lore gehen, dann will ich Mevissen und Kühlwetter besuchen und dann zu Andreas zurückkehren.«

»So werde ich Sie begleiten, wenn Sie wieder vorüberkommen; auch ich wollte Emmerslund heute besuchen.«

»So werde ich mich beeilen, Helene, leben Sie wohl. Auf Wiedersehen!« Und nachdem er noch einmal ihre Hand geküßt, ging er rasch aus dem Zimmer, frohlockend

im Herzen, daß ihm ein so schöner Spaziergang bevorstand. Ach! wir sehen so oft die Zukunft vor unsern verlangenden Augen blitzen, daß wir die glühenderen Strahlen der Gegenwart darüber vergessen! Auch Henrik dachte schon an die kommende schöne Stunde, während er dem vielleicht süßeren Kelche der gegenwärtigen noch lange nicht auf den Grund geschaut!

#### SIEBENTES KAPITEL. DER DÄNISCHE SEEKADET.

Der alten Lore und den beiden befreundeten Capitainen war der versprochene Besuch abgestattet und der schöne Spaziergang mit Helenen der Verabredung gemäß vollendet. Henrik hatte einen köstlichen Mittag und Nachmittag in Emmerslund verlebt. Ihm war zu Muth, als ob sich eine Wolke über ihm geöffnet und ihren himmlischen Segen auf ihn herabgelassen hätte. Eine Art Rausch, wie er ihn nie zuvor empfunden, hatte sich seines Geistes bemächtigt und er konnte kaum die Möglichkeit des Glückes begreifen, welches ihm die waltende Vorsehung wider alles Erwarten an diesem Tage gespendet hatte.

An die für den Nachmittag verabredete Rückkehr nach dem Sundewitt wurde nicht gedacht, obgleich das Boot auf des Commodores Befehl dazu gerüstet war und die Ruderer die Herren erwarteten. Aber Henrik schien seinen Wunsch, sobald wie möglich nach Hause zurückzukehren, vergessen zu haben, und sein Freund erinnerte ihn nicht daran. Glücklich und heiter, wie man es lange nicht in so befreundetem Kreise gewesen war, saß

man gegen Abend, als das Zwielicht seinen dämmerigen Schein durch die Fenster sandte, um den großen Tisch, bei knisterndem Feuer, und plauderte und scherzte, wenn auch mit gemäßiger Laune, wie es die ernste Stimmung der Anwesenden zu fordern schien. Agathe war vor Allen vergnügt; selbst mit Friedrich, was sie selten that, trieb sie ihre Späße, und mehr als einmal flüsterte sie der Mutter oder Helenen neckische Dinge in's Ohr. Helene selbst befand sich in sanfter, bewegter Stimmung; sie sah sich so gern gesehen, so herzlich geliebt von der ganzen Familie, daß sie vergaß, was Drückendes auf ihrer Seele lag. Friedrich verhielt sich still wie gewöhnlich; wie sein Vater war er kein Mann von vielen Worten, aber er lächelte oft bei den scherzenden Reden seiner Schwester, wie er Agathen nannte, was ihr selber am seltsamsten zu klingen schien. Henrik war von Allen der gesprächigste. Mit gerötheten Wangen und sprühenden Augen erzählte er alles in Kopenhagen Erlebte und Erduldete, und mehr als einmal sah er dabei Helenens funkelndes Auge herzlich theilnehmend auf sein Antlitz gerichtet.

So verstrich der Abend; man setzte sich zu Tische. Und als auch das Nachtessen vorüber war, gab man sich wieder den Besprechungen der Gegenwart und Zukunft hin, wie man vor Tische der Vergangenheit sein Ohr geliehen. Endlich erhob sich Helene, um nach Hause zu gehen, und da fiel es Henrik zum ersten Male ein, daß auch er noch einen ziemlich weiten Weg zurückzulegen habe. Dennoch wollte er erst Helenen nach Hause geleiten, deren Diener sich bereits eingefunden hatte. Als man aber

vor die Thür trat und einen dichten Nebel wahrnahm, der selbst die nächsten Gebäude des Hofes verhüllte, da fragte Helene, sich freundlich an Henrik wendend: »Und Sie wollen wirklich noch heute nach dem Sundewitt hinüber?«

»Ich muß, Helene, man erwartet mich und ich habe morgen viel nachzuholen.«

»Nein!« erwiderte sie und trat in das Haus zurück. »Ich gehe nicht eher von hier fort, bis Sie mir versprechen, diese Nacht hier zu bleiben. Habe ich nicht Recht, Capitain, – ist dieser Nebel in Verbindung mit den Eisschollen nicht gefährlich?«

Andreas lächelte; auf einen ihm verstohlen zukommenden Wink aber erklärte er die nächtliche Ueberfahrt für unmöglich, und so sah sich Henrik gezwungen, wider Erwarten noch eine Nacht in Emmerslund zu bleiben. Auf dem Heimwege nach dem Epheuhaus bot er Helenen den Arm, wie er es auch früher gethan, und der lange Weg wurde ihm zum flüchtigen Schritte, er hätte gewünscht, die ganze Nacht im Nebel mit dem schönen Wesen umherzuirren, das sich so vertraulich auf seinen Arm stützte und die freundlichsten Worte mit ihm wechselte.

Endlich aber einmal mußte der Abschied erfolgen, und mit dem Versprechen baldigen Wiedersehens schieden Beide von einander. Sinnend, grübelnd und doch entzückt von geheimer Lust, kehrte Henrik nach Emmerslund zurück; nie hatten so süße Träume ihn umschwebt, wie in der folgenden Nacht.

Morgens um acht Uhr aber erklärte er sich unwider-  
rufflich zur Fahrt entschlossen, und trotz des noch immer  
undurchsichtigen Nebels wurde sie bald darauf in's Werk  
gesetzt. Der Commodore selbst leitete das große Boot,  
welches von vier Ruderern bewegt wurde, denn der Wind  
war zu gering und die Luft zu dick, um ein Segel benut-  
zen zu können. Als Andreas seinen Freund im Sundewitt  
an's Land gesetzt, fuhr er sogleich zurück, denn ihn riefen  
Geschäfte auf sein Gut. Henrik aber stieg in seine einsa-  
me Wohnung hinauf, voll Hoffnung und Vertrauen, daß  
sein Schicksal von jetzt an wieder eine günstigere Wen-  
dung nehmen werde. Verlassen wir ihn hier, ohne ihn  
in sein Haus zu begleiten; erst später werden wir erfah-  
ren, welche neue Ueberraschung ihn daselbst erwartete.  
Bleiben wir zunächst noch auf dem nördlichen Ufer des  
Meerbusens und sehen wir die Ereignisse mit an, die sich  
hier in den nächsten Stunden und Tagen zutragen.

Es war ungefähr zehn Uhr Morgens; der Commo-  
dore und Friedrich, der am Tage vorher vergeblich nach  
Apenrade geritten, wo er die gewünschten Pferde schon  
verkauft gefunden hatte, waren zu einigen Nachbarn ge-  
gangen, um mit ihnen wegen ihrer brauchbaren Gäule  
zu unterhandeln. Noch immer lag der Nebel schwer auf  
dem Wasser, während er sich am Lande bereits hie und  
da gesenkt hatte. Die Sonne brach langsam durch die wo-  
genden Dunstschichten und einzelne Strahlen funkelten  
bereits aus der Höhe herab, als ein unerwartetes Schau-  
spiel die Strandbewohner in nicht geringe Bewegung ver-  
setzen sollte.

Die Schifffahrt war zur Winterszeit in der Regel mäßig, – wochenlang stand sie bisweilen wegen des Eisganges ganz still, immer aber zeigten sich einzelne Schiffe, die ein kühner Capitain oder die Noth in den Hafen zu Apenrade trieb. Für den Bewohner jener Strandgegenden war es daher kein besonderes Schauspiel, ein Schiff heranssegeln zu sehen, liefen zur Sommerszeit doch wenigstens ein Dutzend täglich ein und aus. Anders aber verhielt es sich, wenn einmal kein Kriegsschiff sich zeigte. Dann eilte Jedermann an den Strand, denn man erwartete stets etwas Neues von einer solchen Erscheinung. So sollte es heute geschehen. Begeben wir uns nun nach Capitain Kühlwetter's Strandhäuschen, welches, wie schon gesagt, am weitesten von Apenrade entfernt, also zunächst am Meere und nicht allzuweit von der Mündung der großen Bucht entfernt lag. Der kleine dicke Capitain saß in seinem fast überheizten Stübchen, die dampfende Pfeife im Munde und die Brille auf der Nase, denn er studirte, wozu er sich stets jener zwei Gläser zu bedienen pflegte, die ihm einen seltsamen Anstrich von Gelehrsamkeit gaben, welche mit seiner übrigen Erscheinung in etwas starkem Gegensatze stand. Der Capitain las heute sehr eifrig in einem abgegriffenen alten Buche, welches von der Belagerung und Beschießung Kopenhagens durch die Engländer im Jahre 1807 handelte. Der aufmerksame alte Student befand sich eben mitten im Feuer und seine Gebarden dabei waren die eines in Thätigkeit begriffenen Seemanns der alten Schule, das heißt, er stampfte mit den Füßen den Boden und schlug mit der Faust auf den

Tisch, daß Alles um ihn her tanzte und krachte. Endlich war er an die Katastrophe gelangt, der Sieg war, wie er schon zwanzigmal gelesen, den Engländern verblieben. Da stand er befriedigt auf, legte die Brille auf das geheiligte Buch, stopfte sich eine neue Pfeife und stieß eine ganze Reihe ächt seemännischer Flüche aus.

»Wetter und Sturmwind!« schrie er, »das heiße ich gut gepfeffert! So muß es kommen! 'runter, 'runter alle Masten und die ganze Teufelstakelage! Prosit die Mahlzeit, da haben wir's! Haha, meine Bürschchen, gut gepfeffert, sehr gut gepfeffert!«

Und damit trat er an einen alten Wandschrank und füllte sich ein ansehnliches Glas mit geistiger Flüssigkeit, die ebenfalls nicht wenig gepfeffert war. Aber bei solchem Nebel, wie er da draußen wogte und huschte, konnte man schon etwas Scharfes vertragen, zumal eines alten Seehunds Magen, wie er den seinen nannte. Plötzlich, wie durch Instinkt getrieben, und als die Süßigkeit des Genossenens noch nicht ganz von seinen Lippen verschwunden war, drehte er sich nach dem Fenster herum und schaute auf das Meer hinaus. Aber da fiel ihm beinahe die Pfeife aus dem Munde. Der Nebel hatte sich fast überall gesenkt und nur noch einzelne Flocken wirbelten in rasch verrinnenden Wolkenschichten über die dampfenden Gewässer hin; allmähig war die Sonne durchgedrungen und streute ihre Strahlen schon hie und da über die Gegend aus. Dennoch konnte unser Freund das gegenüberliegende Ufer nicht vollständig erkennen, aber was kümmerte ihn auch das? Denn fast in der Mitte des

Wassers, wie aus den Wolken herabgefallen, lag fast bewegungslos ein prächtiges kleines Schiff und wiegte sich stolz auf den leise schaukelnden Wellen. Eines Blicks nur bedurfte es bei dem erfahrenen Seemanne und er hatte in jenem Schiffe einen alten Bekannten erspäht, den Kriegsschooner Neptun, und er eilte sogleich hinaus, den unerwarteten Ankömmling aus der Nähe zu betrachten. Das Fahrzeug glitt etwa 800 Schritte vom Strande entfernt langsam dahin und bald hatte es die Höhe von des Capitains Wohnung erreicht. Es war der Schooner, dessen Ankunft der Commodore den Seinen schon vor zwei Tagen verkündet hatte, wovon der alte Kühlwetter aber nichts wußte. Lustig flatterte der strahlende Danebrog in der frischen Morgenluft und unter gerefftem Segelwerke arbeitete sich sein Kiel leise durch die Fluth, mehr von der Strömung als vom Winde wie ein Gespenst der Nacht dahingetragen.

»Hol's der Teufel!« sagte der Capitain, der von der Ursache der Anwesenheit des Schooners keine Ahnung hatte. »Es ist der Neptun. Was will der kleine Satan hier? Will er wieder sein dänisches Kuckucksei in ein deutsches Nest legen? Das sollte mir nichts Neues sein. He! Er ist stark bemannt, wie es scheint – eins seiner Großmäuler ist gegen das Land her aufgesperrt – ganz verwettert feindselig sieht das verfluchte Ding aus. – Na, was soll denn das bedeuten, he?«

Und er war, während er diese Worte in abgerissenen Sätzen sprach, dicht an den Strand getreten und schaute mit lüsterlichem Auge auf das Kriegsschiff hin, von dessen Steuerbordseite eine weiße Flagge herabwehte, die von Zeit zu Zeit gegen das Land geschwenkt zu werden schien. In diesem Augenblicke kam Capitain Mevissen am Strande daher gelaufen und eine Strecke hinter ihm humpelte auch Capitain Bardow heran, schon von Weitem mit beiden Armen nach dem Wasser winkend.

»Na guten Morgen, Kam'rad!« schrie ihm Capitain Kühlwetter entgegen, »Du kommst zur rechten Zeit. Sieh Dir das Ding da mal an. Was mag es wollen?«

»Was es wollen mag? Was geht das uns an? Sind wir etwa seine Lootsen oder Ewerfahrmänner? Kennt ein Capitain sein Fahrwasser bei dieser stillen See nicht mehr?«

»Bei meiner Ehre, Mevissen – das ist doch nicht ganz so. Sieh, der Kerl wird sich den Arm ausschwenken. Hol-la, Bardow! Heran, Mann, rudert einmal ein Bischen schneller an unsern Steuerbord – hier wird ein Kriegs-rath gehalten – wißt Ihr vielmehr, was der da drüben will?«

Capitain Bardow war außer Athem herbeigehinkt. Verwundert wie seine Kameraden blieb er bei ihnen stehen, seine scharfen Augen unausgesetzt auf den Schooner gerichtet. Endlich sagte er athemlos:

»Ich gäbe etwas darum, wenn der Commodore hier wäre – er hat seinen Jungen auf dem Schiffe, es ist der Neptun.«

»Meinetwegen, aber warum winken sie uns immer zu? Sollen wir ihnen einen Besuch auf was Warmes abstaten? Ich danke; ich tauche mit keinem Dänen meinen Löffel in die Suppe. Aha! Jetzt werden wir was hören – da steigt schon der Rauch auf – bums, hat er gesagt, hört Ihr's – was soll das aber bedeuten, sag' ich?«

Und in der That, ein dumpfer Kanonenschuß donnerte von einer Bugkanone hernieder und setzte die ganze friedliche Bevölkerung rings um in Bewegung, während der blaue Rauch des Geschützes langsam über das Wasser wirbelte.

»Er steckt, so wahr ich lebe, in einer Klemme, der Bursche!« rief der Capitain Köhlwetter und schwenkte den Hut. Hurrah, du Großmaul, wie schmeckt's Dir?«

»Sollte er auf eine Sandbank gerathen sein, wie ihrer ein Dutzend vor dem Andreasberge liegen, oder wenigstens eine befürchten?« schrie Mevissen mit seiner Stenstorstimme. »Das kann ich mir aber doch nicht denken – so weit ich's von hier beurtheilen kann, liegt er im richtigen Fahrwasser.«

»Ich verstehe wahrhaftig seine kauderwelschen Signale nicht – da brummt er noch einmal – Jungens, sage ich, ich werde warm – was will er?«

»Holla! Ich hab's!« rief mit einem Male Capitain Bardow – »Er verlangt ein Boot –«

»Bah!« sagte der lange Mevissen, »dann kann er sich deutlicher ausdrücken –«

»Nun wahrhaftig, das thut er nach Kräften – Ha, der dritte Schuß. Jetzt wird es Zeit, Jungens, kommt, wir wollen die Jolle in See bringen – faßt an.«

Und ohne zu sprechen, da sie jetzt alle Drei gleich willig zur That entschlossen waren, hatten sie bald mit Hülfe einiger Leute, die die Neugierde am Strande versammelt, das Boot von seinen Stützen gehoben, umgedreht und in's Wasser gewälzt, worauf die sich Einsetzenden sogleich zu den Riemen griffen. Kaum bemerkte die Schiffsmannschaft, daß man endlich ihrem Wunsche entgegenkam, so wandten sie die Raaen, der Bug des Schooners drehte sich langsam erst gegen das Ufer, dann wieder zum Meere hin, so daß er jetzt seine Backbordseite zeigte, und lavirte dann mit offenen Obersegeln, die den über die Hügel streichenden Wind auffingen, nach Osten zurück.

Unterdessen ruderten die drei Capitaine, von zwei willigen Burschen unterstützt, aus Leibeskräften, die Schollen, die um sie her tanzten und tauchten, gar nicht beachtend, denn es war ihnen Spielerei, durch einen Wasserpfad mit Hindernissen zu laufen. Endlich kam man dem Neptun näher, die feinen Spieren und die zierlich auf- und ablaufende Takelage traten klarer hervor und man konnte bereits die Gesichtszüge der auf Backbord stehenden Schiffsmannschaft erkennen. Capitain Bardow, der am Helmstocke saß, lenkte seine Jolle kunstgerecht an die Backbordpforte. Wie ein Wettrenner schoß das kleine Ding auf den dagegen ungeheuer groß erscheinenden Schooner los. Die Ruderer ließen jetzt allmählig in ihrer

Arbeit nach und die Jolle bewegte sich in gemessener Eile ihrem Ziele entgegen.

»Ein schmuckes Ding!« sagte Capitain Kühlwetter. »Hol's der Henker! Schöne Spieren, zierliches Tauwerk, Alles in bester Ordnung. Das verstehen die Hunde!«

»Zwölf Kanonen! Bei meinem lahmen Beine!« rief Capitain Bardow. Alles nett und rührig! Ich wünschte, ich könnte ihn kapern!«

»Still!« herrschte ihm sein Freund Mevissen zu: »Deine Stimme ist nicht so jungfräulich, daß sie nicht von hier bis Apenrade hinunter schallte. Aha! da steht schon ein Herr mit einer Goldverbrämung. Er schneidet ein krauses Gesicht – gebt Acht, wir werden gleich was zu hören bekommen.«

»Halloh!« rief eine kräftige Stimme vom Backbord herab, die dem vorhergenannten Offiziere angehörte, der den goldenen Streif um die blaue Mütze trug, und fast zu gleicher Zeit ward ein Tau in geschickt geworfenem Bogen über die Jolle geschleudert, nach dem sogleich einer der Männer griff, um das kleine Fahrzeug sicher an die Wand des Schooners zu bringen.

»Halloh, Ihr Herren, habt Ihr keine Ohren mehr? Versteht Ihr keine Signale von Sr. Majestät Schiffen?«

»Wenn sie nicht verständlich genug gegeben werden, nein!« antwortete Capitain Bardow mit seinem mächtigsten Brummtton.

»Dann thätet Ihr wohl, noch einmal an Bord zukommen und etwas sehr Gewöhnliches zu lernen.«

»Dank Euch für den guten Rath, Herr, ich habe in meinem Leben genug Grütze gegessen und schlafe jetzt in meiner eigenen Back – hm! Was befehlen die gestrengen Herren?«

»Ein Boot, weiter nichts, und da Ihr es habt, so ist es gut und alle Rede überflüssig. Oder glaubtet Ihr vielleicht, wir würden ein Boot Sr. Majestät dem schneidenden Eise aussetzen, wenn es der Dienst nicht erfordert? Paßt ein andermal besser auf, oder wir machen einen Schlitz in Eure deutschen Ohren. Heda, Kadet, vorwärts!«

»Oho!« brummt die drei Männer in der Jolle und gaben ein sehr verständliches Nasengeräusch von sich, das ohne Zweifel als Insubordination betrachtet worden wäre, hätte es sich an Bord zugetragen. Gleich darauf aber kletterte ein gewandter junger Mann, in die weiße blaue Jacke eines dänischen Seekadeten gekleidet, an zwei Tauen vom Schooner herab, und einen Augenblick später glitt er in die Jolle, die augenblicklich das zugewarfene Tau fahren ließ und vom Schooner abstieß, um dem Lande zuzueilen.

»Was das für grobe Esel sind!« brummte der Steurer der Jolle, als er den Bug derselben dem Strande zugehört sah.

»Nicht so laut gebrummt, Alter, Respekt in Sr. Majestät Dienst!« belehrte die Stimme des angehenden Seehelden.

»Oh, Junker, wir sind nicht in Sr. Majestät Dienst und nie darin gewesen. Oder glaubt Ihr, weil Ihr seit Kurzem den goldenen Streif da an der Kappe und den kleinen

Spieß an der Seite tragt, Ihr hättet uns in unserm eigenen Boote die Ohren zu waschen? Das ist ein schlechter Morgengruß von Euch. Aufgeschaut, Junker Erik, Ihr seid bald auf vaterländischem Boden – hier ist man freundlicher gegen seine alten Bekannten. Und nun guten Tag, mein Junge!«

»Guten Tag, Ihr Herren,« sagte jetzt lächelnd der junge Mann, »guten Tag, Capitain Bardow, Köhlwetter und Mevissen – Potz tausend, da seid Ihr ja alle Drei, Ihr Brumm-bäre – was machen die Eltern, he?«

»O, Beide oben auf, Junker Erik, wenn Ihr ihnen keinen Strich durch die Rechnung macht –«

»Wie meint Ihr das, Capitain Bardow?«

»Na, gebt mir die Hand, kleiner Mann, obgleich Ihr Euch – ich weiß nicht, warum – sehr groß vorzukommen scheint, und nun kein Wort mehr über das ungewaschene Maul beim ersten Gruße. Ihr seid ein ganz schmuckes Kerlchen geworden, seit wir uns zum letzten Male gesehen.«

Der junge Seekadet spreizte sich bei diesen Worten sichtbar und blies seine rothen Wangen auf, und nachdem er gleichsam beistimmend dem alten Freunde zugnickt, wandte er sein Auge dem absegelnden Schooner nach.

So erreichte man schweigend und von Seiten der drei Capitaine ziemlich verdrießlich den Strand, wo Erik sogleich, nachdem er sich flüchtig bedankt und dem sonderbaren Kleeblatte die Hand gereicht, an's Land sprang und mit behendem Schritte dem Wege zueilte, der an

Capitain Bardow's Hause vorbei nach dem Andreasberge führte, ohne sich ein einziges Mal in seiner schönen Heimat umzuschauen. Eine Viertelstunde später war er im Vaterhause und lag der vor Freude weinenden Mutter in den Armen, die sich an dem frischen Aussehen ihres Lieblings nicht satt genug sehen konnte. Die drei Capitaine aber, als sie den jüngsten Sohn ihres verehrten Commodore seines Weges ziehen sahen, blickten ihm schweigend nach, bis er ihre Worte nicht mehr vernehmen konnte. Dann aber blinzelten sie sich verständlich an und der lahme Bardow sagte mit beinahe gerührter Stimme zu seinen gleichgesinnten Kameraden:

»Na! Der pfeift aus einem andern Loche, wie sein Vater und sein Bruder. Gott steh mir bei, aber der Teufel soll mir mein Logbuch beschmieren, wenn der Alte seine große Freude an dem Jungen hat – bah! –«



Im Herrenhause auf dem Andreasberge herrschte in den nächsten Stunden nach des Junkers Ankunft theilweise wenigstens eine sehr große Freude und eine nicht minder große Beweglichkeit in Küche und Keller, denn die zärtliche Mutter hatte längst im Stillen alle Vorräthe in Anspruch genommen, um ihren Liebling mit allen möglichen Leckerbissen zu überschütten. Erik nahm

die Beweise dieser Zärtlichkeit mit der Miene eines Menschen auf, der an dergleichen gewöhnt ist und nichts anderes erwartet hat, da er sich selbst derselben für vollkommen würdig hält. Was seine äußere Erscheinung betrifft, die gleichfalls den mütterlichen Beifall erregte, obwohl sie nicht so durchaus vortheilhaft war, wie Erik selber zu glauben schien, so haben wir sie zwar schon angedeutet, fügen hier aber noch hinzu, daß er an Größe seinen etwa sechs Jahre älteren Bruder nicht erreichte, daß er blondes Haar wie die Mutter und auch mehr die Gesichtszüge dieser als des Vaters hatte und daß er sich in einer Haltung bewegte, die nicht allein bedeutend von der einfachen und natürlichen Gewohnheit seiner Verwandten abwich, sondern mehr von dem geschniegelten Wesen und der erkünstelten Ausdrucksweise eines dänischen Seestutzers an sich trug, als gerade unumgänglich nöthig war.

Erst gegen Mittag kam der Vater mit Friedrich von seinem Ausfluge zurück und fand seinen jüngeren Sohn schon in die Behaglichkeiten des elterlichen Hauses eingebürgert. Er empfing ihn mit warmer Freude, aber diese Freude war nicht so frohlockender Art wie die der Mutter; es mäßigte sie vielmehr ein trüber Gedanke, der im Hintergrunde seiner Seele schlummerte und dem er, wie wir sogleich sehen werden, erst später einen Ausdruck gab. Friedrich bewillkommnete seinen Bruder herzlich, aber in seiner ernsten und kurzen Art; er schien des Vaters Bedenklichkeiten zu theilen und richtete seinen forschenden Blick oft unbemerkt auf das sichere und sich

fühlende Wesen des jungen dänischen Offiziers, als wolle er ihn prüfen und aus seinem jetzigen Benehmen auf seine künftigen Handlungen schließen.

Erik hatte aber offenbar noch etwas Anderes erwartet, als diesen freundlichen Empfang von Seiten seiner nächsten Verwandten. Sichtbar verlegen behielt er alle Thüren im Auge, ob sich nicht die eine oder andere öffnen und eine sehnlichst herbeigewünschte schlanke Gestalt daraus hervorschlüpfen würde. Aber keine der Thüren öffnete sich zu diesem Behufe und er war innerlich ergrimmt, daß gerade diejenige der Hausgenossen so theilnahmlos bei seinem Besuche blieb, auf deren zärtliches Entgegenkommen er am meisten gerechnet hatte. Wo war Agathe an diesem Morgen? War sie etwa abwesend? – Nein, sie war zu Hause und wahrscheinlich mit einer dringlichen häuslichen Arbeit beschäftigt, denn es verging beinahe eine volle Stunde, bevor sie in's Zimmer trat, wo Erik gerade zufällig einen Augenblick allein saß, beschäftigt, ein Glas Portwein zu leeren und eine von des Vaters besten Cigarren zu versuchen.

Erik sprang wie eine Stahlfeder empor, als das Mädchen in die Thür trat und augenscheinlich eine gewisse Verlegenheit verrieth, da sie ihren Bruder allein vor sich sah. Aber dieselbe bekämpfend, sagte sie sogleich mit ihrem lieblichen Lächeln: »Guten Tag, Erik,« und reichte ihm die Hand, die der junge Mann sogleich ergriff und in der seinigen behielt, während sein Auge wie das eines Falken in das ihrige schaute.

»Nun!« erwiderte er, schon von diesem kalten Empfang leicht verwundet – »und Du küssest mich nicht. Bin ich Dir so fremd geworden?«

Agathe antwortete nicht, aber unwillkürlich erröthend neigte sie die Wange zu ihm hin, um seinen Lippen entgegen zu kommen.

»Nein,« rief Erik schmollend, »solchen Kuß will ich nicht. Behalte ihn für Dich selber. Du bist mir also immer noch böse, Agathe, und kannst meine Unarten, wie Du sie nanntest, noch nicht vergessen?«

»Ich bin nicht mehr böse und habe alles Unangenehme vergessen, aber erinnere mich nicht selber wieder daran. – Wie geht es Dir, gefällt es Dir noch so gut wie früher in Deinem Berufe?«

»Köstlich, Agathe, und ich habe Dir viel davon zu erzählen O, Ihr armseligen Landbewohner, wie sehr bedauere ich Euch!«

»Wir sind nicht so sehr zu bedauern, wie Du meinst; frage einmal Friedrich, ob er sich nicht in Erfüllung seiner Pflicht ebenso befriedigt und glücklich fühlt, wie Du!«

»So!« wollte Erik erwidern, aber er wurde an der Fortsetzung des Gespräches gehindert, denn die Thür ging auf und es zeigte sich der, von dem Agathe so eben gesprochen hatte. Gleich darauf schlüpfte letztere aus dem Zimmer und die beiden Brüder blieben bis zum Mittagessen allein, um sich ihre Erlebnisse seit ihrer letzten Trennung ausführlicher mitzutheilen. –

Der kurze Wintertag verstrich der Familie des Capitains rascher als gewöhnlich, denn Vieles hatte man dem

auf kurze Zeit anwesenden Sohne zu berichten, vieles neu Beschaffte vorzuzeigen und manches Alte wieder in Erinnerung zu rufen. Was Erik aber am meisten zu beruhigen schien, das war die ungewöhnlich schweigsame Art seines Vaters, die er gerade bei diesem Besuche am wenigsten erwartet hatte, obwohl er aus einigen Andeutungen desselben bei seinem neulichen Aufenthalte in Kiel auf ernsthafte Aufklärungen gefaßt war. Aber Erik kannte seinen Vater sehr wenig, wenn er geglaubt hatte, derselbe werde gleich im ersten Augenblicke mit seinen Absichten hervortreten. Still und unbemerkt beobachtete der Vater den Sohn, um sich erst seine Meinung über ihn zu bilden, ehe er sich in ein ernstes Gespräch mit ihm einließ, und daß er sein, wenn nicht leichtfertiges, doch gewiß oberflächliches Gemüth sehr bald durchdrang und eben so bald seiner Gesinnung in Bezug auf die Lage der vaterländischen Angelegenheiten auf die Spur kam, unterlag keinem Zweifel, denn Andreas Burns hatte ein scharfes Auge, wenn es galt, die guten oder schlimmen Eigenschaften seiner Kinder zu ergründen.

Auch noch einen anderen Punkt gab es im Vaterhause, den Erik im Laufe des Tages nicht zu seiner vollen Befriedigung zu finden schien, und wir haben denselben schon angedeutet. Dieser Punkt betraf sein Verhältniß zu Agathen, die er weniger als sein gediegenerer Bruder für seine Schwester zu halten geneigt war. Von jeher hatte er eine besondere Neigung zu diesem schönen Mädchen gehabt, die aber seiner Meinung nach niemals seinem Wunsche gemäß erwidert worden war. ohne daß er

gerade bemerkt hätte, daß Agathe einem Anderen den Vorzug vor ihm gegeben. Einen solchen Vorzug würde er Keinem verziehen haben und wenn es sein eigener Bruder gewesen wäre, der diesen Verrath, wie er meinte, an seinem Herzen begangen hätte, denn daß außer ihm noch ein Anderer Ansprüche auf die Neigung dieses Mädchens machen könne, hielt er für unmöglich, wenn er seine persönliche Würde und seinen stolzen Eigendünkel mit der einfachen Geradheit und dem schlichten Wesen der wenigen Menschen verglich, die mit seinem väterlichen Hause in nähere Berührung kamen. Nach längerer Trennung nun, hatte er geglaubt, würde Agathe ihren launenhaften Eigensinn, wie er ihre bisherige Gleichgültigkeit nannte, abgelegt, seine Erscheinung in glänzender Uniform, sein blühendes Gesicht würde ihn liebenswerther gemacht haben, als in früheren Tagen. Und doch war dem augenscheinlich nicht so. Seine Eitelkeit war dadurch schwer verletzt und er hatte sich vorgenommen, mit dem einfältigen Mädchen ein ernstes Wort zu reden. Diese Gelegenheit aufzufinden wurde ihm aber etwas schwer gemacht, und wenn ihm der Zufall am nächsten Morgens – auf eine Art freilich, wie er sie am wenigsten erwartet – nicht günstig gewesen wäre, so würde er sie während seines zweitägigen Aufenthalts im Vaterhause vielleicht gar nicht gefunden haben.

So war man zum Abendessen des ersten Tages gelangt und dasselbe wurde von Seiten der Mutter und des jüngeren Sohnes sehr lebhaft beendet. Beide ergingen sich in

allerlei Mittheilungen, und Friedrich und Agathe stimmten bisweilen fröhlich genug mit ein. Schweigsam blieb allein der Vater, noch schweigsamer als am Morgen, und nur sein düsterer Blick sprach die lebhaften Besorgnisse seiner Seele aus. Und als sich nun Alle vom Tische erhoben, da wurde Erik nicht wenig in Verwunderung gesetzt, als der Vater an ihn herantrat und mit gewichtiger Miene sagte: »Erik, mein Sohn, bleibe bis neun Uhr bei der Mutter. Ich habe bis dahin zu schreiben und zu rechnen. Um neun Uhr aber erwarte ich Dich in meinem Zimmer, denn ich will mit Dir reden.«

Dagegen war nun nichts einzuwenden, obgleich dem Sohne das feierliche Wesen des Vaters nicht sonderlich zu behagen schien. Halb in Gedanken, was die bevorstehende Unterredung zu bedeuten habe, ließ er die kurze Stunde bis dahin verstreichen, kaum aber hatte die alte Uhr an der Wand den Ablauf derselben bezeichnet, so sagte er der Mutter und den Geschwistern gute Nacht und begab sich erwartungsvoll in das Zimmer des Vaters, den er mit gekreuzten Armen auf und abschreitend in tiefen Gedanken fand.

Aber er wurde wieder etwas beruhigt, als er die Vorkehrungen bemerkte, die zu seinem Empfange getroffen waren; auf dem Tische standen eine Flasche alten Weines und zwei Gläser, die offenbar die gefürchtete Unterredung behaglicher machen mußten. Denn er wußte, daß der Vater selten Abends Wein trank, und die heutige Abänderung seiner Gewohnheit deutete daher eine Art Feierlichkeit an, deren Grund der eitele Kadet natürlich auf

das Glück bezog, welches dem Vaterhause durch seinen Besuch widerfahren war.

»Nun, da bist Du,« sagte der Vater liebevoll und reichte seine Hand hin, »sei mir willkommen, mein Sohn. Komm, setze Dich zu mir, wir haben lange nicht zusammen ein gutes Glas Wein getrunken.«

Der Seekadet schmunzelte bei diesen Worten; er hörte das Wohlwollen des Vaters aus denselben heraus und versprach sich etwas Gutes von diesem Eingange. Und als er nun gar das gefüllte Glas mit den Lippen berührt und den kostbaren Inhalt, des Vaters bestes Labsal, alten hundertjährigen Portwein, gekostet hatte, da war ihm zu Muthe, als habe ihn sein Erzeuger nur gerufen, um ihn, wie die Mutter, mit Süßigkeiten zu überschütten. Aber er irrte sich, der gute Sohn; er hatte, wie er das Wohlwollen seines Vaters stets *unterschätzt*, jetzt seine Milde bei Weitem *überschätzt*.

»Erik, mein Sohn,« begann der Redende wieder mit einem tiefen Athemzuge, »Du sitztest vor Deinem Vater, und Du weißt, daß dieses Vaters Name einen guten Klang bei allen Ehrenmännern unsers Vaterlandes hat. Oder hat Dir irgend Wer jemals etwas Anderes von diesem Namen gesagt? – Offen und ehrlich – schau mich an!«

»Nein, mein Vater; Jedermann achtet und ehrt Dich hoch; niemals hat Jemand etwas Schlimmes gegen mich über Dich oder Deinen Namen geäußert.«

»Das erwartete ich, aber ich mußte Dir diese Frage als Einleitung vorlegen, weil leicht Dinge in unserer Unterhaltung vorkommen könnten, die Dich nicht vergessen

lassen dürfen, daß Du außer mit deinem Vater auch mit einem Ehrenmanne sprichst. – Als Du vor sechs Jahren – Du warst damals noch ein Kind von dreizehn Jahren – den Wunsch gegen mich aussprachst, in die dänische Marine zu treten, gewährte ich Dir diesen Wunsch auf das Bereitwilligste, obgleich ich lieber gesehen, Du wärest zu den Engländern gegangen, um ein tüchtiger Seemann zu werden, da die Deutschen leider keine Marine haben. Dänemark's Marine war auch zum Theile unsere Marine und unsere Marine war Dänemark's. Seit jener Zeit aber und während Du ein junger Mann geworden bist, der seine eigene Beurtheilung öffentlicher Dinge wachsen sieht, haben sich leider die Verhältnisse zwischen Dänemark und uns bedeutend verändert, wie Du wissen wirst, und sie stehen sogar auf dem Punkte, sich noch bedeutend mehr zu verändern. Ist Dir hiervon irgend etwas bekannt oder muß ich zu Dir wie zu einem gänzlich Uneingeweihten reden?«

Der Kadet erbleichte sichtbar und bewies dadurch dem Vater, daß ihm allerdings die Lage der Dinge bekannt war. »Nun,« sagte er mit etwas finsterem Gesichte, wobei er aber doch nicht das Auge zu dem des Vaters aufschlagen konnte, »so viel ich weiß, thut Dänemark seine Schuldigkeit, und wenn die Herzogthümer die ihrige thun, was sollte sich dann noch mehr verändern?«

»Du weichst meiner Frage aus, Erik – gut, ich will und darf Dich nicht zwingen, mir Dinge mitzutheilen, die Ihr auf Eurem Schiffe vielleicht zum Gegenstande Eurer vertraulichen Unterhaltung gemacht habt; aber um Deine

letzte Bemerkung kurz zu erwidern, so erkläre ich Dir auf mein Ehrenwort, daß auch die Herzogthümer ihre Schuldigkeit thun werden, daß also von ihnen her keine Veränderung in ihren Verhältnissen zu Dänemark herbeigeführt werden wird. – Du lächelst – lächle nicht, Knaube, gegen Deinen Vater, die Sache ist ernst, die wir verhandeln, und ich fühle vor Gott und den Menschen, ja vor mir selber die Pflicht, mit meinem vielleicht rathlosen Kinde auf's Reine zu kommen. Höre mich weiter an. Kannst Du mir beiläufig den Zweck Eurer Kreuzung in diesen Meeren nennen, oder ist das ein Geheimniß Deiner dienstlichen Stellung?«

»Nein, ein Geheimniß ist es nicht. Die Rüstungen zur See werden ja offen betrieben und wir mußten uns trotz des Winters herausmachen, um unsre junge Mannschaft in Uebung zu erhalten. So denke ich es mir und so haben wir es Alle angesehen.«

»Rüstungen!« entgegnete der Capitain und sein Auge blitzte heller auf. »Rüstungen, sagst Du – warum rüstet denn Däneinark seine Schiffe aus? Hat es zu viel Geld in seinen Kassen?«

»Das weiß ich nicht, Vater; aber daß es rüstet, wenigstens ganz langsam, ist bestimmt. Wie es heißt, sollen viele Schiffe flott gemacht werden und zum Kreuzen bestimmt sein, und ich habe bereits meinen Capitain gebeten, mich, wenn es irgend geht, auf ein größeres Schiff zu empfehlen, denn ich möchte, wie Du weißt, ein vollkommener Seemann werden, wie auch du es bist.«

»Das ist nicht mehr als natürlich und ich tadle es nicht. Laß mich jetzt aber einen Schritt weiter in unserem Gespräche thun. Also Dänemark rüstet, sagst Du, und auch ich sage es, denn ich weiß es bereits seit mehreren Tagen. Der Grund aber, warum es rüstet, und der Gegner, gegen den es rüstet, ist unbekannt, oder wißt Ihr etwas davon?«

»Nein, wir, wenigstens ich, wissen nichts davon.«

»Ich auch nicht. Aber wir können es uns vielleicht erklären, wenn wir die Lage der politischen Verhältnisse Europa's studiren. Hast Du das nicht gethan?«

»Gewiß, das ist ja unser tägliches Gespräch an Bord. Es gährt in den Völkern, sagt man, und um bei dieser Gährung aller Dinge gewärtig zu sein, rüsten die Regierungen, und so rüstet auch Dänemark.«

»Und in welchem Volke gährt es gegen Dänemark, mein Sohn?«

»Ohne Zweifel in den Herzogthümern, Vater!«

»Nein, sage ich Dir, nein, bei Gott! nein! In den Herzogthümern gährt nichts gegen Dänemark, als der alte Groll, daß es ihre Sprache, ihre Rechte unterdrückt; vielmehr gährt es in Dänemark gegen die Herzogthümer und zwar hat sich zu dem alten Grolle, dem alten Hasse, ein neuer hinzugesellt, und um diesem gewachsen zu sein, darum rüstet es.«

Ueber das aufmerksam lauschende Gesicht des Jünglings flog ein wetterleuchtendes Zucken. Wenn es nicht sein Vater gewesen wäre, der Solches zu ihm gesprochen, er würde ihm in's Gesicht geschlagen haben. Denn er war

Däne geworden, durch und durch, im Denken und Fühlen, man hatte ihn gut in die Schule genommen. So aber bezwang er sich, stockte mit Worten und schaute verwirrt zu Boden.

»Blicke nicht die Erde, sondern blicke vielmehr den Himmel an, Knabe, und bitte ihn, Dir sein ewiges Licht nicht zu verschleiern. Doch, was verstehst Du von den Wirrsalen dieses unglücklichen Landes! Was Du davon denkst, das sehe ich – ja, ich sehe es – und ob auch mein Herz darunter blutet, daß Du, mein Sohn, mein eigenes Blut, eine unrichtige Ansicht darüber hegst, so habe ich doch Achtung genug vor der Meinung jedes Einzelnen, Dir auch die Deinige zu gestatten. Dein Arm und Dein Herz mehr oder weniger in die Waagschale geworfen, wird sie nicht zu unserem Nachtheile sinken lassen. Es lag auch nicht in meiner Absicht, Dir meine Ansicht der Dinge aufzudrängen, ich entwickele sie Dir nicht einmal, obwohl es mir ein Leichtes wäre, bewahre mich Gott davor! Ich habe vielmehr einen andern Grund, daß ich so rede. Gesetzt nun – und gieb jetzt wohl Acht, Erik, denn ich komme zur Hauptsache – gesetzt nun, das Verhängniß wollte es, daß Dänemark und die Herzogthümer, in denen es gegen einander gährt, wie Du sagst, auf eine Art, die ich nicht vorhersehen kann, an einander geriethen, was würdest dann Du, der Sohn eines Deutschen, mein Sohn, Andreas Burns' Sohn, thun?«

Kaum war das gewichtige Wort gesprochen, so wirkte es mächtig. Der Knabe, der nur noch dem Vater ein Knabe, sonst aber keiner mehr war, fing an zu weinen.

Er fühlte, in welche Klemme er plötzlich gerathen, wie wichtig und entscheidend der Augenblick für seine ganze Zukunft sei, aber er fühlte zugleich auch, in welcher Bedrängniß sein Vater um ihn war. Während er nun seine Thränen zu trocknen und den Entschluß, den er wahrscheinlich schon längst gefaßt, noch für sich zu behalten bemüht war, schaute der Vater ihn ruhig an, so laut auch sein Herz insgeheim pochte, und fuhr dann mit weicher aber eben so ernster Stimme fort:

»Ich sehe, daß Dir die Sorge Deines Vaters nahe geht, aber ich kann Dir diesen Schmerz nicht ersparen, ich habe ihn auch durchgekämpft. Ich muß heute klar werden über Dich, damit ich weiß, auf wen ich in allen Fällen zu rechnen habe. Das aber befehle ich Dir: sprich Deine Meinung ehrlich aus, wie sie Dir im Kopfe oder im Herzen liegt, denn die Wahrheit will ich allein vernehmen, selbst wenn sie gegen mich wäre.«

»Dann will ich sie sagen,« schluchzte Erik.

»So sprich sie mir aus, mein Sohn.«

»Ich halte das Verfahren der Dänen für gerecht, das der Herzogthümer für gesetzwidrig.«

»Halt! Was haben sie Gesetzwidriges begangen?«

»Sie haben protestirt gegen die Befehle ihres Königs.«

»Du sprichst zwei falsche Dinge in einem Athem aus. Einmal ist der Dänen König nicht unser König, sondern unser Herzog – und das weißt Du gewiß – und dann ist niemals ein ehrlicher, offen und mit Gründen dargelegter Protest eine ungesetzliche Handlung gewesen.«

»Ich aber halte ihn dafür und wir Alle.«

»Das glaube ich gern. Du stehst also nicht auf unserer Seite, sondern auf der der Dänen?«

»Ich stehe nicht allein da, sondern ich handle auch da. Immer stehe ich, wo der Danebrog flattert, – laßt auch Ihr ihn flattern, und ich stehe bei Euch!« rief der Kadet stolz.

»Nun, das war ehrlich gesprochen. Es ist gut so – ja, ja. – Da wir aber so weit sind, wollen wir zum Schlusse kommen. Ich gehe noch weiter mit meinen Befürchtungen. Wenn nun die Verwicklungen zwischen Euch und uns zu einem schlimmen Ende führen?«

»Wohin können sie führen?«

»Das steht bei Gott, mein Sohn, ich kann das nicht überschauen. Wenn sie also anstatt zu einem guten, zu einem schlimmen Ende führen und Dänemark seine bewaffneten Schiffe gegen unsre friedliche Küste sendet – dann würdest Du vielleicht – da Du so sehr gegen mich im Rechte bist – die erste Kanone auf das Haus Deines Vaters abbrennen – wie?«

»Davor bewahre mich Gott, mein Vater! Lieber würde ich eine Lunte nehmen und sie an die Pulverkammer meines Schiffes legen, und wäre es das schönste Schiff Sr. Majestät.«

»Ist das Dein fester Entschluß, mein Sohn – würdest Du so handeln?«

»So wahr ich Erik Burns heiße – ja!«

»Dann gebe ich Dir meinen Segen, mein Sohn, denn Du hättest auf diese Weise nach Deiner Ueberzeugung

und Deiner Ehre gehandelt. Erinnerere Dich an diese Stunde, wenn die Zeit kommen sollte, Deine Ehre zu lösen. Jetzt scheidet ich ruhig von Dir, ich weiß, was ich von Dir zu erwarten habe. Wir sind einig, so weit wir es sein können. Du bist zwar ein Deutscher und stehst auf der Seite der Dänen, aber das thun viele Brave, die das Verhängniß wie Dich in diese Lage brachte. Auch ist es ja blos eine Vermuthung, eine Besorgniß, die noch durch nichts gerechtfertigt ist, von der wir hier reden, denn von einer Verwicklung, wie die unsrige, bis zum Kriege, einem mörderischen, schrecklichen Bruderkriege, ist ein Sprung wie von diesem Ufer bis zu jenem hinüber. – Einen solchen Sprung versucht nur ein wahnsinniger Mensch, ein trunkener, verzweifelnder Mensch, und das ist ja weder der Däne noch der Deutsche bis jetzt. Möglich, daß Alles zum Besten sich löset, möglich, daß wir bald Beide zu einem Ganzen vereinigt gegen einen äußeren Feind uns wehren, denn angreifen werden wir kaum, dazu sind wir zu schwach – dann, dann war diese Unterhaltung nur eine Unterhaltung zwischen Vater und Sohn – nicht wahr, mein Erik?«

»Ja, mein Vater, und Niemand auf Erden, selbst mein bester Freund nicht, soll davon jemals eine Sylbe vernehmen.«

»So gebe ich Dir meine Hand in Frieden. Bleibe auf dem Schiffe und erfülle Deine Pflicht. Ich werde der letzte sein, der Dich davon zurückhält. Nun noch dies Glas! Auf daß Dir die Erfüllung dieser Pflicht stets leicht werde und Dein Ziel ein gerechtes und gottgesegnetes sei!

– Und nun, hast Du noch sonst einen Wunsch, den ich Dir gewähren könnte, so sprich ihn aus; wir finden nicht sobald wieder eine Stunde, die für die Gewährung desselben Dir so günstig wäre, wie diese.«

Erik erröthete und schaute vor sich nieder. Aber der Vater hatte auch diese Miene richtig gedeutet. »Sprich,« sagte er, »und fordere –« wenn Du mußt,«

Der Kadet erhob sein Haupt und schaute den gütigen Vater an. »Du gabst mir ja erst neulich,« sagte er, »und reichlich, wie immer.«

»Und Du bedarfst heute schon wieder meiner Unterstützung, nicht wahr?«

»Ja, ich bedarf ihrer.«

Der Vater stand, ohne ein Wort weiter zu sprechen, von seinem Stuhle auf und trat an den Schrank. Gleich darauf kam er mit einer Rolle in der Hand zurück, und ehe der Sohn wußte wie es geschah, lag sie in seiner Hand. Eine Minute später hatte er das Zimmer des Vaters verlassen und seine Schlafkammer gesucht, wo er die Rolle öffnete und zu seinem Erstaunen, das beinahe einem Schrecken gleichkam, während er nur Silber zu finden erwartet, große, doppelte und noch dazu dänische Goldpistolen fand.

---

Die ernste Stimmung, in welcher obige Abendunterhaltung den Seekadet versetzt hatte, hielt nicht lange bei

seinem dem Gefühlswechsel leicht unterworfenen Charakter vor, und vorzüglich war es das reiche Geschenk des Vaters, welches sein Gemüth sehr bald auf angenehmere Dinge lenkte. Am Morgen des nächsten Tages daher, da ein Seemann am Lande in der Regel wenig zu thun findet, trieb er sich nach gemeinschaftlich eingenommenem Frühstücke in allen Scheunen und Ställen herum, scherzte mit den Mägden, stritt mit den Knechten und suchte vor allen Dingen Agathens habhaft zu werden, mit der er ein ernstes Gespräch zu führen sich vorgenommen hatte, welches aber weniger die politische Lage der Gegenwart betraf, als das des vergangenen Abends. Aber es war merkwürdig, daß Agathe gerade an diesem Morgen ungewöhnlich viel zu thun hatte; bald war in der Küche, bald in den Zimmern zu schaffen, und da sie stets mit einer Hausmagd gemeinschaftlich waltete, wurde der unglücklich manövrirende Seemann zuletzt verdrießlich und beschloß einen Morgenspaziergang zu unternehmen, nachdem er zuvor erfahren, daß der Vater nach Apenrade, Friedrich aber nach dem Dorfe Barsmark geritten war. Die Mutter war frühzeitig an den Strand nach Capitain Bardow's Hause gegangen, um Helenen einen Besuch abzustatten und sie zum Abende einzuladen, wo die Anwesenheit des jüngeren Sohns gefeiert werden sollte. Ihre Bitte, sie dahin zu begleiten, hatte der Kadet abgelehnt, indem er der leicht bestimmbaren Mutter irgend einen Grund seines Zurückbleibens vorzuschützen gewußt. So verließ denn auch er das Haus und schlug den Weg nach dem Strande ein.

Kaum aber hatte sich Agathe seiner Entfernung vergewissert, so beeilte sie sich selbst, einen Plan auszuführen, den sie sich schon am Abende vorher in den Kopf gesetzt. Sie mußte Friedrich sprechen, und immer war er ihr, wo sie ihn suchte, Schritt für Schritt ausgewichen. Offenbar plagte ihn ein Kummer, und Agathe liebte keine kummervollen Menschen; wenigstens was sie selbst dazu beitragen konnte, that sie gar zu gern, um freundliche Gesichter um sich herum zu sehen.

Friedrich hatte ihr, bevor er abgeritten war, einen eigenthümlich mitleidvollen Blick zugeworfen und gleich darauf einen Seufzer ausgestoßen, als er seinen Bruder neben ihr bemerkte, wo dieser gewöhnlich war. Noch ehe sie zu Tische ging, mußte sie wissen, was ihm auf dem Herzen lag, denn ihr Auge und Ohr waren rasch und scharf genug gewesen, sowohl jenen Blick wie den Seufzer zu erhaschen. Sie beschloß daher ihm entgegen zu gehen, da sie bestimmt zu wissen glaubte, er müsse jeden Augenblick von Barsmark zurückkehren. Schnell warf sie ihre Kapuze über den Kopf, hing sich ihr Mäntelchen um und, die kleinen Hände in einem großen Muffe versteckend, verließ sie den Hof durch den Thorweg, der auf die Straße nach Norden, also gerade in entgegengesetzter Richtung des Weges führte, den Erik eingeschlagen hatte. Rasch schritt sie den sandigen Abhang hinunter, der in das ebene Land hinein sich senkte und bewegte sich dann mit hüpfendem Schritte zwischen den Hecken hindurch, die auf dem Wege nach dem Dorfe lagen. Nach kurzer Zeit erstieg sie wieder einen sandigen

Hügel, der rings von Knicken eingeschlossen war und von dessen Höhe man das Dorf und den ganzen Weg, der dahin führte, überschauen konnte. Und siehe, sie hatte sich nicht in ihrer Berechnung geirrt. So eben verließ ein Reiter das Dorf und bewegte sich in gemächlichem Schritte dem Hügel entgegen. Es bedurfte nur eines Blicks ihres scharfen Auges, um in diesem Reiter Friedrich zu erkennen. Was der junge Mann unterwegs dachte, wissen wir nicht; wir glauben uns aber nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß seine Gedanken nicht allzu weit von denen entfernt waren, die auch Agathen zu schaffen machten. Er war daher nicht wenig überrascht, nach einiger Zeit Agathen auf dem Hügel zu bemerken, denn daß nur sie es war, die sich da oben dem kalten Morgenwinde preisgab, hatte auch ihm sein gutes Auge auf den ersten Blick verrathen Anstatt aber sein Pferd zu rascherem Gange zu treiben, hielt er dasselbe sogar einen Augenblick ganz an und schien zu überlegen, ob er das Zusammentreffen mit dem seltsamen Mädchen auf freiem Felde vermeiden oder suchen sollte. Endlich hatte er sich für das Letzte entschieden; er setzte seinen Gaul in Galopp und befand sich in kurzer Zeit an der Schwester Seite, die ihm schon von Weitem einen freundlichen Guten-Morgen entgegenrief.

»Bist Du schon wieder zurück, Fritz?« fragte ihre silberne Stimme, als das Pferd schnaubend neben ihr stand.

»Agathe, ich hatte nur ein paar Worte mit Hans Blachmann zu sprechen. Aber was treibt Dich so früh hinaus auf das Land? Der Wind weht so naßkalt herüber und wenn ich nicht irre, haben wir bald Regen oder Schnee

zu erwarten. Der Sonnenschein hat nicht lange gedauert.«

»Das thut nichts – ich kümmere mich nicht so sehr darum und liebe den Sonnenschein mehr im Herzen als in der Luft. Aber sage mir, Fritz, was hat Dir der Erik gethan, daß Du so kalt gegen ihn bist?«

Das schlaue Mädchen – denn auch Agathe gehörte zu dieser zahlreichen Klasse von lieblichen Geschöpfen – hatte mit dieser Frage den Nagel auf den Kopf getroffen. Sie verdutzte den Gefragten gänzlich, denn sie bestätigte insgeheim den Verdacht den er seit langer Zeit im Herzen getragen, daß nämlich Agathe dem Erik zugethan, für ihn also verloren sei, da Erik ja augenscheinlich Agathen auf Schritt und Tritt verfolgte. Wie falsch nun dieser Schluß auch war, Friedrich wurde durch obige Frage nur noch mehr bedrückt. Dennoch stieg er vom Pferde, ließ es am Zügel hinter sich hergehen und schritt langsam neben dem Mädchen her, welches wieder den Weg nach Hause eingeschlagen hatte.

»Was mir der Erik gethan hat, fragst Du, Agathe? Wie Du so fragen kannst! Was soll er mir gethan haben? Er ist ja mein Bruder, und ich habe mich herzlich gefreut, ihn nach so langer Trennung wieder bei der Mutter zu sehen, deren Augapfel er ist.«

»Bei der Mutter – o! Aber dennoch scheinst Du ihn nicht in allen Dingen mit ganz günstigem Auge zu betrachten. Sage mir den Grund, Fritz, ich – ich –«

»Du möchtest ihn in Schutz nehmen – ich weiß es wohl.«

Agathe erröthete tief, halb vor Zorn, daß sie nicht verstanden worden, und halb aus Aerger über ihre Uebereilung, daß sie so gewaltsam das Gespräch in diese Richtung gezogen. »Du irrst Dich vielleicht,« brachte sie stockend hervor und ließ den Kopf mit den schwimmenden Augen etwas tiefer sinken.

»Wohl möglich, Agathe, aber ich will recht aufrichtig gegen Dich sein. Sieh, daß ich mich nicht von so ganzem Herzen freute, als Erik kam, das – das war aus einem anderen Grunde, den ich Dir nicht sogleich sagen kann.«

»Und das nennst Du aufrichtig? Gerade diesen Grund möchte ich am liebsten wissen – ich bitte Dich, Fritz, sei einmal wirklich aufrichtig gegen mich.«

Friedrich räusperte sich. »Ich habe Grund zu glauben,« sagte er etwas leiser, »und auch der Vater hat ihn, daß Erik ein eingefleischter Däne geworden ist, und daß uns diese Erkenntniß nicht wohl thun kann, wird Dir sehr einleuchtend sein.«

Agathe wollte eben antworten, als sie ein leises Knistern an der anderen Seite der Hecke wahrzunehmen glaubte.

»Still!« rief sie und blieb stehen. »Ging da drüben nicht Jemand?«

»Es geht Jemand hier!« rief eine jugendliche Stimme, und alsbald folgte derselben ein Kopf, den eine goldverbrämte Mütze schmückte und dessen Augen nicht gerade entzückt das wandelnde Paar betrachteten.

Verwundert blieb Friedrich einen Augenblick stehen, wie Agathe, aber dieser Verwunderung folgte unmittelbar der Unwille, von seinem Bruder beim Aussprechen einer Thatsache behorcht zu sein, die den Hauptstreitpunkt in der Familie bildete und bisher vor aller Welt verschwiegen worden war. Und unwillig war er nicht allein gegen Erik, sondern auch gegen Agathen, die ihn zu jener Aeüßerung verlockt, obgleich sie, wie er annahm, um Erik's Anwesenheit gewußt; am unwilligsten aber war er gegen sich selber, daß er so leicht der Versuchung unterlegen, und auf dem besten Wege begriffen gewesen war, Alles, was sein Herz belästigte, der Schwester anzuvertrauen. Er besann sich daher nicht lange, stieg auf sein Pferd und: »Adieu, Agathe, Du bist in guter Gesellschaft!« rufend, gab er dem Gaule die Sporen und jagte nach Apenrade zu, von woher er seinen Vater erwartete. Während er fortritt, und Agathe, halb beschämt, halb niedergeschlagen ihm nachblickte, war Erik über die Hecke und den Graben gesprungen und wandelte schon an ihrer Seite.

»War das ein Rendezvous?« fragte er spöttisch. »Dann thut es mir leid, daß mich mein Instinkt in diese Richtung geführt. Habt Ihr nicht Zeit genug, Eure ungewaschenen Geheimnisse zu Hause auszukramen?«

»Du fragst viel mit wenig Worten, Erik,« erwiderte Agathe herzlich. »Ob das ein Rendezvous war? Ja, von meiner Seite war es eins, denn ich ging Friedrich absichtlich entgegen, was Du mir hoffentlich nicht verwehren

wirst. Sodann aber haben wir keine Geheimnisse mit einander, am wenigsten ungewaschene, wie Du sie zu nennen beliebtest, und was wir zusammen sprachen, konnten wir so gut in Deiner wie in jedes andern Menschen Gegenwart hören lassen.«

»Aha! Du, hast einmal wieder Deinen kleinen Kopf aufgesetzt, wie ehemals. Albernes Mädchen! Mir so etwas aufbinden zu wollen. Gut, gut, ich sehe es wohl, für mich hast Du keinen freundlichen Blick, weil Du sie alle für Friedrich aufsparst, für Friedrich, den Träumer, den Ackersknecht –«

»Halt ein!« rief Agathe, jetzt ernstlich erzürnt. »Beleidige Deinen vortrefflichen Bruder nicht, der nicht gegenwärtig ist, Dir mit männlichen Worten zu begegnen. Wenn ich freundlichere Blicke für ihn als für Dich habe, so verdient er das eben so wohl wie Du, denn sein Benehmen gegen mich ist stets das eines wahren Bruders, das Deine stets das eines eifersüchtigen und sich überschätzenden Liebhabers gewesen.«

Erik stand ganz verduzt vor dem zürnenden Mädchen, das sich noch nie so kräftig gegen ihn ausgesprochen und dessen helles Auge blitzte, während ihr Busen heftig gegen das Mäntelchen wogte.

»Ein eifersüchtiger und sich überschätzender Liebhaber?« rief er spöttisch. »Auf wen sollte ich denn eifersüchtig sein? Etwa auf Friedrich? Du Närrin! Aber halt, da Du einmal ernsthaft mit mir sprichst, so will ich es auch thun und ich bin überzeugt, mein Ernst wird den Deinigen bei Weitem überflügeln.«

»Sprich, was Du willst!« entgegnete Agathe kalt. »Ich kann Dir nicht ausweichen, wie im Hause – was Du aber auch sprechen magst – ich sage es Dir vorher – Du wirst mich nie mein Benehmen gegen Dich bereuen lassen.«

»Das wollen wir sehen! Höre mich wohl an, es ist das letzte Mal, daß ich von der bewußten Angelegenheit mit Dir rede. Weißt Du, was der Vater gestern Abend mit mir verhandelt hat?«

»Ich weiß es nicht und mag es nicht wissen, da der Vater wahrscheinlich Grund genug hat, mit Dir eine geheime Unterredung zu pflegen.«

»Du sollst es aber dennoch wissen, denn Du bist dabei betheilig.«

»Wie?« fragte Agathe erschreckend und blieb einen Augenblick stehen, während ihr rosiges Gesicht eine plötzliche Blässe überflog.

»Ja, Du bist dabei betheilig, und mehr als Du denken kannst, sage ich. Der Vater sprach von den Angelegenheiten der Herzogthümer und Dänemark's. Er bedauerte, mich auf Seiten des Rechtes zu wissen. Es schmerzte ihn tief, daß –«

»Das sagst Du so offen und gehorchst nicht sogleich seinem redlichen Wunsche?«

»Er hat keinen Wunsch als den meinen. Er hat mir die Laufbahn freigestellt, die ich selbst wähle. Ich habe geantwortet, daß ich bei den Dänen bleibe.«

»Das wußte ich vorher – weiter!«

»Aber dennoch – und das habe ich nicht dem Vater gesagt, aber ich sage es Dir – es giebt ein Mittel, mich

augenblicklich zu bewegen, das dänische Schiff zu verlassen und in das väterliche Haus zurückzukehren.«

Er hielt inne – kaum konnte er den blitzenden Blick des fest auf ihn gerichteten Auges ertragen.

»Um vielleicht den Dänen im Hause des Deutschen zu spielen – aber fahre fort,« rief Agathe standhaft, »oder schweige lieber ganz, damit Du nicht in Versuchung geräthst, einen Verrath gegen das treueste Vaterherz auszusprechen.«

»Nein, es muß gesagt sein, heute oder nie, denn es möchte lange Zeit vergehen, ehe ich meinen Fuß wieder an diesen Strand setze. Gehe sogleich mit mir zum Vater; erkläre, daß Du meine Bewerbung annimmst und – ich kehre nicht wieder auf mein Schiff zurück.«

Beinahe hätte Agathe gelacht, und dennoch brach sie in lautes Weinen aus. »Schrecklich,« schluchzte sie, »schrecklich! Du ungerechter, hartherziger Mann – Knabe sollte ich lieber sagen, wie Dein edler Vater Dich nennt. Gilt Dir ein armes, verlassenes Mädchen mehr, als Dein blutendes Vaterland? O, dann wehe dem armen Weibe, welches einst das Deine wird, es wird mit Opfern erkauft sein, die es einst selber bezahlen muß.«

»Wie, ich verstehe Dich nicht.«

»Aber ich Dich. Wisse, daß Du eben in einem Athem drei heilige Dinge verletzt hast. Die treue Heimat, der kein edler Mann den Rücken kehren sollte, um mit ihrem Feinde zu verkehren – den biedereren Vater, den Ehrenmann, der blos für seine Familie und die mit Füßen getretenen Rechte seines Vaterlandes lebt, – und – und

das schwache Herz einer elternlosen Waise, eines Mädchens, welches unter dem Dache Deines Vaters Schutz gefunden hat, den Du hier zunichte machen willst. – Wir sind fertig mit einander, Erik, für alle Tage – gehe auf Dein Schiff, spionire damit an den Küsten Deiner Heimat – mich aber, mich wirst Du mit Deinen kindischen und gehaltlosen Worten niemals bethören.«

Und schnell sprang sie davon und eilte dem Andreasberge zu, während Erik, halb lächelnd, halb erbost, stehen blieb und ihre gewichtigen Worte in seinem Herzen nachsummen ließ.

---

Auch dieser Tag verstrich, wie der vorige verstrichen war. Die halbentzweite Familie, durch die allseitige Güte und Liebe der Mutter zusammengehalten, nicht durch den starken Willen des Vaters zur Eintracht bewältigt, vergnügte sich so gut, wie sie sich unter den gegebenen Verhältnissen vergnügen konnte. Helene war nicht der Einladung gefolgt. Ein heftig strömender Regen hatte alle Wege unwegsam gemacht und sie fühlte auch keine besondere Neigung, Erik zu sehen, dessen dänische Gesinnung sie von früher her kannte. Auch die Nacht war verstrichen und der Morgen gekommen, an welchem der jüngere Sohn wieder scheiden sollte. Heiße Thränen vergießend, hielt ihn die Mutter umschlungen, denn ihr war

ja das unfügsamste Kind, wie so oft, das liebste; mit abgewandtem Kopfe, aus Mitgefühl für diese, nicht aus Traurigkeit über die Abreise des Störenfrieds weinend, stand Agathe am Fenster. Friedrich hatte dem Bruder die Hand gereicht und war dann an seine Geschäfte gegangen. Da trat der Vater, in seinen Regenmantel gehüllt, in das Zimmer und mahnte zur Scheidung. Endlich hatte die Mutter den Sohn losgelassen und dieser schritt an der Seite des Vaters den Weg zum Strande hinab. Stumm gingen Beide nebeneinander her; je länger aber der Vater schwieg, um so unbehaglicher wurde Erik zu Muthe, und er beeilte sich so sehr wie möglich, wieder auf das Wasser zu kommen. Unten am Strande harrten schon vier Matrosen in der gerüsteten Schaluppe des Capitains. Als sie das Ufer erreicht hatten, sahen sie ostwärts den Schooner kreuzen, der seine Beute ängstlich zu erwarten schien. Ein düsterer Nebel hing dick über dem Schiffe und hüllte die Spitzen seiner Masten wie in einen Trauermantel ein.

»Leb wohl, mein Sohn!« sagte ruhig der Vater und faßte die Rechte des Jünglings. »Gott mit Dir auf allen Wegen! Denke an die Stunde des vorgestrigen Abends. Sei redlich und edel auch in Deiner Stellung. Weiter habe ich Dir nichts zu sagen. Vorwärts!«

Einen Augenblick hing der Sohn an des Vaters Halse. Dann war er in die Schaluppe gesprungen und hatte rasch seinen Ehrenplatz am Steuer eingenommen. Die Matrosen schlugen mit ihren Riemen in's Wasser und das Boot flog wie ein tanzender Schwan auf den spritzenden

Wellen dahin. Das Auge auf den Schooner gerichtet, hatte der Kadet bald das Land und sein Vaterhaus vergessen. Nicht so der Vater den Sohn. Mit unterschlagenen Armen, Thränen im Herzen, aber nicht in den Augen, unbekümmert um den kalten Regen, der sein Gesicht peitschte, blieb er am Strande stehen, bis er den Sohn den Bord des Schiffes besteigen sah. »Fahre mit Gott!« sprach er dann leise zu sich selber. »Du hast mir wehe gethan, und doch verurtheile ich Dich nicht. Aber ich habe meine Pflicht erfüllt und somit entscheide die allmächtige Hand Gottes über uns.«

Und noch einen wehmüthigen Blick auf das Segel beiseetzende Schiff werfend, welches ihm einen kostbaren Tropfen seines Lebensblutes entführte, wandte er sich um und schritt nach Hause zurück, wo er sein Zimmer bis Mittag nicht wieder verließ.

#### ACHTES KAPITEL. DIE SCHLESWIG-HOLSTEINISCHE REVOLUTION IN KOPENHAGEN.

Der Tag, an welchem Erik sein Vaterhaus, seine trauernde Mutter und seinen in das unvermeidliche Schicksal sich ergebenden Vater verließ, war der 24. Februar 1848. Ein Tag, so unheilschwanger für die Ruhe und den Frieden Europas und so blutigroth eingetragen in die Blätter der Geschichte, daß keine Feder, und schriebe sie mit noch so glänzender Tinte, ihn jemals wieder wird daraus verlöschen können. Es war dies der Tag, der von Paris aus, dem politischen Vulkane Europas, das lodernde Zeichen durch die Welt schleuderte, welches die

Leidenschaften der Völker entfesselte; an seinem Feuer wurden auch die Ketten geschmiedet, in welche bald das herrliche deutsche Land, die Herzogthümer Schleswig und Holstein, gelegt werden sollte. Ehe das unerklärbare Weltenschicksal aber diese Ketten mit allen ihren einzelnen in das Fleisch und Blut eines edlen Volkstammes schneidenden Ringen vollendete, sollten freilich noch Jahre vergehen, die heute den Sieg und die Freude, morgen die Niederlage und den Schmerz, heute Freiheit und Vollgenuß des Lebens, morgen Knechtschaft und Untergang heraufbeschworen. Doch die Herzogthümer schlummern ja noch im ahnungslos im Hoffnungsschimmer einer freundlich tagenden Morgenröthe, noch ist ihnen die Kunde von der feuerfarbigen Brandfackel nicht geworden, erst zwei Tage später wird ihnen der elektrische Funke, der in Sekunden heut zu Tage von Weltmeer zu Weltmeer springt, das unerwartete Signal zublitzen, welches Mord und Entsetzen über alle civilisirten Länder an ihr schreckliches Tagewerk ruft.

Kehren wir bis dahin zu Henrik Paulsen zurück, den wir verließen, als er zwei Tage früher aus der Schaluppe des Capitains stieg, um sein stilles Pächterhaus wieder zu betreten.

Niemand daselbst hatte sein Herankommen bemerkt, denn Alle waren im Innern des Hauses oder auf dem nach der Landseite gelegenen Felde beschäftigt. Erst als die Hunde ihr Begrüßungsgeheul ausstießen, wurden Knechte und Mägde seiner ansichtig und bald darauf liefen auch Mutter Ursel und Margrethe herbei, ihren Herrn zu

bewillkommen. Als sie ihm noch die Hände schüttelten, kroch Rasmus Harms selber auf einer Leiter vom Heuboden herab und schrie ihm schon von Weitem seinen Gruß zu. »Na,« sagte der arbeitsame Landmann und strich sich das anhängende Heu von der Hausjacke, »Ihr seid einen Tag über die Zeit geblieben, Herr, ich dachte es wohl. Wäret Ihr aber nicht bei Cap'tain Burns gewesen, so hätten wir leicht in Sorge gerathen können.«

»Es hatte keine Noth, Harms, ich war in einen sicheren Hafen eingelaufen. Nun – giebt es noch etwas Neues? Ihr scheint mit Euren Fragen noch nicht zu Ende zu sein?« Der Pächter winkte nach dem Zimmer Henrik's hinauf und dieser verstand ihn. Er begab sich so gleich dahin und Rasmus folgte ihm auf dem Fuße. Das Zimmer war warm und fast augenblicklich wurde von Margrethen der Kaffee gebracht.

»Nun, was giebt es, Harms?«

»Es ist ein sonderlich Ding, Herr, um das, was ich Euch sagen will,« erwiderte dieser und kraute sich, wie es seine Gewohnheit war, hinter dem rechten Ohre, – ein unzweifelhaftes Zeichen, daß er sich in Verlegenheit befand. »Ja, es ist ein sonderlich Ding, und ich wollte, ich hätt's lieber nicht zu vermelden.«

»Ihr macht mich sehr neugierig – nur heraus damit, wenn ich es doch wissen soll.«

»Gewiß müßt Ihr's wissen und da habt Ihr's. Es war wieder ein Besuch hier in Eurer Abwesenheit, aber diesmal war es nicht der vornehme Herr, der uns neulich die Ehre anthat.«

»Und wer war es denn? Geschwind!«

»Ja, den Namen weiß ich eben nicht, aber er sagte, er wäre ein Freund von Euch und hätte Euch lange vergebens gesucht,«

Henrik wurde aufmerksam. »Ein Freund?« fragte er hastig. »Und hat er Euch gar keinen Namen gesagt?«

»Gott behüte! Er wolle Euch sehen und sprechen, und da ich sagte, Ihr wäret verreist, wollte er wissen wohin? Das hab' ich nun hübsch bleiben lassen ihm zu sagen, denn alle Freunde in der Welt, denke ich, brauchen nicht zu wissen, wo Jedermann zu finden ist.«

»Recht so, aber weiter – wann war er hier?«

»O, er war zweimal hier. Zuerst vorgestern Abend. Und da ich ihm sagte, Ihr kehrtet wahrscheinlich gestern zurück, so kam er auch richtig gegen Abend wieder geritten. Als er Euch aber auch dann nicht traf, bat er mich, ihn auf Euer Zimmer zu führen, er wollte sehen, wie Ihr hier in dem ärmlichen Bauernhause wohntet.«

Jetzt schöpfte Henrik ernstlichen Argwohn, aber er sprach ihn noch nicht aus. »Und ließet Ihr ihn wirklich in mein Zimmer gehen?«

»Ja, Herr, warum nicht, da er so zärtlich von Euch sprach? Ich habe selbst mit ihm hier gestanden, wo wir jetzt stehen, und er hat sich recht vertraulich rings umgeblickt – sogar in den Bettschrank hat er geschaut.«

»Das scheint mir ein zudringlicher Bursche gewesen zu sein. Ich erinnere mich keines Freundes, der solche Neugierde wegen meiner Wohnung an den Tag legen sollte.

Ihr habt im Ganzen nicht recht gethan, ihn hereinzuführen, Harms.«

»Ja doch, ja, das ist's eben, ich dacht' es mir wohl. Und Ursel hat es mir auch gründlich verdacht. Aber es ist mal geschehen, Herr, und läßt sich nicht mehr ändern.«

»Und hat dieser seltsame Freund keine Bestellung an mich hinterlassen?«

»Nein, Herr, durchaus nicht, und das eben hat mir den Dampf angethan. Er sagte nur, er könne für's Erste nicht wiederkommen, er habe überseeische Geschäfte; bei Gelegenheit aber werde er wieder vorsprechen und Euch hoffentlich zu Hause finden. Darauf setzte er sich im Sattel zurecht und ritt – es muß einmal gesagt sein, Herr Paulsen – ritt in das Haus da drüben, welches ehemals Eurem Vater gehörte.«

»Ha!« rief Henrik, »es war also ein Dänenfreund. Was für ein Pferd ritt er – war es etwa ein Falber?«

»Hol's der Henker, Herr, ein Falber war es – Ihr kennt ihn?«

Henrik erbleichte; er hatte schon vorher an Olaf Larssen gedacht und fand jetzt seinen Verdacht bestätigt. »Und hatte er gelbliche Flachshaare und eine rothe Nase, dieser Freund?«

»Ja, auch das hatte er, und eine recht gründliche Rothnase, meine ich – und trug einen langen Flauschrock über seine kurze dicke Figur und einen grauen Filzhut –«

»Bei Gott, er ist's, es ist Olaf Larssen gewesen!« rief Henrik unwillig und warf seinen Hut auf den Tisch. »Ach, Ihr habt sehr unrecht gethan, Harms, sehr, sehr unrecht.

Wißt, dieser Mensch ist ein dänischer Spion, der mich von Kopenhagen her verfolgt hat und nur wissen will, wo ich mein Haupt zur Ruhe gelegt habe, um mich vorkommenden Falls den Dänen zu verrathen.«

»Daß mich mein eigener Rauch ersticke, Herr! Das ist mir eine wahrhaftige Mauschelle auf mein altes Gesicht, kann's Euch versichern. Aber wer zum Teufel konnt ihm das ansehen? Er machte sich so glatt wie ein Aal und sprach wie ein alter ächter Freund von Euch. Na warte! Hol den Kerl der Geier, wenn er wiederkommt, ich will ihm meine Peitsche um den Hals jagen, daß er das Schlucken vergessen soll!«

»Er wird Euch sobald nicht wieder belästigen, Rasmus, glaubt es mir. Er weiß jetzt, wo ich wohne und weiter wollte er für's Erste nichts wissen. Seid ein andermal klüger, es ist wichtig, daß Ihr für mich sorgt. Ihr wißt, ich habe Feinde da drüben, die mir an den Hals möchten, wenn ich leichtsinnig in die Schlinge ginge. Dieser ist von ihnen bezahlt, mich im Auge zu behalten. Sollte er oder ein Anderer wiederkommen, ob ich nun da bin oder nicht, so sagt Ihr, ich sei nach Rendsburg geritten und käme im Sommer nicht wieder. Ich will allein und ungestört vor solchen Besuchern sein.«

»Aber es könnte doch mal ein wirklicher Freund kommen, Herr?«

»Wenn Ihr ihn nicht als solchen kennt – fort mit ihm – und meint er es ehrlich, so werdet Ihr es ihm gleich ansehen. Diese Rothnase habt Ihr doch gewiß für einen Schurken gehalten?«

»So halb und halb, ja wohl – aber, Donner, was bin ich für ein Esel gewesen!«

»Laßt es gut sein und seid ein andermal klüger!« – Damit war Rasmus Harms entlassen, der in seine Stube ging und sich selber auszankte, daß Henrik es bis in sein Zimmer hören konnte.

Unser Freund war nur im ersten Augenblicke erschrocken gewesen. Bei genauerer Ueberlegung sah er ein, daß selbst Olaf Larssen nichts Verhängliches von ihm hätte erfahren können. Er nahm, wie gesagt, an, daß er nur um seine Wohnung auszuspüren gekommen wäre, und darin irrte er sich auch nicht. »Aber wie hat dieser Windhund meine Spur aufgefunden?« fragte er sich. »Nur der Zufall kann ihn darauf geführt haben, ja, ja; seien wir also vorsichtig; jeder Schritt, den ich thue, muß vorher bedacht, und jeder Mensch, der sich zeigt, mit Argusaugen geprüft werden. Eine traurige Existenz, aber es geht nicht anders. – Nun, da bin ich – zu Hause bei mir – und Helene ist drüben. Großer Gott! Welches Glück! Sie entgeht mir nun nicht mehr – sie ist Wittwe, also frei und ich – o!«

Lange beschäftigte sich Henrik mit diesem wohlthuenenden Gedanken, und der Mittag kam heran; ehe er sich zu der Arbeit entschloß, derenwegen er nicht länger in Emmerlund geblieben war. Um die Arbeit des Herzens zu betäuben, nahm er aber jetzt die Arbeit des Kopfes vor, und bald sehen wir ihn hinter verschlossener Thür bei seinen Büchern und Papieren sitzen und seinen ganzen Fleiß darauf verwenden, das begonnene Werk zu Ende

zu führen. Nur wenige Stunden des Tages ruhte er; er schrieb bis spät in die Nacht, und wenn der Schimmer des neuen Tages noch lange nicht den Horizont vergoldete, zündete er sein Licht schon wieder an. Nur in der Dämmerung ging er am Strande spazieren, denn er verlor nicht gern das Epheuhaus aus den Augen, und Niemand sprach er außer den Bewohnern des Hauses. Herr Olaf kam nicht wieder, kein Mensch hörte etwas von ihm, und als zwei Tage in dieser Art verstrichen waren, war der zudringliche Freund schon fast aus seinem Gedächtnisse entschwunden, denn eine lieblichere Gestalt hatte sich seiner ganzen Phantasie bemächtigt. Den größten Theil seiner Ruhestunden brachte er am Fenster zu, aus dem er dann stets nach dem nördlichen Strande hinüberschaute. Sein Fernrohr kam dabei selten aus seiner Hand und leistete ihm alle nur möglichen Dienste. Denn nicht nur hatte er das Vergnügen, des Tages mehrmals Helenen zu sehen, wenn sie am Strande spazierte oder den Andreasberg hinauf ging, sondern er sah sie auch selbst am Fenster stehen und glaubte zu bemerken, daß auch sie sich im Gebrauche des Fernglases übe. Dies war namentlich an dem Morgen der Fall, als Erik auf den Schooner zurückkehrte, aber das Wetter war zu unfreundlich, die Luft zu trübe und regnerisch, als daß er die Richtung ihres Glases hätte entdecken können. Das Schiff selber hatte Henrik sehr genau gemustert, aber nichts daran gefunden, was ihm ein Bedenken oder von Neuem Unruhe hätte erregen können.

Jeden Morgen trug der Landbote von Warnitz seine Briefe in der Umgegend umher und pünktlich erschien er im Pächterhause, um eine Zeitung, den Hamburger Correspondenten, abzuliefern, den Henrik in dieser Zeit las. Mit einem wahren Heißhunger verschlang er alle Nachrichten, die aus Kopenhagen oder Kiel einliefen, und jene Tage waren reich daran. Gern wäre er auch in den nächsten Tagen, nachdem Erik abgereist, auf einige Nachmittagsstunden nach Emmerslund gesegelt, aber das Wetter war zu ungünstig dazu. Es stürmte gewaltig, die Wellen thürmten sich mannshoch auf und die Schollen brachen darüber mit solchem Gekrach zusammen, daß er des Nachts sogar aus dem Schlafe geweckt wurde und am Morgen unzählige kleine Stückchen zersplitterten Eises auf dem Wasser treiben sah, dessen allmälige Zermalmung, indem es sich an einander zerreibt, jenen schrillen und zitternden Ton hervorbringt, den man sonst nirgends wieder hört. So mußte er wohl seine Neigung bezwingen und er that es mit dem wohlthätigen Gefühle, daß sein künftiges Geschick dadurch nicht verspätet werde.

Da kam der 27. Februar heran und mit ihm eine Neuigkeit, die er eben so wenig wie seine übrigen Freunde und die ganze Welt erwartet hatte, deren Folgen aber, wenn sie sich wirklich bestätigte, woran er noch zweifelte, von unberechenbarem Einflusse auf die Gestaltung aller staatlichen Verhältnisse sein konnten. Am Abende dieses Tages nämlich kam Rasmus Harms Sohn, Matthias, im strömenden Regen nach Hause. Er war in Satrup gewesen, um ein Mädchen zu besuchen, welches er im

Frühjahre heirathen wollte. Er meldete seinem Vater, der sich mit dieser Nachricht sogleich zu Henrik begab, daß in Ulderup die Bauern in der Schänke säßen und sich erzählten, in Paris sei der König ermordet worden und Alles ginge drunter und drüber. Die Bauern, halb deutsch, halb dänisch gesinnt, seien darüber unter sich in Streit gerathen und man habe sich ein wenig die Zähne gewiesen. Die Einen glaubten die Neuigkeit, die Andern nicht, und doch müsse sie wahr sein, denn ein von Altona nach Alsen durchreisender Mann habe sie in Rendsburg auf der Eisenbahn gehört und dem Pfarrer mitgetheilt.

Henrik erkannte sogleich die Wichtigkeit dieser Botschaft und beschloß trotz der späten Stunde nach Ulderup zu reiten, um sich persönlich von den näheren Umständen zu unterrichten. Der Rappe war bald gesattelt, Henrik verwahrte sich gegen den kalten Regen, und in einer Viertelstunde schon trabte er ab. Obgleich er sein gutes Pferd scharf ausgreifen ließ, so brauchte er doch bei der ungünstigen Witterung, der Dunkelheit des Abends und den grundlosen Wegen eine gute Stunde, um das genannte Dorf zu erreichen und er kam eben vor der Schänke an, als der Pfarrer des Dorfes die darin versammelten unruhigen Köpfe zur Ruhe gebracht hatte und ihnen eine verständige Anrede hielt.

Die Läden der Wirshausfenster waren in dem allgemeinen Tumulte, welchen diese merkwürdige Neuigkeit im Dorfe hervorgerufen, nicht geschlossen worden und Henrik konnte ungehindert in das Innere des Zimmers blicken. Vom lodernden Feuer eines ungeheuren Kamins

mehr als von zwei Lichtstümpfen, die auf dem Tische brannten, erleuchtet, saßen die Bauern gedrängt im Kreise herum, ihre Kannen und Gläser unberührt lassend. Ihre glotzenden Augen und offenen Mäuler waren alle auf einen Punkt gerichtet; sie schauten aufmerksam den redenden Prediger an, der, in ruhiger Würde und mit ernstesten Mienen vor ihnen stehend, eben seine Rede beendigte. Er hatte die Tobenden schließlich zur Ruhe gemahnt und blieb selbst so lange im Wirthshause, bis sich alle Besucher desselben geräuschlos und ohne den geringsten Widerspruch zu versuchen entfernt hatten, denn das Wort des Pfarrers galt zu allen Zeiten viel bei den schleswig'schen Bauern. Henrik wartete, ohne abzusteigen, bis der Pfarrer, den er kannte, selber herauskam. Von ihm erfuhr er, daß die Neuigkeit in so fern wahr sei, als Louis Philipp geflohen und die Republik in Frankreich ausgerufen sei, denn er hatte selbst den Reisenden gesprochen, der die betreffende telegraphische Depesche in einer Zeitung gelesen.

Langsam und nachdenklich ritt Henrik nach Hause; er sah schon im Geiste die düstere Entwicklung der Verhältnisse voraus, die diesem großen Ereignisse in Frankreich auch in anderen Ländern folgen mußte. Denn so war es ja immer gewesen, und auch in den noch immer friedlichen Herzogthümern, fürchtete er, würde man die Nachschwingungen dieses gewaltigen Erdstoßes verspüren.

Am nächsten Morgen brachte der Landbote zur gehörigen Stunde die Zeitung. Darin stand schon ausführlicher, was geschehen war, und am folgenden Tage hatte man selbst in diesem abgelegenen Winkel des Landes alle Vorfälle erfahren, welche die übrigen Bewohner Deutschlands schon zwei Tage früher in Aufregung gesetzt hatten. Henrik fuhr, vom Wetter einigermaßen begünstigt, am 29. Februar nach Emmerslund hinüber, um mit Andreas eine wichtige Unterhaltung zu pflegen. Beide Männer waren einverstanden, daß die Tragweite eines solchen welterschütternden Ereignisses in den eigenen kleinen Verhältnissen sich noch gar nicht berechnen und eben so viel hoffen als fürchten lasse. Henrik kehrte beruhigter nach dem Sundewitt zurück und überließ sich mit geheimer innerlicher Spannung seinen Arbeiten. Er wollte sich vorläufig allen Einwirkungen von Außen verschließen, welche die Folgen jenes Ereignisses nothwendig bald in seiner Umgebung hervorrufen mußten, denn wenn etwas Wichtiges geschah, so wußte er bestimmt, daß man ihn von Kiel aus, wo er seine vertrauten Freunde hatte, nicht ohne Nachricht lassen würde. Und darin hatte er sich auch nicht getäuscht. Schon in der ersten Hälfte des Monats März erhielt er einen Boten aus Kiel, der beauftragt war, nur in seine eigenen Hände ein Schreiben abzuliefern, welches ihn von allen Vorgängen in Kiel selber und den übrigen Städten Holstein's, dann aber auch, was ihm viel wichtiger schien, von den Ereignissen in Kopenhagen unterrichtete. Die radikale Partei in der dänischen Hauptstadt, hieß es darin, wäre durch

die Vorfälle in Paris zu der Hoffnung ermuntert worden, daß jetzt endlich die Zeit gekommen sei, wo man ohne besondere Schwierigkeit die vorbereiteten Pläne gegen die Herzogthümer durchsetzen könne; eine gewaltige Agitation unter den einverstandenen Männern fände statt und die öffentlichen Blätter strömten über von Angriffen und Schimpfreden gegen die deutschen Lande des Königreichs. Gleichzeitig würden die Kriegsrüstungen offener und umfänglicher betrieben, denn schon am 4. März sei der Befehl gegeben, einen großen Theil der Schiffe und der Landarmee kampffertig zu machen. Als Ziel dieser Rüstungen werde officiell England und Rußland bezeichnet. So lächerlich dieser Vorwand auch sei, denn warum sollte Dänemark gegen England und Rußland rüsten, so glaube doch ein großer Theil des Volkes daran und nehme selbst Partei, und nur die klarerblickenden und jenes Volk leitenden Männer wüßten, daß diese Rüstungen gegen Niemand anders als gegen die Herzogthümer gerichtet seien und das Vorspiel eines längst vorbereiteten Staatsstreiches gegen dieselben bildeten. Daß durch diese Nachrichten und namentlich durch die unverhüllten Angriffe der dänischen Blätter eine große Unruhe in den Herzogthümern entstanden sei, brauche nicht besonders erwähnt zu werden, da ja bekanntlich alle Gemüther über die in Frankreich und allmählig auch in Deutschland hervorbrechenden Wirrnisse sich in zunehmender Gährung befänden.

Soweit reichte der erste Absatz des Schreibens aus Kiel. Einen Tag später aber war eine Nachschrift beigelegt, welche Folgendes enthielt: In Kopenhagen sei man, wie so eben die Nachricht einlaufe, bereits noch weiter im Angriffe gegen die Herzogthümer vorgeschritten, indem am 11. März die deutschfeindliche Partei im Casino sich versammelt und in feurigen Reden das Volk aufgefordert habe, den Einfluß der schleswig-holsteinischen Partei, als die nächste und größte Gefahr für die Selbständigkeit des dänischen Volkes, zu brechen und die vollständige Vereinigung zwischen Dänemark und Schleswig zu erwirken. Schleswig sei, hätte ein Hauptführer der Radikalen, (der nachmalige Kriegsminister) Tscherning, geäußert, kein eigener souverainer Staat, sondern, wie Fünen, ein Theil der dänischen Monarchie; wolle sich Schleswig von Dänemark losreißen, um einen eigenen Staat zu bilden, oder sich eigenmächtig fremden Staaten anschließen, so sei dies ein Aufruhr, und solche Auführer zum Gehorsame zu zwingen, selbst mit Waffengewalt, sei Pflicht der Regierung. Diesem ungerechten und hinterlistigen Antrage habe man allgemein beigestimmt, obgleich man sehr wohl wisse und wissen müsse, daß die Herzogthümer selber noch gar nicht an irgend einen Aufruhr oder nur eine Auflehnung gegen die dänische Regierung gedacht hätten, denn sie verhielten sich ruhig und in den Schranken des Gesetzes, wie immer, obgleich ihre Augen und Ohren nach allen Seiten hin offen wären. Am 13. März endlich sei an allen Straßenecken in Kopenhagen ein Aufruf angeschlagen worden, der besagte, daß

Dänemark's Existenz auf dem Spiele stehe; es werde untergehen, wenn nicht unverzüglich Schleswig's Trennung von Holstein bewirkt werde. Eine andere Versammlung habe sodann eine Adresse an den König gerichtet und sich heftig für die Eidergränze, das heißt für eine Verbindung Schleswig's mit Dänemark ausgesprochen. Der König selber sei mit diesen hinterhältigen Bestrebungen nicht einverstanden, ja, er hoffe sogar auf die Unterstützung der Herzogthümer gegen den überhand nehmenden Radikalismus der Dänen, indessen sei er durch die unwiderstehliche Bewegung in Kopenhagen eingeschüchtert und aus Furcht bereit, der alle Tage mächtiger anwachsenden Partei auf Kosten der Herzogthümer Zugeständnisse zu machen und gegen diese im Sinne jener zu verfahren. Für's Erste habe er sich in Folge dieser traurigen Vorfälle entschlossen, zur größeren Sicherung seines Reiches das Generalcommando von Schleswig nach Rendsburg und die schleswig-holsteinischen Hauptkassen in Rendsburg und die Münze in Altona mit ihren reichen Beständen nach Kopenhagen verlegen zu lassen.<sup>1</sup>

»Kommen Sie,« schloß der verhängnißvolle Brief, wenn Ihre Zeit und Ihre Verhältnisse es irgend gestatten, so schnell wie möglich nach Rendsburg; ein großer Theil der ständischen Abgeordneten der Herzogthümer wird daselbst zusammentreten und berathen, was unter diesen Umständen gegen die Uebergewalt der Radikalen in Kopenhagen zu thun sei. Wir können nicht genug

---

<sup>1</sup>Streng geschichtlich. Siehe die vorerwähnten Schriften.

patriotische Männer haben, um mit ihrer Hülfe den allgemeinen Feind zu bekämpfen. Auch Ihre Meinung will man hören und sich Ihrer Feder bedienen, die schon so manchen Strauß siegreich ausgefochten hat.«

Tief erschüttert hielt Henrik das Blatt in der Hand. Der lange drohende Sturm schien unmittelbar über seinem Haupte ausgebrochen zu sein, er fing an, sich nach einem deckenden Schirme umzusehen. Augenblicklich war er zum Handeln entschlossen und schon wollte er Befehl zum Satteln seines Pferdes ertheilen, als ihm das Andreas Burns gegebene Versprechen einfiel, nichts Wichtiges oder Entscheidendes ohne sein Mitwissen oder seinen Rath zu unternehmen. Er sann noch einen Augenblick nach, dann änderte er den ersten Entschluß und ließ schnell das Boot ausrüsten, um nach Emmerslund zu segeln.

Als er hastig und mit glühenden Wangen bei dem Capitain eintrat, fand er ihn glücklicherweise zu Hause und – ein noch größeres Glück! – Helene saß bei ihm im Zimmer, ein Zeitungsblatt in der Hand haltend, woraus sie so eben dem väterlichen Freunde vorgelesen hatte.

»Da,« rief der Ankommende nach der ersten Begrüßung, »leset und prüfet, was ich Euch Neues zu verkünden habe. Ja, auch Sie, Helene, bitte ich Theil an unserer Berathung zu nehmen, denn Sie und alle Schleswiger sind dabei betheilig.«

« Andreas Burns, weniger erregt, als Henrik vermutet, denn er hatte bereits die mitgetheilten Vorgänge mit Helenen besprochen, las laut und langsam den Brief des

Freundes aus Kiel vor. Als er damit zu Ende war, erhob er seine Augen gegen den Himmel, während sein markiges Gesicht eine rasch vorübergehende Blässe entstellte. »Gut,« sagte er mit männlicher Fassung. »So mußte es kommen, haben wir es nicht lange vorausgesehen? Das ist ja nichts weiter, als was uns seit Jahren schon im zuckenden Herzen gelegen, – nun wissen wir es bestimmt und wälzen den Stein der Ungewißheit und Befürchtung von der Brust. Vorwärts –« und er stand von seinem Sitze auf und that einen Schritt gegen Henrik hin, »vorwärts, Dänemark, lege Deine kalte Hand an unser warmes Leben und tritt uns hinab in den Grund des Meeres. Wir sind ja nur arme Deutsche, und Du beherrschest eine mächtige Nation. O, Kinder, Kinder, was werden wir noch erleben.«

»Und was soll ich thun, Andreas, rathet mir; soll ich dieser Aufforderung nicht sogleich gehorchen und nach Rendsburg jagen?«

Andreas, die Hand an die Stirne gelegt und das strahlende Auge fest geradeaus gerichtet, schritt einige Male schweigend vor dem Freunde hin und her. »Nein, Henrik,« sagte er langsam und bedächtig, »das ist nicht mein Rath und meine Meinung. Für Dich wenigstens nicht. Du bist ein Einzelner und jene sind ihrer Viele. Du bist kein Abgeordneter, der zur Versammlung berufen wird. Jene erfüllen eine Pflicht, wenn sie ihren Platz einnehmen, Du – Du gehörst noch nicht zu ihnen – noch nicht, sage ich. Wohl sehe und fühle ich, daß wir am Morgen eines ereignißreichen Tages stehen und daß für uns Alle bald der

Augenblick des Handelns gekommen sein wird. Du aber befindest Dich bei diesem allgemeinen Streite in einer besonderen Lage: Greife noch nicht zu den äußersten Mitteln. Gelänge unser rechtliches Vorhaben, so hättest Du klug gethan und man würde Dich vielleicht loben. Aber wer bürgt uns für den Erfolg? Wenn es nun mißlänge, dann hättest Du, in Uebereilung gehandelt, die von keiner Seite gut geheißen werden dürfte. Bedenke wohl, Du stehst unter Aufsicht der Regierung, die Dich erst vor Kurzem begnadigt hat – ob sie das Recht dazu hatte, ist eine andere Frage – gieb den Vortheil nicht auf, den Dir diese Lage in ihren Augen gewährt, bewahre Dir Deine künftige Freiheit dadurch, daß Du jetzt still in Deinem Hause bleibst, wie das ganze Land um uns her. Steht aber einst dies ganze Land zusammen und mit *einem* Sprunge auf, dann, dann mein Freund, aber nicht eher, wird auch Deine Stunde gekommen sein. Das ist meine Meinung, mein Rath – bleibe und warte ab, dies ist erst der Anfang des Endes.«

»Ja,« rief Helene mit lebhafter Zustimmung »Andreas hat Recht, das ist auch meine Ansicht der Dinge, obwohl ich nur ein Weib bin. Lassen Sie sich nicht, Henrik, durch ihren patriotischen Sinn, den wir Alle kennen und theilen, zu einem Schritte verleiten, den Sie alle Tage vorwärts, nie aber zurück thun können.«

Henrik hatte, so lange der Capitain sprach, geschwankt; als er aber auch Helenen, dies angebetete und verständige Weib in seine Meinung einstimmen hörte, war er entschieden, derselben beizutreten. Nach einer Stunde, die

er mit beiden so theuren Personen in wichtiger Unterredung zubrachte, fuhr er nach Hause, sprach seine Ansicht in einem Briefe an seinen Freund aus und schickte damit den einer Antwort harrenden Boten nach Kiel zurück.

Die nächsten Tage vertiefen in banger Erwartung der kommenden Dinge. Henrik peinigte bald eine unbestimmte Sorge, bald schwoll sein Herz von hoffnungsvoller Wonne über. Lange hielt er es jetzt nicht bei seiner Arbeit aus, die ihn zum Sitzen nöthigte; wiederholt legte er sie bei Seite, lief in die frische Frühlingsluft hinaus, die würzig vom Meere über das Land wehte, und kühlte seine heißes Stirne in der Nähe der brandenden Wellen ab. So vergingen zwei, drei, vier Tage, ohne daß etwas Weiteres im Pächterhause oder Emmerslund bekannt wurde, als was die Zeitungen und dunkle Gerüchte herbeitrugen. Endlich am 22. März aber sandte der treue Freund aus Kiel wieder seinen Boten und Henrik erfuhr, daß die ständische Versammlung in Rendsburg am 18. März beschlossen habe, eine Deputation von fünf der bewährtesten Männer nach Kopenhagen zu senden, um dem König-Herzoge die wirkliche Lage und die loyalen Wünsche des Landes vorzulegen, so wie, daß Alles in Ruhe und Ordnung des Ausgangs dieser Sendung harre, daß das ganze Land schweigend und gefaßt den königlichen Entschliefungen entgegensehe, daß kein Tumult, keine Unruhe irgend einer Art stattgefunden, daß endlich die Deputation, von den Segenswünschen der Zurückgebliebenen begleitet, am 21. März von Kiel abgereist sei

und man mit dem Dampfboote am 23. schon die Nachrichten von Kopenhagen zurück erwarte. Allgemein hege man die Hoffnung, daß diese letzte Sendung Gutes erwirken und dem theuren Vaterlande bald den alten Frieden wiedergeben werde. Uebrigens habe Henrik wohlgethan, nicht zu kommen, vielleicht ginge der Sturm ohne Gefahr vorüber und er solle daher die Freiheit seiner Handlungen für alle Zukunft zu bewahren suchen. Falle etwas Entscheidendes vor, so werde er unverzüglich Nachricht erhalten und dann könne er thun, was ihm gut dünke.

Das geschah am 22. März. Henrik überbrachte auch diese Nachricht dem befreundeten Capitain und kehrte am 24. Abends in ruhiger Fassung nach seinem Hause zurück. So dämmerte der 25. März langsam herauf. Der Tag kündigte sich mit Unwetter an. Schwere Wolken flogen vom Norden herüber und ließen Meer und Land in unbehaglichem Dunkel liegen. Henrik stand gegen Mittag am Fenster und schaute sorgenvoll auf das stürmische Meer und die ächzenden Bäume hinaus, deren noch kahle Wipfel ein kalter Windstoß nach dem andern hin und her schüttelte.

»Wie ist mir so sonderbar zu Muthe,« sagte er zu sich selber und schauerte unwillkürlich zusammen. »Kalter Frost durchzittert meine Gebeine in diesem warmen Zimmer und mein Herz klopft schwer und bang, als hätte ich eine Missethat begangen. Heute sind es nun drei Tage, daß die unverzagten treuen Männer hinübergesegelt und dem Throne des jungen Königs bittend genahet sind. Was

werden sie erfahren haben? Heute müssen sie zurückkommen, mir sagt es eine Ahnung. Aber diese Ahnung ist trübe wie der Himmel – Wolken, Wolken, nichts als Wolken sehe ich vor und über mir, und kein freundlicher hoffnungsreicher Strahl fällt von oben hernieder.«

Henrik konnte nicht mehr zu seiner Arbeit zurückkehren, er ging am Strande auf und nieder, unbekümmert um den stärker brüllenden Sturm, der oft bis dicht an seine Füße die Wellen des Meeres peitschte, die dann in dumpfem Getöse sich an dem bebenden Ufer brachen und nur selten hinter ihren tanzenden Schaumkronen das nördliche Ufer hervortauchen ließen. So ging der Tag vorüber und der Abend sank mit sprühendem Regen rasch herein. Schon dunkelte es. Henrik trat in die Diele des Hauses und sah schon von ferne das Feuer des großen Herdes lodern, um welches die nie rastenden Mägde beschäftigt waren. Da schlugen die Hofhunde laut an und ein eiliger Hufschlag ließ sich am äußeren Thorwege hören. Henrik lief zuerst aus dem Hause dem Ankommenden entgegen – seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen – es war wieder der Bote, der ihn schon zweimal besucht. Sobald dieser den Mann erkannte, an den er abgesandt war, eilte er auf ihn zu und überließ sein dampfendes Pferd sich selber.

»Geschwind, Herr,« flüsterte der treue Diener seines Freundes – »kommen Sie hinein, ich bringe heute wichtige Botschaft,«

Mehr springend als gehend erreichte Henrik sein Zimmer, der Bote dicht hinter ihm her, und schnell war ein

Licht angezündet. Er riß den dicken Brief auf, den der Bote in einem Beutel auf bloßer Brust getragen, und durchflog die ersten Zeilen mit leidenschaftlicher Hast. Als er aber allmählig langsamer weiter las, wurde er, merkwürdig genug, von Augenblick zu Augenblick ruhiger, gefaßter, bis sein Herz so weit gestählt war, daß er beinahe mit kaltem Blute zu lesen fortfuhr. Aber er war so vertieft in das, was er las, daß er nicht bemerkte, daß der Bote noch neben ihm stand. Endlich war er zu Ende gekommen. Tief holte er Athem und schlug das umflorte Auge gegen die Decke des Zimmers auf. Da sah er erst den Boten. »Was,« rief er mit hohl klingender Stimme, »bist Du noch hier, Mann? Ah –! stärke Dich und Sorge für Dein Pferd. Dann reite langsam zurück – Deinen Herrn wirst Du in Rendsburg treffen – Du hast keine Eile mehr. Ich werde Dir wahrscheinlich bald folgen.«

»Und nichts Schriftliches heute?«

»Nichts Schriftliches – mit dem Schreiben ist es vorbei – grüße Deinen Herrn und er soll mich bald von Angesicht sehen. Dein Wille geschehe, Herr!«

Die letzten leise gesprochenen Worte hatte der Diener nicht gehört, er beantwortete nur die ersten. »Nichts Schriftliches heute – das ist mir lieb – sie passen mir schon höllisch auf den Dienst – ich kann es an ihren Gesichtern wahrnehmen.«

»Du mußt stets einen anderen Weg reiten, es giebt ihrer genug.«

»Ja, das will ich auch thun.« –

Der Bote ging in die Küche hinunter und wärmte und trocknete sich am Heerde. Gleich darauf aber wurde Rasmus Harms in das Zimmer seines Herrn beschieden. Er fand denselben auffallend ruhiger, als vor Ankunft des Boten. »Nun, Herr,« fragte der treue Pächter, »ist es gut oder schlimm, was der Mann brachte? Ihr scheint sehr kaltblütig zu sein?«

»Wir haben es auch nöthig, Harms, guter Harms – wir werden es bald warm genug haben. Morgen sollt Ihr Alles genau von mir hören, Ihr und die guten Nachbarn, heute muß ich einem Andern, idem Capitain drüben, Bericht abstaten.«

»Wie? Ihr wollt doch nicht etwa über das Wasser setzen?«

»Ich muß, Harms; es giebt jetzt für uns keine Gefahr mehr – meine Reise duldet keinen Aufschub – am wenigsten vom Wetter – rüstet die große Schaluppe mit sechs Männern aus.«

»Nimmermehr, Herr, und sollt' ich Euch mit meinen Knechten an diese Thür binden! Wo denkt Ihr hin – das wäre Euer und der Andern Untergang. Ihr dürft nicht zu Wasser hinüber, wenn Ihr durchaus müßt.«

»Nicht zu Wasser – ha! Also doch – ja, ich habe nicht einmal daran gedacht, es giebt noch einen andern Weg, aber er ist weiter als der zu Wasser –«

»O, bei dem Nordwinde wäret Ihr doch erst in zwei Stunden hinüber gekommen –«

»Keine Worte mehr, Harms – auf denn und tummelt Euch – sattelt den Rappen, ich will einen wackren Ritt mit ihm machen – wir müssen um Apenrade herum.«

Harms schüttelte wehmüthig den Kopf und brummte von Finsterniß, Regen und grundlosen Wegen, als er eilig die Treppe hinunterstieg. Dennoch aber besorgte er das Nöthige schnell. In zehn Minuten war das muthige Thier von der Weide geholt, wo es sich schon Tag und Nacht, bei Wind und Wetter, mit seinen Gefährten tummelte, und fünf Minuten später stand es gesattelt und gezäumt auf der Diele.

Henrik war ebenso schnell bei der Hand. Den Hut tief in die Stirne gedrückt, den Mantel mit einem Gürtel um den Leib fest geschnallt, damit ihn der Wind nicht aus einander blase, trat er die Treppe herunter und reichte Rasmus die Hand.

»Kommt Ihr morgen bei Zeiten wieder, Herr?«

»Ich kann nichts bestimmen – Gott allein hat Alles in seiner Hand. – Gute Nacht, Kinder!« Und rasch sprang er in den Sattel und der Rappe fühlte an dem kräftigen Schenkeldrucke, daß es einen tüchtigen Ritt galt; laut wiehernd gehorchte er seinem Reiter und ging in scharfem Galoppe von der Diele ab.

Harms Familie, Knechte und Mägde, die sich alle um den Abreitenden herumgedrängt hatten, horchten eine Weile auf den eiligen Lauf des sich entfernenden Pferdes, dessen Hufschlag aber bald der Sturm verschlang; dann sahen sie ihren Herrn an und schüttelten die Köpfe.

»Der hat es sehr eilig,« bemerkte Harms, – »und spricht so oft von Gott, bei dem jetzt Alles steht – ich weiß nicht, was er haben mag.«

»Ich will's Euch sagen,« erwiderte aus dem Hintergrunde der Bote, der ein Butterbrod von einem Umfange zwischen den Zähnen hielt, wie man es nur in einer schleswig'schen Küche findet. »Kommt mit mir hinein – ich darf es Jedermann mittheilen, ist mir gesagt – und morgen erfährt es überdieß das ganze Land.«

Ueber die Maaßen weit Augen und Ohren aufsperrend, folgte Harms dem Diener aus Kiel in seinen Pesel und nahm sich unterwegs nur noch Zeit, zwei große Gläser Grog – für den Boten zu bestellen. –

Unterdeß hatte Henrik schon ein gutes Stück des weiten Weges zurückgelegt. Um sich denselben so viel wie möglich zu verkürzen, hielt er sich, so oft es geschehen konnte, in unmittelbarer Nähe des Strandes, was ihm bei seiner genauen Ortskenntniß leicht wurde, trotzdem die Dunkelheit, wenn man in's Freie trat, im ersten Augenblicke überaus groß erschien. Aber er konnte nicht lange im Galoppe weiter jagen, der Regen hatte zu tiefe Löcher in dem weichen Erdboden ausgespült und das brave Pferd sank oft bis an die Kniee ein, den Reiter und sich selber gefährdend. Er schlug daher einen mäßigen Trab ein, wie ihn der Rappe am liebsten ging, und das schaffte auch schon genug, wengleich die Ungeduld des Reiters schneller als der Sturmwind davonflog. Grausig war dieser Sturm zwischen den Hecken anzuhören, durch die

Henrik ritt, den er brach und stauchte sich in den vielen Gassen und Gäßchen dieses vegetativen Labyrinths; grausiger noch klang das wüthende Rollen der Wogen, die über den Strand sich wälzten – aber Henrik, so nahe er bisweilen dem Meeresufer ritt, hörte fast nichts davon. Gegen den anprallenden Wind tief vornüber gebeugt, jeden Augenblick den Sturz seines Pferdes erwartend und darauf vorbereitet, hielt er die Zügel kurz in der Hand gefaßt – weiter erstreckte sich seine Aufmerksamkeit auf äußere Dinge nicht, denn der innere Sturm in seinem Herzen übertönte bei Weitem den Sturm der Elemente. Er hatte etwa zwei Stunden Weges bis Apenrade zu reiten, und er legte sie in kaum dreiviertel Stunden zurück. Da brach endlich der Mond mit blassem Schimmer durch die eilig dahin jagenden Wolkenschichten und beleuchtete den schlüpfrigen Pfad; gleich darauf aber hatte der nächtliche Reiter die Chaussee, die von Flensburg nach Apenrade führt, erreicht. Als er aber den festen Boden unter sich fühlte, da gebrauchte er die Sporen, und nun flog er im gestreckten Galoppe den prächtigen Weg am Ende des schönen Fjords entlang, dessen Grund aus dem herrlichen Granite Jütland's gemauert ist. So hatte er bald die Stadt erreicht und er mußte seine Eile zum Schritte mäßigen, um sein Pferd zu Athem kommen zu lassen. Aber auch ohnedieß wäre er dazu genöthigt worden, denn die Straßen der Stadt waren trotz der schlechten Witterung belebt und fast vor allen Thüren standen Menschengruppen, die das Gerücht oder vielleicht sogar schon ein eiliges Blatt von den neusten Ereignissen in

Kenntniß gesetzt hatte. In Apenrade gab es manchen dänisch Gesinnten, obwohl das deutsche Element überwiegend ist, wenigstens bei der gebildeten und besitzenden Klasse, daher mußte ein nächtlicher Reiter sich vorsehen, den man leicht für einen wichtigen Botschafter halten und belästigen konnte. Aber es geschah nichts dergleichen; man war zu erschrocken, um schon jetzt auf einen einzelnen Reiter zu merken, auch war es in den schlecht beleuchteten Straßen ziemlich dunkel, und so erreichte unser Freund ungefährdet das nördliche Ende der Stadt. Der Rappe mußte großen Verstand besitzen, oder großes Verlangen nach dem noch unbekanntem Stalle tragen, denn kaum hatte er die letzten Häuser hinter sich, so setzte er sich ungeachtet des steilen Hügels, den die Straße hinter Apenrade übersteigt, in schnelleren Lauf. »Gut!« dachte Henrik. »Wenn Du freiwillig laufen willst, so zeige Deine Kräfte, es ist mir lieber, als wenn ich Dich zwingen müßte. Vorwärts!« Und wieder flog er, scharf zur Rechten abbiegend, längs der nördlichen Strandseite hin, wie er vorher auf der südlichen geritten war. Hier aber wurden die Wege noch schlechter, bis etwa eine halbe Stunde vor Emmerslund ein bequem ansteigender Sandweg den Reiter aufnahm, und auf diesem, von der Nähe seines Zieles ermuthigt, kam er rasch vorwärts. Als er die Anhöhe nach dem Herrenhause hinaus jagte, vernahmen die wachsamten Hunde das Getrappel des Pferdes und zogen durch ihr Geheul ein paar Knechte herbei, so daß Henrik, als er am Hofe anlangte, den

Thorweg geöffnet fand und ohne anzuhalten in den Hof hineinsprengen konnte.

Die Familie des Capitains saß um den Abendtisch und auch Helene war schon am Mittag trotz des schlechten Wetters heraufgekommen, wozu sie die wachsende Sorge um den Stand der öffentlichen Dinge, von der letzten Zeitung heraufbeschworen, bestimmt hatte. Eben hatten sie ihre Mahlzeit beendet und Andreas wollte sich schon vom Platze erheben, als die Hunde zu heulen begannen.

»Da kommt Jemand!« rief Helene zuerst, die ein sehr scharfes Ohr besaß.

»Sollte es Henrik Paulsen sein?« sagte Agathe zu sich selber und doch so laut, daß es die neben ihr Sitzenden hören konnten.

»Nein!« bemerkte Friedrich, »das kann er nicht sein – es wäre Tollkühnheit, bei dem Sturme über das Wasser zu fahren.«

Der Capitain allein sprach nichts. Er wandte nur aufhorchend den Kopf nach der Seite, wo der Hof lag. »Wer denkt an das Wasser!« sagte er leise zu Friedrich. – »Aber er ist es doch!« rief er plötzlich laut und sprang so heftig vom Stuhle auf, daß derselbe umfiel.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Hausthür – alle drei Frauen stürzten mit Lichtern dem Ankommenden entgegen, während die ruhigeren Männer ihn im Zimmer erwarteten und bald – stand Henrik wirklich vor ihnen. Aber kaum erkannten sie ihn. Sein Hut, sein Mantel – und vor Allem sein Gesicht und Haar waren mit Koth bespritzt und triefen vom Regen, und seine Wangen waren

vom heftigen Nachtritte so dunkel geröthet und aufgeschwollen, als hätte er eine Maske vor seine edlen Züge gelegt.

»Mein Gott – Henrik – Sie sind's!« rief Helene und nahm ihm sogleich den Hut aus der Hand, während Frau Burns und Agathe ihm den Mantel ausziehen halfen. Henrik schwieg immer noch, er war athemlos und konnte die ersten Worte nicht finden, denn es schwirren ihm die Gedanken im Kopfe. Man hatte ihm ein Tuch hingereicht und er trocknete sich schnell das Gesicht ab. Dann Allen die Hände schüttelnd, wandte er sich an den Capitain, der, regungslos, schweigsam, wie eine steinerne Säule hoch aufgerichtet vor ihm stand und nur das flammende Auge fragend auf sein Gesicht gerichtet hielt.

»Wißt Ihr es schon?« war Henrik's erstes Wort.

»Wir wissen nichts!« ließ sich eine wunderbar tiefe und volle Stimme aus der männlichsten Brust von Allen, die im Zimmer waren, vernehmen.

»Nun, so hört es an, was ich Euch so rasch wie möglich zu überbringen auf Tod und Leben geritten bin – ich habe vor zwei Stunden einen Boten aus Kiel erhalten.«

»Weiter, Henrik, wir hören!«

»So laß ihn doch erst zu Athem kommen, Andreas,« rief die Mutter, um das Gewitter so lange wie möglich aufzuhalten, das sie jetzt im Anzuge sah, und goß mit zitternder Hand ein großes Glas Wein für den Durchnäßten ein.

»Weiter!« donnerte die Stimme von vorher und die Augen des Capitains sprühten, denn er sah und hörte nichts um sich her, als den nächtlichen Boten.

»Nun, so laßt mich ungestört erzählen, was ich für Euch auf dem Herzen habe.«

Alle standen im Kreise um ihn her, die Männer mit bleichen, die Frauen mit hochrothen Wangen und wogenden Busen.

»Ihr wißt es,« begann Henrik, und seine Brust hob sich und seine Augen flammen, als er dies sprach, »am 21. März stiegen unsere fünf Männer in Kiel an Bord, um schweren Herzens aber voll Gottvertrauen den bedeutungsvollsten Gang anzutreten und die wichtigste Botschaft nach Kopenhagen zu tragen, die je die Herzogthümer dahin gesandt; aber schon ehe sie drüben anlangten, hatte man Kunde, daß sie kommen würden, und war bemüht, ihnen einen traurigen Empfang zu bereiten. Schon am Tage vorher hatte man die uns feindliche Partei im Casino versammelt und einen gewaltthätigen Entschluß gefaßt. Orla Lehmann, Monrad und Tscherning erklärten das Vaterland, das heißt Dänemark, in Gefahr und die Herzogthümer in Aufruhr, der nur in ihrem eigenen Geiste bestand. Sie drangen auf eine feindselige Politik gegen dieselben und wußten sie durchzusehen. Die Stunde der Entscheidung näherte sich, sagten sie dem Könige, und er müsse den Thron mit Männern umgeben, welche

der Größe ihrer Aufgabe gewachsen seien, damit die Nation, die dänische Nation, nicht zur Selbsthülfe der Verzweiflung getrieben werde. Und weiter erfrechte sich jener Orla Lehmann, der schon als Knabe ein Verräther an unserem heiligen Rechte war, in der Casino-Versammlung zu sagen: in Rendsburg sei eine provisorische Regierung gebildet, die Hauptkassen seien weggenommen und ein blutiger Kampf ausgebrochen.«

»Wie, bei uns? Daß ihm Gott diese Lüge einst nicht zu schwer anrechne – weiter!«

»Ja, bei uns, und er wolle dem Könige in's Gesicht sagen, er scheine seiner Aufgabe nicht gewachsen, seine Minister hätten weder Einsicht, noch Willen, noch Kraft für ihr Amt, – und wenn es auch schwer sei, bessere Minister zu finden, so gebe es doch *Einige*.«

»Ha, er meint sich selber – das wäre ein herrlicher Minister!«

»Ein wüthender Beifall erhob sich in der Versammlung bei diesen Worten und schon an demselben Abende wollte man in Massen auf das Schloß ziehen und vom Könige diese besseren Minister fordern. Nur mit Mühe verschob man diese Forderung bis auf den kommenden Tag, ehe unsere Deputirten angekommen waren.«

»Wie!« stieß Andreas wild hervor – »das wagten diese Männer in einer so großen Versammlung zu sagen?«

»In welcher noch dazu Beamte und Offiziere des Königs zugegen waren.«

»Und hatten diese nicht so viel Ehre im Herzen, den Verräther, der Solches sprach und damit ein Rebell gegen seinen König war, zu entlarven?«

»Keine Hand rührte sich, Andreas – die Ehre der Dänen stand still in diesem großen Augenblicke, es gab in Kopenhagen keinen treuen Diener des Königs mehr.«

»Aber das ist ja offene Rebellion gegen ihren König und Herrn!«

»Das ist sie, Andreas, aber das nennen sie *unsere* Revolution. Höret weiter. Am nächsten Morgen nun zog diese rebellische Deputation mit einem Gefolge von 16,000 tobenden Menschen vor Sr. Majestät Schloß und brüllte ihm ihren unterthänigsten Morgengruß entgegen. Der König war also in seinem eigenen Schlosse belagert und nicht mehr Herr seiner Entschließungen. Von dem schreienden Haufen dazu gezwungen, erklärte er, er habe bereits die Wünsche des *getreuen* Volkes erhört und ein neues Ministerium ernannt, – Orla Lehmann war wirklich Minister geworden – Schleswig sei Dänemark einverleibt. Da trat der alte Oheim des Königs, Prinz Ferdinand, auf und sagte: solche Nachgiebigkeit gegen das andrängende Volk sei Feigheit! – Aber seine Stimme war zu schwach und wurde in dem brausenden Sturme nicht mehr gehört. Und als man nicht gleich die Männer finden konnte, die im Stande waren, die zu hoch gestiegene Fluth zu dämmen, und von Seiten der Rädelsführer der Aufruhr in Wien und Berlin mit dem Aufruhr in den Herzogthümern, von dem kein Mensch etwas wußte, in Verbindung gebracht wurde, die Aufregung des Volkes aber durch

diese und andere Lügen immer mehr und mehr wuchs, da schämte sich der Magister Monrad, auch ein neuer Minister, nicht, das Wort fallen zu lassen: dann erheben wir die Standarte der Republik! – Schon wollte der König, in kraftloser Herzensangst und durch fruchtlose Unterhandlungen ermüdet, dem Volke die Herrschaft überliefern und die Krone niederlegen, da brachte man das Ministerium zusammen, welches sich für fähig hielt, das schwankende Staatsschiff in Fahrt zu bringen, und dieses Ministerium sprach in der That die lächerliche Wahrheit aus: daß man sich schon mitten in der Revolution befinde, daß man im Grunde keinen König mehr habe, sondern nur eine provisorische Regierung, in Form eines Staatsraths, welcher anzugehören es selber die Ehre habe!«

»Ist das wahr, was Du hier sprichst – denn es klingt mir wie eine Komödie?« fragte Andreas immer mehr erblasend.

»Es ist wörtlich wahr, Andreas, und wirft, wie Gottes ewiger Strahl, das rechte Licht auf unsere Lage. Ja, ich verschweige noch Vieles, da ich nicht Alles sagen kann, um rasch zu Ende zu kommen. – Unterdeß war unsere Deputation gelandet, welche die gesetzliche Unterwerfung der Herzogthümer und die loyale Stimmung des Landes berichten und nur die inständigen Bitten eines treuen Volkes überbringen wollte. Aber schon hatte man ihr einen feierlichen Empfang bereitet. Der fanatisch aufgehetzte und gegen Alles, was Deutsch hieß, losgelassene Pöbel hielt es natürlich für seine Pflicht, seine Wuth

an diesen Abgesandten der deutschen Gebiete zu kühlen. Die ermüdet und hoffnungsvoll an das Land steigenden Männer werden von ihm mit Toben und Schreien begrüßt und umringt, und nur einigen wackeren Studenten und den Bemühungen des englischen Consuls gelingt es, sie vor größerer Gewaltthat zu schützen. Aber härter und härter gedrängt, müssen sie in das Haus des letzteren flüchten, um nur ihr bedrohtes Leben zu retten. Aehnlich ergeht es den in verschiedenen Stadttheilen wohnenden Beamten, die aus Holstein stammen, auch sie rüsten sich zur Flucht, weil ihr Leben in Gefahr ist.«

»Weiter, Henrik, weiter!« unterbrach Andreas den Athem schöpfenden Erzähler. »Schlimmer kann es nicht kommen – jetzt können wir Alles hören.«

»Während nun die deutschen Männer von den Studenten in der Nacht bewacht werden, um sie nicht Schaden an ihrem Leibe nehmen zu lassen, schreitet man rücksichtslos gegen die Rechte unseres Landes vor. Man hält das Dampfboot gewaltsam zurück, welches uns die Kunde von der Art des Empfanges unserer Landsleute bringen soll, legt auf alle nach den Herzogthümern bestimmten Schiffe Beschlagnahme, zeichnet Freiwillige zum Kriege ein und befiehlt 10,000 Mann Truppen in Kopenhagen zur Einschiffung, um über Eckernförde auf Rendsburg zu marschiren und uns mit einem Schlage über den Haufen zu werfen. Das that man offen, im Angesichte des ganzen Volkes; insgeheim aber, um noch der brutalsten Gewalt

die unwürdigste List hinzuzufügen, vertröstet man unsere Gesandten mit täuschenden Hoffnungen, so daß diese, freilich in einem unverschlossenen Briefe, nach Hause schreiben, es wäre noch nicht alle Hoffnung auf eine zufriedenstellende Ausgleichung verloren, man solle aber in den Herzogthümern jede Gewaltmaaßregel vermeiden und in Ordnung und Ruhe bleiben.

Endlich am 23. März, Morgens 11 Uhr, werden unsere Landsleute zur Audienz in's Schloß beschieden und ihnen fortwährend, selbst von dem ihnen schmeichelnd nahenden neuen Minister Orla Lehmann Aussichten auf Befriedigung der Ansprüche ihres Vaterlandes eröffnet. Auf der Fahrt nach dem Schlosse beschimpft man sie sogar in den Wagen und schlägt einen Wachtposten zu Boden, der das Gewehr vor ihnen anzieht. Endlich langt man an. Der König erscheint; er sieht erschöpft und traurig aus und sagt selbst, er habe in drei Nächten nicht geschlafen und habe keine Verantwortlichkeit mehr.

»So! Das heißt, er sei nicht mehr freier Herr seiner Entschlüsse. Ja wohl! Weiter, Henrik, still weiter, ich sehe nun schon, was kommt.«

»Der König erschien milde und freundlich genug, aber sichtbar befangen, als wenn er dem gewaltsamen Drucke einer unbekanntten Macht unterliege. Er läßt von einem Minister den Bescheid vorlesen, daß Alles geschehen werde, die Herzogthümer zufrieden zu stellen, dagegen erwarte er, alle treuen Landeskinder würden sich um ihn schaaren und seine angestammten Rechte beschützen. Eine weitere Antwort müsse er sich vorbehalten, da

der Staatsrath bereits darüber berathe. Hierauf erwiderte unser Wortführer, indem er die heiligste Versicherung der Wahrheit seiner Worte beifügte, daß bis jetzt noch kein Wort in den Herzogthümern gefallen sei, welches seine Rechte als deren Oberherr verletze. Aber das ganze Land gleiche, wie es nicht anders sein könne, einem Haufen Zunder – ein hineingeworfener Funke könne es in Flammen setzen. Was geschehe, könne Niemand berechnen. Gott gebe, daß Seine Majestät dies Mittel finden möge, Ruhe und Frieden zu erhalten! – Sichtlich bewegt entließ der König die deutschen Männer. Auf der Rückfahrt nach Hause bedrohte sie wieder Gefahr, das Volk ergoß sich in Schimpfreden, wollte die Wagen erklettern, und nur in Folge großer Bemühung der edlen Studenten, die ein Spalier um sie bildeten, kehrten sie unversehrt in ihre Wohnung, das Haus des englischen Consuls, zurück.

Am folgenden Morgen aber erklärte dieser edle Mann, Hage ist sein Name; er könne sie nicht länger in seinem Hause beschützen, und forderte sie auf, sich einzeln, auf Umwegen nach dem Schlosse zu begeben, um die schließliche Antwort des Königs in Empfang zu nehmen.«

»Empörend, empörend!« rief Andreas dazwischen, dessen Blut zu kochen begann. »Eine solche Behandlung unsern bravsten Männern, Abgesandten eines deutschen Volksstammes und im Angesichte der ganzen Welt – o!«

»Als sie in's Schloß kamen, wurde ihnen erklärt, ihr Leben sei nicht mehr sicher, man wolle sie als Geißeln

für die dänischen Beamten in den Herzogthümern zurückbehalten. Olshausen sogar, unser Wortführer, wurde ergriffen und auf ein Kriegsdampfschiff geschleppt. Ihm folgten kurz darauf die anderen Abgesandten ebendahin. Und hier, Andreas, geschah ihnen das Aergste. Denn hier trat Orla Lehmann vor sie hin und sagte: ›Hier ist die Antwort auf Ihren Antrag!‹ Diese Antwort enthielt die Einverleibung Schleswig's in Dänemark. ›Der König habe nicht mehr den Willen, das Recht und die Kraft, ihre Wünsche zu erfüllen, seine Absicht aber sei, Schleswig zu einer dänischen Provinz zu machen!‹ So haben also die Minister den König gezwungen, sein zwei Monate vorher gegebenes Wort, so wie seines Vaters und seiner Vorfahren frühere Versprechungen zu brechen. Wir sind also Dänen geworden, mein Freund, richtet Euch danach!«

»Und sagte der edle dänische Minister sonst nichts?«

»Nein, er blieb stumm, aber er schämte sich, wie man bemerkt haben will – und das ist Alles, so weit es Kopenhagen betrifft.«

»Aber was sagte man in Kiel darauf? Denn ich lese in Deinen Augen, Henrik, daß bisher nur die Dänen gehandelt, daß aber von jetzt an die Deutschen handeln werden.«

»Ja, Andreas, sie haben ihrer Abstammung würdig gehandelt. Höret zu. – Denn jene Revolution in Kopenhagen, die man unzweifelhaft die schleswig-holsteinische nennen wird, weil sie gegen uns gerichtet war, mußte den gesetzlichen Sinn der Herzogthümer gegen das schnöde rebellische Ministerium des dänischen Königs

zum Widerstande aufstacheln. Zum Widerstande mit Gut und Blut. Und sei es, daß man einst in schwerer Verblendung diesen gesetzlichen Widerstand eine rebellische Erhebung gegen die Gesetze taufe, so werden nicht wir, sondern Diejenigen die Schuld davon tragen; die uns dazu mit Gewalt getrieben haben. So schreibt mir mein Freund; was aber weiter geschah, ist Folgendes. Und was konnte auch Anderes geschehen? Wollten sich die Herzogthümer nicht unbedingt den Forderungen der dänischen Tyrannei unterwerfen, wollten sie ihre 400 Jahre alten Rechte und ihre gegenseitige Verbindung aufrecht erhalten, wollten sie ihr Vaterland nicht dem Raube der Dänen preisgeben, so waren sie genöthigt, an eine Verteidigung gegen Angriffe zu denken, die Jedermann, der Augen und Ohren hat, vorhersehen muß. Und das haben sie gethan, Andreas. Hier war keine Zeit mehr zu verlieren; was geschehen sollte, mußte rasch geschehen, denn der Feind steht gerüstet vor uns, den Ungerüsteten. Von diesem Gedanken geleitet, fanden sich, als die ersten Nachrichten aus Kopenhagen einliefen, unsere patriotischsten Männer zusammen, und nachdem sie die ganze letzte Nacht berathen, was in so gefahrdrohendem Augenblicke zu thun sei, beschlossen sie eine provisorische Regierung zu bilden, die in des Königs Namen und in seiner Eigenschaft als Herzog von Schleswig und Holstein die Regierung der Herzogthümer übernehmen sollte. Und hier ist die Proklamation, die diese provisorische Regierung heute Morgen vor Tagesanbruch erlassen hat.«

»Und aus welchen Männern besteht diese Regierung?«

»Aus unseren Besten ist sie zusammengesetzt. Aus dem Grafen Reventlow, Beseler, dem Prinzen von Noer, Schmidt und Bremer.«

»Und was besagt die Proklamation?«

»Höre selber:

»Mitbürger! Unser Herzog ist durch eine Volksbewegung in Kopenhagen gezwungen worden, seine bisherigen Rathgeber zu entlassen und eine feindliche Stellung gegen die Herzogthümer einzunehmen.

Der Wille des Landesherrn ist nicht mehr frei und das Land ohne Regierung.

Wir werden es nicht dulden wollen, daß deutsches Land dem Raube der Dänen preisgegeben werde. Große Gefahren erfordern große Entschließungen; zur Vertheidigung der Gränze, zur Aufrechthaltung der Ordnung bedarf es einer leitenden Behörde.

Folgend der dringenden Nothwendigkeit und gestärkt durch das uns bisher erwiesene Zutrauen haben wir, dem ergangenen Rufe folgend, vorläufig die Leitung der Regierung übernommen, welche wir zur Aufrechthaltung der Rechtes des Landes und der Rechte unsers angestammten Herzogs in seinem Namen führen werden.

Wir werden sofort die vereinigte Ständeversammlung berufen und die übernommene Gewalt zurückgeben, sobald der Landesherr wiederum frei sein

wird oder von der Ständeversammlung andere Personen mit der Leitung der Landesangelegenheiten beauftragt werden.

Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheits-Bestrebungen Deutschlands anschließen.

Wir fordern alle wohlgesinnten Einwohner des Landes auf, sich mit uns zu vereinigen. Laßt uns durch Festigkeit und Ordnung dem deutschen Vaterlande ein würdiges Zeugniß des patriotischen Geistes geben, der die Einwohner Schleswig-Holstein's erfüllt.

Kiel den 24. März 1848.

Die provisorische Regierung.«

»Es ist genug, Henrik!« erwiderte Andreas mit stolz erhobenem Haupte. »So ruhig und besonnen sprechen nur deutsche Männer. Dieses Schriftstück wird der Welt und unseren Nachkommen ein Beispiel und zugleich der Spiegel unseres jetzigen Zustandes sein. Aber wie, wird sich der deutsche Bund der Dänen Einfall gefallen lassen? Er hat uns unser Recht garantirt, Christian der Achte hat seinen Ausspruch anerkannt, und sein Sohn hat nicht das Recht, gegen sein heiliges und fürstliches Versprechen, eigenmächtig und mit Anwendung von Waffengewalt eine Frage zur Entscheidung zu bringen, zu deren Lösung der Bundestag sich für entschlossen erklärt hat. Es ist gut, wir werden sehen, was folgt. – O, mein Weib, meine Kinder, meine Freunde! Was für Zeiten und Erlebnisse! – Aber seid getrost, seid muthig und unverzagt. Man hat

uns zwar wehe gethan, aber Gott wird nicht dulden, daß wir in unserem Rechte und in unserer Freiheit unterliegen.«

Und er schloß die laut Weinenden, die ihn umringten und liebevoll zu seinem strahlenden Auge emporschauten, an seine starke Brust und hielt sie lange innig umschlungen.

#### NEUNTES KAPITEL. DER AUSBRUCH DER FEINDSELIGKEITEN.

Henrik blieb diese Nacht auf Emmerslund; auch Helene verließ die Familie nicht und man sandte einen Boten mit der Meldung nach dem Epheuhouse hinab, sie diese Nacht daselbst nicht zu erwarten. Man wollte sich jetzt nicht so schnell von einander trennen und man konnte es auch nicht, denn Vieles gab es in Erwartung der kommenden Ereignisse zu berathen und zu beschließen, woran die Anwesenden alle mehr oder minder betheilig waren. Endlich, lange nach Mitternacht, suchte ein Jeder seine Schlafstätte auf. Kein Auge aber in Emmerslund wurde in dieser verhängnißvollen Nacht vom Schläfe erquickt, Alle wälzten sich unruhig auf ihrem Lager umher, der traurigen Dinge gewärtig, welche die nächsten Stunden und Tage bringen würden.

Was in Folge jener durch die Herzogthümer wie auf Windesflügeln verbreiteten Proklamation in diesen und allen deutschen Landen sich weiter begab, das hat die Geschichte jener Tage erinnerlich genug aufbewahrt. Wir berühren hier nur das Unerläßlichste, um dem Leser

noch einmal im Zusammenhange das Bild jener Tage vor die Seele zu führen, und kehren alsdann zu unserer Erzählung zurück, die sich nur mit denjenigen Einzelheiten des folgenden Krieges beschäftigen wird, welche die uns bekannt gewordenen Personen betrafen.

Wie der Blitz, der vom stürmischen Himmel nieder fährt, die dunkelste Nacht erleuchtet und den arglosen Wanderer den Abgrund erkennen läßt, von dem beinahe sein Fuß hinabgleitet, ihm aber auch zugleich den richtigen Weg zeigt, der zu seinem Ziele führe, so hatte jene herzhaft und männliche Proklamation der ehrenwerthesten Männer der Herzogthümer dem ganzen Lande den Weg gewiesen, den es fortan zu wandeln hatte, und die Bewohner desselben waren patriotisch genug, Herz und Geist der großen Sache des Vaterlandes unverzüglich zu widmen. Die Charaktere, welche damals auf den Schauplatz der Welt traten, auf den die Augen ganz Europas gerichtet waren, glichen sich, wenn sie auch in einzelnen Kleinigkeiten von einander abwichen, doch in einem Punkte vollkommen, als wären sie alle die Kinder von einer Mutter und von einem Vater gewesen. Alle Neigungen, Wünsche, Bestrebungen waren mit glühendem Eifer einzig und allein auf Abschüttelung des Joches gerichtet, welches so lange Zeit schwer drückend auf ihrem Nacken gelegen, und zugleich auf ihre Selbständigkeit und Einigung mit dem allgemeinen deutschen Vaterlande. Und es war kein Wunder, wenn man genau die damalige Zeit betrachtet, daß der freie, edle, nun aber geknechtete Mann das Schwert der Selbstvertheidigung in die Hand nahm,

denn die dänische Regierung hatte es ihm mit Gewalt selbst hinein gedrückt. Er mußte losschlagen, wenn er leben und die Güter des Leben genießen wollte. Druck, Verfolgung, Sorge aller Art häuften sich auf die Deutschen seit unzähligen Jahren; Vorstellungen, Wünsche, Bitten halfen ihnen nichts mehr. Betteln, sich erniedrigen und in den Staub werfen wie die Hunde wollten sie nicht. Sie fühlten Alle, daß sie nicht zu Knechten des übermüthigen Inselvolks geboren waren, elender als das freie Wild im Walde, gefährdeter als das winzige Vögelchen auf den Zweigen und in den Lüften. Sich verbergen in den Spalten der Erde, wie der Maulwurf vor dem mächtigen Menschen sich versteckt, um sein Leben ohne Luft und Licht hinzubringen, konnten sie nicht, denn sie hatten ein Herz für das Leben, und Sinne für Luft und Licht. Von dem traurigsten Gefühle niedergedrückt, welches einem Menschen vorbehalten sein kann, sein Vaterland von Tyrannen zerfleischt zu sehen, erhoben sie sich mit einer gemeinsamen Kraftanstrengung, die ihnen ihre Selbstwürdigung eingab. Kämpfen wollten, mußten sie Alle mit dem Heldenmuthes ihres Stammes, kämpfen, um wo möglich zu siegen, das heißt, ihre Rechte und Freiheiten zu behaupten, oder in Vertheidigung derselben unterzugehen. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung und des erwachten Nationalstolzes erhob sich von der Küste eines Meeres bis zum andern, vom Norden, wo die deutsche Sprache mit der fremden sich mischt, bis zum Süden tief in das Herz Deutschlands hinein. Alle Klassen, alle Stände jedes Alter und jedes Geschlecht geriethen in

Bewegung; die Einen boten ihre Arme, die Anderen ihren Kopf, die Dritten ihre Besitzthümer zum Besten des Vaterlandes dar, und – man konnte Alles gebrauchen, denn wie die Dänen sich schon lange auf einen großen Schlag vorbereitet hatten, so war in den Herzogthümern Nichts vorhanden, was die erste Abwehr zu einer siegreichen zu machen versprach. Sie hatten keine Armee, keine Schiffe, und wenn sie diese gehabt hätten, so besaßen sie weder Bekleidung noch Waffen, noch Pferde für ihre streitbaren Männer – Alles, Alles mußte neu beschafft werden. Und es wurde in der That mit einem Eifer, einer Hingebung und bis zu einem Grade von Vollendung beschafft, der beispiellos in der Geschichte der Kriege dasteht. Aber wie regten sich auch alle Herzen und Hände! Frauen gaben ihre Kleinodien, ihre Ersparnisse, ihrer Hände Arbeit; Männer leerten ihre Scheunen, ihre Ställe; Väter gaben ihre Söhne oder kämpften sogar selber mit. Kein Städtchen war im ganzen kleinen Lande, welches nicht sein Bestes, Kostbarstes hingab, und wenn die Bauern noch am meisten zurückhaltend waren und sich nicht sogleich in die vordersten Reihen drängten, als der Waffentanz losging, so lag das nicht sowohl in ihrem bösen Willen, als vielmehr in der Langsamkeit ihrer Begriffe, in ihrem nationalen Phlegma und ihrer ländlichen Beschränktheit, die das große Ereigniß nicht recht fassen konnte, welches vor ihnen lag. Als der Feind sie erst klüger und aufmerksamer gemacht hatte, da waren sie schneller zum

Handeln bereit, da schlugen sie zu mit Macht, und wehrten sich ihrer Haut mit der wüthenden Energie von Menschen, die um so leidenschaftlicher zum Aeußersten entschlossen sind, als sie lange genug gezaudert und die Bitterkeit der Unterdrückung gekostet haben.

Jene Schwäche aus Mangel aller Vorbereitung nun erkannten die Leiter der schleswig-holsteinischen Lande sehr bald und darum beeilten sie sich, Hülfe da zu begehren, wo sie zunächst zu finden war, denn man rechnete fest auf die thätliche Zustimmung Deutschlands, wie man ihrer herzlichen und schriftlichen schon längst gewiß war. Sie sandten daher den Justizrath Schlehden nach Frankfurt zur Bundesversammlung, die eben erst neu gebildet war, und legten derselben offen und ehrlich die ganze Sachlage vor. Der Bundestag erkannte die provisorische Regierung an und beschloß die Rechte und Verbindung der Herzogthümer, da es nicht anders ging, mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten, deren Ausführung sie dem Könige von Preußen übertrug.

Unterdeß wurden von Seiten der provisorischen Regierung die Beurlaubten in den deutschen Landen einberufen und Freiwillige angeworben; auch die sogenannten Freischaaren, die aus allen Theilen Deutschlands mit überschäumendem Muthe und allzu kühner Erwartung eintrafen, fanden dankbare Aufnahme. Gleicherweise war man thätig in Ankauf und Herstellung von Uniformen, Waffen aller Art und denjenigen Erfordernissen, die zum Beginne eines ernsthaften Krieges unerläßlich sind.

Von allen Seiten flossen Beisteuern in Menge zu; Nahrungsmittel, Pferde, Geld sammelten sich, und bis auf die kleinsten, nothwendigen Dinge war von Allem bald ein so großer Vorrath vorhanden, daß man oft nicht wußte, wie man es sogleich unterbringen solle.

So ging es in den Herzogthümern her; der allgemeine und gewaltige Strom der Bewegung zu Gunsten derselben in Deutschland aber ist allen Lesern noch hinreichend aus der Erinnerung bekannt. Wir wissen, welche begeisterte Stimmung für das stammverwandte Land in unsern Gemüthern herrschte. Regierungen und Volk beeilten sich um die Wette, ihre Bruderpflicht zu erfüllen und niemals war eine ähnliche Unternehmung mit lebhafterem Eifer begonnen worden.

Und da das Alles so schnell und unerwartet geschah, während die Dänen die Deutschen im gemüthlichen Halbschlafe zu überraschen und die Herzogthümer mit einem Schlage zu bezwingen dachten, obgleich sie dem Volke in Kopenhagen von einer völlig organisirten Revolution vorgelogen, so gelang das erste kühne Unternehmen der Herzogthümer vollständig. Die Festung Rendsburg, der wichtigste Ort im ganzen Lande, wurde vom Prinzen von Noer mit wenigen Truppen überfallen und genommen. 300 Lauenburger und 30 Kieler Jäger, mit einem Extrazuge von Kiel dahin gefahren, vollbrachten das kühne Werk, indem sie sich, ohne Widerstand zu finden, durch das offene Thor auf die Hauptwache begaben. Ein großer Theil der Besatzung ging sogleich zu

den deutschen Brüdern über, während man einen andern mit fast allen Offizieren ruhig nach Norden abziehen ließ. Der Commandant, der still zu Hause saß, erfuhr den Hergang erst, als der Platz schon in den Händen der Holsteiner war.

Und wie verhielten sich die Dänen dabei? Schon lange vor Anfang des Krieges hatte man die Offiziere der dänischen Armee aus Schleswig und Holstein nach Kopenhagen berufen, die Soldaten beurlaubt, die Waffen im Magazine zu Rendsburg in unbrauchbaren Zustand versetzt. Rasch aber sandten sie nun ihre eigenen Truppen von den Inseln über Alsen nach dem Sundewitt, rückten zugleich von Jütland her vor, besetzten ganz Schleswig und nahmen eine feste Stellung im Dannevirke, jener alten Schanze, die schon vor uralten Zeiten zur Abwehr der Deutschen aufgeworfen war und welche sie für unüberwindlich hielten. Thätig wie immer, wenn es geheime Unterhandlungen zu spinnen galt, stachelten sie ihre in den Herzogthümer vertheilten Anhänger auf und breiteten ein Netz von Spionen und Stafetten über das ganze Land aus, die den Deutschen oft sehr verderblich werden sollten und namentlich das gemeine Volk und die Bauern gegen dieselben aufzuhetzen suchten. Theilweise gelang ihnen dies auch, aber der Kern der Bevölkerung war zu kräftig, ehrlich und klarsehend, um nicht das Recht vom Unrechte zu unterscheiden, und so hatten sie hierin im Ganzen wenig Aussicht auf entschiedenen Erfolg. Daß Deutschland, oder Preußen, oder irgend

eine deutsche Macht den Herzogthümern zu Hülfe kommen würde, verlachten sie als Fabel, denn sie pochten auf ihre Freundschaft mit den deutschen Regierungen, ja, sie entblödeten sich sogar nicht, ihren Soldaten in öffentlichen Bekanntmachungen mitzutheilen, die Preußen kämen, um die Holsteiner von hinten her zu würgen und das aufsässige Volk zu Paaren zu treiben. Selbst als der König von Preußen Rendsburg von seinen Truppen besetzen ließ, waren sie noch in diesem Irrthume befangen, obwohl die Sprache desselben nicht eben dänisch geklungen hatte. Im letzten Augenblicke vor dem Ausbruche des Krieges noch verhöhnten sie den preußischen Abgesandten, den Major von Wildenbruch, den sein Herrscher nach Sonderburg sandte, um dem Könige von Dänemark, der sich daselbst aufhielt, Vorstellungen in gütlicher Weise zu machen, indem man diesem Abgesandten antwortete: es seien die Minister und nicht der König, die in dieser Sache eine Entscheidung fassen könnten und man habe nach Kopenhagen geschickt, um den Minister Knud zu holen. Sobald dieser in Sonderburg eintraf, erklärte er dem preußischen Abgesandten, daß die dänische Regierung sich auf keine Unterhandlungen einlassen wolle, bevor Schleswig nicht vollständig von dänischen Truppen besetzt sei, und der Gesandte mußte unverrichteter Sache nach Rendsburg zurückkehren, worauf die Dänen die Dannevirke besetzten.

So standen die Sachen in den nächsten Tagen nach den auf Emmerslund geschilderten Vorgängen. Kehren

wir jetzt dahin zurück und holen wir diejenigen Begebenheiten nach, die sich im Umkreise dieses friedlichen Ortes und des benachbarten Sundewitt zugetragen hatten.

Ein milder Frühlingshauch durchwürzte Land und Meer, die Luft war still, die See lag in spiegelnder Klarheit da, als Henrik am 29. März Abends nach dem Sundewitt hinüberfuhr, nachdem sein Pferd einige Nächte vorher durch einen sicheren Boten zum Pächterhause zurückgebracht war. Denn so lange hatte er sich in Emmerlund aufgehalten. Andreas hatte nicht allein viel mit ihm zu berathschlagen und zu verabreden gehabt, sondern es auch für vortheilhaft gehalten, seines Freundes Aufenthaltsort für's Erste geheim zu halten, um ihn so den möglichen Nachforschungen jenes Olaf Larssen zu entziehen. Endlich aber konnte Henrik nicht länger von seinem Hause fern bleiben, er mußte seine Papiere in Ordnung bringen und sich auf seine längere Reise nach Rendsburg vorbereiten, zu der er nun ernstlich entschlossen war, denn sein Freund in Kiel, der ihn von den bisherigen Verhältnissen treulich in Kenntniß gesetzt, war, wenn nicht ein Mitglied der provisorischen Regierung, doch bei den nächsten Entschlüssen derselben betheiligt und bedurfte seiner Unterstützung, da in der neuen Leitung der Herzogthümer noch viel zu thun übrig blieb.

Der Abend dämmerte schon stark herauf, als Henrik in des Capitains Schaluppe über den Meeresarm setzte; man hatte sich vorher vom Wartthurme aus wohl versichert, daß kein feindliches Schiff in der Nähe war, denn

es wäre gefährlich gewesen, in den Bereich der Dänen zu gerathen, deren Schiffe schon hin- und her zu fliegen begannen, aber noch keine bestimmten Befehle erhalten zu haben schienen. Für jetzt sollten sie wahrscheinlich nur Furcht und Schrecken einflößen und die Uebermacht der Insulaner auf dem Wasser darthun, was ihnen auch so ziemlich bei einem Theile der an den Küsten wohnenden Bevölkerung gelang. Als Henrik diesmal im Sundwitt landete, empfing ihn Rasmus Harms schon am Strande. Denn der brave Mann hatte unendlich viel Angst um seinen Herrn ausgestanden und, obgleich er ihn drüben in Sicherheit gewußt, doch immer gefürchtet, daß man ihn auf der Rückfahrt ertappen und vor seinen Augen in neue Gefangenschaft führen würde. Daher lugte er von Stunde zu Stunde über das Wasser hinüber, bis er endlich an dem genannten Abende so glücklich war, ihn unverseht landen zu sehen.

»Gott sei Dank!« rief er ihm schon von Weitem entgegen, »daß ich Euch heil und gesund wiedersehe. Ah, da seid Ihr – nun kommt nur herein, meine Zunge brennt vor Verlangen, Euch mitzuthemen, was ich auf dem Herzen habe.« Und er führte seinen lieben Herrn im Triumph und zur Beruhigung der ganzen Familie in sein Zimmer, während des Capitains Matrosen unverweilt an's jenseitige Ufer zurückkehrten.

Rasmus wußte Henrik sehr viel zu erzählen, nachdem er seinem patriotischen Herzen über die neuen Verhältnisse Luft gemacht hatte. »Hoho!« sagte er: »Wie hat sich hier Alles geändert, seitdem Ihr fort ginget. Bald nach

Eurer Abfahrt langte die Proklamation unserer Regierung an und wir sind nun mit einem Schlage reine Schleswig-Holsteiner geworden. Aber nicht Alle, Herr, nein, leider nicht Alle, denn die Angst vor den Rothröcken von der einen Seite, und die Furcht vor den Freibeutern aus Deutschland von der anderen spukt wie ein Gespenst in den dummen Köpfen der Menschen; und weil sie nicht wissen, wen sie am meisten zu fürchten haben, möchten sie lieber Alles beim Alten und sich noch eher von dem bekannten als dem unbekanntem Feinde tyrannisiren lassen, als beiden muthig und unverzagt entgegen-treten. Das dumme Volk! Die deutschen Freischaaren, die schon in Flensburg mit rothen Federn auf dem Kopfe und mit Bärten – so lang! – spazieren sollen, werden doch wahrhaftig keine lebendigen Teufel sein, wie man sagt. Und ich fürchte mich nicht im Geringsten vor ihnen, mich macht der rothrückige Däne wärmer. Und hier, unser Herr Nachbar, auf Eures Vaters ehemaligem Gute, hat sich in der That sehr rothrückisch bewiesen, denn es sitzen schon seit Tagen einige Herren bei ihm hinter den Gläsern, und pochen und lärmern, daß die ganze Umgegend es hört. Sie gehören zu den Schiffen, die im Alsunde kreuzen. Gestern ist auch in Broaker der Baron Dirckinck-Holmfeld gewesen, der die Corvette Najaden commandirt, und hat mir nichts Dir nichts die Steuerkasse mit sich nehmen wollen. Aber halt, Herr Baron, es ging nicht so leicht und man schlug ihm rechtschaffen sein Begehren ab. Nun ist er lärmend abgezogen und will mit

seinen Rothröcken wiederkommen und mit Gewalt nehmen, was ihm mit List nicht gelang. Und, Herr, sie sind sehr klug, diese Herren. Von Sonderburg aus haben sie große Haufen bedrucktes Papier unter das Volk verstreut, unsere Regierung eine Meute Rebellen genannt und Jedem Erlaubniß gegeben, jeden Deutschen ohne Weiteres niederzustoßen, und wer irgend ein deutsches Gesicht zieht, auf die Schiffe zu schleppen. Nun ja doch, das ist leicht gesagt; aber sie sollen nur zu mir kommen und mich pressen wollen, ich verstehe auch was davon und werde sie wie ein alter Angelsachse begrüßen. Nehmt Euch also in Acht – ich lasse Euch nicht aus dem Hause, so lange Ihr hier bleibt – sie haben schon dort drüben einen Pfarrer geprügelt, der von Vernunft und brüderlichem Sinne predigen wollte, denn Vernunft und Brudersinn kennen die Dänen nicht – weiß es der Teufel! Auch andere besonnene Männer haben sie mißhandelt und eingesperrt und bewachen sie in ihrem eigenen Hause mit Mistgabeln und Dreschflegeln. Also nehmt Eure Nase in Acht!«

Das waren so ungefähr die ersten Berichte, die Henrik von den Zuständen im Sundewitt empfing und die er sich beinahe nicht anders vorgestellt. Am Tage darauf, als nun jener Baron, ehemals Commandeur der preußischen Corvette Amazone, mit 50 Rothröcken erschien und die Kassen in der ganzen Umgegend mit sich nahm, da ging der Lärm erst recht los und die dänische Gesinnung, das heißt die Furcht vor'm Stocke, schien mit einem Male die deutsche verdrängt zu haben. Rasch hatten die Dänen

einen kleinen Theil des Sundewitt besetzt, ihre Schiffe in die Flensburger Bucht bis Holnis gesandt und zwei Kanonenboote vor Bockholm gelegt, um bequem die Holniser Landenge bestreichen zu können. Aber noch war kein feindlicher Angriff erfolgt, nur hatte man sich auf Kosten der Sundewitter gütlich gethan, Wagen und Pferde requirirt und alle Lebensbedürfnisse aus ihren Vorräthen bezogen, wogegen kein Mensch sich auflehnen konnte, da die Uebermacht durchaus auf Seiten der Dänen und kein deutscher bewaffneter Mann vorhanden war, der dem Unfuge hätte steuern können.

Im Pächterhause am Strande und seiner Nähe, außer von Zeit zu Zeit in dem benachbarten Herrenhause, befand sich noch keine Einquartierung, aber man besorgte ihre Ankunft jeden Tag, daher mußte man sich beeilen zu thun, was man zu thun entschlossen war. Henrik hatte Rasmus Harms seinen Entschluß mitgetheilt, nach Rendsburg zu gehen, und da Matthias ihn begleiten wollte, um ebenfalls in vaterländische Dienste zu treten, so wurden alle Anstalten dazu in heimlicher Stille getroffen. Henrik packte seine Papiere, Bücher und Kleider in ein Felleisen, welches ein Knecht, Clas mit Namen, der sich ihm zum Diener erbot, auf einem starken Pferde mitnehmen sollte. Rasmus selbst hatte in patriotischer Gesinnung einen Theil seines vorrätigen Geldes mit eingepackt, um es durch Henrik der Regierung zur Verfügung stellen zu lassen. Da man aber nicht sichere Nachrichten erlangen konnte, wo und wie weit die Dänen in's Land hinein standen, so verzögerte sich die Abreise von

Tage zu Tage. Endlich am 6. April glaubte man die sichere Kunde zu haben, daß im Sundewitt nur zu Düppel und Broaker die Dänen ständen, und so war auf den folgenden Tag die Abreise zur Nachtzeit festgesetzt. Henrik wollte in der Nacht vorher noch einmal nach Emmerslund hinüber, um Abschied zu nehmen. Da aber zeigten sich plötzlich rasch hinter einander auf- und abfahrende Schiffe in der Apenrader Bucht, und er mußte noch einen Tag länger warten. So war der 7. April herangekommen und mit ihm der Beginn der Feindseligkeiten. Schleswig-holsteinische Dragoner, die auf Glücksburg einquartiert waren, wollten die Dänen von dem Uebergange über die Landenge abhalten, so wie auch an der Schanzarbeit hindern. Zwei Kanonen wurden zu diesem Behufe bei Bockholm aufgestellt und fingen mit zwei Dampfschiffen und zwei Kanonenbooten ein Gefecht an, welches zwei Stunden um Mittagszeit anhielt. Dumpf und schauerlich rollten die Donnerschüsse über die früher so friedliche Gegend hin und versetzten alle aufhorchenden Gemüther in eine Aufregung und Spannung, wie sie die Sundewitter damals noch nicht gewohnt waren, aber bald als etwas sehr Alltägliches kennen lernen sollten.

Schon am Morgen dieses Tages hatte sich ein neues und unerwartetes Ereigniß längs des ganzen nördlichen Strandes im Sundewitt zugetragen, welches für die dem Meere so nahe wohnenden und darauf verkehrenden Menschen mit großen Unbequemlichkeiten verknüpft war. Als die Bauern bei Tagesanbruche aus ihren Gehöften traten und an den Strand eilten, um sich

nach feindlichen Schiffen umzusehen, fanden sie sich ihrer Boote beraubt. Die Dänen waren in der Nacht hier und da gelandet und hatten die vorgefundenen Fahrzeuge entweder mitgenommen oder versenkt, und, wo es ohne vieles Geräusch möglich gewesen war, hatten sie sogar einige Knechte aufgegriffen und auf ihre Schiffe geschleppt. Denn sie wußten wohl, daß diese Leute zu Matrosen, an denen es ihnen mangelte, sehr gut zu gebrauchen wären. Daher kam es, daß sich von diesem Tage an ein großer Theil der männlichen Bevölkerung versteckt zu halten pflegte und nur bei Nacht in's Freie wagte. Henrik saß an seinem Schreibtische, als Rasmus Harms mit dieser Botschaft bei ihm eintrat.

»So kann ich also nicht mehr zum Capitain hinüber?« fragte er, während alles Blut seines Gesichtes sich nach dem sehnsuchtsvollen Herzen drängte.

Harms lachte und erzählte seinem Herrn dann, wie er den Dänen ein Schnippchen geschlagen, denn er hätte dergleichen vorhergesehen und sein bestes Boot schon seit einigen Tagen auf dem Lande in Sicherheit gebracht. Dies hatte man in seinem Verstecke nicht gefunden und so sollte es dazu dienen, die nächtliche Ueberfahrt zu bewerkstelligen. Alles wurde dazu in Bereitschaft gesetzt, aber erst bei anbrechendem Tage wurde das Unternehmen möglich, denn erst um diese Zeit zogen die kreuzenden Dampfer west- und ostwärts und ließen das Fahrwasser frei. Harms selber machte diesmal den Steuermann

und wollte so lange drüben am Lande bleiben, bis Henrik mit ihm zurückkehrte, um vom Sundewitt aus seinen Weg nach Rendsburg anzutreten.

Es war fünf Uhr Morgens, als das Boot vom Pachthofe abstieß und in einer halben Stunde liefen die kundigen Segler zwischen den Sandbänken glücklich ein, wo sich Harms mit seinen Knechten sorglich hinter der Insel verbarg.

Als Henrik den Strand betrat und sich anschickte, den Berg zu ersteigen, kam ihm Andreas Burns selber entgegen, um sich nach seinen Booten umzuschauen, denn auch an diesem Ufer, hatte er eben die Meldung empfangen, waren die Feinde in der Nacht auf Beute ausgegangen. Die Unternehmer dieses nächtlichen Raubzuges aber mußten große Eile gehabt und den Strand gar nicht betreten haben, denn nur die im Wasser liegenden Boote waren genommen, die hinter der Insel im Gestrüppe verborgenen aber waren unangetastet geblieben, so auch der Kutter, der unbeschädigt auf seinem Stapel stand und dessen Vollendung man mit jedem Tage näher kam. Um die Stätten, wo die Arbeiter ihr Werk verrichteten, noch mehr zu sichern und dasselbe den etwaigen Nachforschungen der Dänen zu entziehen, ließ Andreas sogleich kurzgesägte Baumstämme davor in den Boden senken und mittelst Weidenruthen und festgestampfter Erde eine ziemlich handfeste Schutzmauer herstellen. Im Laufe des ersten Tages schon gedieh das Werk fast ganz, ohne das geringste Hinderniß zu erfahren, und erst als das geschehen, konnte man Hoffnung hegen, die so nothwendigen

Fahrzeuge für die nächste Zukunft sich bewahrt zu haben. Um aber auf alle Fälle vorbereitet zu sein, ließ der umsichtige Capitain auch oben in seinem Schuppen zwei kleine Boote erbauen, die ein paar Männer ohne Mühe an den Strand hinab tragen konnten, wenn der Augenblick ihres Gebrauchs gekommen sein sollte.

Als alle diese Befehle unten am Strande gegeben waren, stieg er mit Henrik den Berg hinan und begab sich auf den Wartthurm, um von der Höhe aus einen Ueberblick über den ganzen Meeresarm zu gewinnen. Kaum hatten sie die Plattform betreten, so sahen sie von Apenrade her den Schooner Neptun vor vollem Südwestwinde heranseln. Er hatte alle Leinwand beigesezt und schien es sehr eilig zu haben. Das kleine geschmeidige und wohlgeführte Schiff flog wie ein Falke auf der Jagd dahin und ließ seinen Danebrog so frohlockend in der Morgenluft wirbeln, als hätte er einen großen Sieg erfochten. Und in der That, der Neptun hatte in diesem Augenblicke seine erste Heldenthat vollbracht, denn er schleppte in seinem Innern den Bürgermeister Schouw und einige angesehene Leute aus Apenrade mit sich, um sie in dänische Gefangenschaft zu führen, weil sie als Männer von ächt deutscher Gesinnung in Kopenhagen ebenso sehr gefürchtet wie gehaßt waren. Damit begannen die Menschenräubereien an den deutschen Küsten, die dazu angethan waren, den dänischen Namen noch gehässiger zu machen, als er bisher schon gewesen war.

Andreas blickte mit schmerzbewegten Gesichtszügen auf das heranjagende Schiff, denn er wußte ja, daß sein

Sohn Erik sich auf demselben befand, obwohl ihm bis jetzt noch unbekannt war, welche schreckliche That er an diesem Morgen vollbringen geholfen. »Vergebe ihm Gott, wie ich ihm vergebe!« sprach es im Innern des Vaters, und sein Auge blickte wie sein Herz düster und voll widerstrebender Gefühle auf das feindliche Schiff hinab, welches sein Kind in seinem bretternen Bauche trug. Als es sich näherte, mußten die beiden beobachtenden Männer sich verbergen, denn leicht konnte es sonst geschehen, daß man sie vom Meere aus sah, da die das Holzgerüst umgebenden Bäume den Lauscherort noch nicht mit ihrem Laube vor Entdeckung schützten.

»Da geht er hin,« sagte endlich Andreas, der sich des Gedankens an seinen Sohn mit männlicher Ergebung zu entschlagen versuchte, seufzend zu seinem Gefährten, »da geht er hin wie ein wackerer Renner zum Turnier. Daß ein so unedles Volk ein so edles Schiff haben darf! O, über Eure Thorheit, Ihr Deutschen! Jetzt werdet Ihr einsehen, wie unrecht Ihr gethan, Eure Küsten nicht besser mit solchen hölzernen Mauern zu versorgen. Ein so großes, reiches und mächtiges Volk, wie Ihr es seid, läßt sich von diesen Piraten den Rang darin ablaufen! Pfui! daß ich selber ein Deutscher bin und mir diese Schmach in's Gesicht sagen muß!«

»Ihr seid ja nicht daran schuld, Andreas,« entgegnete zusprechend Henrik, »also tadelt Euch nicht ohne Noth. Der Schaden wird sie schon klug machen, und wenn sie wirklich in einen ernsthaften Krieg gerathen, werden ihre Fürsten auch eine Flotte bauen.«

»Ja, wenn es zu spät ist. Ha! Den Brunnen deckt man immer, wenn das Kind ertrunken – das ist die alte Bauernregel. Glaubst Du aber wirklich, Henrik, daß die deutschen Regierungen sich in unsern Zwist mit den Dänen mischen werden?«

»Glaubt Ihr es nicht? Wer wollte daran zweifeln, Andreas? Der Mächtige ist ja immer redlich, wenigstens sollte er es sein. Und nachdem der Bundestag seine Hülfe zugesagt und der König von Preußen jenen wahrhaft königlichen Brief an den Herzog von Augustenburg geschrieben, zweifle ich keinen Augenblick mehr.«

»Ach, Henrik, mein Freund, ich zweifle gar sehr daran. Möglich, daß sie mit Worten und Wünschen für uns kämpfen, aber mit Kanonen und Säbeln – das ist eine andere Sache. Große Staaten haben oft mehr Rücksichten auf ihre Nebenbuhler zu nehmen, als kleine, und Preußen vor Allen hat mehr zu thun, als sich mit unsern häuslichen Angelegenheiten zu plagen.«

»Nein, Andreas, nein, Ihr irrt diesmal. Gebet Acht. Schon ist der Befehl zum Marsche gegeben, und noch dazu schickt der hochherzige König seine Garden. Das beweist, daß ihm Schleswig-Holstein wirklich am Herzen liegt, wie er es offen vor aller Welt ausgesprochen. Auch das zehnte Bundes-Armee-Corps steht gerüstet da.«

»Wäre es wahr, mein Freund! Ich wollte nicht zuletzt frohlocken. Aber ich glaube es nicht eher, als bis ich es sehe. Am liebsten freilich wäre es mir, wenn wir mit eigener Faust dem Dänen an die Gurgel könnten und keines fremden Menschen Hülfe gebrauchten. So aber, wie

die Sachen jetzt liegen und wir so unvorbereitet gegen einen lange fertigen Feind stehen, schickt uns vielleicht Gott Hülfe in der Noth, bis wir mit der Zeit dem Gegner gewachsen werden und auf unseren eigenen Füßen stehen können.«

»Ihr seid heute so kleinmüthig, Andreas, wie ich Euch nie gesehen. Und doch seid Ihr der Mann nicht, vor der Gefahr zu erbleichen. Was ist die Ursache davon?«

»Nein, Henrik, kleinmüthig bin ich nicht!« rief Andreas, sich heftig emporraffend. »Ich hatte nur meine Bedenken, als ich jene stolzen Schiffe und unsere unbefestigten und beraubten Ufer sah. Gieb einen Schooner wie den da unter mein Commando und stelle mich Dänemark's bestem Schiffe gegenüber – dann urtheile anders über einen Mann, dessen Herz nur augenblicklich gebeugt ist, weil er seinen Sohn auf diesem Schiffe dahinsegeln sieht, den er einst zu einem *deutschen* Seehelden erzog – ja, ja, Henrik, das ist es, was mir die Seele zerreißt und mein Herzblut stocken macht. Aber wie stark dies Herz dennoch ist, erkenne daraus, daß es *das* sieht und – doch nicht verzweifelt. – Komm, laß uns gehen!«

Henrik ehrte den tiefen Schmerz des Vaters, wie er die Gesinnung des Mannes zu schätzen wußte, und so schritt er schweigend neben ihm her nach dem Hause. Trotz der frühen Morgenstunde war Alles lebendig im Hofe, und sogar die Frauen sah man schon bei ihrer Arbeit. Als die beiden Männer in den Hausflur traten, begegnete ihnen Agathe; sobald sie sie aber erblickte, verschwand sie hinter einer der Thüren, wahrscheinlich um – eine seltene

Erscheinung bei dem lebensfrohen Mädchen – ihre rothgeweinten Augen und ihr wie Wachs bleiches Gesicht vor ihnen zu verbergen. Aber die Augen der Männer waren eben so rasch gewesen und hatten ihre ungewöhnliche Aufregung bemerkt. »Was hat das Mädchen?« fragte Henrik den Capitain.

»Wahrscheinlich Kinderpossen oder Kopfweh. Frauen müssen bisweilen weinen, um in der Uebung zu bleiben. – Ist das Frühstück fertig, Lenore?«

»Ja, Herr,« antwortete die flinke Magd, »da drinnen steht Alles auf dem Tische.«

Bald nachdem sie in's Zimmer getreten waren, erschienen die Hausfrau. Auch sie hatte verweinte Augen und schien betrübt, wie nie. Der Capitain und sein Gast schoben die Ursache der allgemeinen Traurigkeit auf den abwesenden Erik und Beide schwiegen daher. Nach einer Weile trat Agathe herein, denn sie wußte wohl, daß nach hergebrachter Hausordnung Niemand bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten ohne wichtigen Grund fehlen durfte. Die Begrüßung war gegenseitig kurz, und den Umständen gemäß drehten sich die Fragen der Frauen um Henrik's Reise.

Da sah sich der Capitain forschend im Zimmer um, als suche er etwas.

»Wonach schaust Du Dich um, Andreas?« fragte die sorgsame Frau, die nicht entdecken konnte, was ihrem Manne fehlen mochte.

»Wo ist Fritz?« lautete ernst und bedeutsam die Frage des Vaters.

Die Frauen schwiegen und senkten etwas die Köpfe. In demselben Augenblicke aber trat der Genannte herein und begrüßte ehrfurchtsvoll, wie gewöhnlich, seinen Vater, liebevoll seine Mutter, und freundlich Henrik, während er für Agathen kaum einen kurzen Blick und ein einfaches Wort hatte. Er war in Reisekleidern, bis an das Kinn zugeknöpft, und Sporen klirrten an seiner Ferse.

»Willst Du reiten?« fragte der Vater, einen raschen Blick über des Sohnes Ausrüstung werfend.

»Ja, ich will reiten, mein Vater.«

»Und wohin?«

»Ich werde es Dir sagen, sobald Du gefrühstückt hast.«

Als das Frühstück vorüber war, faßte der Capitain seinen Sohn in's Auge, ohne ein Wort weiter zu sprechen; aber dieser verstand ihn. Er gab dem Vater einen Wink, ihm aus dem Zimmer zu folgen, was sogleich geschah. »Was hast Du, sprich!« sagte der Vater, als sie das Schreibzimmer des Letzteren erreicht hatten.

»Ich will nach Rendsburg, mein Vater!«

Ueber das ausdrucksvolle Antlitz des eisernen Mannes flog ein Schimmer des Frohlockens, der wunderbar mit dem der Sorge und des Kummers gemischt war. »Ha!« rief er, »ich dachte es mir. Also Du willst mit gegen unseren Feind kämpfen, mein Friedrich?«

»Ja, das will ich, mein Vater. Es ist nöthig, daß ich gut mache, was ein Anderer – übel thut.«

»Ha! Woran erinnerst Du mich – schweig davon! Zwei Söhne habe ich nur und Du hast nur *einen* Bruder. Und

Sohn gegen Sohn – Bruder gegen Bruder, das ist schmerz-  
lich genug für ein Vaterherz. Hast Du auch bedacht, Fritz,  
daß ich allein hier zurückbleibe und alle Hände voll zu  
thun habe?«

»Ich habe Alles bedacht; aber das Vaterland hat noch  
mehr alle Hände voll zu thun, und seine weit hallende  
Sturmglöcke, die alle seine Söhne ruft, übertönt meine  
Sorge um Dich. Aber damit Du keinen Helfer entbehrst,  
wie ich Dir einer war, so wird Capitain Kühlwetter mei-  
ne Stelle hier im Hause vertreten – ich habe ihn darum  
gebeten und er hat es mir zugesagt.«

»Geh!« sagte der Vater kurz und wandte sich ab, denn  
etwas Ungewohntes, Nasses kam ihm in's Auge, was er  
den Sohn nicht wollte merken lassen.

»Vater!« rief aber dieser und umfaßte ihn von hinten  
mit beiden Armen – »Ich danke Dir – darf ich aber Deinen  
Segen mit mir nehmen?« Und augenblicklich lag er auf  
den Knien vor seinem Erzeuger.

Liebevoll beugte sich dieser über ihn, legte beide Hän-  
de an seinen dunklen Scheitel und sprach: »Gott ist über  
uns, Fritz; er möge Dich segnen, wie ich Dich segne! Ge-  
he mit *Ihm* und mache mir Freude, wie mir Dein Bruder  
Kummer gemacht hat. Steh auf und komm an mein Herz.  
– Wann willst Du gehen, mein Sohn?«

»Mit Henrik, Vater, denke ich.«

»Ha! Wußte er schon heute Morgen darum?«

»Kein Wort, mein Vater, ich will es ihm jetzt erst sa-  
gen.«

»Und die Mutter?«

»O, der sagte ich es schon gestern Abend; und die wollte mich halten mit Gewalt und zärtlichen Worten. Aber da sagte ich ihr, ich ginge heimlich, wenn sie mich hielte – und nun hat sie die Nacht vor Kummer nicht geschlafen, was ich beklage, aber nicht ändern kann.«

»Aha, nun kann ich mir Alles erklären. Aber Agathe?«

»Was soll Agathe hier – ihre Gedanken sind bei Erik!«

»Erik, wenn Du Dich nur nicht darin täuschest?«

»Nein, sie hat es mir neulich selbst gesagt – o ich weiß – aber bitte, schweig von Agathen.« Damit war er zur Thür hinaus. Der Vater aber schüttelte den Kopf, als er allein war, und blickte nachdenklich zu Boden. »Der Thor!« flüsterte er mehr als er sprach. »Er ist der Einzige, der nicht sieht, daß er sich irrt, und alle Welt sieht es und weiß es doch. Mag es so sein – um so leichter wird er von hinnen gehen, wenn sein ganzes Herz bei seiner großen Pflicht ist. Nun – wie Gott es will!«

Nach diesen Worten schloß er die Thür seines Zimmers und setzte sich an seinen Schreibtisch. Hier suchte er lange Zeit in seinen Papieren herum, ordnete sie und schloß endlich die wichtigsten fest in einen blechernen Kasten, während er andere zerriß und dann im Ofen verbrannte. Nachdem er diese Arbeit vollendet, rief er Henrik und Friedrich in sein Zimmer, die sogleich dem Rufe folgten, als wenn sie ihn erwartet hätten. »Kinder,« sagte er, »laßt es uns kurz abmachen, denn die Zeit drängt. Sei es so, wie Ihr beschlossen habt, – Ihr reiset also zusammen. Ich kann Dir, mein Friedrich, keinen besseren Gefährten zuweisen, als diesen unseren Freund hier. Möget Ihr Beide

glücklich nach Rendsburg gelangen und eben so glücklich Euer ferneres Ziel erreichen, Hier, mein Sohn, ist Dein Reisegeld, denn Du wirst als Freiwilliger Deinem Vaterlande dienen, ohne Sold von ihm zu empfangen. Bewahre es sorgsam; solltest Du aber über kurz oder lang mehr bedürfen und mich nicht erreichen können, so wende Dich an Henrik, der im Hauptquartiere bleibt und meine Anweisungen auf meinen Bankier in Altona erhält. – Hier, Henrik, in dieser Briefftasche sind die Anweisungen und außerdem 4000 Mark Banco enthalten, die ich für's Erste der provisorischen Regierung darbiere, da ich sie gerade in Händen habe. Laß Dir den Schuldschein dafür geben, wenn Du es für nöthig erachtest, und bewahre ihn auf, bis wir uns wiedersehen. Sobald ich Geld flüssig habe, werde ich weiter darüber bestimmen. So nimm sie denn hin und sei der Ueberbringer meiner Glückwünsche, an jene Männer, die sich hoffentlich bewähren werden. Ich kann keinen sicherern Boten damit beauftragen, als Dich.«

»Wenn ich aber unterwegs das Unglück haben sollte, aufgegriffen zu werden, Andreas?«

»Hoffentlich wird das nicht geschehen. Noch stehen die Dänen nur zwischen Apenrade und Flensburg, »und da Ihr vom Sundewitt abgehet, so stoßet Ihr nicht auf sie. Sollte es aber dennoch geschehen, so wird man Euch doch nicht plündern, denn wie Banditen werden sich die Truppen des dänischen Königs nicht aufführen. Nun habt Ihr Euer Geld, unterstützt Euch gegenseitig, ich kann

nicht mehr thun, als Gott bitten, daß er Euch sicher geleite. – Was nimmst Du für Pferde mit, Fritz?»

»Gieb mir den großen Goldfuchs, und Jürgen, der mich begleiten und auch ein Dragoner werden will, den jungen Grauschimmel, den ich neulich gekauft, sie sind beide stark und schnell zugleich.«

»Jürgen will auch mit? Bravo! Nehmt die Pferde, und sobald ich es sicher thun kann, will ich noch mehr stellen.«

»So erlaube mir, daß ich sie satteln lasse, damit Jürgen nach dem Sundewitt vorangehe, denn wir müssen sie heute Nacht frisch finden, wenn wir ihrer Schnelligkeit bedürfen.«

»So wollt Ihr schon heute Nacht fort?«

»Ja. Denn obgleich die Dänen, wie Henrik sagt, gestern Abend nur in Broaker und Düppel standen, so könnten sie doch unterdeß weiter vorgerückt sein, und nur Nachts allein dürfen wir sicher sein, daß sie uns auf den Wegen, die wir wählen werden, nicht ertappen.«

»Gut, dann sind wir ja wohl für jetzt fertig. Ihr braucht erst Nachmittag oder gegen Abends überzusetzen, da Ihr erst Nachts fort wollt. Der Neptun ist ostwärts gesegelt und die Kanonenboote haben sich vor Apenrade gelegt, so wird ja wohl Euer Weg frei sein. Nun aber, Friedrich, habe ich noch ein Wort mit Henrik allein zu sprechen.«

Friedrich entfernte sich sogleich. »Hast Du mir sonst nichts zu sagen, mein Freund?« begann der Capitain das kurze Gespräch mit seinem Gaste.

»Ihr habt meinen Wunsch errathen, Andreas; ja, ich möchte mit Euch noch über einen wichtigen Gegenstand reden. Es betrifft Helenen. Schützt sie wohl und nehmet sie lieber in Euer Haus auf, wenn die Gegend unsicher wird.«

»Ja, Henrik, hier hast Du meine Hand darauf. Damit soll Alles gesagt sein. Ich weiß, wie viel Dir daran liegt, und – und – doch sei in jeder Beziehung unbesorgt, sie soll, wie Du mein ältester Sohn bist, meine älteste Tochter sein.«

»So bin ich zufrieden und danke Euch herzlich.«

»Was Du von jenem Gelde für Dich selber gebrauchst, behalte davon zurück; als treuem Diener des Vaterlandes, der Du bist, gebe ich dem Vaterlande, wenn ich Dir gebe.«

»Ich danke, Andreas, für Euern guten Willen, aber ich bedarf noch nichts. Man wird mich nicht darben lassen. Wann kann ich wohl zu Helenen hinabgehen?«

»Wann Du willst, mein Freund; in jetzigen Zeiten giebt es keine Etikettenstunde. Grüße sie von mir und gehabe Dich wohl. Adieu!« –

Während Friedrich nun im väterlichen Hause und in den Ställen Alles zu seinem und Jürgens – des einzigen jüngeren Mannes aus Emmerslund, denn die anderen waren sämmtlich ältere Matrosen – Abgange vorbereitete, dabei aber, wo er auch ging oder stand, es vermied, Agathen in den Weg zu treten, begab sich Henrik an den Strand hinab und bald hatte er das Epheuhaus erreicht. Aber nicht mit so freudigen Gefühlen, wie vor

einigen Wochen, betrat er die theure Schwelle; denn damals war er in der Hoffnung gekommen, recht lange in der Nähe der schönen Bewohnerin zu verweilen; heute kam er, um Abschied zu nehmen, auf eine so lange und unbestimmte Zeit, daß sich ihr Ende gar nicht absehen ließ, und unter so bedeutungsvollen Umständen, daß seine Zukunft mehr als getrübt erschien. Henrik war erst in das gemüthliche Zimmer der alten Lore eingetreten, um auch dieser Lebewohl zu sagen. Die gute Frau empfing ihn auch diesmal mit ihrem herzlichen Wohlwollen, aber ihr Zuruf klang heute nicht so fröhlich wie sonst, ihre Freude, Henrik Paulsen bei sich zu sehen, schien gedämpft, und ihrem ganzen Wesen war eine ihr nicht gewöhnliche Art mütterlicher Wehmuth beigeesellt. »Gehe nur hin, Henrik Paulsen, mein Sohn,« sagte sie unter Anderm, »diesmal wirst Du die alte Lore nicht wiederfinden, wenn Du zurückkehrst.«

»Warum denn nicht?« fragte Henrik theilnehmend. »Wollt Ihr dies schöne Ufer verlassen und aus Furcht vor den Kriegereignissen in Eurem Alter Euch noch eine neue Heimat suchen?«

»Nein, nein, guter Henrik, das ist es nicht,« erwiderte sie. »Es gefällt mir noch immer hier, wie vor zehn Jahren, da Bardow es kaufte, und wenn es auf meinen Wunsch allein ankäme, würde ich dies kleine Haus einst nur mit einem noch kleineren und kühleren vertauschen; nein, das ist es nicht, was ich meine. Ich fürchte mich auch nicht vor den Dänen, aber sie werden die alte Lore von

ihrem Neste verjagen und ihr das Haus über dem Kopfe anzünden.«

Henrik lächelte zwar über die Sorge der Alten, die ihr ihre Phantasie vospiegelte, aber im Innern erschrak er doch darüber, denn wenn ihre Besorgniß eine gerechtfertigte war, so wäre ja auch Helenens Leben und Eigenthum in diesem Hause nicht sicher gewesen. Aber er tröstete, so gut er vermochte, die alte Frau, die vielleicht darum so traurig war, weil sie sich einsam fühlte, denn Capitain Bardow war mit seinem Nachbar Mevissen nach dem östlich gelegenen Strande hinausgegangen, um eine Recognoscirung der feindlichen Schiffe vorzunehmen, und sie gab dem Scheidenden, als er bald darauf ging, ihre heißesten Segenswünsche unter einem Strome von Thränen mit.

Helene hatte Henrik in das Haus treten sehen, war also auf seinen Empfang vorbereitet. Zwar befand sie sich noch in ihrem schwarztaffetnen Morgenkleide, und ihr glänzendes Haar war noch unter einem kleinen Spitzenhäubchen verborgen, aber die Schönheit dieser wunderbaren Frau war, für Henrik wenigstens, von einer so seltenen Art, daß sie in der Tracht immer am schönsten erschien, in welcher man sie gerade sah, was wohl darin allein seinen Grund haben mochte, daß Kleider und Putz ihre Gestalt nicht vollkommener und ihr Gesicht nicht schöner zu machen im Stande waren, als sie die Natur gebildet hatte.

Kaum hatte Henrik die oberste Treppenstufe erstiegen, so öffnete Helene wie damals ihre Thür, die sie sogleich

wieder hinter dem Eintretenden schloß. Henrik blickte sich rings in dem duftenden Zimmer um, als wolle er seinen behaglichen Inhalt sich um so fester einprägen, da er so frühe davon scheiden mußte. Endlich, nachdem er der Freundin die Hand gereicht, sagte er: »Guten Morgen, Helene. Wie trugvoll sind doch die Bilder, welche die Phantasie des Menschen in köstlichen Rahmen vor seine Seele stellt, und wie unerwartet schnell schwinden seine begründetsten Hoffnungen in Schaum und Luftgebilde hin! Sehen Sie, als ich neulich kam, Sie zu begrüßen, da hatte ich mir den nahenden Sommer als eine fortlaufende Kette süßer Erlebnisse vorgestellt, und nun – noch ist das Grün der Bäume nicht einmal seiner Winterhaft entschlüpft, da ist schon die ganze schöne Hoffnung und Vorstellung in Nichts zerronnen. O wie kurz war die Freude, Helene, und wie lang wird der Schmerz sein!«

Das schöne Weib wandte, ihr blitzendes Auge einigermaßen fragend auf den diese Worte Sprechenden. Es lag eine eigenthümliche Weiche, ein zärtliches Schmachten in seiner Stimme, seinen Mienen, die sie noch nie an ihm wahrgenommen hatte. Aber sie faßte sich schnell und, sich auf das Sopha niederlassend, während Henrik einen Sessel davor einnahm, erwiderte sie, indem sie dem Gespräche eine Wendung gab, die von Henrik vielleicht nicht so rasch erwartet war: »Ja, mein Freund, Sie haben Recht. Wie lang wird der Schmerz der trüben Zeit

sein, in der wir leben! Neulich, obwohl in einiger Unruhe, hatten wir doch noch den heimatlichen Frieden, heute sind wir schon mitten im Kriege, und wer weiß, wo wir morgen sein werden!«

»Der Krieg wird nicht ewig dauern, Helene, der Frieden kehrt wieder, denn man führt ja nur Krieg, um den Frieden zu gewinnen. Seltsamer Widerspruch in Allem, was aus dieser unvollkommenen Menschennatur sich erzeugt! – Aber, welcher allgemeiner Aufschwung, Helene! Können wir nicht stolz sein, Schleswiger zu heißen, die endlich den Stein abwälzen, der so lange auf ihre Herzen und Nacken gedrückt?«

»Ich freue mich wie Sie, Henrik, der Erhebung unseres Vaterlandes; aber, sei es nun, daß ich schwächeren Geistes bin als Sie, oder daß mein Herz unter mancherlei Sorgen zu leben gewohnt ist – meine Hoffnungen sind so viel verheißender Art nicht. Ich kann mir nicht denken, daß mit der Erhebung zugleich auch der Sieg gekommen ist, weil das ein zu großes Glück wäre und der Mensch zu vollkommenen Glücke einmal nicht geboren ist. Doch, wir wollen uns jetzt nicht, da Sie Abschied von mir nehmen – denn dazu sind Sie doch gewiß heute gekommen – die Gegenwart durch die Betrachtung einer ungewissen Zukunft trüben. Hoffen wir, was wir hoffen können, und ertragen wir, was uns zu ertragen aufgelegt wird, mit der Ergebung, an die sowohl Sie wie ich schon seit Jahren hinreichend gewöhnt sind.«

»Sie haben Recht, Helene, aber lassen Sie mich noch ein Wort zu Ihnen sprechen, ehe wir scheiden. Haben Sie

sich auch wohl reiflich überlegt, in welcher mißlichen Lage Sie sich hier am offenen Strande des Meeres, so nahe dem kreuzenden Feinde, entfernt von aller schützenden Hülfe befinden? Sollten Sie es nicht vorziehen, nach Altona oder wo anders hin zu gehen und dort den Ausgang der Dinge zu erwarten?«

»Nach Altona, Henrik? Das sagen Sie mir? Nein, mein Freund, ich gehe weder nach Altona, noch anders wohin. Hier will ich bleiben, wohin ich mich so viele Jahre meines vergangenen Lebens vergeblich gesehnt habe und wo ich endlich in den Hafen der Ruhe eingelaufen bin. Muß ich auch hier leiden und Schmerzen ertragen, so werden sie nicht schwerer auf meine Schultern fallen als anderswo, und welches Schicksal mich hier erreichen möge, ich habe es mir freiwillig auferlegt. Das ist ein großer Trost, Henrik, und ich bin stolz darauf, daß er aus meinem eigenen Entschlusse hervorgegangen. Ruhig, mein Freund, kämpfen auch Sie nicht gegen mich an – es ist Alles vergeblich. Was sollte ich auch hier Besonderes zu fürchten haben? Führen die Dänen mit Weibern Krieg? Sollten Sie das kleine Besitzthum, welches ich hier um mich niedergelegt, plündern wollen? Nein, das befürchte ich nicht. Auch kann ich ja, wenn feindliche Horden in die Nähe kommen, nach Emmerslund gehen und da oben wohnen, und da habe ich, denke ich, Freunde und Beschützer genug.«

»Daß es so sei, wie Sie sagen! Ich sehe, Sie sind entschlossen. Gut. Aber ich sehe Sie ungern hier zurückbleiben und wüßte Sie lieber im Schutze einer sicheren und von gar keiner Krisisgefahr bedrohten Stadt.«

»Nein, Henrik, nein; ich bin Ihre Landsmännin! Denken Sie nicht schlechter von mir, als ich von Ihnen denke. Auch Sie begeben sich in Gefahr, um Ihre Pflicht zu erfüllen. Meine Pflicht hält mich hier in meiner Heimat fest. Verwandte habe ich nicht in Deutschland, die ich dadurch in Unruhe setze, daß ich hier bleibe, und meine wenigen Freunde, wozu ja auch Sie gehören, werden mir schon die Laune gestatten, eine kleine Gefahr, wenn sie kommt, mit ihnen zu theilen. – Aber jetzt lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen. Ich habe Ihren Besuch erwartet, Henrik, und knüpfe eine Bitte daran. Sie wissen, daß ich ein beträchtliches Vermögen besitze und daß ich darüber nach Belieben verfügen kann. Eine Seltenheit für eine einsame Frau! Ich bin nun mit mir zu Rathe gegangen und habe mich entschlossen, einen Theil meiner Werthpapiere der provisorischen Regierung zu übergeben, um die Kriegskosten mit davon bestreiten zu können.«

»Das ist ein hochherziger Entschluß, Helene – aber, sind die Gelder flüssig?«

»Sie sind es, wenn man sie wechselt. Die kleine Summe, die ich bei ihrem Unfalle verliere, kommt bei den großen Verlusten Anderer und der allgemeinen Noth nicht in Betracht. Auch habe ich mehr in Altona, als Sie vielleicht wissen. Aber darf ich hoffen, daß Sie mir die

Erfüllung meiner Bitte nicht verweigern, die ich jetzt auszusprechen im Begriffe bin?»

»Verfügen Sie in Allem über mich – ich stehe Ihnen mit allen meinen Kräften zu Diensten.«

»So ist es gut, mein Freund, das habe ich auch erwartet. Sehen Sie, hier habe ich jene Papiere in eine Tasche genäht. Nehmen Sie und verwahren Sie sie, nicht in Ihrem Koffer oder auf Ihrem Pferde, sondern da, wo sie am sichersten sind, auf Ihrer Brust. Nehmen Sie sie mit sich nach Rendsburg und bewahren Sie mir auch die Schuldverschreibung unserer Regierung. Das ist es, was ich von Ihnen verlange.«

Henrik mußte wider Willen lächeln, er schien in Geldangelegenheiten der Vertraute Aller zu sein. Aber er nahm die Tasche aus ihrer Hand, betrachtete sie und küßte das glänzende Wappen, welches auf einer ihrer Seiten von Helenens zarten Fingern selber eingestickt war.

»Sie hegen so großes Vertrauen zu mir, wie Andreas, Helene,« sagte er dann, »und ich bin stolz, mit so reicher Bürde belastet zu meinen Freunden zu kommen. Man wird mich schon der Gaben wegen, die ich bringe, willkommen heißen, denn Sie und Andreas geben mir mehr mit, als ich mit mir selber bringe.«

»Schlagen Sie unsere Leistungen nicht zu hoch, im Gegensatze zu den Ihrigen an. Der Kopf und der Geist eines tüchtigen Mannes wiegt in heutiger Zeit schwerer als Geld – ach ja, ich weiß das wohl zu schätzen, und wenn ich Eins bedaure, so ist es, daß ich nicht auch ein Mann

bin und ein Schwert schwingen kann, wie meine braven Landsleute.«

»Sie haben wohl Recht. Aber ich schwinge ja auch das Schwert nicht, denn nur mit der Feder kämpfe ich gegen den Feind.«

»Das ist gleichviel. Wo Arme und Hände Schlachten schlagen, da muß auch ein Geist sein, der sie erdenkt, und das ist in meinen Augen eben so ehrenwerth. Gehen Sie also mit Gott und lassen Sie von sich hören, wenn Sie Gelegenheit dazu finden.«

Henrik glaubte in den letzten Worten eine Aufforderung zu finden, seinen Besuch zu beenden. Und doch hatte er noch so viel sagen wollen. Das mußte er nun ungesagt lassen. Sein persönliches Interesse schien ihm in diesem Augenblicke nicht bedeutend genug, es an das allgemeine zu knüpfen. Tief aufseufzend erhob er sich und ergriff Helenens Hand. »Leben Sie wohl,« sagte er innig, »ich gehe mit Gott, denn er ist überall und so auch bei Ihnen. Er schütze Sie! – Jetzt gehe ich einigermaßen beruhigt von Ihnen, so besorgt ich auch war. In Ihrer Brust lebt der Muth eines großen Geschlechts und die wahrhaft starke Seele einer Auserlesenen. Auch mit Andreas habe ich Ihretwegen gesprochen, er wird Ihnen ein männlicher Hort sein. So leben Sie wohl, Helene, mögen wir uns bald glücklicher wiedersehen und dann der Frieden über diesem stillen Meerbusen lächeln, wo jetzt nur feindliche Schiffe auf- und niederjagen. Leben Sie wohl!« Und er drückte einen langen Kuß auf ihre Hand, die sie ihm, während er sprach, gelassen hatte, und fühlte den

warmen Gegendruck der ihrigen, ehe sie ihn losließ. Er trat aus dem Zimmer, aber schon auf dem Vorsaale stehend, warf er einen so vielsagenden Blick zurück, daß Helene erbebte und tief erröthete. Gleich darauf war das Zimmer geschlossen und, die theure Tasche fest auf seinem Herzen bewahrend, schritt er eiligen Fußes die Anhöhe nach Emmerslund hinauf.

Kurz nach Tische erschien Capitain Kühlwetter, gefolgt von einem alten Matrosen, der einen großen Sack mit seinen werthvollsten kleinen Besitzthümern trug, um in des Commedore Haus zu ziehen und Friedrich's Stelle einzunehmen, wie er es diesem versprochen hatte. Von der ganzen Familie willkommen geheißen, richtete er sich sehr bald in Friedrich's Zimmer ein, bestieg aber darauf sogleich die Warte und begann mit seinem Fernrohre den Horizont zu mustern und die Sicherheit der Männer zu überwachen, die in der Abenddämmerung über den Meeresarm setzen wollten. Endlich war die Stunde der Ausführung ihres Planes gekommen. Henrik hatte sich schon bei den Mitgliedern der Familie verabschiedet und schritt mit Andreas zum Strande hinab, wo die Matrosen die Schaluppe in Bereitschaft hielten. Nur Friedrich zögerte noch immer oben im Hause; obwohl er schon zweimal von der Mutter Abschied genommen, verließ er sie doch nicht, weil er jeden Augenblick Agathen glaubte in's Zimmer treten zu sehen, die gleich nach Tische in ihre Kammer gegangen war. Endlich konnte er nicht länger zögern, ohne einen Grund dafür anzugeben. »Wo ist Agathe?« fragte er mit gepreßter Stimme die Mutter, die

leise weinend auf ihrem Stuhle saß, da nun die Stunde gekommen war, wo sie auch ihren ältesten Sohn in den Krieg ziehen sehen sollte.

»Sie ist in ihrer Kammer, mein Sohn. Geh doch hinauf, da sie nicht herunterkommen will.«

Friedrich besann sich einen Augenblick, ob er dem Eigensinne des Mädchens, wie er ihr Betragen nannte, entgegenkommen oder seinen Unwillen darüber durch abschiedlose Trennung zu erkennen geben sollte. Endlich siegte sein gutes Herz über seinen männlichen Stolz und, nachdem er noch einmal der Mutter Lebewohl gesagt, verließ er das untere Zimmer, und stieg mit langsamen Schritten die Treppe hinauf, die nach der Schwester kleinem Gemache führte.

Da saß sie einsam und verlassen am Fenster und weinte eben so heftig, wie unten die Mutter weinte.

»Warum kommst Du nicht herunter, um Abschied von mir zu nehmen, Agathe?« fragte er ruhig aber ernst und schaute verwirrt in das unter Thränen lächelnde Gesicht des lieblichen Mädchens.

»Ich glaubte, Du würdest mich selber aufsuchen, Friedrich – willst Du schon gehen?«

»Im Augenblick – ich habe schon fast zu lange gezögert. Der Vater und Henrik erwarten mich bereits am Strande.«

»Also wirklich – ach! – nun, so gehe in Gottes Namen!«

»Ich bin schon unterwegs, Agathe. Aber warum weinst Du so ohne Unterlaß? Fürchtest Du so sehr für Erik? Glaubst Du, daß ich ihm auf meinem Wege begegnen und

ihn als meinen Feind behandeln werde? Das wäre ein unnöthiger Schmerz. Er ist auf dem Schiffe, ich kämpfe zu Pferde, und Schiffe und Pferde begegnen sich nicht, wie Du weißt.«

Das Mädchen nahm ihr nasses Tuch von dem hoch erötheten Gesichte und blickte erstaunt und beinahe niedergeschmettert von wortlosem Schmerze den also Redenden an. »Fritz,« sagte sie wehmüthig und trat ihm einen Schritt näher, »verletze mich nicht noch in dem Augenblicke, wo Du Dich von mir entfernest und zu einem Ziele gehst, das Dir noch unbekannt ist und Dich und uns Alle gleichmäßig betrüben kann. Ich dachte aber jetzt nicht an Erik – ich dachte –«

»An wen könntest Du sonst denken, wenn nicht an ihn?«

Das tiefbewegte Mädchen brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Sie konnte kein Wort mehr hervorbringen. Friedrich trat rasch auf sie zu, schlug seinen rechten Arm um ihre Hüfte und hauchte einen flüchtigen Kuß auf ihre glühende Wange. »Lebe wohl,« sagte er leise, »tröste die Mutter und erheitere den Vater. Ich bin nicht besorgt um mich, denn ich kämpfe für Euch Alle und mein Vaterland. Also leb wohl!« Und mit der Hand winkend, als wolle er sie gleichsam von sich abwehren, die sich wieder zu ihm hin bewegte, trat er ganz zurück, und einen Augenblick später krachte die kleine Treppe unter seinem gewichtigen Fußtritt.

Aber da geschah etwas hinter seinem Rücken, was ihn, wenn er es gesehen, vielleicht mit einem wonnigeren Gefühle erfüllt hatte, als er bisher in seinem ganzen Leben empfunden. Gleich nachdem er das Zimmer verlassen, richtete Agathe sich hoch auf und starrte den leeren Raum vor sich an, den so eben die Gestalt des jungen Mannes eingenommen hatte. Halb bewußtlos dann auf die Kniee fallend und beide Arme nach dem Entwichenen ausstreckend, rief sie in Herzensangst und Seelenqual: »O Gott, o Gott! Er geht, ohne nur eine Ahnung meiner Gefühle zu haben. Friedrich, Friedrich! komm noch einmal zurück!«

Aber Friedrich stand schon im Hofe, und den versammelten Knechten und Mägden die Hände schüttelnd, eilte er den beiden Vorangegangenen nach, die schon in der Schaluppe saßen und den Nachzügler erwarteten. Kaum hatte er seinen Platz an Henrik's Seite eingenommen, so gab der Capitain das Zeichen zur Abfahrt. Mit einer Behendigkeit und Kraft, wie sie sie selten entwickelt, legten sich die Matrosen in ihre Ruderblätter, und das kleine Schiff flog wie ein auf seine Beute stürzender Falke über die in der Windstille schweigend daliegenden Gewässer. Ringsum herrschte eine feierliche Stille; die Abenddämmerung breitete schon ihre tiefen Schatten über das Meer; kein feindliches Schiff war zu sehen und kein Späherauge bemerkte oder verfolgte die Fahrenden. So war

ihre Fahrt glücklich und kurz. Als sie am Sundewitt hinter dem Pächterhause gelandet waren, begleitete Andreas die Scheidenden auf kurze Zeit in das Innere desselben, um sich zu überzeugen, daß Jürgen mit den Pferden wohlbehalten angelangt sei. Gleich darauf hatte er sein letztes Abschiedswort gesprochen, hatte noch einmal des Sohnes und Freundes Hände geschüttelt und war wieder in sein Boot gestiegen, um so schnell wie möglich nach Hause zurückzukehren. –

Auf den ziemlich heiteren Tag folgte eine dunkle und regnerische Nacht. Ein heftiger Westwind hatte sich erhoben und fegte stürmisch durch die Wipfel der alten Bäume im Sundewitt. Gerade eine solche Nacht hatten die Männer zu ihrem Ritte gewünscht. Als die zehnte Abendstunde geschlagen, traten die wohlverhüllten freiwilligen Kämpfer aus Henrik's Zimmer in die Diele herab. Weinen und Schluchzen war auch hier zu hören, denn auch hier schied ein wackerer Sohn und ein hochverehrter Freund. Aber der Abschied selbst war ein ungleich kürzerer als drüben in Emmerslund. Die einfachen Bewohner des Pächterhauses waren nicht gewöhnt, ihren Gefühlen so freien Lauf zu lassen, wie drüben geschehen war. Ein herzliches Wort und ein laut schallender Handschlag war Alles, was man zu sagen und zu geben hatte. Dis Uebrige hatte Gott in ihre Seele eingeschlossen. Zuerst bestieg Matthias seinen kräftigen Dänen und ritt sogleich als Vorhut davon, denn der Weg, den man einschlagen wollte, war vorher genau besprochen und jedem einzelnen bekannt. Ihm folgten Henrik und Friedrich, die dicht

neben einander blieben. Den Beschluß machten Jürgen und Clas, der sich Henrik zum Begleiter angeschlossen hatte. So schritten sie schweigend in die Nacht hinein auf dem Wege nach Feldsted vor, ohne jedoch die große Straße zu berühren, da ihnen die kleinen Seitenpfade sicherer schienen, als diese. Auch verschlang der heulende Wind und der strömende Regen den Huftritt ihrer Pferde. So zogen sie südlich am Hostrup-See vorüber nach Kliplev, und es war erst zwei Uhr in der Nacht, als sie in scharfem Trabe die Gegend von Bau erreichten, wo sie die Freischaaren und Turner vorfanden, die am nächsten Tage, dem 9. April, ihre Bluttaufgabe erhalten sollten. Hier erst erfuhren sie zu ihrem Schrecken, daß sie mitten durch die dänische Linie geritten waren und daß nur die schaurige Nacht und ihre Kenntniß der abgelegenen Wege sie vor der Gefangenschaft bewahrt hatten. Henrik war der größten Gefahr entgangen, denn wäre er hier ergriffen worden und hätte man die vielen Gelder bei ihm gefunden, die er in der kostbaren Tasche auf seinem Herzen trug, es hätte ihn kein Mensch vor der Beraubung derselben geschützt, denn die Dänen, begierig, auf ihren Raub zu stürzen, hatten sich vorgenommen, ihre heißeste Rache an dem ersten Feinde zu kühlen, den sie bereits, wie sie wußten, mit ihrer Uebermacht überflügelt hatten. Nachdem sie ihre Pferde gefüttert und eine Stunde geruht, schlugen sie von Bau aus den Weg nach dem Westen von Flensburg ein, um die Stadt zu vermeiden, und erst südlich von ihr die Straße nach Schleswig zu betreten, wo sie einen längeren Halt machten. Aber

noch hatten sie am andern Tage ihr nächstes Ziel nicht erreicht, da war das Schlachtfeld bei Bau schon von dem Blute der Tapferen geröthet, die in allzu kühnem Wagnisse ihre Brust zuerst dem zehnfach stärkeren Feinde dargeboten, und dieser Sieg hatte die frohlockenden Dänen im Sturmschritt nach Schleswig geführt, wo vierzehn Tage später am Dannevirke ihr Uebermuth von den preußischen Garden erst gezügelt werden sollte.

## ZWEITER THEIL.

## ERSTES KAPITEL. CAPITAIN MEVISSEN'S MORGENFAHRT.

Einer der ersten, der am folgenden Morgen in Emmerslund sein Haupt aus den Kissen erhob, war Capitain Kühlwetter. Er hatte keine Ruhe im Bette und sehnte sich den Wartthurm zu besteigen, denn eine unbestimmte Ahnung peinigte ihn, daß mit dem heutigen Tage die ersten bedeutenderen Feindseligkeiten der Dänen beginnen würden. Daß der erste Stoß nun vor seinen Augen geschehen und er ein Zeuge aller Vorgänge sein müßte, setzte er als gewiß voraus, und deßhalb glaubte er keinen Augenblick versäumen zu dürfen. Hastig schlürfte er daher seinen Kaffee am gemeinschaftlichen Frühstückstische und, sein Fernrohr in der einen, sein Butterbrod in der andern Hand haltend, trat er im fest zugeknöpften Regenrocke seine kurze Wanderung an. Frisch umsauste ihn der Morgenwind aus der Höhe, als er den Horizont zuerst mit bloßen Augen musterte, aber ein feiner Sprühregen, der sich wie ein dünner Schleier vor die Ferne breitete, verschloß ihm die Aussicht, und nur die nächste Umgebung und kaum das jenseitige Ufer der Meeresbucht vermochte er in ihren oberflächlichen Umrissen zu erkennen. Was das rauhe Frühlingswetter betraf, so konnte es dem abgehärteten Manne nichts anhaben, an solcherlei Mißgeschick war er gründlich gewöhnt, er beachtete es daher sehr wenig und hätte es vielleicht kaum bemerkt, wenn seine Forschung dadurch nicht behindert worden wäre. Aber so scharf seine Augen und Ohren auch waren, er

konnte nicht die geringste Erscheinung oder Bewegung in der Nähe wahrnehmen. Allmähig jedoch senkten sich die Nebel des Meeres, ein gelinder Ostwind erhob sich und fegte den leichten Regen fort, der langsam gegen Westen zog und nur die Gegend um Apenrade noch in einen matten Wolkendunst hüllte. Da war es dem aufmerksamen Lauscher, als ob durch diesen Wolkendunst hindurch ein ferner dumpfer Hall an sein Ohr schlug. Er horchte genauer hin, und – er hatte sich nicht getäuscht. Rascher auf einander folgten allmähig die Schläge und es war endlich nicht mehr zu verkennen, daß schweres Geschütz im Süden von Apenrade seine dröhnende Stimme erschallen ließ. Wie ein Falle schaute jetzt der alte Seemann in die genannte Gegend hin, aber nur sein Ohr vernahm das Getöse, seinen Augen zeigte sich nicht die geringste Aufklärung. Durch sein Seeleben an eine genaue Prüfung aller dergleichen Wahrnehmungen gewöhnt, berechnete unser Capitain ungefähr die Entfernung, aus welcher diese Schüsse kommen konnten, und, nachdem er den Wind und die dicke Nebelluft in Anschlag gebracht, schloß er, daß der Kampf zwischen Flensburg und Apenrade stattfinden müsse. Und darin hatte er sich abermals nicht getäuscht, denn das Gefecht bei Bau, das erste und zugleich unglücklichste für die Herzogthümer in diesem ganzen Feldzuge, hatte bereits seinen Anfang genommen.

Von den eben geschilderten Vorgängen im fernen Westen ganz und gar in Anspruch genommen, hatte der wachsame Mann das nahe Meer in Osten zu beobachten

vergessen, auf welchem sich jetzt neue Vorgänge langsam zu entwickeln begannen. Der vorrückende Tag, mit dem stärker wehenden Winde im Bunde, hatte die Luft aufgeklärt und deutlich traten allmählig die Spitzen von Alsen aus ihrem feuchten Grunde hervor. Aber der Ostwind war nicht anhaltend an diesem Morgen; kaum hatte er eine halbe Stunde geweht, so zog er sich nach Süden, sprang dann bald darauf wieder nach Osten um und blies endlich leise aus Südost, wo er so ziemlich den Tag über blieb. Je mehr er aber in dieser Richtung wehte, um so deutlicher wurde der dumpfe Kanonendonner, so daß in einzelnen Momenten sogar der krachende Lärm an verschiedenen Stellen gehört werden konnte.

»Sie beißen an – hol's der Henker!« brummte der alte Seemann in sich hinein und schwenkte seinen Hut wie zum anfeuernden Gruße in die Richtung hinüber, woher der schauerliche Schall kam. Plötzlich aber, und wie aus Instinkt drehte er sich links, dem Meere zu, und da faßte sein schnelles Auge einen Gegenstand auf, der, obgleich er sich schweigend verhielt, ihn aus alter Gewohnheit noch mehr fesselte. Denn nicht allein nahm er den reiner gewordenen Horizont wahr, sondern er erblickte auch das dänische Wachtschiff, welches seit einigen Tagen auf der Höhe von Warnitz-Kopf lag und den Busen von Apenrade zugleich mit dem Eingange des Alsener Sundes bewachte. Das Bugspriet dem Lande zugekehrt schaukelte sich der Schooner Neptun, denn er war es ohne Zweifel, auf den Wellen an seinen Anker. Aber der

Neptun war in dem Augenblicke, als Capitain Kühlwetter ihn wahrnehm, nicht mehr allein. Es hatte sich ein Gesellschafter bei ihm eingefunden, der unmittelbar in seiner Nähe hielt und mit ihm zu sprechen schien.

»Hol' ihn der Teufel!« schrie der Capitain laut. »Es ist ein Dampfer! Diese verfluchten Dampfschiffe – wie ich sie hasse! Machen unsere guten Segelschiffe zu nichte und laufen ihnen am Ende noch den Rang ab. Ha! wenn ich dem mal Eins auf den Pelz brennen könnte, ich wollte zwei Tage lang – o, einer wäre auch schon genug – eine Portion Rum dransetzen. Wart, Bursche, Dich wollen wir näher in's Auge fassen!«

Und er holte rasch sein Fernglas hervor, welches er, um es vor der Nässe zu bewahren, in die Tasche gesteckt hatte, stellte und richtete es und schaute aufmerksam eine Weile hindurch. »Es ist der Odin, der alte Heide,« fuhr er dann in seinem Selbstgespräche fort, »er bringt gewiß eine Depesche – halt! – er rudert weiter – er kommt heran. O, das muß doch der Commodore wissen!« Und flugs zog er eine Seemannspfeife aus der Tasche und blies dreimal in kurzen Absätzen darauf, daß der schrillende Ton weit über das Gehöft des Freundes hinaus flog. Capitain Burns war gerade im Hofe, als ihn der bekannte Ton zu seinem Freunde rief, und er säumte nicht lange, dem viel-sagenden Rufe zu folgen. In wenigen Minuten stand er neben dem Manne auf der Warte und hatte von dem nahenden Schiffe, mit welchem, wie Kühlwetter meinte, ein Ereigniß verknüpft war, Kenntniß genommen.

»Wir müssen es abwarten, Cap'tain,« sagte der ernste Mann und schaute durch sein eigenes Glas, welches er stets bei sich trug, nach Warnitz-Kopf hinüber. »Er wird nach Apenrade gehen, um Truppen an's Land zu setzen, wie er schon oft gethan. Wer weiß, was sie vorhaben.«

»Was sie vorhaben? Was können sie anders vorhaben als Unheil – da – er läßt Dampf heraus, als ob er halten wollte – gebt Acht, das ist ein Kaperschiff und stattet *uns* vielleicht einen Besuch ab.«

Capitain Burns Brust athmete schwer. Ohne daß er es wußte, entfärbte sich seine Wange; aber es war nicht die Bleiche der Furcht, die sie überzog, als vielmehr die Aufregung ungewisser Erwartung, die sein Blut aus dem Gesichte zum Herzen trieb.

»Er will halten, Köhlwetter, ich sehe es. Schaut, er ist stark bemannt – das ganze Steuerbord wimmelt von Menschen – bei Gott, sie schauen nach Eurem Hause.«

»Schaut zu,« schrie der alte Capitain so laut, daß seine donnernde Stimme bis an das Wasser hinab schallte – »Wenn Ihr mich sucht, Ihr Hunde, hier bin ich – aber mein Nest unten ist leer!«

»So laßt doch das Brüllen, Köhlwetter, wozu denn? Habt Ihr je eine Wache sich so ungebührlich betragen sehen, ohne in die Eisen zu gerathen?«

»Ihr habt Recht, Mann; aber der Danebrog ärgert mich, daß ich einen Schlagfluß fürchte – was will er von mir?«

»Das werden wir vielleicht bald erfahren, wenn Ihr ein wenig Geduld habt.« –

In der That, das Dampfschiff hielt mitten im Fahrwasser, unmittelbar Capitain Kühlwetter's Hause gegenüber, still und man sah deutlich, wie die Männer an Bord nach dem Strande schauten. Gleich darauf wirbelte eine Rauchsäule von der Steuerbordseite auf und ein blinder Schuß krachte über das schweigende Wasser hin.

»Sie wollen mit Euch sprechen, Kühlwetter; besinnt Euch auf eine passende Antwort.«

»Die sollen sie haben, so wahr ich ein Maul habe – aber bei Gott! sie schießen noch einmal. Das ist ja gerade wie neulich, als sie mich an Bord haben wollten.«

»Sie wollen Euch vielleicht wieder an Bord haben, wer weiß es!«

»Oho! heute gehe ich nicht, wenn mir die Schurken auch nicht meine Boote genommen hätten. Neulich hatten wir Frieden, heute haben wir Krieg.«

»Eben darum – neulich ginget Ihr freiwillig, heute müßt Ihr.«

»Na, bei meiner Flagge! Ich werde doch den Tölpeln zu gefallen nicht den Berg hinunter trotten wie ein Pudel und mit dem Schwanze wedeln und sagen: was befehlen Eure Gnaden?«

»Wer denkt daran! Still! Sie setzen ein Boot aus –«

»Aha! Heute schonen sie Sr. Majestät Boote nicht – sie sind also im Dienste – Donner! wie spicken sie das Ding – seh' ich recht – sechs, acht, zehn – zwölf Mann!«

»Es ist so! Ich bin in der That neugierig, wohin diese Expedition bestimmt ist – sie sind alle bewaffnet und da – da steigt ein Offizier nach.«

Die beiden, jeden Vorgang auf dem Wasser beachtenden Männer schwiegen; der Verfall war zu aufregend, um ihre Neugierde nicht in Spannung zu verwandeln und diese Spannung schloß alles Reden aus. Die Schaluppe stieß vom Schiffe ab und bald sah man sechs Riemplätter mit so regelmäßiger Schwingung in's Wasser tauchen, wie nur die Mannschaft eines Kriegsschiffes sie hervorzubringen versteht. Es war nicht mehr zu verkennen, das Boot wollte Capitain Kühlwetter einen Besuch abstatten. In zehn Minuten hielt es am Lande. Vier Männer stiegen aus und das Boot zog sich vorsichtig wieder zwanzig Schritte vom Ufer zurück, alle Augen aber scharf auf den Vorgang am Lande richtend. Die kurze Strecke bis zum Hause war von den Gelandeten bald zurückgelegt. Sie standen davor und klopfen an die Thür. Da aber im Hause Niemand wohnte, denn die alte Magd und der Knecht des Capitains waren ihrem Herrn nach Emmerslund gefolgt, so ward ihnen keine erwünschte Aufforderung zu Theil, die Schwelle zu überschreiten. Das schienen die vier Männer auch bald einzusehen und nachdem zwei von ihnen rings um das Haus gegangen waren und alle Läden verschlossen gefunden hatten, faßten sie einen raschen Entschluß und bewegten sich in der Richtung nach Capitain Mevissen's Hause.

»Gut, daß Helene noch nicht wieder unten ist,« sagte Capitain Burns zu sich selber, »denn wer kann wissen, wie dieser Anfang endet!«

Während die vier Männer die tausend Schritte, welche zwischen den beiden Häusern lagen, rasch zurücklegten,

ruderte die Schaluppe auch längs des Strandes daher, und nicht lange dauerte es, so hatte man Capitain Mevissen's idyllische Wohnung erreicht. Doch begeben wir uns jetzt selber an den Strand hinab und schauen dem seltsamen Vorgange aus der Nähe zu.

Capitain Mevissen hatte vom Fenster aus mit seinem vortrefflichen Glase das Ganze so gut und noch besser überschaut, als die auf dem Andreasberge Stehenden, aber er hatte sich wohl gehütet, eine Bewegung zu unternehmen, welche die Dänen als eine freundlich entgegenkommende hätten bezeichnen dürfen. Erst als eine derbe Faust an seine Fenster schlug, schaute er verwundert auf und trat alsbald den unwillkommenen Gästen vor seiner Thüre entgegen.

»Guten Morgen,« sagte der Führer des Trupps, den Capitain Mevissen's kundiger Blick sogleich für einen Corporal der Marine-Soldaten erkannte – »schläft man bei Euch so lange?«

»O – ja! Je nachdem es ist!« erwiderte der Angeredete gedehnt und sehr natürlich ein künstliches Gähnen erheuchelnd, wobei er sich so gemüthlich wie möglich die Physiognomien seiner Besucher betrachtete.

»Wo steckt der Mann in jenem Hause da oben?«

»Verreist, Corporal!«

»Wohin verreist – wenn's beliebt?«

»Nach Apenrade, um sich die Rothröcke zu besehen, denke ich.«

»Nennt Ihr das eine Reise, Landsmann? Und die Rothröcke, sagt Ihr? Soll ich das als eine Beleidigung Sr. Majestät Soldaten verstehen?«

»Beleidigung? Warum nicht gar! Ich sagt's blos zur Unterscheidung von Euch, weil Ihr Blaujacken seid – hm!«

»Aha! – Wie heißt Ihr und wer seid Ihr?«

»Capitain Mevissen – pensionirt – alter Soldat, Herr!« brüllte unser langer Freund heraus und reckte seine hageren Gliedmaßen straff in die Höhe, wie ein Grenadier vor'm Parademarsche.

»Es ist gut, Cap'tain Mevissen. So will ich Euch eine Frage vorlegen, die Ihr mir auf Euer Gewissen beantworten mögt. Ihr seid hier in diesem Striche gut bewandert, denke ich, und kennt alle Ansiedler um das Wasser herum – hier und dort drüben, nicht?«

»Wer sollte sie wohl kennen, wenn ich sie nicht kenne, Corporal, he?«

»Um so besser. Wo ist drüben im Sundewitt das Haus des Pächters Rasmus Harms?«

Mevissen schaute verblüfft auf, als er diesen Namen hörte, denn er hatte in der That einen unbekanntem erwartet. »Rasmus Harms!« rief er – »Ei gewiß, den kenne ich wohl – so ziemlich wenigstens –«

»Welches ist sein Haus – geschwind, oder –«

»Das da drüben, westwärts, ist, glaube ich, sein Haus –«

»Glaubt Ihr nur? Ich denke, Ihr wißt – he? Ist das die Wahrheit, Landsmann?«

»Habt Ihr schon gehört, daß Cap'tain Mevissen eine Lüge gesprochen?«

»Nein, Herr, aber es aufrichtig zu gestehen, ich habe ihn auch noch nicht die Wahrheit sprechen hören, denn ich sehe ihn heute zum ersten Male.«

»Nun, so merkt's Euch für das nächste Mal.«

»Das wollen wir, Landsmann – seid Ihr schon einmal mit Dampf gefahren, Cap'tain?«

»Gott soll mich vor dem Teufel bewahren – ich segle auf dem Wasser nur mit Gottes Winden herum, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich mir aus dem Dampfe der Menschen nur *so viel* mache.«

»So!« lachte der aufgelegte Corporal, dem der ehrliche Landsmann ohne Zweifel behagte. »Dann könnt Ihr aber einmal eine Probe machen und sehen, wie es Euch gefällt. Und nun genug der Worte – marsch, in's Boot!«

»In's Boot? Und warum denn, wenn's beliebt?«

»Wenn's beliebt? Haha, Herr, soll man Euch Euern harten Schädel weich klopfen, damit Ihr zur Höflichkeit und zum Gehorsame gegen Sr. Majestät Diener kommt?«

Plötzlich erkannte Capitain Mevissen an dem krausen Gesichte des Corporals und seiner Begleiter den Ernst des bis jetzt so spaßhaft geführten Gesprächs, und ohne hörbares Murren, obwohl er inwendig gewaltig grollte, zog er seine Hausthüre fest an und folgte den beiden voranschreitenden Soldaten, während die anderen unmittelbar hinter ihm hergingen. Zwei Minuten später saß er zwischen den Matrosen in der Schaluppe und flog dem Odin

zu, der ihnen mit dumpfem Gerassel schon entgegen geschaufelt kam. –

»Glückliche Reise, Kamerad!« rief Capitain Kühlwetter auf der Warte mit einem wehmüthigen Seufzer aus. »Sie nehmen ihn wahrhaftig mit – hol' sie der Geier!«

»Ihr könnt Euch bei Mevissen bedanken, daß er Euch die Morgenfahrt abgenommen, denn auf Euch war es zuerst gemünzt,« bemerkte Capitain Burns. »Aber was mögen sie von ihm wollen?«

»O, o! Armer Mevissen! Donner und Sackerlot, das ist ja eine Injurie für uns Alle, Commodore!«

Der Commodore lächelte, so wenig er zum Lächeln geneigt war, aber er antwortete nichts, sondern verfolgte mit sprühenden Blicken die Schaluppe, die nach einigen Minuten an ihr Schiff legte und einen Theil ihrer Mannschaft an Bord sandte, wozu auch Capitain Mevissen gehörte. Nach kurzer Zeit aber und nachdem der Dampfer bis dicht vor Rasmus Haus geschaufelt, kletterten sie wieder in das Boot und die sechs Riemen setzten sich abermals in Bewegung, dem Landungsplatze hinter Rasmus Harms Hause zustuernd.

»So wahr ich lebe!« rief jetzt Andreas heftig aus und sein Gesicht überflog eine lebhaftere Farbe – »Sie gehen nach Rasmus Hause! Sie haben es auf Henrik abgesehen! Hoho, Ihr Herren! Ihr kommt zu spät, der Vogel ist ausgeflogen. Das nenn' ich einen Glücksfall, Capitain!«

»Na, was das für ein großer Glücksfall für Mevissen ist, den sie mitgenommen haben, sehe ich nicht recht ein. Was soll der denn dabei?«

»O, Köhlwetter, seht Ihr das nicht? Sie haben ihn als Boten gedungen, um mit dem ersten Schläge den richtigen Ort zu treffen.«

»Wahrhaftig, ja, so wird es sein. Was Ihr schlau seid, Capitain! Nun, dann will ich mich noch bescheiden, die Suppe schmeckt so bitter nicht – schaut, da sind sie am Lande – Halloh!«

Und in der That, in diesem Augenblicke legte die Schaluppe am jenseitigen Strande an. Und daß ihr diesmaliges Unternehmen ein wichtigeres war, bewies sie dadurch, daß sie anstatt wie vorher vier Mann mit einem Corporale abzusenden, diesmal zwölf Mann mit einem Offiziere landen ließ, von denen zwei am Strande mit geschulterten Gewehren auf und abgingen, die übrigen aber sich vorsichtig dem Hause näherten, welches in tiefster Stille dalag und wie ausgestorben erschien.

Aber Rasmus Harms wußte wohl, was er that; denn obschon er den Odin und die bemannte Schaluppe recht gut bemerkte, hielt er sich doch im Innern des Hauses bei irgend einer Arbeit auf und ging erst der feindlichen Mannschaft, als sie endlich nach längerem Lauschen die Diele betrat, mit einer so gemüthsruhigen und gleichgültigen Miene entgegen, als ob er tagtägliche Gäste hereinschreiten sähe. Dennoch aber begriff er den Ernst seiner Lage sehr wohl und hatte auch gleich eine richtige Ahnung von dem Zusammenhange des Vorhabens der Dänen.

»Heda!« rief der voranschreitende Offizier, der keineswegs wie sein Corporal zum Scherze aufgelegt schien.

Kommt heraus, Mann, und bringt die Hunde zur Ruhe, wenn ich sie nicht erschießen soll – rasch, wenn's beliebt – wo ist Rasmus Harms?»

»Hier ist er, Herr!« Und der rechtmäßige Eigenthümer dieses Namens stellte sich in seiner breitbeinigen Art, die Hände in die Jackentaschen gesenkt, stramm vor den Fragenden hin, nachdem er mit kurzem Zurufe die Hunde zur Ruhe verwiesen.

»Wo sind Eure Söhne, Harms?»

»Ich habe nur einen und der ist weit weg.«

»Wo ist er, wenn man fragen darf?»

»Zur See, Herr!«

»Und Eure Knechte?»

»Sie sind mir entlaufen. Wenn Ihr sie mir wieder schaffen könnt, so thut Ihr mir einen Gefallen damit.«

»So, und wer ist der da, der da oben vom Heuboden herabguckt?»

Rasmus drehte sich erschrocken um und gewahrte in der That einen seiner zurückgebliebenen Knechte, Jens mit Namen, den die Neugierde aus seinem augenblicklichen Verstecke hervorgelockt hatte.

»Herab da!« rief der Offizier mit befehlendem Tone und zog eine Pistole aus seinem Gürtel. »Oder gehen drei Mann hinauf und holen den Burschen herunter – vielleicht sind ihrer mehrere da oben. Wart, Rasmus Harms, Ihr seht, wie ich Euch Eure entlaufenen Knechte wieder-schaffen kann.«

In wenigen Minuten erschien Jens, am ganzen Leibe zitternd, denn ein Soldat stieß ihn von hinten, die beiden

anderen von rechts und links, so daß er wohl geradeaus mußte.

»Wie heißt Ihr, Bursche? – laut, wenn's beliebt!«

»Jens, lieber Herr!« wimmerte der Arme, dem noch das Heu an Haaren und Kleidern haftete und der zu ahnen begann, was ihm sogleich begegnen würde.

»Der Kerl hat gute Knochen und ist wohl bei Leibe – fort mit ihm – er ist wie zum Matrosen geboren.«

»Herr!« schrie Rasmus, während die Soldaten ihren ›freiwilligen Streiter‹ abführten – »Wißt Ihn was Ihr thut?«

Der Offizier schwieg, aber er konnte nicht unterlassen zu erröthen, als er das ehrliche Gesicht des Fragenden und seine drohende Miene erblickte, der seine Rede sogleich damit ergänzte, daß er hinzusetzte: »Ihr raubt Menschen – und das will Seine Majestät der König von Dänemark nicht.«

»Hat er es Euch vielleicht selbst gesagt – he?«

»Ja, er hat es mir eben so gut gesagt, daß Ihr mir *nicht* meine Knechte nehmen sollt, wie Euch, *daß* Ihr sie nehmen sollt. Wie soll ich leben, wenn ich keine Hände habe zur nöthigen Arbeit?«

»Still! Halt Er's Maul, sonst werden wir es Ihm stopfen, wenn Er es zu weit aufreißt. Und jetzt aufgemerkt, Mann! – Kennt Ihr einen Schriftsteller und Zeitungschreiber Henrik Paulsen?« Rasmus schaute bei diesen Worten hoch auf, schwieg aber eine Weile standhaft, denn er besann sich auf die passendste Antwort. Endlich sagte er fest und bieder: »Ja, ich kenne ihn, denn er hat

bei mir gewohnt und ich bin sein Pächter. Ob er aber ein Zeitungsschreiber ist, wie Ihr sagt, ist mir nicht bekannt.«

»Und wo ist dieser Henrik Paulsen?«

»Seit einigen Tagen nach dem Süden abgereist.«

»Ist das wahr?«

»Wenn Ihr mir nicht glaubt, so weiß ich nicht, wie ich Euch von der Wahrheit überzeugen soll.«

»Wo hat er hier gewohnt?«

»Dort oben in jenem Zimmer.«

»So folgt mir dahin.« Und mit raschem Sprunge war der Offizier auf der kleinen Treppe und stand bald darauf in Henrik's Zimmer. Der Ofen war kalt und kein Zeichen der Anwesenheit eines Menschen zu bemerken. »Zieht den Bettschrank auf – Ihr da!« befahl der Offizier. – Rasmus that wie befohlen. Das Bett war unberührt und auch hier war nicht einmal ein abgelegtes Kleidungsstück zu sehen. Der Offizier verließ das Zimmer wieder und begab sich in den Pesel, wo er die Frauen weinend fand und auf seine Fragen dieselben Antworten erhielt, die ihm Rasmus gegeben hatte. Darauf kehrte er nach der Diele zurück und beorderte sechs Mann, das Haus vom Dache bis zum Keller zu untersuchen, von denen er nach einer Weile die Meldung erhielt, daß kein männlicher Bewohner darin zu finden sei.

»Es ist gut,« brummte der Offizier unwillig, der offenbar auf einen besseren Erfolg seines glorreichen Unternehmens gerechnet hatte. »Nehmt Euch in Acht Rasmus Harms,« rief er dann und drohte mit seiner Pistole, die

er fortwährend in der Hand hielt. »Ihr seid sehr verdächtig. Schon daß der Staatsverräther Paulsen bei Euch gewohnt hat, wie wir bestimmt wissen und Ihr selber sagt, verurtheilt Euch hinreichend. Aber Ihr könnt Euer Vergehen theilweise wieder gut machen. Wir brauchen frisches Fleisch an Bord. Gebt, was Ihr habt.«

»Herr!« erwiderte Rasmus mit Miene und Tone eines tief Gekränkten, der sich aber wie ein Mann in das Unvermeidliche zu fügen weiß. »Ihr habt mich nicht um meinen Knecht gefragt, den Ihr mir genommen, so braucht Ihr mich auch nicht um meine Schweine zu fragen. Mir sind Menschen mehr werth, als Säue. Nehmt was Euch beliebt, da Ihr einmal den Befehl von Sr. Majestät dem Könige von Dänemark dazu habt.«

Grollenden Blickes stand der dänische Offizier vor dem einfachen deutschen Manne, der ihm in der That imponirte. Nur sein Auge drohte, aber sein Mund hatte keine Worte für seine Empfindung. »Holt ein Schwein!« rief er endlich einigen Soldaten zu und wies auf die Koben, hinter deren Verschlag ein unruhiges Grunzen hinlänglich die Anwesenheit ihrer Bewohner verrieth. Zwei Minuten später schleppten vier Mann ein feistes Schwein hervor, das sich entsetzlich gegen die Missethat wehrte, die ihm geschah, und das Haus und den Strand mit einem Gebrülle erfüllten, daß den Zuschauern Hören und Sehen verging. Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, schritt der Offizier den vier Schweineträgern nach, während die

übrige Mannschaft ihm auf dem Fuße folgte, flüsterte Capitain Mevissen seinem alten Bekannten Harms zu – »lassen die Schurken mich hier? Zum Teufel, habe ich Flossen, über das Meer zu schwimmen?«

»Pst! Capitain! So haltet doch das Maul – wollt Ihr mit nach Fünen oder Seeland?« –

Einen Augenblick später war die Schaluppe wieder gefüllt. Niemand schien an den zurückgelassenen Capitain zu denken und er zeigte sich nicht sehr bereit, freiwillig zu folgen, denn er war, Harms Winke gehorchend, mit diesem innerhalb der Mauern des Hofes zurück geblieben. Bald daran aber hörte man die Zurufe des Steuermanns in der Schaluppe und die Riemen derselben setzten sich in Bewegung, ihre Leute dem Dampfer entgegenzuführen.



»Nun, und was ist das da?« rief Capitain Kühlwetter auf seiner Warte. »Schaut zu, Commodore, was tragen sie da nach dem Wasser? Bei meiner Mutter grauem Haare! Wenn meine Augen nicht blind geworden sind, so ist es ein fettes Schwein und ich meine sein Quieken bis hier herüber zu hören.«

»Das finde ich sehr natürlich. Sie nehmen die Gelegenheit wahr, mit Harms Ueberflusse ihre Küche zu versorgen,« lautete Andreas kurze Antwort.

»Aber wo bleibt unser Kamerad Mevissen? Ich habe nicht bemerkt, daß sie ihn in das Ding da eingesargt haben. Oder habt Ihr es gesehen?«

»Nein! Sie werden ihn am Lande gelassen haben – oder meint Ihr, daß sich ihre Artigkeit so weit erstreckt, ihn wieder nach Hause zu rudern und sich bei ihm für die Gefälligkeit zu bedanken, die er ihnen erwiesen?«

»Gott strafe mich – aber Ihr habt Recht – und nun können wir ihn nicht einmal herüber holen vor Abend.«

»Er wird sich wohl nach einigem Frühstücke bei Harms auf die Behendigkeit seiner Beine verlassen und den kleinen Umweg über Apenrade dem unbestimmten Harren auf unsern Liebesdienst vorziehen.«

»Hol' sie der Kuckuck! Das ist ein netter Spaziergang! Glücklicherweise ist es Mevissen, der ihn machen muß. Er hat die längsten Beine von uns Dreien. Ha! wenn es Bardow wäre, der brauchte drei Wochen, um die fünf Meilen hierher zu humpeln. Bei meiner Flagge, ein herrliches Frühstück da drüben!«

»Halt! Was ist das?« rief Andreas ängstlich und setzte sein Glas wieder an's Auge. Kaum aber hatte er es gesagt, so war das Gefürchtete schon geschehen. Dem aufwirbelnden Rauche vom Verdecke des Schiffes war rasch ein Knall gefolgt und eine Kugel sauste über das Wasser. Prasselnd schlug sie in Rasmus Harms Dach ein und die Capitaine sahen durch ihre Gläser Stroh, Balken und Bretter fliegen; zugleich auch fuhr der aus seinem Neste aufgescheuchte Storch wirbelnd in die Höhe und flatterte mit heiserem Gekreische in's Innere des Landes hinein.

»Die Bestien!« schrie Andreas. »Das ist ihre Rache weil sie Henrik nicht gefunden!«

»Halloh!« rief Capitain Kühlwetter, roth vor Zorn und am ganzen Leibe zitternd. »Mein Blut kocht, Commodore, daß ich so ein Lump bin und dem rauchenden Dinge da nicht Eins versetzen kann, wie ich möchte. Na warte! Aufgeschoben ist nicht aufgehoben – heute Ihr, morgen wir! – Da gehen sie hin, die Hallunken! Schaut, wie sie mit ihrem schwarzen Dampfe die reine Luft verpesten. Hol' Euch der Henker, Ihr Hunde – die Fische sollen Euch fressen – he, Cap'tain!« –

Aber der Angeredete war schon von seiner Seite gewichen. Als Andreas sich überzeugt daß für's Erste keine weitere Feindseligkeit gegen seine Nachbarn unternommen wurde, stieg er von der Warte herab, um den Frauen den mitangesehenen Frevel zu berichten. Zu Capitain Kühlwetter aber gesellte sich gleich darauf sein Nachbar Bardow, um ihn ein paar Stunden abzulösen, was dieser sich gern gefallen ließ, nachdem er dem lahmen Freunde in seiner lauten Art alle Vorgänge so genau wie möglich berichtet hatte.



Es mochte etwa elf Uhr Vormittags sein, als die eben geschilderten Begebenheiten am Ausgange der Apenrader Bucht ihr Ende erreichten; Abends halb neun Uhr aber, als die Familie in Emmerslund um den Speisetisch saß, erschien plötzlich Capitain Mevissen, müde wie ein

gehetzter Hase, hungrig wie ein gehetzter Wolf und mit einem so wüthenden Gesichte, daß Alle, erfreut zwar, ihn wiederzusehen, doch erschrocken sich um ihn drängten, um seine Erlebnisse den Tag über aus seinem eigenen Munde zu hören.

»Guten Abend, Alle zusammen!« rief er frohlockend, als er sich im warmen Zimmer, inmitten der gemüthlichen Familie des Freundes und vor allen Dingen vor einem wohlbesetzten Tische sah. »Guten Abend, sag' ich – ach! Ihr könnt wohl lachen hier in Eurer warmen Kojen – aber das war eine lange Jagd, haha! – Aber, Commodore, gebt mir ein Glas mit etwas Kräftigem, bis an den Rand gefüllt, oder – ich falle um wie ein zersplitteter Mastbaum.«

Sogleich stand eine Flasche vom Besten vor dem angegriffenen Manne und die Frauen bemühten sich um die Wette, ihm so viel Speisen zu reichen, als nur auf seinen Teller gehen wollten. Und so müde, so wüthend Capitain Mevissen auch war, so ließ er sich doch dadurch nicht abschrecken, vor allen Dingen seinen Hunger zu befriedigen. Uebermächtige Bissen, ohne sonderlich zu prüfen was es war oder ob es zusammen gehörte, verschwanden spurlos in seinem weiten Munde, wie ein kleines Boot im großen Schiffe verschwindet, um Capitain Köhlwetter's Gedanken bei diesem Anblicke zu gebrauchen, und dabei gab er in abgerissenen Sätzen und seinen Aerger allmählig herauslassend, Alles zum Besten, was er an diesem ereignißreichen Tage innen aufgestapelt hatte.

»Was!« rief Andreas, der ohne ein Wort zu sprechen dem Erzähler zugehört, »Sie haben einen Preis auf Henrik's Kopf gesetzt?«

»Ja, so ist es, – aber sie haben ihn noch nicht, um ihn zu bezahlen – das hat mir der Corporal auf dem Schiffe erzählt, der mich so freundlich behandelt hat – prächtiger Schinken das!«

»Und die Kugel hat nicht gezündet?« fragte Helene, die den ganzen Tag das Haus der Freunde nicht verlassen hatte.

»Ein Loch hat sie gemacht – so groß – weiter nichts. Und ein paar Sparren heruntergerissen – so lang – und den Storch verjagt – weiter gar nichts. Aber ich habe sie gesehen, als Rasmus sie im Heue gefunden, sie war so groß wie der Käse da, aber etwas schwerer – Gott soll mich strafen, wenn's nicht wahr ist! – Gebt mal ein Stück her davon – bah!«

»Und Niemand ist verwundet, Capitain?« fragte die besorgte Hausfrau, als sie den Käse hinreichte.

»Kein Mensch – gar keiner, nicht einmal ein Stück Vieh; wir waren ganz erstaunt darüber, denn so ein Stück Eisen schlägt alles Lebendige todt –«

»Ja, wenn es trifft!« bemerkte Capitain Bardow sehr schlau und hob den Zeigefinger empor. »Und auch nicht immer! Seht hierher!« und er klopfte behaglich an seinen hölzernen Fuß.

»Die Frauen schriean aber dennoch wie Mord und Tod eine halbe Stunde lang und wir hatten alle Mühe, ihnen

auseinander zu sehen, daß ein Leck über der Wasserlinie nichts zu bedeuten habe und leidlich zu stopfen sei – hol mich der Geier! Aber was half's? Sie blökten und zwitscherten, mehr wie die Thiere im Stalle, es war ein höllischer Scandal. Da – schenkt mir noch ein Glas voll – ah!«

»Und was sprachet Ihr da von einer Schlacht?« fragte Agathe, indem sie die Flasche ergriff und dabei zum ersten Male ein Wort hören ließ, seitdem der Capitain erzählte.

»Ja, das ist noch das Ernsthafteste von Allem,« wiederholte derselbe. Bei Bau hatten sich die Turner und Studenten aus Kiel gesetzt und eine feste Mauer gebildet. Aber die Dänen – verflucht seien sie alle zusammen! – haben die braven Jungen umzingelt, niedergehauen, geritten, geschossen – wie reifen Hafer. Aber sie haben sich wacker gewehrt, die Herren Studenten, Tausend Schwerenoth! und darauf gestochen und gesäbelt, daß viele Rothjacken in's Gras beißen mußten. Mit einem Worte, es war eine mörderische Schlacht – aber wir haben sie verloren – und das ist der Jammer!«

Andreas ging schweigend im Zimmer auf und nieder. Er hörte, er sah nichts mehr. Aber sein mächtiger Fußtritt erschütterte den Boden, den er trat, und die Stühle zitterten, in deren Nähe er kam.

»Und in Apenrade?« fragte er endlich und trat an Mevissen heran, der immer noch aß und trank.

»Ja, in Apenrade, Capitain, da geht es lustig her, das heißt, unter dem dänischen Gesindel. Da schmausen und

zechen, und tanzen und jubeln sie, als ob die Welt von ihnen aus den Angeln gerissen wäre. Und doch haben sie 10,000 Mann gebraucht, um ein paar Hundert niederzumetzeln. Und Schleswig wäre ihre, sagen sie, und kein Mensch auf Erden könne es ihnen wieder entreißen, und alle Deutschen müßten an den Bäumen hängen!«

Andreas hatte genug gehört; er verließ das Zimmer, um in der kühlen Abendluft draußen sein kochendes Blut zu beschwichtigen. Die Frauen aber saßen in einer Ecke zusammen und weinten leise. Sie mochten sich nicht in das Gesicht sehen, als hätten sie sich zu schämen und als wäre ihnen allein das ganze Unheil des Tages geschehen. Die drei Capitaine aber, denn sie waren jetzt wieder alle bei einander, blieben allein am Tische sitzen und flüsterten sich ihre Gedanken zu, die in ihrer Art eben so schmerzlich waren wie die aller Uebrigen.

## ZWEITES KAPITEL. DIE JÜTISCHEN FREISCHAAREN.

So groß die Hoffnungen der Schleswig-Holsteiner auf einen günstigen Erfolg ihrer patriotischen Bestrebungen und das Vertrauen zu der siegreichen Gewalt ihrer moralischen Ueberlegenheit gewesen waren, als Dänemark's tyrannische Herrschaft durch jenen hochherzigen Aufschwung endlich gebrochen schien, so groß war jetzt die Trauer und Trübsal im ganzen Lande, als der erste Versuch, dem physisch mächtigeren Feinde zu widerstehen, so kläglich und unerwartet geendet hatte. Wer auch die entferntere oder nähere Schuld dieses herben Schlages tragen mochte – das zu untersuchen half jetzt

nichts mehr. Das Unglück war nicht rückgängig zu machen, es mußte also ertragen werden. Alle Tage aber liefen neue schmerzliche Nachrichten ein. Fast jede Familie hatte irgend einen Verlust erlitten. Denn außer den Gefallenen und Verwundeten, welche das kleine schleswig-holsteinische Heer zählte, hatten die Dänen noch 700 Mann gefangen genommen, und viele unter jenen und diesen gehörten den ersten Familien des Landes an. Aber der Schmerz wurde gemäßigt durch den Gedanken, daß das Vaterland diese Bluttaufe verlange, um in Zukunft vor härteren Schlägen bewahrt zu bleiben. Wie man vom Schlimmen zum Guten, vom Nichts zum Etwas, vom kleinen Anfange zum großen Ende schreitet, so glaubte man von der Niederlage zum Siege schreiten zu müssen und riesenhafte Anstrengungen wurden daher zu neuen Rüstungen gemacht. Und noch einen Trost hatte man bei dem allgemeinen Jammer. Man hatte die Tapferkeit zu bewundern Gelegenheit gehabt, mit welcher das kleine bei Bau geschlagene Häuflein der reichlich mit Offizieren versehenen und geübten dänischen Armee widerstanden hatte. Daß diese jungen, kaum militairisch bekleideten und bewaffneten Leute fähig waren, einst über die Dänen zu siegen, unterlag keinem Zweifel mehr. Der innere Kern siegreichen Widerstandes, die natürliche göttliche Gabe todesverachtenden Muthes war vorhanden, es fehlte nur an äußerer Ausrüstung und an Offizieren, die man ja auch endlich zu bilden oder von Deutschland zu erhalten hoffte und die nach der verlorenen ersten Schlacht

erst recht begierig werden mußten, die zweite vollständig zu gewinnen. Denn der menschliche Geist ist einmal, diesem scheinbaren Widerspruche unterworfen; ihm ist von der Natur der seltsame Trieb eingepflanzt, die größte Hoffnung oft da zu hegen, wo er am hoffnungslosesten darniederzuliegen scheint. Er ist, nicht aus Leidenschaft, sondern aus Instinkt ein Spieler, der *va banque* ruft, wenn er in den letzten Zügen liegt und der das Glück durch Trotz herausfordert, wenn es ihm nicht aus freien Stücken entgegenkommt. Anstatt daß ihn Schwierigkeiten von einem kühnen Unternehmen abschrecken sollten, reizen sie ihn nur zur Ueberwindung derselben; eine allgemeine Niederlage spornt ihn zum zweifellosen Siege an, und je kräftiger, naturwüchsiger dieser Geist ist, einen um so härteren Schlag erträgt er, um sich danach desto elastischer zu einer höheren Stufe seines Wirkens zu erheben.

Was nun die Dänen betrifft, so hatte sie dieser erste und wahrscheinlich leichteste Sieg, den sie jemals errungen, trotzdem ihnen ihre in jeder Beziehung entschiedene Uebermacht bekannt war, auf eine maaßlose Weise übermüthig und großsprecherisch gemacht. Ihren ewigen Feind, den sie so lange gehaßt und gequält, konnten sie jetzt auch verspotten, denn er lag vernichtet zu ihren Füßen und sie standen triumphirend über ihm. Die Marken des begehrten deutschen Landes lagen vor ihnen geöffnet, seine Söhne waren theils todt, theils blutend, theils machtlos in ihre Hände gegeben – was konnte sie nun noch abhalten, das Siegel ihrer Macht ein für

alle Mal wuchtiger auf den Nacken der Ueberwundenen zu drücken? Daher ihr Jubelgeschrei, ihr prahlerisches Frohlocken über den gefallenen Feind, ihre öffentlich ausgerufene Verachtung seiner geträumten und nun so bald gebrochenen Kraft. Wie von jeher fast alle Inselvölker sich mehr als die Festländer dünken, vielleicht weil sie fühlen, daß sie in ihren Waffern unerreichbarer, abgeschlossener, also selbständiger und daher leicht selbsüchtiger sind, so hielten namentlich die dänischen Inselbewohner mit ihrer ihnen eigenthümlichen zähen Hinterlist, ihrer gleißnerischen Heimtücke und ihrer nur äußerlich mit höherer Bildung gefirnißten Brutalität nicht zurück, ihre ganze durch die Zeit gehäuften Leidenschaft gegen die deutschen Lande loszulassen. Sie geberdeten sich wie die Sieger der Welt und besangen ihre eigenen Thaten, als wären sie aus des nordischen Donnergottes ureigenem Schenkel entsprungen, als wären sie auferstandene Helden und Halbgötter der großen skandinavischen Vorzeit, und doch hatten sie nur mit ihrer ganzen Macht eine Handvoll schlecht organisirter und gleichsam zum Opfertode preisgegebenen junger Leute geschlagen. Und so zog denn die schon am Morgen ihrer Siegeslaufbahn ruhmreiche dänische Armee in das deutsche Schleswig ein, besetzte mit Hülfe einiger Verräther in den Städten, deren Namen man lieber der Vergessenheit übergeben als durch Nennung lehren muß, diese Städte selbst und stellte sich in den Schanzen der Dannevirke auf, um den etwa von Süden herankommenden Feind mit gleicher Münze zu bezahlen.

Die Behandlung feindlicher, das heißt deutscher Einwohner der Städte und Dörfer war schon von Seiten der geordneten Armee eine empörende, denn sie schlepp-ten fort, was sie fassen und halten konnten und fügten der Schmach ihrer Handlungen noch den Hohn beleidigender Worte hinzu. Aber was waren diese Thaten einer noch in Schranken gehaltenen Soldateska gegen die Frevel jener ungeordneten Banden und Horden, die, wie Hyänen dem Löwen folgend, wenn er auf Jagd und Beute wandelt, von Jütland her in die Fußtapfen der Krieger traten und über Alles, was etwa noch zu erbeuten, zu besudeln, zu vertilgen war, mit einer Gier ohne Gleichen herfielen. Woher die einzelnen Glieder dieser über das ganze nördliche Schleswig, gleich einer planmäßig geordneten Räuberbande, sich ausbreitenden Kette eigentlich kamen, Gott weiß es! aber sie waren wie durch Zauberschlag aus den Gründen der Erde und den Schlupfwinkeln der Wälder ausgestiegen, und Alles, was besitzlos, faustkräftig und zügellos war, gesellte sich zu ihnen, um da Nachlese zu halten, wo die siegreich vorschreitende Armee sich vielleicht noch zu großmüthig gezeigt hatte. So bildeten sich dies sogenannten jütischen Freischaaren, die auf nichts als Menscherraub, Pferde- und Rinderdiebstahl, Brand, Mord, und Völlerei ausgingen und in ihrem scheußlichen Thun noch von Oben her dadurch begünstigt wurden, daß man ihnen die Menschen, die sie fingen, bezahlte, was man einen Preis auf den Kopf eines Landesverräthers setzen nannte.

Wie viel ist über die *deutschen* Freischaaren im deutsch-dänischen Kriege geklagt und geschrieben worden, und wir wissen es wohl, daß Manche in ihren Reihen standen, die besser gethan hätten, dem deutschen Namen zu Liebe zu Hause zu bleiben und im Schatten der Vergessenheit ihr verlorenes Leben zu verbergen, aber dennoch beseelte einen großen Theil von ihnen, abgesehen von jener epidemisch-politischen Schwindelkrankheit, die damals in den Köpfen der deutschen Jugend grassirte, eine edle nationale Gesinnung in Bezug auf das Ziel, das sie in diesem Kriege sich vorgesteckt, sie waren kühne, zum Theile leichtsinnige, arbeitsscheue und beutelustig Gesellen, die die Nachsicht des lieben Gottes oft mehr in Anspruch nahmen, als die eigene Vernunft und männliche Zucht – aber sie waren auch tapfer, bei aller Vorliebe für den Punsch mäßig, ehrlich und keine Kannibalen wie die dänischen Freischaaren, die diesen Namen, mit den deutschen Freischaaren verglichen, nur mit Unrecht führten. Diese bettelhaften, fast nackten Horden, in Holzschuhen, mit Knütteln, Mistgabeln und Brandfackeln bewaffnet, kamen nun in hellen Haufen vom Norden daher gerannt und glaubten, jeder Acker, jedes Haus, überhaupt jeder Besitz, den die glorreiche Armee unzerstört hinter sich gelassen, gehöre von Gott und Rechtswegen ihnen und sie könnten schalten und walten nach Herzenslust über Alles, was da lebte und webte auf schleswig'scher Erde. Wie Heuschreckenschwärme fielen sie, in der Regel bei Nacht, über die wohlbekanntnen Wohnungen der deutschen Bevölkerung her, verwundeten oder tödteten die

Männer, mißhandelten die Weiber, füllten ihre Säcke mit Speisen, Geld und allerlei tragbarem Besitze, trieben die Viehheerden weg und endlich, um den Weg zu bezeichnen, den die dänische Rache nahm, zündeten sie zum Abschiede das Haus an, in welchem sie so eben geplündert und gewüthet hatten.

So ging es im Rücken der siegreichen dänischen Armee her und es war also kein Wunder, daß die Bewohner des nördlichen Schleswig's zitterten, wenn nur der Name dieser Freischaaren genannt wurde, deren Orgien von einer Küste bis zur andern schallten und die schlafenden Väter und Mütter aus ihrer Ruhe aufschreckten. Daher ertönte gegen diese Brut ein Weheschrei durch das ganze Land, und in allen Familien rüstete man sich, sie hinter den eigenen Mauern wohlgewaffnet zu empfangen und sich ihrer so schnell wie möglich zu entledigen.

Und gerade die Gegend zwischen Hadersleben und Apenrade und die Umkreise beider Städte hatten sich diese Streiter Gottes zum Kampfplatze ausersehen, denn gerade hier war unter die dänische Bevölkerung die deutsche am reichlichsten gemischt und, rings von Feinden und Verräthern eingeschlossen, schutzlos dem Unheile preisgegeben. Noch schlimmer wurde das Uebel dadurch, daß die jüngeren Leute entfernt, theils vor den Dänen geflüchtet, theils zur deutschen Armee zum Kampfe gezogen waren, und so blieb die Sorge des Schutzes

und der Vertheidigung den älteren Männern oder Knaben überlassen, und diese waren nicht immer stark genug, dem Wogenandrang jener jütischen Sündfluth zu widerstehen.

In Emmerslund hatte man sehr bald Gelegenheit, das Unwesen dieser Räuberschaaren aus nächster Nähe zu erfahren, denn alle Tage nach dem Siege bei Bau langten Nachrichten von Bränden, Mordthaten und Wegschleppungen an, die in der Umgegend verübt waren. Allein die ziemlich abgelegene Lage des Gutes hatte die Bewohner bis jetzt vor dem Besuche derselben geschützt und Andreas, von den drei Capitainen und seinen sechs alten Matrosen, die bei ihm geblieben waren, unterstützt, hatte Sorge getragen, einem etwaigen Anfall der Unholde mit Nachdruck zu begegnen.

Da aber lief mit einem Male, etwa acht Tage nach den von uns berichteten Begebenheiten, ein schreckliches Gerücht in der Runde umher und warf ein flammendes Licht auf die Thaten der Dänen, und leider muß die Geschichte die Wahrheit desselben bestätigen, so ungern sie auch den gesitteten Menschen als einen halbverwilderten Barbaren darstellt.

Auf dem reizend in stiller Waldeinsamkeit gelegenen Schlosse Glücksburg nämlich, zwei Stunden etwa von Flensburg entfernt, nicht weit von dem schönen Flensburger Fjord und der Landspitze von Holdnaes gelegen, hatten die Dänen schrecklich gehaust und noch dazu war der Anführer der Uebelthäter nicht ein Mitglied der Freischaaren, sondern ein dänischer Offizier, der Lieutenant

von Svane gewesen. Wenn dergleichen schon von einem Manne geschehen konnte, dem man allein vermöge seiner Stellung, Bildung und Gesittung zutrauen muß, was sollte man erst von bettelhaften rohen Haufen erwarten, die, ihrem Bildungsgrade gemäß, weit weniger Rücksichten als Herr von Svane zu nehmen hatten.

Das Schloß Glücksburg, alterthümlich gebaut, mitten in einem buchenumkränzten See gelegen, war seit langen Jahren der Liebblingssitz und Sommeraufenthalt der verwittweten Herzogin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg gewesen. Diese hochehrwürdige edle Frau, deren Wandel nur Wohlthun, Liebe und Menschenfreundlichkeit bezeichnet, hatte von jeher ein Vergnügen darin gefunden, mit ihrer unverheiratheten Tochter, der liebenswürdigen Prinzessin Louise, einige Monate im Jahre in ländlicher Stille und Zurückgezogenheit auf diesem Schlosse zuzubringen. Verehrt von Allen, die sie kannten, geliebt von Allen, die ihr nahe kamen, war sie eine von den Damen, die ihre hohe Geburt nicht als ein Vorrecht auf höheren Lebensgenuß sondern als eine Aufgabe betrachten, den unter ihnen Stehenden mit gutem Beispiele, das von Gott geschenkte Leben würdig zu benutzen, voranzugehen. Auf das Schloß dieser Dame, die überdieß die Mutter des Prinzen Christian, seines künftigen Königs, war, wurde der Lieutenant von Svane mit funfzig Mann vom 6. Bataillon der dänischen Linien-Infanterie fünf Tage lang einquartiert. Diese fünf Tage haben hingereicht, obengenanntem Herrn und seinen Begleitern ein Denkmal für die Ewigkeit zu setzen. Denn

dieser Herr geberdete sich in dem herzoglichen Schlosse, als ob er der über Tod und Leben gebietende Eigenthümer desselben wäre. Zuerst und um sich, wie es hieß, gegen einen Ueberfall zu schützen, hatte Herr von Svane die Zugbrücken, die zum Schlosse führten, abgebrochen – was sich im Kriege noch entschuldigen ließ – so dann es aber für seine landesherrliche Pflicht gehalten, mit seinen Soldaten die gefüllten Weinkeller des Schlosses zu leeren. Auch das hätte man ihm vielleicht als Sieger nicht übel gedeutet. Aber damit noch nicht befriedigt und vielleicht von dem edlen Weine, den er vorfand, berauscht, ordnete er eine Plünderung des Schlosses an, verwüstete das Mobiliar desselben und nahm sich davon mit, was ihm am besten gefiel, und was er theilweise wieder verkaufen ließ oder an Frauenzimmer von zweideutigem Rufe verschenkte, wovon ein Beweis ist, daß Jahre nachher die früheren Besitzer mancherlei Familienangelegenheiten hie und da von verschiedenen Inhabern wieder ankaufen ließen.

Die zarten Frauenarbeiten, von der Prinzessin eigenen Händen zu ihrer Freude hergestellt, alte Familienschätze, Bilder, seit Jahren in dem Schlosse gehütet, verwüstete seine freche Hand, indem er sie als Zielscheibe beim Pistolenschießen benutzte, da kein anderer Feind vorhanden war, der Kampfeslust des adligen Herrn sich entgegenzustellen. Aus der Privatkapelle der Herzogin nahm er ein silbernes Christusbild mit, den Armenstock zerschlug er und bereicherte seine Compagnie mit dem darin liegenden Scherflein für Arme und Hungernde,

ja, das Grabgewölbe der Familie entweihte er, indem er die Särge erbrach und die Gebeine der Todten antastete. Aus dem Abendmahlskelche trank er Punsch, während ein Mann auf der Orgel in der Kirche einen Galopp spielen mußte und der Prediger zum Mittanzen aufgefordert wurde. Zum Schlusse seiner Heldenthaten aber gab er am 16. April seiner Comvagnie und verschiedenen Frauenzimmern und Dienstmädchen der Umgegend einen Ball in den herzoglichen Gemächern und feierte dabei Orgien die sich leichter vorstellen als beschreiben lassen.

Zuerst das Gerücht und dann die Bestätigung dieser wahrhaft vandalischen Gewalt verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Herzogthum und also auch bis nach Emmerslund, und es war sehr natürlich, daß hier und an anderen Orten die Blicke der Trauernden und Geschändeten sich sehnsüchtig nach dem Süden wandten, um der Hülfe derer entgegen zu sehen, von denen sie allein zu erwarten war. Aber keine Nachricht hülfreich nahender Truppen drang zu den Ohren der kummervollen Herzogthümer, Alles blieb still für sie vom Süden aus und immer verderblicher brauste vom Norden her die zerstörende Völkerwoge heran.

Andreas Burns hatte sich längst auf einen Angriff seines Besitzthums vorbereitet. Beide Zugänge, vom Garten und der See wie vom flachen Lande aus waren durch feste Bohlenthere verschlossen und durch verschiebbare Balken nach Möglichkeit unzugänglich gemacht worden. Die großen Doggenhunde liefen frei auf dem Hofe und

im Garten umher und meldeten jeden fremden Fußtritt durch ihr wachsames Gebell an. Auf der Warte stand Tag und Nacht einer der Capitaine und lauerte auf jedes verdächtige Geräusch aus der Ferne. Alle Pferde und Kühe waren Nachts in ihre Ställe eingeschlossen und wurden nur bei Tage einige Stunden auf die Weide geführt. Innerhalb des Hauses waren alle Gewehre und Pistolen geladen und lagen mit vielen anderen Waffen, die noch von des Capitains Seefahrten herrührten, zum augenblicklichen Gebrauche bereit. Die Matrosenknechte waren auf verschiedenen Posten aufgestellt und mit den gehörigen Befehlen für einen etwaigen Ueberfall versehen. Schon seit dem 10. April lebte man in dieser Spannung, und obwohl Unruhe und Besorgniß auf den meisten Gesichtern zu lesen war, so hatte man doch noch keine Gelegenheit gehabt, den gefürchtetsten aller Feinde von Angesicht zu sehen. Andreas allein blieb ruhig und kalt, wie er es nicht anders sein konnte, denn seine männliche Seele war gegen alle Gefahren des Leibes und Lebens gehärtet, und wenn er auch dann und wann im Herzen Sorge um die ihm anvertrauten Lieben empfand, er ließ sie niemals über seine Lippen schlüpfen oder aus seinen Augen blicken, im Gegentheile, er ermunterte und ermuthigte Alle durch seine ungestörte Geistesruhe und seinen stets bereiten Zuspruch.

Da, am 18. April gegen Mitternacht sah Capitain Kühlwetter von der Warte aus ein Haus in der nächsten Umgebung in Flammen auflodern, wodurch die mordbrennerische Bande ihre Annäherung an die bisher verschonte

Gegend verrathen hatte. Aber nichts geschah in unmittelbarer Nähe des Andreasberges, was die Vermuthung hätte bestärken können, man habe auch Emmerslund einen Besuch zgedacht, obgleich Capitain Burns deutsche Gesinnung ringsherum jedem Kinde bekannt und mancher Verräther unter den umwohnenden Bauern zu fürchten war. Der 19. April verging ebenfalls ruhig wie die Tage vorher. Der Mond, der in der letzten Nacht seine ganze Lichtfülle über die Umgegend ausgestreut, verklärte den Horizont weit und breit und erleichterte dadurch Capitain Köhlwetter's Rundschau bedeutend, überreichte war auch in dieser Nacht zu erspähen und schon gab man sich der Hoffnung hin, daß die wüthende Bande westwärts und südlich gezogen sei, um ihre Frevel in noch unberührte und feindlichere Gegenden zu tragen.

Der 20. April, der Gründonnerstag, war angebrochen und man saß, mit Ausnahme von Capitain Bardow, der nur zur Zeit seiner Wache auf dem Berge erschien, sonst aber seiner alten Lore Gesellschaft leistete, deren Gemüthsruhe und Schwerbeweglichkeit sie am Verlassen ihres Häuschens hinderte, am Frühstückstische, als ein Bauersmann aus Barsmark meldete, daß die Bande in der Nacht vorher sich in seinem Dorfe gezeigt, einige Pferde und Kühe fortgetrieben und an einem einzeln stehenden Hause eine Brandstiftung versucht habe. Jetzt streife sie in kleineren Haufen in der Umgegend umher und suche offenbar eine Stätte, wo in der nächsten Nacht ein lohnenderer Schlag auszuführen sei.

Der Bauer entfernte sich wieder und hinter ihm wurde der Thorweg, der in das platte Land führte, wie gewöhnlich verschlossen. Der Tag verging abermals ruhig und Jedermann in Emmerslund behauptete seinen ihm angewiesenen Posten. Gegen Abend beschloß der Capitain, von einigen Knechten begleitet, einen Rundritt anzutreten, um sich von der Wahrheit der Aussage des Bauers mit eigenen Augen zu überzeugen. Als die Dämmerung eintrat, ritt er vorsichtig fort und hinterließ Capitain Köhlwetter seine Befehle, während Mevissen auf der Warte stand und Bardow wieder zu seiner alten Lore hinabgegangen war. Capitain Köhlwetter, nachdem er, mit den Frauen ein paar Worte gewechselt, verließ das Zimmer und begab sich in die Ställe, um eine Umschau innerhalb des Gehöftes zu halten und nachzusehen ob alle gegebenen Anordnungen ausgeführt seien. So waren die Frauen allein geblieben und mit ihrer täglichen Arbeit beschäftigt, Strümpfe für die vaterländischen Soldaten zu stricken, Binden und Bandagen zurecht zu machen und Charpie für die Verwundeten zu zupfen. Neben ihnen in einigen Körben standen die werthvollsten Sachen des Hauses, goldene und silberne Geräte; und in zwei blechernen Kasten lagen Andreas und Helenens Briefschaften und Gelder verwahrt, damit, wenn irgend ein Ueberfall stattfände, gleich das Nothwendigste zur Hand wäre.

»Du bist so still, Helene,« begann die Hausfrau das Gespräch und hielt in ihrer Arbeit inne, das in diesen Tagen

immer thränen schwere Auge auf das holdselige Weib gerichtet, dessen zarte Finger mit einem Streifen Leinwand emsig beschäftigt waren.

»Ja,« erwiderte Helene, »ich will es nur gestehen – ich habe einen Plan, Gertrud, den ich Dir mittheilen muß. Wir haben zwar unsere werthvollsten Besitzthümer hier zusammengepackt, aber sind sie sicherer in diesen Körben, sei offen hingestellt, als in ihren Schränken, die man wenigstens verschließen kann. Sollte der unbarmherzige Feind, was Gott verhüte, hereinbrechen, so fände er Alles recht bequem auf eine Stelle gehäuft und das Fortschleppen wäre ihm dadurch nur leichter gemacht. Besser scheint es mir, wir suchten einen sicheren Ort, wo kein menschliches Auge diese Dinge fände und wir brächten sie dann dahin, ohne daß Jemand darum weiß, als wir. Meint Ihr nicht auch?«

»Du hast Recht, Helene, ich habe auch schon daran gedacht,« entgegnete Agathe.

»Das ist auch meine Ansicht,« sagte die Mutter, »und ich habe schon mit Andreas darüber gesprochen, aber er hat keine Sorge, daß die Jüten bei seinen Anordnungen in's Haus gelangen.

»Andreas,« sagte Helene, »ist ein Mann und ein sehr kräftiger und muthiger Mann. Muthig sind wir zwar auch, denn unsere Nerven sind nicht von Seidenfäden gemacht, aber in diesem Punkte scheint mir die Sicherheit über den Muth zu gehen.«

»Du hast Recht, Helene,« rief die Frau Burns und sprang von ihrem Stuhle auf. »Andreas ist jetzt fort und

wir könnten seine Abwesenheit benutzen, diese Gegenstände in Sicherheit zu bringen, wo nur wir allein sie zu finden im Stande wären.«

»Aber wohin bringen wir sie?« fragte Agathe und legte ihre Arbeit bei Seite. Die Frauen beriethen eine Weile, dann hatten sie ihren Entschluß gefaßt und gingen sogleich daran, ihn auszuführen. Agathe holte eine große Stalllaterne herbei und zündete zwei Lampen darin an; Gertrud besorgte eine Hacke und zwei Spaten, und dann trugen sie selber die wohlverwahrten Körbe, Kasten und das Geräth in den Keller hinab, denn keiner der Diensten im Hause sollte den Ort wissen, wo man die Schätze der Familie verbarg. Von Niemandem bemerkt, – die Mägde hielten sich leise flüsternd in der Küche oder der Spinnstube auf – waren die Frauen in den Keller gelangt, den sie vorsorglich hinter sich zuschlossen, um nicht gestört zu werden. Von dem düsteren Lampenlichte nur nothdürftig in ihrem Thun beleuchtet, traten sie in den hintersten Raum eines Gewölbes, wo das Weinlager des Capitains seinen Platz hatte. Hier machten sie sich sogleich an die Arbeit; die Mutter lockerte die Erde auf und die beiden Anderen schaufelten sie fort, und da sie, obwohl nicht an dergleichen Arbeit gewöhnt, kräftig und fleißig waren, so hatten sie sehr bald in den leichten Sandboden ein geräumiges Loch gegraben, welches wenigstens einen der Körbe aufnehmen konnte.

»Es ist noch lange nicht groß genug,« bemerkte Helene und trocknete sich mit einem Tuche den Schweiß von

ihrer schönen Stirn, »es sind drei Körbe und zwei Kasten, die Platz haben wollen.«

»So rühre Dich!« rief Agathe und, die aufgegangenen blonden Locken amuthig über den Nacken zurückschüttelnd, stach sie mit einer Emsigkeit ihr Werkzeug in den Boden, als ob sie damit das liebe Brod verdienen müßte.

Es war ein schönes, obwohl seltsames Schauspiel, bei der matten Beleuchtung der Stalllaterne die drei Frauen in dem düsteren Gewölbe eine so hastige Arbeit vollbringen zu sehen. Schweigend stand die ältere von ihnen einen Augenblick auf ihre Hacke gelehnt und betrachtete mit Verwunderung ihre beiden jüngeren Gefährtinnen, deren wunderbarer Liebreiz in seiner von einander abweichenden Art ihr nie so auffallend vor Augen getreten war. Agathens geschmeidige Glieder bewegten sich blitzschnell hin und her, unter ihren flammenden Wangen hervor leuchtete das nur auf ihre Arbeit gerichtete Auge in seiner gewöhnlichen Milde, während ihr hoch aufathmender Busen Kunde von der Anstrengung gab, mit der sie ihre Aufgabe vollzog. Langsamer, aber tiefer mit ihren kräftigen Armen grabend, verrichtete Helene ihr Werk; ihr ausdrucksvolles Gesicht glänzte von einer lebensvollen Bleiche, wie man sie nur bei energischen Menschen findet, und ihr funkelndes Auge und die anmuthigen Bewegungen ihrer gerundeten Glieder verliehen ihr in dem dunklen Gewande, welches sie noch immer trug, das Ansehen einer Feenkönigin, die in ihren Schätzen gräbt.

»So,« sagte endlich Helene, »jetzt ist das Loch groß genug, glaube ich. Aber wir haben kein Stroh, es über die

Körbe zu decken und ihren Inhalt vor der Erde zu schützen.«

»Warte einen Augenblick!« rief Agathe, »ich hole ein Bund vom Hofe.« Und rasch schloß sie den Keller auf, sprang davon und lief mit fliegenden Haaren über den Hof, wo ihr Capitain Köhlwetter begegnete, dem sie ihr Anliegen vortrug. Verwundert blickte der alte Mann das so aufgeregte Mädchen an, aber er holte ein Bund Stroh herbei und erbot sich es dahin zu tragen, wohin sie es haben wollte.

»Nein, nein,« rief Agathe, »ich kann es allein tragen, ich bin nicht so schwach, wie Ihr denkt.« Und damit nahm sie es ihm ab und eilte wieder in das Haus hinein.

Kopfschüttelnd stand der alte Seemann und blickte ihr nach. »Ein niedliches kleines Ding!« murmelte er vor sich hin, »aber eigensinnig sind sie doch alle – bah!« Und er schritt wieder über den Hof und, durch eine nur den Vertrautesten des Hauses bekannte Oeffnung in der stachelichten Hecke, die den Garten vom Hofe trennte, hindurch kriechend, ging er leise pfeifend über die Wiese der Warte zu, um seinem Kameraden Mevissen einen guten Abend zu sagen. –

Bald war das Werk im Keller vollbracht; die Körbe und Kasten waren in den ausgehöhlten Raum gestellt, das Stroh darüber gebreitet und nun beschäftigten sich die klugen Frauen damit, die lose Erde darauf zu schütten, was eine leichtere Arbeit war, aber mit großer Vorsicht vollführt werden mußte, da man keine Spuren der frischen Umgrabung hinterlassen durfte. Endlich waren sie

auch damit zu Stande gekommen, und nun stampften sie mit den Füßen das aufgeschüttete Erdreich fest, so fest sie nur konnten, und fegten zuletzt mit einem Besen die Oberfläche glatt, daß das Geheimniß in der That ziemlich sicher verwahrt schien.

»Nun leuchte, Agathe,« sagte Helene, »und laß uns untersuchen, ob irgend eine Spur verräth, daß hier unter der Erde etwas verborgen ist.«

»Halt!« rief Agathe und hielt die Laterne hoch empor, so daß ihr röthlicher Schein auf die ruhig liegenden Flaschen mit dem köstlichen Inhalte fiel. – »Ich glaube, wir haben Unrecht gethan, gerade diesen Ort für den sichersten zu halten. Gelangt irgend ein Feind in das Haus, so wird er den Weinkeller wie überall zuerst aufsuchen und dann könnte er leicht auf die Spur unseres Geheimnisses gerathen,«

»Deine Besorgniß kommt zu spät,« lächelte Helene, »es ist einmal geschehen. Bis morgen mag es so bleiben und dann mag Dein Vater die Erde noch fester stampfen oder die Körbe an einen Ort bringen, den er für geeigneter hält. Für heute haben wir unsere Pflicht gethan und sind ermüdet. Sind wir ganz fertig?«

»Ja,« sagte die Mutter und ergriff die herumliegenden Spaten, während Agathe noch einmal mit der Laterne über den Boden leuchtete. Hierbei fielen die Augen der Umherschauenden auf einander und sie bemerkten gegenseitig, daß ihre Gesichter von der Anstrengung der ungewohnten Arbeit hoch geröthet, ihre Haut mit

Schweiß bedeckt und ihre Hände von der Erde arg beschmutzt waren.

»Pfui!« sagte Helene, »wie sehen wir aus!«

»Wie Frauen, die ihre Pflicht erfüllt haben, Kinder!« entgegnete die Mutter. »Laßt uns aber jetzt hinaufgehen und uns reinigen.«

Und damit wollten sie eben den Keller verlassen, als alle plötzlich in ihrer Bewegung inne hielten, denn ein ungeheures Geheul schallte heiser und dumpf vom Hofe her bis in den verschlossenen Keller hinein.

»Was ist das?« rief Helene – »das ist nicht der Capitain – schließ auf, schließ auf, Agathe, damit wir hinaufkommen –«

»O mein Gott – wo ist der Schlüssel?« rief diese, mit beiden Händen in den Taschen ihrer Kleider ängstlich suchend.

»Schnell! Wer hat ihn?« rief die Mutter. »Nein, es ist nicht Andreas – macht, daß wir hinauskommen, es ist kalt hier und wir sind erhitzt.«

Man stand erschrocken da, suchte überall den Schlüssel – aber er war nirgends zu finden. Die erschöpften und nun noch geängstigten Frauen hatten die Sprache verloren; starr blickten sie einander an, denn von oben her erscholl jetzt ein dumpfes, unbestimmtes Getöse, dessen Ursache man leider wohl vermuthen, aber auf keine Weise vollständig erklären konnte.

Kehren wir jetzt zu Capitain Köhlwetter zurück, der eben den Hof verlassen hatte, um seinen Wache haltenden Kameraden auf der Warte aufzusuchen. Mit eiligen Schritten erstieg er die Höhe und kam zur rechten Zeit oben an, um seine Augen mit denen Capitain Mevissen's zu vereinigen, denn dieser hatte zu derselben Zeit einen Menschenhaufen zu erblicken geglaubt, der von Apenrade her in nächtlicher Stille, aber rasch den Hügel ersteigend sich so heimlich wie möglich dem Gehöfte zu nähern schien.

»Sie sind's!« flüsterte Mevissen beklommen. »Komm herunter vom Mastkorbe, jetzt wollen wir ihnen auf Deck die Zähne weisen. Hallo! Nun ist aber der Commodore fort und wir haben die Enterer allein abzuschlagen.«

»Um so mehr Ehre für uns!« rief Köhlwetter frohlockend und, immer zwei Stufen auf einmal überspringend, glitt er mit einer Eile die Treppe hinab, daß die alten Bretter unter ihm krachten und er beinahe zu Boden gestürzt wäre, als er die feste Erde erreichte.

»Sachte!« sagte Capitain Mevissen, als er hinter seinem Kameraden her stolperte. »Hol' die Hallunken der Teufel! Beinahe hätten wir uns die Hälse gebrochen, ehe wir sie an der Kehle gefaßt haben.«

»Wenn ich sie nur erst daran hätte! Vorwärts, Mann, kaltes Blut und offene Augen jetzt – nun geht der Tanz los – ich habe schon lange Lust gehabt, einen Menschen zu prügeln, der dänisches Blut in den Adern hat, und nun schickt mir der Herrgott diese Burschen in den Weg.«

Mit diesen Worten waren sie in den Hof geschlüpft, hatten ein paar dicke und noch dazu geknotete Tauenden ergriffen – eine Waffe, die sie vortrefflich zu handhaben verstanden – und stellten sich mitten im Hofe auf, voller Erwartung, was der nächste Augenblick bringen würde.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Denn schon schlugen die Hunde, die die nahenden Menschen gewittert hatten, ihr wildes Gebell an und stürzten nach dem Thorwege, der fest verrammelt und einem ziemlich starken Angriffe zu widerstehen geeignet war.

In diesem Augenblicke ließ sich ein tobendes Geschrei von Außen vernehmen, Knittel und sonstige harte Gegenstände wurden mit Gewalt gegen den Thorweg gestoßen und zwischendurch ungestüm Einlaß begehrt.

»Still!« flüsterte Köhlwetter seinem alten Freunde und den herbeischleichenden Matrosen zu – »Still! Laßt sie gewähren. Brechen sie den Thorweg auf, dann erst stürzen wir ihnen entgegen wie sechs Bomben und schmettern sie alle zu Boden.«

Schwer aufkeuchend, die Köpfe horchend vorgebeugt, standen die sechs unerschrockenen Männer im Hofe, mit geschwungenen Tauen und Knütteln, und sahen dem Angriffe der draußen Stehenden mit einem wahren Heißhunger auf einen gesunden Kampf entgegen.

»Aufgemacht!« brüllte eine heisere Stimme in dänischer Sprache – »Aufgemacht, Ihr deutschen Hunde, oder wir brennen Eure Baracken nieder!«

»Soll ich eine Flinte aus dem Zimmer holen, Kühlwetter,« flüsterte Mevissen, »und aus dem Pferdestallfenster einen zu Boden strecken?«

»Nein, Kamerad, kein Blut vergießen, so lange es nicht nöthig wird, – so lauten die Befehle des Commodore und wir müssen ihm gehorchen, denn wir vertheidigen sein eigen Schiff und er ist unser Capitain. Klopfen kannst Du sie, so viel Du willst, und tüchtig wo möglich, daß sie das Wiederkommen vergessen – aber kein Schuß, kein Blut – aber was ist das?«

In diesem Augenblicke hörte man das klirrende Geräusch zerbrechenden Glases und gleich darauf entstand im Pferdestalle ein Krachen als ob ein Fensterflügel mit Gewalt hinabgeschleudert würde. Zugleich fingen die Pferde an zu stampfen und zu wiehern und man konnte daraus schließen, daß die Feinde das Stallfenster von Außen erklettert, es durchbrochen und so einen Eingang in das Innere der Gebäude gefunden hatten. Sie mußten also Leitern bei sich haben, denn das Fenster war außerhalb des Gehöfts, da es über dem abwärts führenden Wege lag, wenigstens zwölf Fuß vom Boden entfernt, während es im Stallraume nur etwa vier Fuß von der Diele maß. Kaum hörten die aufmerksamen Hunde das Gepolter im Pferdestalle, so stürzten sie heulend dahin und wenige Sekunden darauf hatten sie ihre Beute gefaßt, und Hundegeheul, Pferdegetrampel und Menschengeschrei brachten zusammen einen Lärm hervor, daß ein schwaches Herz Zittern und Beben dabei überfallen hätte. Aber schwache Herzen gab es in diesem Augenblicke

auf Emmerslund nicht. Im Nu war die Hälfte der im Hofe stehenden Männer innerhalb des Stalles und bei der schwachen Beleuchtung, die von einer einzigen Laterne darin herrührte, erblickten sie ein Schauspiel, welches anfangs so verworren und drohend erschien, daß sie eine geraume Zeit brauchten, um es in allen Einzelheiten zu erkennen und selbstthätig mit in seine Entwicklung einzugreifen. Drei bis vier Männer, in abgerissenen Kleidern und mit Stangen und Knütteln bewaffnet, waren vom Fenster zur Erde herabgesprungen; zwei von ihnen lagen schon am Boden, von den Doggen fürchterlich zerfleischt, während die beiden anderen mit ihren Prügeln über die gewaltigen Hunde herfielen. Aber die wackeren Thiere verstanden zu kämpfen und bissen wüthend unter mörderischem Geheule auf die Angreifer ein. Dabei schlugen die Pferde mit gestäubten Mähnen und sprühenden Nüstern aus und vollendeten so das grausige Bild. In diesem Augenblicke aber, wo die Vertheidiger des Stalles zu ermatten anfangen, kam ihnen vom Hofe die Hülfe und drei entsetzliche Prügel wirthschafteten mit einer Schnelligkeit und Bedachtsamkeit, hinter den ausschlagenden Pferden herum, daß die davon Getroffenen in eine arge Klemme geriethen. Aber die im Fenster stehenden und zur Reserve bestimmten Freischaaren, die die fürchterlichen Hiebe unter sich regnen hörten, stutzten und schienen die Lust verloren zu haben, an denselben Theil zu nehmen, ermunterten aber um so eifriger die draußen Stehenden, den Thorweg zu sprengen, um

von hinten her ihren Kameraden zu Hülfe zu eilen. Diesen Plan aber durchschaute Capitain Kühlwetter, der mit seiner gewaltigen Commandostimme die ganze Schlacht im Halbdunkel leitete, und der seinerseits selbst sehr lebhaft wünschte aus dem Stalle in's Freie zu gerathen, wo er Unterstützung bereit wußte und seinen krachenden Prügel besser schwingen konnte. Daher brüllte er plötzlich seinem Freunde und dem Knechte, die neben ihm fochten, zu, nach dem Hofe zu weichen. Diese verstanden den Wink und befolgten ihn sogleich. Die fünf bis sechs Mann aber, die nach und nach durch das Fenster in den Stall gestiegen waren, hielten diesen Rückzug für eine Flucht und folgten den davon Eilenden mit einer Hast, die nur ihrer Wuth gleichkam, ihre bisherige Niederlage in Sieg umgewandelt zu sehen. Zwei von ihnen aber blieben am Boden liegen, über ihnen die Doggen, und bei jeder Bewegung, die sie versuchten, ihren Siegern zu entrinnen, griffen die wüthenden Thiere von Neuem an.

So wurde der Kampfplatz, nachdem sich alle Theilnehmenden eine Weile verschnauft, aus dem engen Stalle in den geräumigen Hof verlegt und hier nahm die Angelegenheit für die Angegriffenen anfangs eine sehr günstige Wendung, denn die drei am Thorwege bisher Wache haltenden Matrosen stürzten jetzt ihren Kameraden zur Hülfe herbei, so daß die ersten Eindringlinge in kurzer Zeit kampfunfähig gemacht waren.

Nun aber zeigte sich eine neue und drohendere Gefahr. Die außerhalb des Gehöfts stehenden Freischaaren, als sie den Kampf im Pferdestalle sein Ende erreichen

sahen und die Stimmen der Kämpfenden sich entfernen hörten, glaubten darin einen Sieg der Ihrigen zu erkennen, und anstatt sich mit dem Aufbruche des Thorweges abzumühen, schlüpfen sie alle, einer nach dem andern, durch das offene Fenster herein. Als die treuen Hunde ihre Feinde sich so gewaltig vermehren sahen, ließen sie ihre ersten Opfer los und stürzten sich, obgleich schon aus mehreren Wunden blutend, auf die neu angekommenen. Diese, den Feind im Hinterhalte wähnend, stutzten anfangs, schlugen aber auf die Hunde ein und suchten ebenfalls das Freie zu gewinnen, wo sie denn zu ihrem Erstaunen den Kampf auf dem hell vom Monde beschienenen Hofe zu Ungunsten der Ihrigen entschieden sahen. Mit einem Grimme daher, wie ihn nur der entmenschte jütische Bauer entwickeln kann, stürzten sie sich mit ihrer Uebermacht auf die beiden Capitaine und ihre Helfer, und nun entspann sich ein Kampf, der eben so heftig wie kurz war. Die gewandteren Seeleute hielten sich zwar die mit schwereren Waffen versehenen Bauern vom Halse, so gut sie konnten, die immer zunehmende Menge aber zu besiegen waren sie nicht im Stande. Allmählig von der Mitte des Hofes an die Scheunenwände zurückgedrängt, fühlten sie bereits ihre Kräfte erlahmen und fingen an einzusehen, daß, wenn nicht bald Hülfe käme, sie ihre Flagge vor den Piraten würden streichen müssen.

In diesem kritischen Augenblicke, den ein wüthendes Getobe und Gekreisch von der mächtigeren Seite bemerklich machte, nahm Capitain Kühlwetter seine Zuflucht zu einer Kriegslist. Mit seiner donnernden Stimme, die in der Erregung des Augenblicks eine noch höhere Entwicklung erreichte, brüllte er aus Leibeskräften in dänischer Sprache: »Heraus, Kameraden, jetzt ist es Zeit! Faßt die Hunde von hinten – schießt sie nieder – alle zusammen!«

Bei diesem unerwarteten und sehr verständlichen Ausrufe stutzten und wichen die Freischaaren zurück, um dem von hinten anrückenden Feinde in's Gesicht zu sehen, und diesen Augenblick, so kurz er war, wollte der Capitain benutzen, sich gegen die offene Hausthür zu werfen, dieselbe wo möglich erreichen und verschließen, und dann von innen her sich der gefährlicheren Waffen bedienen, die zum Gebrauche in der Noth auf den Tischen bereit lagen. In demselben Augenblicke aber, als Capitain Kühlwetter seinen Kameraden zuwinkte, den letzten Entschluß auszuführen, erhielten sie eine plötzliche und gänzlich unerwartete Verstärkung. Aus der vorher schon erwähnten Oeffnung in der Gartenhecke hervor erhob sich rasch eine dunkle Gestalt nach der andern, und eine Stimme, die mit ihrer Fülle und Tiefe Mark und Bein durchschauerte, donnerte den schon erschrockenen Freischaaren ein gebieterisches Halt zu. Der Commodore, von hinten her mit seinen Matrosen über die Hecken geklettert, während er die Pferde auf der Wiese gelassen, war gerade zur rechten Zeit nach

Hause zurückgekehrt; ein kurzer Umblick hatte hingereicht, ihn vom Stande der Dinge zu unterrichten und nun stand er selber, wie vom Sturmwinde herbeigeführt, mit einem kurzen, aber handfesten Stocke bewaffnet, unter den Seinigen und feuerte dieselben schon mit seiner bloßen Gegenwart, dann aber auch mit mächtigem Zurufe an. Hageldicht und von frischen Armen geschwungen fielen jetzt die Streiche und einzelne Freischaaren, ihr nahendes Mißgeschick erkennend, waren schon wieder durch das Stallfenster entflohen und hatten das Weite gesucht, ehe noch der Kampf im Hofe vollständig zu Gunsten der Bewohner desselben entschieden war. Windelweich geklopft, mit Blut und Beulen bedeckt, lagen die Angreifer am Boden und flehten um Gnade. Da Andreas Burns seinen Sieg gesichert sah, fühlte er Erbarmen. Vom Stallfenster aus hatte er selber hinaus geblickt und keine Feinde mehr in der Nähe des Hofes bemerkt. So ließ er rasch den Thorweg öffnen und die zerschlagenen Banditen zum Hause hinauswerfen, was in Begleitung einiger Fußtritte und Schlagwörter mit einem Eifer geschah, der dem im Kampfe entwickelten nichts nachgab. Auch die Hunde wurden von ihren Opfern, die sie noch immer fest hielten, losgemacht und diese vor die Thür geworfen, wo sie sich bald erholten und von ihren Kameraden mit fortgeschleppt wurden.

So war der Sieg also vollständig durch die Umsicht und den Muth der alten Seeleute errungen, denen das Glück in Gestalt des Commodore zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen war, und die Sieger standen im glänzenden

Mondlichte auf dem Hofe und wünschten sich mit den sonderbarsten Reden gegenseitig Glück zu den Prügeln, die sie erhalten und ausgeheilt hatten. Am schlimmsten aber waren die Hunde weggekommen, die blutend, aber ungebrochenen Muthes in ihre Hütten krochen und ihre ehrenvollen Wunden beleckten.

»Halloh, Commodore!« rief Capitain Kühlwetter frohlockend aber mit etwas heiserer Stimme, »das nenn' ich mir deutsche Hiebe! Hättet Ihr nicht befohlen, die Messer und Pistolen in der Constabelkammer zu lassen, wir hätten sie alle mit einer vollen Lage in den Grund gebohrt.«

»Nun, mein alter Freund,« erwiderte Andreas, »wie ich an Euern verbogenen Hüften und zerrissenen Rücken sehe, so waren die dänischen Hiebe eben auch nicht schlecht, und es ist besser so, als hätten wir ein Menschenleben auf unserm Gewissen. Aber wie ist der Ueberfall begonnen worden?« Und er ging mit den Capitainen und den Knechten in den Stall und Alles wurde ihm haarklein berichtet und durch den Augenschein erläutert.

»Nagelt die Fenster mit Brettern zu,« befahl er dann den Knechten, »und haltet Wache, damit wir nicht noch einmal überrumpelt werden. Jetzt aber nehmt Eure Messer und laßt Euch Pistolen geben, und kommt diese Brut noch einmal heran, so gebraucht sie, als ob Ihr mit Piraten föchtet – meine Geduld mit diesem Gesindel ist zu Ende. Vorwärts, Cap'tains, laßt uns jetzt zu den Frauen gehen und einen wackeren Imbiß nach der Arbeit genießen.« –

Während die Knechte die Befehle ihres Herrn vollführten, schritten die drei Männer dem Hause zu, wobei sich Andreas schon im Stillen wunderte, daß ihm keine der Frauen wie gewöhnlich entgegen kam. Als sie durch die Thür eingetreten waren, fanden sie das Wohnzimmer Gertrudens leer, obwohl die Lampe gemüthlich auf dem Tische brannte und die Arbeiten der Frauen daneben lagen. Nach der Küche schreitend, fanden sie auch diese ohne ihre Bewohnerinnen, denn die Mägde waren bei dem ausbrechenden Kampfe durch ein Fenster in den Garten gesprungen und hatten sich hier so gut wie möglich versteckt.

»Halloh! Gertrud! Agathe! Helene!« rief der Capitain laut, aber seine Stimme zitterte hörbar, da er diese lieben Namen aussprach. Als er aber immer noch keine Antwort erhielt, blieb er stehen und warf einen fragenden Blick auf die verdutzten Capitaine, der deutlicher, als Worte es konnten, eine unheimliche Besorgniß verrieth.

»Wo sind sie, Commodore, wollt Ihr sagen – he? Aber so wahr ich Cap'tain Kühlwetter bin und meine Augen offen habe – ich weiß es Euch nicht zu sagen.«

Andreas fühlte jetzt eine Angst sein Herz durchschauern, von der er sich noch keine Rechenschaft zu geben wagte. Aus einem Zimmer flog er in's andere – Trepp auf, Trepp ab eilte sein Fuß – aus dem Hause sprang er in den Hof, aus dem Hofe in den Garten, und überall machte sich seine dröhnende Stimme bemerkbar, aber von keinem antwortenden Rufe wurde sein Ohr beglückt.

Bleichen Angesichts, mit verworrenen Haaren und bebenden Händen kehrte er in seiner Frau Wohnzimmer zurück, die Capitaine immer unmittelbar hinter ihm her, wie Spürhunde jeden Winkel und jede Ecke durchsuchend.

»Wo sind die Frauen?« schrie Andreas endlich wüthend – »Habt Ihr so schlecht Wache gehalten? Muß ich fürchten, daß sie mir weggeschleppt sind?«

»Mann, so seid doch ruhig!« rief Capitain Mevissen, der keine Ahnung davon hatte, wie einem Gatten und Vater zu Muthe ist, wenn er sein Liebstes in den Klauen von Wölfen besorgen muß. »Wir müssen sie finden! Durch die Luft können sie doch nicht geflogen sein?«

Dem alten Kühlwetter blitzte jetzt endlich eine richtige Idee durch den Kopf. »Halloh, Cap'tain!« rief er – »Ich muß mich besinnen – ja, so ist es – Agathchen habe ich ein Bund Stroh geben müssen und sie ist, glaube ich, damit in den Keller gegangen.«

»In den Keller!« schrie Andreas außer sich und stürzte schon durch die Thür, während Capitain Kühlwetter eine Lampe ergriff und so rasch wie möglich hinter ihm her leuchtete. Kaum waren die Männer in den vordersten Keller gelangt, so sahen sie schon die Thür des zweiten offen stehen und bald kamen sie vor dem verschlossenen Weinkeller an, aus dem sich jetzt die Stimmen der eingesperrten Frauen vernehmen ließen.

»Gelobt sei Gott!« jauchzte Andreas und fragte ob sie alle lebendig und gesund seien.

»Ja, ja, alle gesund!« riefen drei Stimmen zugleich – »Aber wir haben den Schlüssel verloren und können die Thür nicht öffnen!«

»Geht fort von der Thür!« schrie ihnen Andreas jubelnd und beinahe von Freude erstickt zu, und mit einem Fußtritte, der eine Wand hätte umstürzen können, brach er die Thür auf und flog in die Arme seiner vor Kälte und Angst bebenden Gattin.

Der Vorgang war bald aufgeklärt; Andreas Herz aber war zu stark erschüttert, um Worte finden zu können, die seine Gefühle ausdrückten. Einen Arm um seine Frau, den andern um Agathe geschlungen, kehrte er in sein Zimmer zurück und hier erzählten die Capitaine den drängenden Frauen, was so eben im Hofe geschehen war.

»Es war vielleicht ein Glück,« sagte Helene, »daß wir den Schlüssel verloren; dort unten waren wir auf alle Fälle sicherer, als hier oben.«

»O meine Angst!« rief der Capitain und drückte seine Hand auf sein Herz. »Es ist wahr, Ihr waret dort unten sicherer, als hier, und der Zufall oder Gottes Schickung ließ Euch den Schlüssel verlieren. Aber wer beschreibt mit Worten, was das Herz empfindet, wenn es gefoltert ist, wie das Meine heute! Laßt uns Gott danken, daß es so geendet hat. Aber Muth, Muth, Kinder, das ist der Krieg, der uns diese Schrecknisse sendet. O!«

Und wider seinen Willen wurde sein Auge feucht, und er wandte sein bleiches Gesicht ab, damit die Anderen die Empfindungen nicht sähen, die sich auf demselben aussprachen. Die Frauen aber verließen das Zimmer, um

sich so rasch wie möglich umzukleiden und zu den harrenden Männern zurückzukehren.

### DRITTES KAPITEL. DIE DÄNISCHE EINQUARTIERUNG.

Die fast überall und zu allen Zeiten gemachte Erfahrung, daß gesetzlose Banden von Natur feige sind und stets vor tapferen Männern zurückweichen, wenn diese nur den ersten Angriff des bettelhaften Gesindels mit energischem Widerstande abschlagen, bewährte sich auch hier. Gleich bei ihrer ersten räuberischen That in Emmerslund männlich empfangen und übel zugerichtet, flohen die jütischen Freischaaren vom Hofe des Capitains Burns wie vom Sturme verjagt, und verloren ein für alle Mal Muth und Lust, sein Besitzthum anzugreifen und auf seine Kosten sich einen guten Tag zu machen. Aber nur in sofern es ihre eigene Haut betraf, hatten sie an dem ersten Versuche genug bekommen; sich an dem edlen Capitaine und seinen tapferen Helfershelfern auf eine andere ihnen weniger empfindliche Weise zu rächen, war dagegen ein zu süßer Genuß, als daß sie demselben ohne Weiteres hätten entsagen können. Noch in derselben Nacht nahmen sie daher einem der umwohnenden Bauern Wagen und Pferde weg und fuhren damit nach Apenrade, wo sie das dänische Militair auf dem Posten wußten. Noch vor der Stadt, in der Nähe des Hafens, fanden sie eine starke Abtheilung Infanterie und bei dieser meldeten sie sich, klagten über die Mißhandlung, die ihnen von einem Deutschen widerfahren und zeigten zum

Beweise der Wahrheit ihrer Aussage die frischen Wunden auf, die sie in dem nächtlichen Kampfe davongetragen.

Sogleich wurden zwei Offiziere und funfzig Mann beordert, den Andreasberg zu besetzen, die aufrührerische Gegend, wie sie bezeichnet wurde, zu durchstreifen und den Uebelthäter nach den Gesetzen des Krieges zu bestrafen.

Am Morgen des nächsten Tages, es war der 21. April und obenein der heilige Charfreitag, standen die Bewohner von Emmerslund nach ihrer Gewohnheit bei Zeiten auf und begaben sich trotz des Feiertags an ihre Geschäfte, denn es gab in der sorgenvollen Zeit überall zu thun. Der Capitain saß an seinem Schreibtische, die Frauen kleideten sich an, Capitain Mevissen stand auf der Warte, und Knechte und Mägde waren theils im Garten, theils auf dem Hofe beschäftigt, die Spuren zu vertilgen, die die vergangene Nacht überall zurückgelassen hatten. Da trat Capitain Kühlwetter in seinem eilig geflickten Rocke, ein sehr dickes blaues Auge mit einem Tuche bedeckt, und etwas langsamer und schwerfälliger gehend als sonst, aus der Hausthür. In der einen Hand hielt er eine Gabel, in der andern eine große Schüssel mit geschnittenem Fleische. So näherte er sich hinkend den Hundehütten, in denen die tapferen Doggen jetzt friedlich schliefen, denn auch sie bedurften der Ruhe und hatten Schmerzen zu überwinden.

»Na!« sagte der alte Seemann zu sich selber – »sie schlafen noch. Eigentlich ist es unrecht, daß ich sie störe, aber ich habe es mir gestern gelobt, ihnen heute Morgen

einen guten Leckerbissen zu bringen. Heraus, Castor und Pollux! Heraus, meine Jungen – ich habe hier etwas für Euch!«

Auf diesen lauten Zuruf der wohlbekanntesten Stimme und vielleicht auch von dem Dufte der Schüssel angezogen, krochen die beiden großen Hunde langsam aus ihrem Strohlager hervor, gingen aber ebenfalls lahm und dehnten ihre mächtigen Glieder, die hier und da eine haarlose Stelle, eine dicke Beule oder gar einen blutigen Fleck zeigten. Dennoch aber schienen sie sich des Besuches zu freuen, denn sie wedelten mit den Schwänzen und reckten ihre rothen Zungen mit leisem Gebelfer dem appetitlichen Fleische entgegen.

»Aha, meine Jungen,« sagte der alte Seemann, »Ihr tretet etwas breitbeinig auf, als ob Ihr an Bord wäret und die See etwas hoch ginge. Hol's der Henker! Mir geht es eben so. Na, na, seht mich nur genau an, ich habe auch ein blaues Auge und morgen wird es noch bunter bewimpelt sein, und meine Knochen sind so lahm wie die Euren. He, fühlt Ihr Euch auch am ganzen Leibe so gerädert wie ich? Ja, ja, meine Burschen, da habt Ihr 'nen fetten Bissen!« – Und er warf ihnen große Stücken Fleisch in die schnuppernden Mäuler, die sie verschlangen, ohne besonders zu kosten. »Nun thut Euch was zu Gute, damit Ihr bald wieder wohl aufgetakelt und zum Entern bereit seid. Ich muß Euch aber loben – Ihr habt wacker gearbeitet – Wetter! was mir das Bücken schwer wird! Hol' der Teufel solche Prügelei! Lieber will ich zehnmal gekielholt werden, als solche Dreschübung noch einmal

durchmachen. Die Arbeit war für mich alten Kerl etwas zu jungfräulich. – Haha! Schmeckt's Euch? Das glaub ich. Da, stille, Castor – gib Deinem Bruder Pollux die Hälfte ab – so, alter Bursche, das war ehrlich geteilt. Nun habt Ihr aber schon die ganze Mahlzeit verschlungen – Ihr seid rasch bei jeder Arbeit, das muß ich sagen. Aber halt« – und er stellte die Schüssel auf den Boden und ließ sich etwas langsam auf seine steifen Kniee nieder, indem er die Hunde genauer untersuchte – »zeigt mal her, was Ihr für Lecke an Eurem Rumpfe habt. Aha, das ist ein guter Riß, Castor – Deine Nase hat auch ein Andenken an den Gründonnerstag erhalten und Dein Fell ist eben nicht haarreicher geworden – aber es geht doch noch – nun laß mich mal *Dein* Bugsprit beschauen, Pollux – still, mein Junge, ich thue Dir ja nicht weh, wie die Piraten gestern. Hoho! Du hast mehr abgekriegt – ja, lecke Dir nur die Krallen, lecke sie, das thut gut – auch Du hast Dich wacker gehalten – aber was ist das?«

Der im Plaudern begriffene Capitain hätte sicher noch eine Weile fortgeschwätzt und den ›tröstenden Chirurgen‹ gespielt, wenn nicht so eben der schrille Pfeifenton seines Freundes auf der Warte an sein Ohr gedrungen wäre. »Haha,« rief er, »das ist Mevissen's sanfte Flöte, ich kenne sie – wie, kommen die Jütländer schon wieder zum Tanze – das wäre zu früh am Tage!« Und er erhob sich sogleich von der Erde und ließ in der Hast die Schüssel stehen, die Castor noch einmal mit seiner breiten Zunge rein wusch, wobei Pollux ihm einen nicht allzu brüderlichen Blick von der Seite zuwarf.

Capitain Kühlwetter begab sich, so rasch er gehen konnte, in den Garten, von da auf die Wiese und langte sehr bald am Fuße der Warte an. »Na, was giebt's? Kamerad da oben – komm herunter, meine Knochen thun mir zu weh, ich mag nicht bei jedem Pffiffe die Stufen hinauf klettern.«

In kurzer Zeit befand sich Mevissen neben ihm, der glücklicherweise etwas gelenker geblieben war, und erzählte rasch, daß ein starker Trupp Rothröcke, von zwei Offizieren geführt und einigen Packpferden gefolgt, den Weg nach dem Hofe heraufziehe. Capitain Kühlwetter machte große Augen und piff sein Sturmlied durch die Zähne, ging aber sogleich mit seinem Freunde in das Haus, um den Commodore von dem neuen Besuche in Kenntniß zu setzen.

Andreas blieb an seinem Schreibtische sitzen und zuckte die Achseln, als er die Botschaft vernahm. »Was sollen wir dabei thun?« sagte er. »Nichts, so viel ich urtheile. Gegen eine halbe Compagnie können wir uns nur leidend verhalten. Wir haben eben Krieg. Gebe nur Gott, daß wir es mit einem gebildeten Offiziere zu thun kriegen und daß kein Svane darunter ist. Hollah! Da trompeten sie schon! Laß die Hofthür aufmachen, Kühlwetter, und besorge das Uebrige; ich kann es nicht über mich gewinnen, dem Dänen entgegen zu gehen und denke, wenn er mir etwas zu sagen hat, wird er mich schon zu finden wissen.«

Capitain Kühlwetter begab sich spornstreichs in den Hof und ließ von zwei Knechten den Thorweg öffnen. Da

standen vor ihm die zwei Offiziere und hinter ihnen ein großer Trupp dänischer Soldaten in ihren groben blauen Hosen, verblichenen rothen Uniformen und altväterischen Tschakos, die unseren, an glänzendes Militair gewöhnten Augen, da wir sie zum ersten Male sahen, mehr wie Soldaten eines spießbürgerlichen Theaters, denn als Krieger eines nordischen Königs erschienen. Es waren meist altgediente Leute mit wettergebräunten Gesichtern und ungeschlachten Leibern. Der jüngere Offizier aber trug unzweifelhaft die Spuren eines Windbeutel und trotzigen Deutschenhassers auf seinem Gesichte, während der ältere ein gesetzter und nicht unfreundlicher Mann war.

»Was beliebt?« fragte Capitain Kühlwetter mit seinem frostigsten Gesichte.

»Seid Ihr Capitain Burns?«

»Nein, mein Herr, der bin ich nicht, aber ich bin von ihm beauftragt, nach Ihren Wünschen zu fragen.«

»Marsch – vorwärts!« commandirte der ältere Offizier, ohne weiter den Sprecher zu beachten, und die Truppe setzte sich in Bewegung und hatte sich bald unter dem brummenden Geheule der Hunde im Hofe aufgestellt, auf dem kein Mensch sichtbar war als ein alter Matrose, der mit einem Besen in der Hand neugierig glotzend vor dem Pferdestalle stand.

Kaum waren die Soldaten im geräumigen Hofe in Reih' und Glied zusammengetreten, wobei sie sich begehrllich innerhalb der stattlichen Gebäude umschaute, so kamen auch die Packpferde herein. Die Offiziere waren mit

den Soldaten beschäftigt, ließen sie einen Kreis um sich bilden und schienen ihnen Befehle zu geben; denn gleich darauf traten je zwei Mann mit geschulterten Gewehren vor jede Thür des Hauses und hielten so alle Ausgänge besetzt.

Ein Packknecht, der die Pferde am Zügel hielt, ging, ohne den neugierigen Matrosen zu beachten, in den Stall und blickte sich darin um. Drei bis vier Ständer waren von Pferden leer, aber mit Heu, Stroh und sonstigen Stallbedürfnissen gefüllt. Ohne ein Wort zu sprechen, löste der Packknecht die Halfter zweier neben einanderstehender Pferde, drehte ihre Köpfe herum und war eben im Begriffe, sie aus dem Stalle zu ziehen, als der aufmerksame Matrose dazwischen trat.

»Was beliebt?« fragte er barsch den Packknecht. »Das sind *meine* Pferde.«

Der Packknecht erhob sein dummes Auge gegen den Frager, und ohne ihn einer Antwort zu würdigen oder ein Bedenken zu zeigen, stellte er dem Matrosen ein Bein, daß derselbe kopfüber zu Boden stürzte, worauf er dänisch rief: »Was beliebt, deutscher Hund?«

Aber der deutsche Hund stand sogleich wieder auf seinen Füßen und versetzte dem dänischen Wolfe einen Schlag über die Ohren mit seinem Besen, daß ihn ein Schwindel ergriff und ein Strom hellen Blutes aus seiner Nase spritzte.

»Das beliebt mir auch,« rief der Matrose, sich ebenfalls der dänischen Sprache bedienend, da nur diese verstanden wurde. In demselben Augenblicke aber hatten ihn

schon einige rothe Arme ergriffen und weiter hinten in den Stall geschleppt, wo sie ihn mit Stricken banden und auf das Stroh warfen, die beiden edlen Pferde des Capitains aber in den Hof jagten, von wo sie sogleich aus der geöffneten Thür galoppirten, um auf ihre gewohnte Weide zu flüchten. Dafür aber zogen die Dänen ihre eigenen gepackten Pferde in den Stall, sattelten sie ab und warfen ihnen eine reichliche Menge Heu vor.

Die Offiziere hatten von diesem unbedeutenden Vorfall, der ihnen wahrscheinlich sehr alltäglich erschien, keine Kenntniß genommen und nachdem sie ihre Obliegenheiten im Hofe erfüllt, schritten sie ohne Weiteres auf die Thür zu, die in das Herrnhaus führte und traten in das Zimmer ein, wo Andreas Burns ruhig und als ob er gar keinen Antheil an dem Vorgehenden habe, am Schreibtische saß.

»Guten Morgen, mein Herr!« sagte der ältere Offizier. »Sind Sie Capitain Andreas Burns und der Besitzer von Emmerslund?«

»Der bin ich und was wünschen Sie?«

»Sie sind mein Gefangener, Sie haben dänische Untertanen in dieser Nacht mißhandelt, und wir sind abgesandt, dergleichen Brutalitäten durch eine passende Einquartierung für die Folge zu verhüten, die so lange bei Ihnen bleiben wird, bis Sie zu Verstande gekommen sind. Geben Sie sogleich Ihre Befehle zur Verpflegung der königlichen Truppen, sie haben einen Marsch gemacht und bedürfen Speise und Trank.«

Andreas gewährte sogleich, daß er trotz der beleidigenden Worte und der absichtlich verdrehten Thatsachen, die er so eben vernommen, mit einem gemäßigten und ziemlich gebildeten Manne zu thun habe. Demgemäß verfuhr auch er.

»Es ist gut, mein Herr,« erwiderte er ruhig und wie ein Mann, der sich jeden Augenblick in das Unvermeidliche zu schicken entschlossen ist, »ich bin Ihr Gefangener, denn ich kann mich Ihrer Macht nicht widersetzen und trage auch kein Verlangen danach. Daß ich aber dänische Unterthanen mißhandelt und damit eine Brutalität begangen habe, wie Sie sagen, ist eine Unwahrheit. Im Gegentheile, ich selbst, ein friedlicher Mann, bin vorige Nacht von einem Haufen fanatischer Bauern überfallen und meine eigenen Leute sind von den Ihrigen mißhandelt worden, wovon Sie die Spuren, wenn Sie sonst wollen, noch heute in meinem Stalle wahrnehmen können.«

»Bitte, machen Sie keine Worte – die sind genug zwischen Dänen und Deutschen gewechselt. Von heute an entscheiden Thaten. Weisen Sie uns Zimmer an, wo wir wohnen können, doch – verstehen Sie mich recht – bei der geringsten Bewegung, die Sie vornehmen, dies Zimmer oder dieses Haus ohne unsere Bewilligung zu verlassen, gebe ich Befehl, Sie auf ein Schiff zu bringen, welches zu meiner Verfügung sieht und in der Nähe kreuzt.«

Andreas warf einen gleichgültigen Blick auf den Sprecher, erwiderte jedoch kein Wort. Seine Rechte aber ergriff den Glockenzug und gleich darauf trat eine stattliche Magd ängstlich in's Zimmer.

»Zwei Zimmer für diese Herren und ein Frühstück für sie und ihre Untergebenen!« lautete sein Befehl, so kurz, so gebieterisch und mit Nachdruck gesprochen, als hätte er ihn in der Kajüte eines Kriegsschiffs ertönen lassen.

So war denn der Commodore ein Gefangener in seinem eigenen Zimmer, vor dem sogleich zwei Soldaten mit gezogenem Säbel Posto faßten. Die Offiziere waren unterdeß in ihre Wohnungen geführt und empfangen ihr reichliches Frühstück. Eben so die Soldaten, die, wenn sie nicht Wache standen, ein Unterkommen in den Stuben der Knechte gefunden hatten, während diese auf Befehl ihres Herrn den Heuboden aufgesucht, um allen Streit mit den Feinden zu vermeiden. Bald saßen die Offiziere bei einer Flasche Rothwein und ihre Untergebenen bei einigen Flaschen Rum; die Bewohner des Hauses selber aber, vorzüglich die Frauen, hatten sich in die Zimmer des oberen Stockwerks zurückgezogen und vermieden soviel wie möglich mit den Fremden in Berührung zu kommen. Für's Erste schienen die Dänen mit ihrer Bewirthung zufrieden zu sein und ließen keine Wünsche weiter laut werden; nur stöberten sie in allen Scheunen, Ställen und Kammern herum, erbrachen verschlossene Räume, besichtigten jedes Einzelne darin und nahmen von vielem Vorgefundenen Verzeichnisse auf, als wäre bereits Alles ihr Eigenthum, was sie mit Augen und Händen erreichen konnten.

Diese guten dänischen Krieger befanden sich damals erst im Anfange ihres kriegerischen Rausches, noch war

er nicht zum Fieber, zum Wahnsinne, zur Raserei gesteigert, wie in späterer Zeit. Sie hatten noch keine Niederlage erlitten, und ihr ruhmvolles Heldenthum zu erreichen, war noch mit keiner Mühe verbunden gewesen. Daher traten sie bis jetzt mit einer gewissen Zurückhaltung auf und genossen nur, was ihnen freiwillig geboten wurde. Allmählig jedoch hörten sie auf bescheiden zu sein, sie lernten mit Leichtigkeit größere Forderungen aussprechen, und wie ihre Blicke begehrlischer und feindseliger, ihre Worte rauher und befehlender wurden, so blieben ihre Hände auch nicht mehr lange in ihren eigenen Taschen stecken.

Indessen gehorchten sie augenscheinlich den ernstesten Befehlen ihres Vorgesetzten und nur hinter seinem Rücken wagten sie ihre Großsprechereien und ungestümen Wünsche heimlich an den Mann zu bringen. Um Mittagszeit wurde den beiden Offizieren, die es sich bequem gemacht, nachdem sie ihre Pflicht erfüllt, in ihrem Zimmer der Tisch gedeckt; da sie aber nur zwei Couverts aufgelegt sahen, begab sich der Aeltere von Beiden zu seinem Gefangenen und ersuchte ihn, gemeinschaftlich mit ihnen die Mahlzeit einzunehmen. Der Capitain, zum ersten Male in seinem Leben im eigenen Hause von einem Fremden zur Tafel geladen, folgte sogleich, ohne nur ein Wort zu erwidern und bald saßen die drei Männer um einen Tisch, dessen Besetzung nichts zu wünschen übrig ließ. Der Capitain aber, schweigsamer, ernster, kälter denn je, nur dann und wann einen ausdrucksvollen Blick auf die Offiziere werfend, bemühte sich nicht im

Geringsten, sie zu den Speisen und Getränken zu nöthigen. Er selber schien seinem Benehmen nach mehr Gast als Wirth zu sein und so waren die Herren gezwungen, sich selbst zu bedienen, und das thaten sie wie Männer, die an dergleichen gewöhnt und sich ihrer Berechtigung dazu vollkommen bewußt sind. Auch sie verhielten sich anfangs ziemlich schweigsam und waren keineswegs frei von aller Verlegenheit, mit einem Manne von Andreas Charakter in eine so unangenehme Berührung gekommen zu sein, denn daß dieser ein Mann von Charakter war, hatte der ältere Offizier seinem jüngeren Gefährten in der ersten Stunde ihres Einzugs bemerklich gemacht. Erst als die zweite Flasche Medoc ihre Geister zu beleben anfang, öffneten sie ihre Lippen und begannen ein Gespräch, welches absichtlich darauf berechnet schien, Andreas zur Theilnahme zu verlocken. Aber auch das war eine falsche Berechnung, denn der Gefangene hatte wohl Augen und Ohren, schien aber den Gebrauch seiner Zunge durchaus verloren zu haben.

Besonders bemühte sich der junge Offizier, ein etwas oberflächlicher und dabei gespreizter seeländischer Herr, den Grimm seines Schlachtopfers durch Aufzählung der Großthaten der dänischen Armee bei Bau zu reizen, denn das Wort Bau hatte damals, und auch später noch, einen beinahe magischen Klang in den Ohren der Dänen und schien ihnen der Inbegriff aller soldatischen Größe zu

sein. Er sprach von der namenlos schlechten Aufstellung und Führung der Freischaaren – mit welchem Namen er die ganze schleswig-holsteinische Armee zu beehren schien – ihrer trostlosen Niederlage und jagdartigen Flucht, dann aber mit besonderer Würde von der besonnenen Taktik der Dänen, ihrem unvergleichlichen Siegesmuthe und endlich von den bedeutenden Folgen dieses großen und leider wahrscheinlich letzten Sieges. Denn Schleswig sei jetzt ein Theil Dänemark's und die ganze Welt nicht im Stande, den rebellischen Ameisenhaufen oberhalb der Eider dem erhabenen Sieger zu entreißen. – Aber auch dieser Ausfall fruchtete bei dem ernstesten Manne an seiner Seite nichts; wohl blickte er den Sprechenden bisweilen düster an, sein Auge blitzte dann und wann jählings auf, aber er schien von der Vorsehung seine Gedanken nur dazu empfangen zu haben, um sie dem neugierigen und zanksüchtigen jungen Helden zu verbergen.

»Nun, nun,« erwiderte der ältere Offizier, um das bis zu einer gewissen Höhe geführte Gespräch nicht in der unbehaglichen Schweben zu lassen, – denn Jemand, der sich selbst lobt und in dessen Lob der Zuhörer nicht einstimmt, fühlt sich in der entstehenden Pause ziemlich empfindlich getadelt, – »nun, nun, nicht zu rasch, Kamerad. Der erste Sieg ist es gewiß gewesen, aber ob es der letzte war, den wir erfechten müssen, will ich doch nicht so bestimmt behaupten, so gern ich für meine Person es

auch sähe. Aber, Herr Capitain,« wandte er sich an diesen, »haben Sie nichts von der preußischen Hülfe gehört, die man Ihren Landsleuten zugesagt hat?«

Unläugbar lag ein feiner Spott in dieser Frage, Andreas aber schien ihn nicht zu bemerken. »Nein,« erwiderte er einfach, »ich habe nichts davon gehört.«

»Possen!« rief der junge Lieutenant. »Die Herren Preußen haben bei sich selber genug zu thun und der König von Preußen ist kaum Herr in seinem eigenen Lande, um noch Anderen eine zweideutige Hülfe gewähren zu können.«

»In der Börsenhalle aber soll es dennoch gestanden haben, und sogar die Zahl der marschirenden Bataillone der Bundesarmee ist darin angegeben,« bemerkte sein Kamerad.

»Possen, Possen, sage ich, nichts als kindische Possen. Die Börsenhalle ist ein Lügenblatt, die deutschen Zeitungen insgesamt sind Lügenblätter, und die Deutschen –«

Hier stockte er, denn der Capitain erhob mit einem schauernden Rucke sein Haupt, als kämpfte er mit Gewalt seine innere Wallung nieder und als wolle er seine Ohren befähigen, schärfer zu hören, um das Endurtheil des kecken Dänen über seine Landsleute zu vernehmen.

»Nun, das glaube ich doch nicht so unbedingt,« unterbrach ihn der Andere. »Es sollen zwar bis jetzt keine Preußen die Eider überschritten haben, aber sie sollen auf dem Marsche begriffen sein.«

»Glaube das, wer will, ich nicht. Allenfalls steckt man einige tolle Freischärler in preußische Uniformen und

will uns mit dieser Renommage erschrecken. Pah! Der ganze Krieg ist ein Freischaarenkrieg und ein einziger Jüte kann es mit Sechsen von ihnen aufnehmen. Das haben wir bei Bau gesehen!«

»Stille, mein Freund,« rief der Aeltere beruhigend. »So ist es denn doch wohl nicht. Aber den Krieg halte ich in der Hauptsache für beendet – oder hoffen Sie das nicht, mein Herr Capitain?«

»Ich hoffe sehr wenig, mein Herr! Und was die Neuigkeiten im Süden betrifft, so leben wir hier so entfernt von der großen Straße, daß wir nur selten die Vorgänge zeitig erfahren, indessen wird die Folge lehren, ob dieser Krieg schon jetzt beendet ist, oder nicht. Wir müssen das abwarten.«

»Das wollen wir, ja – trinken Sie keinen Wein?«

»Ich trinke selten Wein und nur dann, wenn ich ein Bedürfniß danach habe. Jetzt fühle ich keins.«

»So begleiten Sie uns in den Garten und zeigen Sie uns Ihr Besitzthum.«

Andreas erhob sich und schritt in den Garten hinaus, wohin ihm die Offiziere auf dem Fuße folgten. Die Herren bewunderten die gefälligen Anlagen und die schöne Aussicht, als ein rothrückiger Soldat herbei kam und dem älteren Offizier einige Worte in die Ohren zischelte.

»Der Mann sagt mir eben,« redete der Offizier den Capitain an, »Sie sollen da drüben einen vortrefflichen Ausguck haben, darf ich bitten, uns dahin zu führen?«

Andreas fühlte eine warme Blutwelle aus seiner Brust in sein Gesicht steigen, denn eins seiner liebsten Geheimnisse war entdeckt und es kam nur auf den Scharfsinn der Dänen an, die Bedeutung desselben zu errathen. Dennoch aber faßte er sich bald und schritt den Herren voran. Auf der Höhe angelangt, welche die wachehaltenden Capitaine jetzt verlassen hatten und nach Hause geschlichen waren, denn sie konnten hier oben im Augenblicke nichts nützen, blieben die Offiziere, verwundert über die herrliche Aussicht, stehen und schauten namentlich nach Osten hin, wo das feindliche Blokadeschiff in stolzer Majestät auf dem Meere schwebte.

»Das ist *unser* Schiff, Herr Capitain, sehen Sie es Sich genau an. Sie werden es wahrscheinlich in einigen Tagen besteigen, um eine kleine Reise zu unternehmen.«

»Wie Gott will,« sagte der Capitain und bezwang mit aller Gewalt das heftige Schlagen seines Herzens; denn er hörte so eben, daß er fort sollte von seinen Lieben, weggeschleppt wie so viele brave Leute aus Städten und Dörfern. O, das war ein bitterer Augenblick für den wackeren Mann und lange dauerte es, bis er sich gefaßt hatte und den Bemerkungen seiner Begleiter wieder folgen konnte.

»Wozu benutzen Sie dieses Gerüst?« fragte der jüngere Offizier geradezu den Gefangenen.

»Wozu wir es diesen Augenblick selber benutzen, mein Herr. Es ist ein schöner Aussichtspunkt und schon von meinem Vorgänger auf dieser Besetzung errichtet.«

»So! Mir scheint es kein bedeutungsloser Posten im Angesicht des Feindes zu sein – so eine Art Wartthurm,

vortrefflich zum Spioniren eingerichtet – man müßte ihn eigentlich schleifen – indessen, wie Sie ihn vielleicht früher gebraucht, so können auch wir ihn jetzt benutzen. Künftig mag man ihn wo andershin versetzen.«

Und man stieg wieder hinab, spazierte auf dem Berge herum und kehrte dann in das Zimmer zurück, wo man den Kaffee auf dem Tische fand.

»Darf ich mein Weib sprechen?« fragte Andreas mit Selbstüberwindung seinen älteren Gefangenwärter.

»In unserer Gegenwart gewiß. Also Sie haben eine Frau? Es thut mir leid, daß ich nicht früher von der Anwesenheit einer Dame gehört – lassen Sie sie doch sogleich davon in Kenntniß setzen.«

Bald darauf trat Gertrud mit verweinten Augen ein. Wenige begrüßende Worte wechselte sie mit den Dänen, einen herzinnigen Blick aber mit ihrem Manne, dessen Hand sie sogleich ergriff. Andreas benutzte die ihm vergönnte Freiheit nur dazu, einige Anordnungen auszusprechen, die seine Frau sogleich auszuführen versprach, worauf sie sich entfernte, nachdem der ältere Lieutenant sie aufgefordert, ihren Mann zu besuchen, so oft ihr Herz es begehre. –

In dieser Weise vergingen zwei Tage leidlich genug. Die jüngeren Damen blieben in ihren Zimmern und nur die Hausfrau brachte einen Theil dieser Zeit bei ihrem Manne zu. Die dänische Besatzung in Emmerslund allein gab mannigfachen Anlaß zu Klagen, indem sie von Stunde zu Stunde dreister wurde und sich tiefere Eingriffe in das Hauswesen und Eigenthum des deutschen Capitains

erlaubte. Denn nicht nur hatten sich einige übermüthige Soldaten ein fettes Kalb ausgesucht und geschlachtet, sondern sie benutzten auch Wagen und Pferde zu allerlei dienstlichen und undienstlichen Verrichtungen, holten Tag und Nacht verschiedene Kriegsbedürfnisse aus Apenrade und Hadersleben heran und brachten die Pferde in der Regel auf eine Weise abgehetzt zurück, daß sich der Besitzer endlich genöthigt sah, sein Mißfallen darüber dem älteren Offizier zu erkennen zu geben. Dieser lächelte aber nur und sagte, es thue ihnen dies keinen Schaden, er habe bereits strenge Befehle zu diesem Behufe gegeben.

»Ob sie aber befolgt werden mein Herr, das scheint mir hier die Hauptsache zu sein.«

»Sie werden befolgt – begnügen Sie Sich damit. Und was das geschlachtete Kalb betrifft –«

»Davon rede ich nicht,« unterbrach ihn der Gefangene, »ich spreche von den Pferden, und diese sind mir zu werth, als daß ich sie ohne Einspruch ungehobelten Fäusten überlassen sollte, die damit nicht umzugehen verstehen.«

Der partiische Offizier wandte ihm verdrießlich den Rücken und begab sich hinaus, um seinen Befehlen Nachdruck zu geben und einige gelinde Strafen zu verhängen, die, wie natürlich, nicht vollstreckt wurden. Im Gegentheile, durch diese schärfere Aufsicht wurden die Rothröcke im Geheimen nur noch erbitterter und eigneten sich von jetzt an thatsächlich zu, was nicht ihr und ihres Königs Eigenthum war. Auch mit den Knechten suchten

sie bei jeder Gelegenheit anzubinden, und da diese von ihrem Herrn die strengste Anweisung erhalten, den Uniformen aus dem Wege zu gehen, so zwangen sie sie zu Entgegnungen, die nicht immer sehr sanft ausfielen.

So brach der 23. April, der Ostersonntag des Jahres 1848 an. Jedes Jahr war dieser Festtag in Emmerslund dadurch gefeiert worden, daß man frühe nach Apenrade fuhr, um die Kirche zu besuchen, dann aber wieder zu Tische nach Hause zurückkehrte, um fröhlich und glücklich bei einander zu sein. Heute aber war das nicht möglich, ja die Familie blieb von einander getrennt und von der friedlichen Feiertagsstille, die auf dem Lande etwas so unaussprechlich Rührendes hat, war keine Spur wahrzunehmen. Oben in Agathens Zimmer saß diese und Helene, und die Mutter war von Beiden beauftragt, dem gefangenen Vater und Freunde die herzlichsten Grüße zu überbringen. Mit sanften Worten redeten nun Vater und Mutter mit einander hielten sich an den Händen und blickten sich liebevoll an, während der ältere Offizier mit abgewandtem Gesichte in einer Zeitung las, die er so eben erhalten. Gleich darauf entfernte sich Gertrud und auch der Offizier verließ das Zimmer, um die Warte zu besteigen, die jetzt sein Lieblingsaufenthalt zu sein schien. Der Herr Lieutenant aber war durch einige sonderbare Gerüchte nebenbei etwas erschreckt worden, die eine Ordonnanz aus Apenrade mitgebracht hatte, und die von Scharmützeln der Freischaaren im Süden sprach, welche nicht so glücklich für die Dänen wie die herrliche große Schlacht bei Bau ausgefallen waren. Dennoch

aber hatte weder er noch sonst Jemand in dieser Gegend eine Ahnung von dem Umschwunge der Dinge, der sich wie mit einem Zauberschlage von diesem Tage an entwickeln sollte. Als er nun am Ostermorgen, es mochte etwa zehn Uhr sein, auf die Warte stieg, fand er das Wetter ziemlich unbehaglich. Ein heftiger Südwestwind jagte düstere Wolkenmassen über das Wasser und von Zeit zu Zeit entluden sich diese ihres kühlen Inhalts über das immer noch fahlbraune Land, welches der langsam heranziehende Frühling noch nicht in sein grünes Sommerkleid gehüllt hatte. Der dänische Offizier ließ sich einen Mantel bringen und horchte aufmerksam in der Richtung nach Süden und Westen hin, denn es dünkte ihm, als ließe sich von Zeit zu Zeit Kanonendonner aus der Ferne vernehmen. Eine Viertelstunde später rief er seinen Kameraden hinaus und Beide lauschten nun mit großer Spannung auf den dumpfen Schall im Süden. Der Kanonendonner war nicht zu verkennen, ja, er verstärkte sich von Augenblick zu Augenblick, und statt sich mehr nach Süden zu ziehen, wie sie hofften, schien er sogar rasch gegen Norden vorzudringen. Was dieser Kanonendonner bedeute, war Beiden nicht recht klar, dennoch nahmen ihre Gesichter einen strengeren Ausdruck und ihre Gespräche eine ernstere Wendung an. Um zwölf Uhr endlich ließ man den gefangenen Capitain um seine Gegenwart bitten. Er erschien sogleich. Auf die Frage der Herren, was er von diesem Schießen denke, erwiderte er, daß er der Meinung sei, es finde ein ernsthafter Kampf statt.

»Ja, das ist nichts Neues – aber wo?«

Der gewiegte Seemann schaute nach dem Wolkenzuge, prüfte die Luft und rechnete dann im Kopfe. »Meiner Meinung nach muß es in der Nähe von Schleswig sein,« sagte er ohne Bedenken. »Es klingt mit, als ob über die Schley hinüber Schüsse geschleudert würden.«

»Oho! So weit sind sie noch nicht!« meinten die Offiziere, schüttelten die Köpfe und sprachen leise mit einander.

»Können Sie uns weiter nichts sagen?« fragte der ältere Offizier wieder.

»Was soll ich sagen – ich weiß nichts!«

»So! So wollen *wir* Ihnen denn sagen, daß Sie Sich zu morgen früh fertig machen, zu Schiffe zu gehen.«

»Haben Sie mich darum hierher beschieden, um mir diese freudige Nachricht zum zweiten Male mitzutheilen?«

Beide blickten den Frager groß an, dessen strenges kaltes Gesicht nicht die geringste innere Bewegung verrieth.

Nach einer Weile stieg man hinunter und Andreas gab seiner Frau die Anweisung, einen kleinen Koffer mit Wäsche zu versehen und verschiedene Kleinigkeiten, die er stets mit auf Reisen nahm, hinzuzufügen. Die Frau erschrak, als ob sie des Himmels Einsturz vernähme.

»Willst Du denn fort, Andreas?« fragte sie.

»Ja, Gertrud, diese Herren hier wollen mich auf ihr Schiff mitnehmen – still! fasse und erinnere Dich, daß der Erlöser am heutigen Tage auferstand.«

Der Trost kam aus dem Herzen, aber er ging nur zu den Ohren der armen Frau. Laut aufschreiend stürzte

sie ihrem Manne in die Arme, der sie nur mit Mühe beschwichtigen konnte. Die Offiziere aber standen am Fenster, schwiegen und sahen mehr verdrießlich als theilnehmend aus. Bald darauf verließ Gertrud das Zimmer und ging zu Helenen und Agathen hinauf, denen sie schluchzend das neueste Unheil mittheilte.

Kaum hatte Helene die unerwartete Botschaft vernommen so flog ein rosiger Schimmer über ihr edles Gesicht. »Weine nicht, Gertrud,« sagte sie, »Andreas geht nicht auf das Schiff, ich verspreche es Dir.«

»Du? Wie könntest Du das? Wir sind ja nur arme Weiber und haben keine siegreiche Armee zu Unserer Unterstützung.«

»Doch, Gertrud, wir haben eine. Laß mich nur machen. Ich werde mir, wenn die Herren gespeist haben und der junge Lieutenant weggegangen ist, die Ehre ausbitten, mit dem älteren Herrn ein Gespräch unter vier Augen zu führen, denn ich habe ihm etwas für uns Alle höchst Wichtiges zu sagen.«

»Du scherzest, Helene, was könntest Du ihm sagen?«

»Das laß meine Sorge, sein. Beinahe stehe ich Dir für den Erfolg. Aber laß mich gewähren und trockne Dein Gesicht ab, ich mag Deine guten Augen nicht mit dem Thränenschleier verhüllt sehen.«

Während das Geschützfeuer in der Ferne von Stunde zu Stunde zunahm und nun sogar deutlich in den Zimmern zu hören war, speisten die Offiziere wieder mit ihrem gefangenen Wirthe. Aber das heutige Mahl, obgleich

der Capitain einige Gläser Wein trank, war noch einsylbiger als die früheren, denn jeder der drei Männer mochte wohl das Seinige zu bedenken haben. Als die Mahlzeit beendigt war, brannte sich der junge Offizier eine Cigarre an, stieg auf ein Pferd des Capitains, um welches er diesen nicht gebeten, und sprengte nach Apenrade. Andreas beurlaubte sich und zog sich in sein Zimmer zurück. So war der ältere Offizier allein geblieben. Er stand vom Tische auf, stellte sich an ein Fenster, öffnete es und lauschte mit wachsender Besorgniß hinaus.

Da ging hinter ihm die Thür leise auf und hereintrat eine hohe, edle Gestalt, alle Blüthe der Jugend und Schönheit auf dem entschlossenen Gesichte tragend. Es entstand ein leichter Zugwind im Zimmer, so daß, dadurch aufmerksam gemacht, der Offizier sich rasch herumdrehte. Aber beinahe erschreckend, als er eine Erscheinung vor sich sah, die er jetzt am wenigsten erwartet, schlug er das Fenster zu, verbeugte sich und stotterte: »Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?«

»Mein Name ist hier gleichgültig, mein Herr, aber ich bin eine Verwandte des Hauses; da ich jedoch auch um Ihren Namen bitten möchte, so muß ich Ihnen den meinigen wohl zuerst nennen. Ich heiße Helene Parrhisius.«

»Ich bin der Premierlieutenant von Blom, mein Fräulein.«

»Ich bin kein Fräulein, sondern eine Frau, Herr von Blom, aber – ich danke Ihnen, daß Sie mich mit Ihrem Namen bekannt gemacht haben. Ich habe ein Anliegen an Sie.«

»Und welches ist das, wenn ich fragen darf?«

»Sie wollen den Capitain Andreas Burns auf ein Schiff bringen und seiner Familie entführen – ist das wahr?«

»Das *will* ich nicht, sondern das *muß* ich, meine schöne Dame!«

»Sie irren Sich. Sie sind nicht von den Verhältnissen der Familie gehörig unterrichtet, wenn Sie darauf bestehen. Der Capitain Burns hat Verbindungen in Dänemark, die Ihre Handlungen gegen ihn strenge prüfen werden.«

Der Offizier, der mit jeder Minute höflicher wurde, machte ein langes Gesicht, denn Helenens Art und Weise zu sprechen hatte so viele natürliche Würde und einen beinahe strengen Ernst, daß an der Wahrheit ihrer Worte nicht gezweifelt werden konnte. Daher schwieg er, nur seine Augen verschlangen das schöne Weib, deren wenige Worte schon einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten.

»Sie wollen diesen Mann zur Strafe auf ein dänisches Schiff führen,« fuhr Helene fort, »und wissen vielleicht nicht, daß Sie ihm damit einen großen Dienst erweisen. Denn auf jenem Schiffe, welches östlich hier im Meere kreuzt, ist sein Sohn Offizier wie Sie.«

»Was sagen Sie?«

»Die Wahrheit, mein Herr, Erik Burns ist Seeoffizier auf der Flotte Sr. Majestät, und Sie – wollen dafür seinen Vater in die Gefangenschaft schleppen –«

»Wie – und das sagt mir der Mann nicht selber?«

»Sie kennen diesen Mann nicht, von dem Sie so obenhin sprechen. Er würde sich nie herbeilassen, etwas zu

seinen eigenen Gunsten zu sagen, wenn eine größere Gewalt ein Unrecht über ihn verhängt. Er ist ein strenger, nur äußerlich kalter Ehrenmann, der die Gunst seines Nebenmenschen wohl für Andere, aber nie für sich selber in Anspruch nehmen mag. – Jetzt bringen Sie ihn auf jenes Schiff und Sie werden erleben, daß man ihn mit Ehren wieder an's Land setzt. Um Ihnen diesen Anblick zu ersparen, kam ich zu Ihnen.«

»Sie sind zu gütig, mein Fräulein, – meine gnädige Frau, wollt' ich sagen. Aber Gott soll mich behüten, mich selbst in eine so üble Lage zu bringen. Kann ich den Capitain nicht sogleich sprechen?«

»Thun Sie das lieber nicht – lassen Sie mich den Zwischenträger zwischen Ihnen Beiden machen.«

»So angenehm mir das wäre – ich darf Ihren Wunsch nicht erfüllen, denn ich muß die Bestätigung Ihrer Aussage aus seinem eigenen Munde vernehmen.«

»So bin ich Ihre gehorsame Dienerin und werde den Capitain sogleich benachrichtigen.« Und nach einer hastigen Verbeugung schlüpfte sie zum Zimmer hinaus, in welches gleich darauf der Capitain trat und den dänischen Offizier noch in Erstaunen über den unerwarteten Auftritt fand.

»Sie wünschen mich zu sprechen?« fragte er in seiner gewöhnlichen kurzen Weise.

»Ja, mein Herr; ist es wahr, daß Ihr Sohn auf der Flotte Sr. Majestät dient?«

Andreas Antlitz wurde bleich wie der Tod. Diese Frage hatte er von einem Dänen jetzt am wenigsten erwartet.

»Wer hat Ihnen das gesagt?« fragte er mit bebenden Lippen.

»Eine Dame, die mich so eben gebeten hat, Sie bei Ihrer Familie zu lassen und Sie nicht mit auf ein Schiff zu nehmen.«

Andreas begriff augenblicklich die Klugheit dieser Dame, wer sie auch sein mochte, die hinter seinem Rücken ihm zugleich eine Schmach und eine Wohlthat bereitet. Er glaubte zuerst, daß es Gertrud gewesen, aber bald klärte ihn sein Feind darüber auf.

»Diese junge und schöne Dame in Trauerkleidern,« sagte er, »hat mir zu rechter Zeit einen Wink gegeben, der besser angebracht gewesen wäre, wenn man ihn mir gleich beim Eintritte in dieses Haus mitgetheilt hätte. Jetzt habe ich nur zu fragen, ob es Wahrheit ist, was jene Dame mir eröffnet hat.«

»Es ist die Wahrheit, mein Herr!«

»So verändert das unser Verhältniß, mein Herr Capitain. Geben Sie mir Ihre Hand – Sie sind frei. Ich nehme die Verantwortung auf mich, die aus dieser meiner Handlungsweise entspringt – wollen Sie mir Ihre Hand *nicht* geben?«

»In so fern Sie ein Ehrenmann sind – ja!« Und Andreas berührte mit innerem Widerstreben die Hand des Offiziers, die dieser ihm schon lange entgegenhielt.

»Herr Capitain,« entgegnete er herzlich – ich bin nicht für diesen Krieg – Sie auch nicht, ich merke es Ihnen sehr wohl an. Aber ich muß meine Pflicht erfüllen – erfüllen Sie auch die Ihrige. Sie sind frei, wiederhole ich, und so

lange ich die Ehre habe, Ihr Gast zu sein, sollen Sie die Wirkung davon verspüren. Thun Sie jetzt, was Ihnen beliebt, ich werde das Meinige thun.«

Und er ging rasch hinaus, seine Soldaten zusammen zu rufen, während Andreas, beinahe starr vor Staunen, ihm schweigend nachblickte. In dem Augenblicke schwebte Helene herein. Einen Finger auf den lächelnden Mund drückend, wies sie mit der andern Hand nach dem Hofe und reichte sie dann dem Freunde hin.

»Helene,« sagte dieser, »Sie haben meinem Feinde meine größte Schwäche verrathen, indem Sie ihm die wundeste Stelle meines Herzens aufdeckten, aber ich danke Ihnen dennoch, denn Sie haben ein großes Unheil von meinem Hause und mir selber abgewandt. Ich hätte nie gegen jenen Mann über meine Lippen bringen können, und hätte mein Leben davon abgehangen, daß Erik, mein Sohn, mein Feind und der Feind seines Vaterlandes ist. Denn ein Vater bürgt für die Irrthümer seiner Kinder, und diesen Irrthum kann ich allein vor Gott, sonst aber vor Niemandem auf der Welt auf mich nehmen.«

Und er küßte das holdselig lächelnde und doch tief bewegte Weib auf die schöne Stirn und ging mit ihr hinaus, seine Frau zu begrüßen und ihr und Agathen das neueste Ereigniß mitzutheilen.



Freude und Zufriedenheit waren wieder eingekehrt in Emmerslund, aus dem sie mit so rauher Hand vertrieben

worden, und in kurzer Zeit sollten sie einen so hohen Grad erreichen, wie ihn keiner der Beteiligten in nächster Zukunft für möglich gehalten hatte. War der Mittag des Ostersonntags traurig und düster vergangen, so sollte zunächst der Abend um so heiterer verstreichen, denn die ganze Familie saß in der Hausfrau Zimmer beisammen und die fremden Offiziere versuchten es nicht mehr, ihre Unterhaltung zu stören. Eine strengere Disciplin hatte sich auch bei den Soldaten bemerkbar gemacht und sogar der junge Lieutenant erhielt eine Verwarnung von seinem Vorgesetzten, als er gegen Abend mit dem schaubedeckten Pferde des Capitains in sein Quartier zurückkehrte.

Ueber das im Süden vorgefallene Treffen hatte der junge Mann keine entscheidende Nachricht aus Apenrade mitgebracht; Alles was er wußte, beschränkte sich auf allgemeine Vermuthungen, die eben sowohl der Hoffnung wie der Sorge freien Spielraum ließen. Am nächsten Morgen wurden zu verschiedenen Zeiten Ordonnanzen nach der Stadt gesandt und die Offiziere wichen fast keinen Augenblick von der Warte. Wenn aber auch auf dem Lande noch Alles ruhig und friedlich war, so verrieth doch die hastige Bewegung mehrerer Dampfer auf dem Wasser, daß irgend etwas Bedeutungsvolles im Werke sei. Hin und her, von und nach Apenrade, dampften sie in geflügelter Eile, brachten und holten Mannschaften, Kanonen und Pferde, und bald hofften die Dänen, sie kämen als Beistand, bald fürchteten sie, sie brächten Truppen in Sicherheit.

Der zweite Ostertag hatte also in den äußeren Vorgängen noch unruhiger begonnen, als der erste, und mit jeder vorrückenden Stunde stieg diese Unruhe, denn das Schießen erneuerte sich, wenn auch in schwächerem Maaße, indem es sich unzweifelhaft nach Norden zog und mehr über den Sundewitt herüber als von dem festen Lande westwärts her zu schallen schien. Die Soldaten standen in Gruppen auf dem Hofe zusammen und flüsterten leise, die Offiziere beriethen sich vorsichtig auf der Warte. Aber noch immer langte keine entscheidende Botschaft an, die die allgemeine Ungewißheit gehoben hätte. Da, spät Abends, kam eine Ordonnanz aus Apenrade angesprengt und überbrachte traurige Dinge. Die Dänen sollten von Schleswig gewichen und ein Theil ihrer Armee in vollem Rückzuge begriffen sein. Die Offiziere tranken und spielten den Abend nicht, wie zuvor, ja, sie schliefen kaum in der nächsten Nacht, vielmehr stellten sie starke Posten in der ganzen Umgegend aus und besuchten dieselben von Zeit zu Zeit. Am Morgen des 25. April aber kam ein Bauer gelaufen, wahrscheinlich ein dänischer Spion, der dem commandirenden Offiziere ein Papier überbrachte. Es hieß darin, er sollte auf seiner Hut und zu Allem gerüstet sein. Von Schleswig und Gudsöe zöge die Armee sich vor der Uebermacht und nach einem wohlüberlegten Plane mit Ehren zurück. Es bliebe bei den früheren Bestimmungen.

›Nach einem wohlüberlegten Plane und mit Ehren!‹ das war allerdings ein kleiner Trost. Aber ›die Armee

zöge sich zurück, das klang schon bitterer. Und endlich, vor welcher ›Uebermacht‹ denn? Das war die Frage. Die Schleswig-Holsteiner hatten ja keine Uebermacht gegen die dänische Armee im Felde. Das war also im Ganzen keine erbauliche Benachrichtigung und sie umschloß überdieß ein Geheimniß, welches kein Däne zu lösen verstand. Da, spät am Abende des 25. April, kamen einige versprengte dänische Soldaten, Bauernsöhne aus der dänischen Umgebung von Emmerslund, in trauriger Gestalt angelaufen. Sie trugen weder Flinten noch Tornister, und ihre Kleider waren im übelsten Zustande. Nachdem man den halb Verhungerten rasch einige Bissen gereicht, erfuhr man ziemlich ausführliche und unzweideutige Mittheilungen, die durch das Aussehen ihrer Ueberbringer nur noch mehr bestätigt wurden. Sie erzählten so ungeheuerliche Dinge von einer mörderischen großen Schlacht bei Dannevirke und Schleswig, daß den Zuhörern die Haare zu Berge stiegen. Die ganze dänische Armee sei aufgelöst und in wilder Flucht nach Alsen hin begriffen. Nur wenige Bataillone marschirten in einiger Ordnung dem Sundewitt zu. Versprengte Flüchtlinge aller Waffengattungen erfüllten die Wege und Wälder. Infanteristen zu Pferde, Kavalleristen zu Fuße flüchteten unaufhaltsam nach Norden, um nur irgend einen sicheren Schlupfwinkel vor den schrecklichen preußischen Husaren zu suchen. Was die Armee ausgestanden und wie tapfer sie gekämpft, sei kaum zu sagen. Fast alle Offiziere seien gefallen und Tausende von Soldaten gefangen oder todt. Denn die Preußen seien wirklich da und

hätten gefochten wie die Löwen. Ihre Kolonnen seien das Schrecklichste von Allem, was man je gesehen, und ihre Zahl Legion. Es wären zwar lauter grüne Burschen, aber sie hätten den schwarzen Teufel im Leibe. Wenn sie Hurrah schrieten, bebten die Bäume und ihre Gewehre träfen schon den Feind, wenn die Schützen noch gar nicht sichtbar wären.

Sprachlos standen Alle, die das hörten; nur Wenige schüttelten zweifelnd die Köpfe. »Es ist nicht möglich,« sagte der jüngere Offizier zum älteren, der seinerseits schwieg. Aber noch schweigender verhielten sich die Bewohner von Emmerslund, die sehr bald die wunderbare Mähr erfahren hatten, obgleich ihr Herz vor Frohlocken zu zerspringen drohte. Andreas ging einsam mit dröhnenden Schritten in seinem Zimmer auf und ab, nur in seiner Brust tobte der gewaltige Sturm der Freude. Die Hände der Frauen zitterten bei der Arbeit und die Diener liefen dahin und dorthin, zum ersten Male geneigt, die pünktliche Erfüllung ihrer Obliegenheiten zu vergessen.

So verstrich in schwebender Pein und Erwartung der 25. und 26. April. Endlich am 27. Morgens lief ein vollständiger Bericht mit neuen Befehlen ein, der einerseits alle Hoffnungen aufrecht erhielt, andererseits Verzweiflung brachte. Alles was Dänisch hieß, sagte der Bericht, flüchte; eine große feindliche Armee sei im siegreichen Anzuge. Die Dänen sollten ganz nach dem Norden, nach Jütland hinein, weichen oder zu Schiffe nach Alsen flüchten, wie es den Führern am leichtesten und sichersten auszuführen scheine.

Nun entwickelte sich eine lebhaft Scene im Hofe zu Emmerslund. Alles was Hände hatte, packte und schnürte die Bündel. Die Soldaten vergaßen das Frühstück, die Offiziere tobten und lärmten im Hofe herum, ohne gehört und verstanden zu werden. Kaum nahm man sich soviel Zeit, alles königliche Eigenthum zusammen zu raffen. Schon war eine Abtheilung übereilig an den Strand hinab gezogen und hatte den Schooner und ein Dampfschiff herbeigerufen. Boote flogen von den Schiffen zu Lande und vom Lande zu den Schiffen. Immer drängender wurde der Aufbruch, immer schleuniger die Vorbereitungen dazu. Endlich schien man fertig zu sein. Ein Rennen, Ueberstürzen und Jagen gab sich kund, wie nie zuvor. Die Offiziere vergaßen Abschied von ihrem Wirthe zu nehmen; vielleicht schämten sie sich; die Soldaten hatten keine Augen für das Rückwärtsliegende, nur für das Vorwärts, was doch erst recht ein Rückwärts war, hatten sie Sinn. Plötzlich stand der kurz vorher so belebte Hof leer und mit fast kopfloser Eile flogen die rothrückigen Schaaren dem Landungsplatze der Boote des Schooners zu, während die Matrosen auf dem Hofe beinahe vor Lachen starben. Andreas stand mit den Frauen auf der Warte und schaute schweigend und tief bewegt dem fluchtartigen Abzuge zu. Gertrud hing an seinem Halse, Agathe und Helene hielten ihn an den Händen gefaßt. Da jagte der letzte Packknecht davon – aber sieh – er hatte zwei herrliche Pferde aus dem Stalle des Capitains an das seine gebunden, welches schwer beladen war und daher mit dem Wunsche des Flüchtigen nicht gleichen Strich

halten konnte. Aber auch die mitgenommenen Pferde erwiesen sich störrisch, da man sie schlug, was sie nicht gewohnt waren, und schienen zu ahnen, was man ihnen anhaben wollte. Da entwickelte sich denn mitten auf dem hügeligen Sandwege, der nach dem mehr östlich gelegenen Einschiffungsorte führte, eine sonderbare Schlußscene dieses ersten Kriessaktes.

Eben trabte jener Packknecht, laut schreiend, mit seinem erbeuteten Gute an einem Gebüsch vorbei, welches am Wege lag. Er hieb wüthend auf die Pferde, und je wüthender er hieb, um so langsamer ging es vorwärts. Plötzlich sprang aus dem Gebüsch ein kleiner stämmiger Mann hervor und vertrat dem Flüchtigen den Weg. »Halt!« sagte die rauhe Stimme des alten Seemanns, »halt, mein Bursche, wir haben noch ein kleines Garn mit einander abzuwickeln. Warte einmal!« Und mit sehnichtiger Faust in die Zügel des Flüchtlings greifend, schnitt er mit scharfem Messerzuge die Halfterleinen der Pferde seines Herrn durch, hob, ein Bein des Reiters packend, mit kräftigem Rucke diesen über den Sattel und warf ihn zu Boden, worauf er dann die Pferde in ihre Heimat zurückpeitschte, der sie eilig zugaloppirten.

Als sich nun aber der Packknecht aus dem Staube erhob, hatte ihn schon eine harte Faust am Kragen gepackt »So!« sagte der alte Matrose in plattem Dänisch – »Mit den Pferden wären wir fertig, jetzt kommst Du an die Reihe. Sieh mich mal an, wenn Du so viel Zeit übrig hast – kennst Du mich noch, alter Junge? Du hast mir neulich ein Bein gestellt, als ich in Ausübung meiner Pflicht

begriffen war – weißt Du es noch? Heute erfülle ich eine noch süßere Pflicht – ich stelle *Dir* ein Bein. Sieh mal das kleine Ding hier – kennst Du das?« Und ein hart geknotetes Tauende aus der Tasche seiner Jacke ziehend, fing er an, den Packknecht zu bearbeiten, daß er bald wie ein angestochenes Schwein brüllte. Aber keine Hülfe war da, ihn aus den unbarmherzigen Händen seines Feindes zu reißen. Erst als er, nach der Meinung desselben, genug hatte, das heißt windelweich geprügelt und zum Abschiede noch mit einem Fußstritte beschenkt war, der ihn einen Abhang hinunterkollern machte, erhob er sich heulend und schimpfend. Und seinen über das Getöse verwunderten Gaul beim Zügel ergreifend, hinkte er, so rasch er hinken konnte, den davonjagenden Kameraden nach, die, sobald sie am Strande anlangten, in die Boote sprangen und Hals über Kopf die deutsche Erde mit dem sicheren Boden des dänischen Schiffes vertauschten.

#### VIERTES KAPITEL. DIE PREUSSISCHE EINQUARTIERUNG.

Mächtig war die Wirkung, die der fluchtähnliche Abgang der Dänen auf die Gemüther der Bewohner von Emmerslund hervorbrachte. Die so schwer drückenden Fesseln waren plötzlich von ihren Gliedern genommen und Jeder konnte sich wieder bewegen, wie er wollte; die Nacht des Kummers war von ihrer Seele gewichen und die Sonne des Lebens schaute wieder lächelnd und fröhlich aus den kurz vorher so dunkeln Wolken herab. Wo so eben noch trüber Ernst gewaltet, machte sich jetzt lebhaftere

Heiterkeit geltend; und um so auffallender trat der Gegensatz hervor, je schneller er in's Leben getreten war. Nie hatte ein regeres Leben auf Hofe und Felde, innerhalb des Hauses und in Scheunen und Ställen geherrscht, als an diesem denkwürdigen Morgen. Singend verrichteten die Mägde, laut jubelnd die Knechte ihre Arbeit. Alle Gesichter hatten sich aufgeklärt und die Sorge schien gänzlich aus dem Herrenhause geflohen zu sein. Wenigstens wenn man die äußere Oberfläche der Menschen und Dinge betrachtete, konnte das so erscheinen; in ihrem Inneren freilich war noch ein guter Rest von Besorgniß zurückgeblieben, denn der augenblicklich günstige Stand der Angelegenheiten versprach ja noch durchaus keine glückliche Beendigung des ganzen Krieges, es war ein einzelner heiterer Tag des traurigen Kampfes, weiter nichts, dem noch viele andere düstere Tage folgen und Schmerz und Trübsal genug auf die Herzen der Betheiligten häufen konnten.

Auch die Capitaine kamen jetzt wieder vom Strande herauf, wünschten sich und allen Uebrigen Glück zu dem Umschwunge der öffentlichen Angelegenheiten und bezogen mit dem alten Eifer ihren Wachtposten, um wo möglich die Ersten zu sein, welche die noch nie erblickte preußische Armee heranrücken sähen. Denn daß diese in die Umgegend kommen würde, unterlag keinem Zweifel mehr. Ja, man hoffte sogar, daß Emmerslund die Ehre widerfahren würde, eine preußische Einquartierung zu erhalten, wozu in Häusern und Ställen Alles bei Zeiten

in geeigneten Stand gesetzt wurde. Schon wenige Stunden, nachdem die Dänen abgezogen und abgesegelt waren, stand das Herrenhaus von Emmerslund so schmuck und klar da wie je zuvor, Alles war am gehörigen Orte, Pferde und Kühe auf den Wiesen, die Knechte auf dem Felde und die Mägde in der Küche, um die sehnlichst erwarteten Krieger mit gefüllten Töpfen und Schüsseln zu empfangen.

Man denke sich aber nicht, daß dies in jedem Hause in und um Apenrade der Fall war. Ach nein! Der Jubel über die Ankunft der Preußen theilte sich eben so sehr, wie der Schmerz über den Abzug der Dänen sich getheilt hatte. Denn nicht überall wurden die deutschen Truppen mit Freude und Sehnsucht erwartet. Dänische Sympathieen hatten sich seit langer Zeit in manchem Hause und Herzen eingenistet; die Dänen kannte man aus jahrelangem Umgange und Handelsverkehre, die Preußen aber hatte man nie gesehen, und böswillige Zungen waren bereitwillig genug gewesen, nicht das Beste von ihnen vorherzusagen. Denn sie seien gekommen, erzählten sich Viele, von ehrlosen und meineidigen Vaterlandsverräthern herbeigerufen, um einzig und allein ihre Eroberungsgelüste zu befriedigen. Sie würden sich sehr bald als räuberische Feinde ausweisen. Alles, was männlich sei, Jung oder Alt, würden sie als Kanonenfutter in die vordersten Reihen ihrer Schaaren stellen und das eigentliche Wehe würde erst mit ihnen über das Land kommen, welches doch unter den Dänen unzählige Jahre so friedlich und glücklich

gewesen sei. Einige der muthlosesten Dänenfreunde ließen sogar mit ihren früheren Beschützern davon, ließen Haus und Hof einsam hinter sich, um nur den gefürchteten Deutschen so rasch wie möglich aus dem Wege zu gehen. Und diese Furcht und Muthlosigkeit wuchs von Augenblick zu Augenblick wie eine ansteckende Krankheit; Einer machte den Anderen besorgt, Einer trieb den Anderen fort. Vergeblich waren die Vorstellungen der Gebildeteren, die an die bekannte preußische Mannszucht und die geistige Bildung der jungen Truppen erinnerten; ganze Familien wanderten zuletzt mit ihren beweglichen Besitzthümern nach Alsen, Fünen oder Jütland aus, und eine neue Art panischen Schreckens machte sich unter der Bevölkerung verschiedener Landstriche bemerklich.

Und schon näherte sich mit schnellen Schritten die deutsche Armee. An demselben Tage noch, wo die Dänen abgezogen, marschirten die schönen hannoverschen Regimenter in den Sundewitt ein, besetzten die verlassenen Düppeler Schanzen und wechselten Schüsse mit den nahegelegenen Schiffen im Alsener Sunde und im Flensburger Fjord. Von allen Seiten krachten die feurigen Schlünde und die so lange nicht gehörten Schüsse hallten im weittönenden Echo zurück von den riesigen Buchenwäldern und den Bergrücken des Apenrader Meerbusens. In manchen Orten dagegen herrschte eine Todtenstille, als die deutschen Truppen einzogen, und besonders Weiber und Kinder hielten sich in den hintersten Zimmern der Häuser versteckt. Allmählig erst kamen sie hervor, und

als sie die gemüthlichen deutschen Leute sahen, die Gesichter und Stimmen hatten wie andere Menschen, und die ihnen fröhlich die Hände schüttelten, da erholten sie sich von ihrem eingebildeten Schrecken und boten willig die Erfrischungen an, die sie im Hause hatten. Alle Truppen aber, mochten sie von Süd oder Nord in Deutschland stammen, legten eine musterhafte Disciplin und eine in dieser Gegend noch nie bei Kriegern wahrgenommene Liebenswürdigkeit an den Tag.

Früh am Morgen des 28. April 1848 wurde die ganze Bewohnerschaft Emmerslund's durch Capitain Kühlwetter's schrille Pfeife in Aufregung versetzt. Aber heute piff die alte Flöte, wie sie Capitain Mevissen nannte, keine drohende Fanfare, sondern eine fröhliche Melodie, wie man sie nur selten gehört. Der Musikant hatte von Weitem vier geharnischte Reiter auf stolzen Pferden herangaloppiren gesehen, und einige Augenblicke später hatten sie auf dem Gutshofe gehalten und Einquartierung von zwei Offizieren und zwanzig Mann preußischer Kürassiere angesagt, die gegen Mittag von Apenrade her anlangen würden. Denn Vater Wrangel werde selbst in Apenrade einrücken und dem nördlichen Schleswig sein Heldenangesicht mit der freundlich lächelnden Miene zeigen.

Die ganze dienstbare weibliche Einwohnerschaft und was an Männern auf dem Hofe war, stürzte vor die Thür, um die riesigen geharnischten Reiter zu sehen, aber schon waren sie wieder rasselnd davon gesprengt, um ihre Pflicht an anderen Orten zu erfüllen. Nun kam erst das rechte Leben in den freudig bewegten Kreis. Alle im

Verborgenen aufgehäuften Speisevorräthe wurden rasch herbeigeschafft, Wein, Rum und Bier aus den Kellern geholt, und was in der Küche braten und backen konnte, setzte alle Hände in Bewegung.

Andreas hatte die Kürassiere nicht selbst gesehen, aber Capitain Köhlwetter und Mevissen hatten sie standesgemäß empfangen. Beide waren in Begeisterung über die schönen jugendlichen Männer, die ihnen die Hände geschüttelt wie alten Bekannten und von denen Capitain Mevissen behauptete, sie wären zu Fuße größer als er zu Pferde, und zu Pferde so groß, daß Capitain Köhlwetter ihnen nur bis an die Kniee reichte.

»Oho!« rief dieser, halb lustig, halb ärgerlich – »Er segelt heute mit falscher Flagge und verrechnet sich in den Knoten, die er zurückgelegt. Aufgepaßt! Ich werde ihnen zeigen, daß ich nicht so klein bin, wie ich aussehe!« Und er faßte auf der Stelle einen großen Entschluß, als er nebenbei hörte, daß des Commodore Grauschimmel gesattelt werden sollte, um seinen Herrn der Einquartierung entgegen zu tragen, der dieselbe schon unterwegs begrüßen und feierlich auf sein Gut führen wolle. Gleich darauf trat er auch bei seinem Freunde und Gönner ein, der mit dem Ankleiden beschäftigt war. »Guten Morgen, Commodore!« sagte er fröhlich. »Gut Wetter heute – wir werden einen heiteren Sonntag haben!«

»Wohl, wohl, Köhlwetter, das paßt zu dem heutigen Feste.«

»Auf ein Haar, Commodore, und warmen Südwind obenein – es wird einen wahren Frühlingstag abgeben.«

»Ja, ja, alter Freund, ich sehe es wohl. Aber was wollt Ihr? Ihr seht mich so bedeutsam an.«

Der Capitain drehte seinen lackirten Hut wie eine Spindel in den Händen herum und schaute schmunzelnd zu Boden. »Ihr wollt gen Apenrade?« fragte er endlich in seinem leisesten Stimmtone.

»Ja, ich will hin. Vielleicht komme ich zu rechter Zeit, den General Wrangel zu sehen, der die Schlacht bei Schleswig gewonnen hat und unser Aller Retter ist. Ich bringe dann unsere Einquartierung mit zurück.«

»Ich will Euch was sagen, Commodore; Ihr könnt mir einen Gefallen thun und ich will es für doppelte Ration annehmen, wenn Ihr meinen Wunsch erfüllt.«

»Heraus damit – was wollt Ihr, Mann?«

»Laßt mich mit Euch nach Apenrade reiten – ich möchte auch den alten Haudegen sehen, der ein Gesicht wie ein Löwe und ein Schwert wie ein Gewitter hat – ich kann mir keine rechte Vorstellung von seinem Spiegelbilde machen.«

»Ihr – reiten? Kühlwetter, verstehe ich recht? Habt Ihr das auch wohl bedacht? Aber warum nicht, wenn Ihr nur ein Pferd regieren könnt, denn ich muß Euch sagen, es wird nicht durch den Wind getrieben und durch ein Steuer gelenkt wie ein Schiff –«

»O, was das anbelangt! Ich habe zwar mein Lebtag nicht auf dem haarigen Rücken eines Gaules gesessen, aber – seht einmal her – in solchen Zeiten, wie wir sie jetzt haben, muß ein Mann Alles verstehen. Es wird doch

gewiß nicht schwerer sein, als ein Schiff durch Untiefen und Korallenbänke zu steuern?«

»Nein, das nicht, alter Freund, obwohl es eine eigene Kunst ist. Aber beeilt Euch – kleidet Euch sonntäglich an und seid in einer Stunde bereit, mit mir abzugehen.«

Der alte Capitain schlug sich auf die Lende, daß es wie ein Pistolenschuß krachte. »Prächtig, Commodore!« rief er. »Also ich kann mir Euern kleinen Goldfuchs auftakeln lassen, den der Schurke heute Morgen mitnehmen wollte?«

»Den Goldfuchs? Seid Ihr närrisch? Das ist der wildeste Bursche aus dem ganzen Stalle – nehmt den alten Falben – Ihr wißt nicht, was ein Hengst ist –«

»Oho, ob ich das nicht weiß – hol' mich der Geier! Aber den alten Falben, meint Ihr? Gott soll mich verdammen, wenn ich das thue. Wenn ich im Sonntagsstaate bin, will ich auf einem Pferde sitzen und nicht auf einem Kameele – Schwerenoth! Ihr werdet sehen, wie stolz er unter mir steuert, und Eure Freude daran haben.«

»Meinetwegen, laßt ihn satteln, aber schnell!«

Der Capitain warf, frohlockend wie ein Knabe, dem man den Willen gethan, seinen Hut in die Luft und sprang in den Hof, wo er mit erhabener Würde seine Befehle zum Satteln des Goldfuchses ertheilte. Dann lief er an den Strand hinab nach seinem Hause und kam in kürzerer Zeit, als man vermuthet, athemlos wieder herauf, im Sonntagsstaate – einem nagelneuen Glanzhute, dunkelblauem Rocke, halb Jacke, halb Leibrock, und braunen Manchesterhosen. An den Hacken trug er einen halben

Fuß lange Spieße, Sporen genannt, die ihm ein Knecht des Capitain Burns geborgt, und in der Hand eine Hundepeitsche, als bedürfe der feurige Goldfuchs derartige Reizmittel, um seine Pflicht zu thun. Der Capitain mußte unwillkürlich lächeln, als er seinen alten Freund so wohl aufgetakelt sah, trank mit ihm eine Flasche Porto und befahl die Pferde in den Hof zu führen, nachdem er den Frauen Lebewohl gesagt hatte.

Alles, was in Emmerslund am Leben war, stand im Hofe, um die Kavalkade abgehen zu sehen, – außer dem alten Kühlwetter sollte noch ein Diener den Capitain begleiten – und eben wurden die drei Pferde vorgeführt, von denen der Goldfuchs haarsträubende Capriolen machte, denn er war ein feuriges Thier und wurde nur selten geritten.

Als Capitain Kühlwetter diese tollen Sprünge sah, während er noch auf festem Grund und Boden stand, ward sein Muth etwas gedämpft, dennoch lächelte er stolz die Damen und die Capitaine Mevissen und Bardow an, die sich heimlich anstießen und bedenkliche Mienen zuwarfen, mitunter aber ein verstecktes Lachen hören ließen.

Schon saß der Commodore in den Bügeln und ließ seinen schönen Grauschimmel tanzen, dessen lange weiße Mähnen in unmuthigen Wellenlinien um seinen schlanken Hals flatterten; Capitain Kühlwetter aber stand immer noch auf der Erde an der Backbordseite des Fuchses, der bereits unruhig wurde, daß man ihn so lange aufhielt.

»Nun, Cap'tain, ich bin fertig. Vorwärts, wenn Ihr noch mitwollt – oder habt Ihr die Lust verloren, denn Ihr streichelt so bedächtig dem Fuchse den Hals?«

»Daß mich Gott verdamme, wenn ich die Lust verloren habe! – Haltet das Ankertau fest, Mevissen, damit der Wind nicht die Segel faßt, ehe ich an Bord bin – halloh! Das wäre gemacht! – Ich sitze, Capitain! Kapp' das Tau, Junge – so, ich danke. Halloh! ich komme, Cap'tain! mein Bursche – adieu Alle zusammen!«

Und im tanzenden Schritte bewegte sich in halber Bogenlinie der Fuchs dem Schimmel nach, der schon unter dem Thorwege war, und bewährte den Satz, daß ein Schiff sicherer segelt, wenn es gehörigen Ballast hat. Denn Capitain Kühlwetter war, wie wir wissen, etwas schwer, und der schlaue Fuchs schien seine ungewohnte Bürde erst prüfen zu wollen, ehe er seine Kraft und Schnelligkeit versuchte. So ritten die beiden Reiter langsam den Hügel in das flache Land hinunter, dicht hinter ihnen der Knecht, gleich den Capitainen im Sonntagsstaate; trotz der feierlichen Kleidung und der ernsten Miene seines Herrn aber konnte er dennoch nicht ein grinsendes Lachen über die gespreizte Haltung des alten Seemanns unterdrücken, der sich ein wahrhaft gravitästisches Ansehen gab.

»Nun, Commodore,« begann dieser draußen das Gespräch – »seht mich mal an. Mache ich Euch nicht Ehre, wie ich hier sitze? Habe ich nicht ein prächtiges militairisches Aussehen, he?«

Capitain Burns warf nur ein Auge auf seinen Nachbar und mußte schon unwillkürlich lächeln. »Ja,« versetzte er heiter, »Ihr macht mir immer Ehre und habt ein ziemlich militairisches Aussehen in Eurer Art. Aber wenn Ihr nur nicht die Beine wie Leesegele über Bord strecken wolltet – wozu das, Köhlwetter? Ihr habt ja auf diese Weise keine Gewalt über das Thier, auf dessen Rücken Ihr sitzt.«

»O, bei meiner Flagge, Cap'tain, das thue ich ganz absichtlich so. Denn ich möchte Eurem Gaule nicht wehe thun, wenn ich mich in meiner ganzen Macht und Herrlichkeit auf ihm niederließe. Nein, nein, Cap'tain, ich weiß, was ich Euch schuldig bin!«

»O, er fühlt Euch ja gar nicht, macht es Euch immerhin bequem. Und dann seht Ihr aus, als ob Ihr wie eine holländische Brigg vorn zu schwer geladen wäret, und Euer Spiegel hinten über dem Wasser schwappte – haltet Euch gerade, Mann, wie es einem Soldaten geziemt, sonst sehe ich nächstens Euer Bugspriet mit dem Kopfe des Pferdes in unsanfte Berührung kommen.«

»Das ist schon eher wahr!« entgegnete Köhlwetter und ruckte seinen Oberkörper um einige Zolle zurück, der aber immer noch eine bedeutende Neigung vorwärts zu fallen verrieth. »So, nun sitze ich doch gewiß wie ein Exerciermeister, he?«

»O ja, so leidlich! Und was die Zügel betrifft, so haltet sie etwas loser; Ihr wißt ja, wenn ein Tau zu straff angespannt wird, so bricht es um so eher.«

»Aber er muß doch meine Faust fühlen, Capitain, habe ich immer sagen hören, sonst denkt er am Ende, es säße ein Kind auf ihm.«

»Das denkt er wahrscheinlich ohnedieß, denn er weiß gewiß, so gut ich es weiß, daß Ihr nicht reiten könnt und in dieser Kunst ein Kind seid.«

»Nicht reiten kann, Cap'tain? O, das war doch nur Euer Spaß?«

»Nun, das wollen wir gleich einmal prüfen. Setzt Euch zurecht, Mann; wir haben einen breiten Sandweg vor uns und müssen uns beeilen, wenn wir den preußischen General sehen wollen.«

»Ja, ja freilich; aber wartet noch ein Bisichen und nehmt einen Rath von mir an. Setzt nicht gleich so im ersten Augenblicke alle Segel bei, Cap'tain, laßt uns erst eine Weile laviren, bis meine Leinwand an die Luft gewöhnt ist – so etwa –« und er bewegte die rechte Hand mäßig schnell auf und ab.

Kaum aber hatte er diese Bewegung begonnen und unwillkürlich seinen Oberkörper mit in Schwingung versetzt, so ahmte der Fuchs unter ihm dieselbe nach, und da auch der Schimmel in diesem Augenblicke einen Schenkeldruck fühlte, so trabten sie sehr bald in mäßiger Eile dahin. Des alten Seemanns Brust keuchte laut bei den erfolgenden Stößen, und bei jedem Auf- und Niederfliegen gab er einen knarrenden Ton von sich, wie ein Mastbaum, der nicht ganz fest in seinen Grundeisen ruht. Dennoch hielt er sich wacker, obgleich er eine possierliche Figur zeigte.

Bald aber gelangten die Reiter an einen Hohlweg, dessen beide Seiten von einer hügelartigen Erhebung des Bodens mit jungem Baumwuchse begränzt waren, und da er zu schmal zum raschen Reiten für Zweie war und der Commodore seinen Gefährten nicht von seiner Seite lassen wollte, so fiel er in Schritt, was der Fuchs sogleich nachahmte .

»Nun, wie thuts?« fragte der Erstere.

»Das muß ich sagen, Wetterelement! Das Schiff stampft, Commodore, wie beim Nordwester – hoho, alter Bursche! Es ist mir, als ob alle meine Eingeweide wie in einen Brei gerührt wären. Aber weiß der Kuckuck, wie wir schon so weit vorgerückt sind, ohne Schiffbruch zu erleiden – wir sind ja schon durch den Hohlweg. Tausendsasa! Ich glaube, wir haben zehn Knoten zurückgelegt.«

Man erreichte wirklich eben das Ende des langen Hohlweges und gelangte auf eine weite, von Hecken, Gräben und einzelnen Waldungen durchschnittene Ebene, an deren äußerstem Ende bereits einzelne Häuser von einem Vorwerke vor Apenrade sichtbar wurden. Die ganze weite Fläche war vom glänzendsten Sonnenlichte überströmt und in der warmen Atmosphäre machte sich jener Duft bemerkbar, der beim linden Südwinde vom Meere herweht und mit den Ausdünstungen der quellenden Frühlingserde geschwängert ist. Andreas athmete mit Wollust diesen köstlichen Duft ein und labte sein Auge an der Klarheit des blauen Himmelszeltes, welches

heiter und fröhlich über den dampfenden Gefilden lächelte. »Seht, Capitain,« rief er vergnügt »was das für eine herrliche Luft ist – o! wenn keine Sorgen in dieser Luft schwebten, wie göttlich wäre dann das arme Menschenleben!«

»Wohl wahr, Cap'tain; ich habe aber jetzt keine andere Sorge, als etwa nur mein bischen Verstand auch zu Pferde zu behalten, denn weiß es der gute Herrgott da oben – ich meine, ich kann mich gar nicht mehr recht besinnen, seitdem mich der Gaul in die Höhe und wieder herunter schmeißt – ist das bei Euch eben so und habt Ihr auch solchen Satansdurst wie ich! Ich glaube, ich könnte die See aussaufen wenn sie mir Einer in einer Flasche Porter präsentirte.«

»Nein, ich bin schon daran gewöhnt; und was den Durst betrifft – ja, ja, Ihr habt ganz trockene Lippen – so leidet ein ungeübter Reiter immer daran.«

»Hol's der Henker! Wenn ich das gewußt, so hätte ich mir einen Kübel mit Flüssigkeit beigestaut – es ist ganz zum Verzweifeln, o!«

Der Capitain schwieg und schaute aufmerksam in die Ferne. »Halt!« rief er plötzlich – »seht da vorne, schau' ich recht? – Seht Ihr nichts blinken da unten hinter dem Gebüsche am Wege?«

»Gewiß, Capitain! Das sieht beinahe aus, als ob hundert Sonnen am Erdboden kröchen – was ist das, he?«

»Halloh, Alter, das sind die Preußen! So wahr ich lebe! Ihre Helme und Harnische funkeln in der goldenen Sonne – hurrah! Jetzt aber müssen wir den ganzen Wind

in unsere Segel fassen, denn es ziemt sich, den wackeren Deutschen mit wallendem Wimpel entgegenzugehen. Vorwärts!« Und seinem Schimmel die Sporen gebend, flog er über die Ebene, daß der Sand hinter ihm her tanzte, und der Fuchs an seiner Seite machte es eben so, ohne des Anreizes seines Ritters zu bedürfen. Dieser aber spielte eine komische Figur. Mit der Rechten bald nach seinem Hute, bald nach dem Sattelknopfe greifend, um sich zu recht zu rücken, – denn er wußte nicht, wie es geschah, aber er rutschte immer weiter nach hinten, je mehr der Fuchs vorwärts kam – blieb er in unaufhörlicher, hin und her schaukelnder Bewegung, wie ein Schiff auf wogender See. Dabei sprangen seine Augen vor Erregung beinahe aus dem Kopfe; beide Backen hatte er aufgeblasen und die funkelnde Nase dazwischen sah aus, als ob die halbe Pinte Portwein, die er verschluckt, tropfenweis in sie gefahren wäre und ihre Oberfläche mit Rubinen bedeckt hätte.

Indessen kam man in so raschem Laufe der Pferde sehr bald den marschirenden und dabei singenden Soldaten näher. Es war eine ganze Schwadron der schönen preußischen Königin-Kürassiere auf riesigen Pferden, die eben so kräftige Menschen trugen. An der Spitze, weit voraus, ritt eine kleine Vorhut. Nach langem Zwischenraum kamen einige Trompeter, hinter ihnen der Rittmeister, welchem die anderen Offiziere und Reiter, nebst Bagagewagen, folgten. Am Schluß ritt wieder eine Nachhut, wie man eben im Kriege zu marschiren pflegt.

Als der Capitain den willkommenen Fremden näher kam, ließ er sein Pferd in vollem Laufe heransprengen, um es ganz in der Nähe kunstgerecht zu pariren. In diesem Augenblicke aber hörte er einen Weheruf hinter sich. Er drehte sich herum und fand seinen bisherigen Gefährten aus seiner Nähe verschwunden. Waren es die Trompeten, die um diese Zeit ihr Schmettern begannen, oder war es das Rasseln der stählernen Pallasche, oder vielleicht auch das Strahlen der blinkenden Helme und Kürasse, die ihn entsetzten, – genug, kaum war der Fuchs mit seinem keuchenden Reiter in ihre Nähe gekommen, so prallte er zurück, machte plötzlich Kehrt und, mit einem gewaltigen Satze den Graben am Wege überspringend, ging er in vollem Jagen auf und davon. Köhlwetter blieb mannhaft, wenn auch etwas außer Fassung gebracht, zwar nicht in den Bügeln, aber doch im Sattel sitzen; fest an die Mähne des lebhaften Thieres geklammert, stieß er nur einige Flüche aus, die leider ungehört im Morgenwinde verschwammen. Endlich, auf einem abseits gelegenen Hügel angelangt, hatte der Fuchs die Gefälligkeit, seinen Wünschen zuvorzukommen und inne zu halten, ja sich sogar herumzudrehen, so daß der Capitain wenigstens aus der Ferne sehen konnte, was vorging. Indeß hatte er keinen rechten Genuß davon, denn sein muthiges Pferd stand keine Minute still. Bald rechts, bald links springend und in der Regel mit den Hinterbeinen in der Luft herumfahrend, riß es ihn hin und her, so daß es ihm vorkam, als sitze er auf einer wankenden Rae im

Sturme und müsse sich mit allen Fingern an irgend etwas halten, was er auch herzhaft that.

Unterdessen hatte sich Capitain Burns der Hauptcolonne der Kürassiere genähert und war zu dem Führer derselben, einem Rittmeister von herkulischer Gestalt, aber freundlichen Gesichtszügen, herangeritten, um ihn zu begrüßen. »Guten Morgen, mein Herr!« sagte der noch ziemlich jugendliche Krieger. »Sind wir auf dem richtigen Wege nach Emmerslund auf dem Andreasberge?«

»Ja, mein Herr, das sind Sie und ich selbst bin der Bewohner desselben und gebe mir die Ehre, Sie in mein bescheidenes Haus zu geleiten, wenn Sie dahin bestimmt sind.«

»Vortrefflich, Herr Capitain – denn das sind Sie ja wohl – reichen wir uns die Hände. Guten Morgen noch einmal. Wollen Sie gefälligst neben mir Platz nehmen?«

Und der Zug, der eine Weile gestockt hatte, setzte sich wieder in Bewegung, während die Trompeter ihre lustige Melodie noch eine Weile fortsetzten, so daß man nicht sprechen konnte. Als sie jedoch ihre Musik einstellten, lächelte der Rittmeister und sagte zu seinem Wirth: »Was ist das für ein Mann dort auf dem Hügel? Reißt er etwa vor uns aus?«

»Ach nein, er nicht, aber sein Pferd. Es ist mein alter Freund und Nachbar, der Capitain Köhlwetter, der heute zum ersten Male im Sattel sitzt, sich aber doch nicht die Freude versagen konnte, die Befreier seines Vaterlandes schon auf der Landstraße zu begrüßen.«

»Aha! Er befindet sich gewiß da in einer üblen Lage. – Heda! Reiten zwei Mann vorsichtig hinüber und versuchen sein Pferd in die Mitte zu nehmen, damit ihm kein Schaden geschieht. Vorwärts!«

Sogleich befolgten zwei Reiter den Befehl, sprenghen über den Graben und trabten querfeldein, dem Ausreißer nach. Nun aber entspann sich eine drollige Scene. Der Fuchs ließ immer ganz ruhig die strahlenden Kürassiere näher kommen, sobald sie aber in eine gewisse Entfernung von ihm gelangt waren, machte er Kehrt und wählte sich einen entfernter liegenden Haltpunkt aus. Vergebens war alles Zureden und Fluchen des Capitains, vergebens sein Zupfen und Zerren am Zügel, und seine ganze Macht und Herrlichkeit, die er jetzt in sein Gesäß zu legen versuchte, war nicht im Stande, den kleinen Fuchs zu bändigen. Endlich legte sich ein junger Offizier in's Mittel, indem er dem springenden Rosse in Carriere den Weg abschnitt und es in vollem Laufe aufgriff; als sich dieses aber erst in fester Hand fühlte, blieb es fromm wie ein Lamm stehen und faßte nur die glänzenden Reiter verwundert in's Auge, deren Anblick ihm vollkommen neu war. So kamen denn auch die andern beiden Kürassiere an den alten Seemann heran, schnallten einen langen Riemen um den Zaum seines Pferdes und baten ihn nur, die Zügel ganz lose zu halten. Auf diese Weise kehrte man zur Schwadron zurück und wurde vom Rittmeister und der lachenden Mannschaft mit lautem Zurufe begrüßt. Der Capitain selber aber riß seinen Hut vom Kopfe

und zeigte sein triefendes Gluthgesicht den kichernden Leuten in seiner ganzen Würde.

Da die Schwadron nur zu Zweien ritt, so gelangte man, ohne den Zug zu ändern, durch den Hohlweg und sah endlich den Andreasberg mit seinen knospenden Buchenwäldungen dicht vor sich liegen.

»Also dort oben wohnen Sie!« fragte der Rittmeister den Commodore. »Kann man von Ihrer Wohnung das Wasser sehen?«

»Ganz und gar und bis weit auf das Meer hinaus, selbst Alsen und sogar Fünen erreicht der Blick.«

»Und sind auch Schiffe in Sicht?«

»So viel Sie wollen und gespickt mit Kanonen und Rothröcken!«

»Das ist herrlich, wir haben uns sehr lange schon darauf gefreut. Vielleicht giebt es einen kleinen Strauß; Sie reiten aber da ein herrliches Thier – ich hätte Lust, mit Ihnen einen Handel zu machen.«

»Ich stehe Ihnen mit allen meinen Pferden zu Diensten, nur dieses eine kann ich unmöglich aus der Hand geben. Ich habe es selbst erzogen und gezähmt und finde so leicht keines wieder von seiner Schnelle und Dauerhaftigkeit.«

»Das thut mir leid – es ist ein Däne, nicht wahr? Prächtige Knochen und reines Blut!«

»Ein Däne von edelster Race – ein Seeländer den Eltern nach, aber auf reiner deutscher Erde geboren und groß geworden.«

»Ein kapitales Thier – haben Sie viele Pferde?«

»Für jetzt nur einige Dreißig.«

»Was, das ist ja eine halbe Schwadron!«

»Wir sind ja nur Ackerbauern und Pferdezüchter, Herr Rittmeister, das ist unser ganzes Besitzthum. Auch bin ich gesonnen, meinem Vaterlande oder seinen Helfern einen Theil davon zu überlassen, wenn ich sichere Gelegenheit habe, sie anzubringen.«

»Nun, die Gelegenheit ist da, es soll ein Wort sein. Wir sprechen noch darüber.« Und er galoppirte vor und rief seinen Soldaten ein gedehntes aber weithin schallendes Halt zu. Denn man war an einen Gabelweg gekommen, wo er seine Reiter theilen mußte. Bald waren sie in zwei Haufen geschieden, die Einen, um nach Emmerlund, und die Anderen, um nach Barsmark und Kirkebye zu gehen, wohin sie Andreas Diener führen sollte. Sehr bald hatte man sich unter Lebewohlrufen getrennt und Andreas ritt jetzt mit dem Rittmeister und jenem jungen Offiziere, der den Capitain Kühlwetter eingefangen, voran dem Berge zu, während letzterer immer noch im Schlepptau zwischen den beiden Riesen, die ihn, wie zwei Goliaths den kleinen David, in der Mitte hatten, ihnen unmittelbar auf dem Fuße folgte.

So langte man unter Hundegebell, Trompetengeschmetter und Hurrahgeschrei der versammelten Matrosen im Hofe an, wo auch die Mägde in vollem Putze sich versammelt hatten, die nie gesehenen Stahlreiter mit höchst verwunderten Augen anzustaunen. Keiner aber

war stolzer und doch zugleich froher, als Capitain Kühlwetter, da er wieder festen Ankergrund unter seinen Füßen fühlte, und nun erst machte er den angekommenen Herren seine vollkommene Reverenz, indem er wiederholt seinen Hut schwenkte und Allen die Hände schüttelte, daß ihre Gelenke krachten. Der Rittmeister und Lieutenant aber, nachdem an geeigneten Stellen draußen im Felde einige Vedetten ausgestellt, traten, von Andreas geführt, in das Innere des Herrenhauses, wo sie von den Damen bewillkommnet wurden, die alle in schwarzseidenen Gewändern um die Frühstückstafel standen, welche im großen Speisesaale zubereitet war.

Und bald saßen sie wie alte Bekannte um den reich besetzten Tisch, erzählten und hörten die wundersame Begebenheit bei Schleswig mit an, wo der alte Wrangel die Schlacht mit einer Parade begonnen hatte. Laut aber klangen die Gläser an einander und namentlich die drei Capitaine wetteiferten, wessen Schiffsraum die schwerste Last fassen könne.

Nach dem Frühstücke, während die Damen ihren Geschäften nachgingen, die drei Capitaine aber bei der Flasche blieben, wobei Kühlwetter seine ritterlichen Abenteuer und Heldenthaten von hundert Seiten beleuchtete, führte Andreas seine Gäste auf dem Berge spazieren. Sie waren über Alles höchlich erfreut, namentlich aber von der schönen Aussicht auf der Warte entzückt und erkannten sogleich ihre Wichtigkeit in militairischer Beziehung, weshalb sie auch sogleich eine Wache auf dieselbe beorderten, um Land und Meer ringsum im Auge zu behalten.

»Also die Dänen wissen von diesem Ausgucke?« fragte der Rittmeister den Capitain, nachdem dieser die Thaten der jütischen Freischaaren und die Handlungsweise der Dänen erzählt hatte.

»Ja, sie wissen von ihm, und es sollte mich nicht wundern, wenn sie diese Kenntniß nächstens zu benutzen und uns das schöne Gerüst in Brand zu stecken versuchten. Indessen kann man es vom Wasser aus nicht sehen und noch weniger, wenn diese Bäume erst ihr volles Laub erhalten haben, was ja in wenigen Tagen geschehen sein wird.«

»Das wollt' ich auch eben bemerken. Es giebt gewiß Einige unter ihnen, die sich die Lage desselben gemerkt haben, und ihre Kanonenboote tragen schweres Kaliber genug, um ein paar glühende Kugeln von der Mitte des Wassers aus hierher zu werfen.«

»Für diesen Fall habe ich auch gesorgt und bereits eine Art Nothgerüst anfertigen lassen, welches ich nur zusammen zu schlagen brauche, um sogleich bei der Hand damit zu sein. Meine Matrosen sind geübte Zimmerleute und arbeiten, wie man zur See zu arbeiten gewohnt ist.«

»Und haben Sie sich ganz und für immer von der See zurückgezogen?« fragte der Lieutenant, ein junger, zutraulicher und hübscher Mann von vornehmer Herkunft.

»Wie Gott will, Herr Graf! Wenn ich meine Tage hier beschließen darf, so werde ich ihm dankbar sein; sollte es anders beschlossen sein, so müssen wir als Männer wissen, uns in das Unvermeidliche zu fügen.«

»Ja, Sie – aber die schönen Damen da drinnen, werden die gern von dieser harmlosen Stätte scheiden, wo sie so lieblich aufgewachsen sind?«

»Die werden ihr Leben wahrscheinlich hier nicht beschließen – für sie wird sich ein Anderer finden, der ihnen wo möglich eine noch schönere Heimat bereitet.«

»Ah – so stehen die Sachen! Die glücklichen Heimatspender! Und betrifft das auch jene wunderschöne Dame in Trauerkleidern, mit den dunkelen Haaren und den träumerischen blauen Augen? Sie scheint eine Dame von Welt und Mitteln zu sein – oder bin ich zu unbescheiden, wenn ich nach ihrer Herkunft frage?«

Andreas theilte einfach darüber mit, was wir schon wissen und er keinen Grund zu verbergen hatte.

»Eine reizende Gestalt!« sagte der Lieutenant, der sie nicht vergessen zu können schien – »Ein Auge, welches tausend Dinge spricht, wovon sich die Philosophen auch nichts träumen lassen – und ein Gesicht – o!«

Der Rittmeister lachte laut und warf dem ernstesten Capitain einen verstohlenen Blick zu. »Sie müssen meinem Kameraden verzeihen,« sagte er dann, »wenn er noch Augen für dergleichen hat, er ist jung und fängt das Leben erst an.«

Andreas schwieg, aber er nickte lächelnd Beifall und sie gingen wieder hinab, nachdem er die einzelnen Landstriche, Inseln und Buchten genannt, die von der Warte aus zu sehen waren.

Als sie im Garten anlangten, hörten sie ein allgemeines und fröhliches Gelächter vom Hofe herüberschallen. Sie

traten hinein und hatten einen eigenthümlich spaßhaften Anblick vor sich. Die drei Capitaine waren in den Hof gekommen, wahrscheinlich nicht sowohl um ihre Neugierde in Bezug auf die preußische Reiterbewaffnung zu befriedigen, als sich von ihrer inneren Hitze abzukühlen, in die sie der Kellervorrath des Capitains versetzt. Da hatte sich denn eine kleine Scene mit ihnen entwickelt. Capitain Kühlwetter nahm zuerst die Glückwünsche der Mannschaft wegen seines tadellosen Rittes entgegen und zählte dem versammelten Hausgesinde noch einmal seine Kunststücke vor. Gleich darauf hatte er sich den Pallasch des Wachtmeisters umgeschnallt, der ihm beinahe bis an den Hals reichte. Die Kürassiere fanden das so spaßhaft, daß sie ihm auch einen Kürassaß anlegten und zuletzt eine Stahlhaube aufsetzten. So stand denn der kleine kugelrunde Mann, der ganz von Eisen zu sein schien, mitten in dem Haufen der Krieger und fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, daß er Allen so viel Stoff zum Vergnügen bot. Sogar die Damen hatte das allgemeine Beifallgeschrei an's Fenster gelockt und er hörte eben ihre silbernen Stimmen an sein Ohr schlagen. In diesem Augenblicke traten die Offiziere mit dem Capitaine in den Hof und gewahrten den Vorgang. Von des kleinen Seemanns Gesichte war nichts zu sehen, als in der Mitte etwa ein hervorragender scharlachrother Fleck; Brust, Schultern und Rücken dagegen verschwanden unter dem gewaltigen Kürasse, nur sein runder Bauch quoll widerstrebend darunter hervor. Den gezogenen Pallasch in der Rechten, fuhr er damit in der Luft herum und stieß dabei

Worte und Flüche aus, daß die jungen Soldaten beinahe vor Lachen starben.

»Präsentirt das Gewehr!« rief ein kühner Kornet, als die Herren vom Garten her naheten. Und augenblicklich versuchte der Capitain das Manöver auszuführen, aber mit Bewegungen und Geberden, wie sie nur ein Seemann hat.

»Halloh!« schrie seine Stentorstimme aus dem Eisen heraus – »Seht mich mal an, Commodore, ich bin belastet wie ein indisch Fregattschiff – holte der Henker, das sitzt schwer auf den Knochen!«

»Es ist nur gut, daß Ihr ein Gegengewicht dabei habt, so könnt Ihr nicht wippen, wenn Ihr im Sturme zur See geht,« sagte scherzend der Capitain.

»Wie meint Ihr das, mein Feldherr?«

»Nun, Ihr scheint inwendig eben so schwer belastet zu sein, wie auswendig – das ist meine Meinung.«

»Hol's der Henker, Ihr habt Recht, wie immer – ich bin schwer, innen und außen; aber daran sind die Preußen am meisten schuld, denn die Freude in meinen Knochen wiegt schwerer als sonst was.« Und er salutirte ringsum und ließ sich wieder entharnischen, um mit dem Wachtmeister und dem Komet, die er auf eine Flasche Kanariensekt eingeladen, nach seinem Hause zu wackeln und der inneren Schwere, die schon jetzt die Oberhand hatte, vollends das Uebergewicht zu geben.

Was die preußische Mannschaft betraf, so wunderten sich die Bewohner von Emmerslund nicht minder, als später die Dänen in Jütland, sowohl über die auffallende Jugend, wie auch über den Grad der Bildung derselben. Daß nun aber gar Söhne aus höheren Ständen, Studirte, Künstler und Beamte mit dem Gewehre in der Hand in Reih' und Glied standen und fochten, die doch nicht wie die Bauernsöhne der Schleswig-Holsteiner und Dänen zum Todtschießen geboren, konnten sie lange nicht begreifen. Uebrigens hatten sich in kurzer Zeit Offiziere und Gemeine sehr behaglich in dem gastfreien Landsitze eingerichtet. Es schien Allen gleich vortrefflich daselbst zu gefallen und sie bewiesen sich auf jede mögliche Weise dankbar für die gute Aufnahme. Die Gemeinen, sobald sie ihre Pflicht erfüllt und die Stalljacke angezogen, halfen den Knechten in der Wirthschaft, auf dem Felde, im Garten, in den Scheunen, ja, sie hätten auch gern den Mägden geholfen, wenn sie nicht das strenge Auge des Capitains und die würdevolles Haltung der Hausfrau gefürchtet hätten, die überall ab- und zuginen, wo eine wichtige Arbeit verrichtet wurde. Die Offiziere dagegen hielten sich gern zu den Damen, wenn Andreas beschäftigt war; sie unternahmen mit ihnen Spaziergänge am Strande, erzählten ihnen Mancherlei vom fernen Vaterlande, von den Zuständen daselbst und nahmen mit großer Theilnahme auf, was ihnen die Damen wieder von ihren Verhältnissen berichteten. Helene kam täglich zu Tische auf den Berg und blieb in der Regel bis zum Abend daselbst; seitdem die Dänen abgezogen waren und keine

Gefahr mehr die Gegend unsicher machte, war sie wieder in das Epheuhaus gezogen, denn sie sehnte sich, trotz aller Neuigkeiten, die sie oben vernahm, wieder allein zu sein und sich ihrem Nachdenken hinzugeben, wie es ihr durch lange Gewohnheit zur zweiten Natur geworden war.

So vergingen mehrere Tage, ohne daß etwas besonders Wichtiges vorgefallen wäre. Schiffe kamen genug gesegelt und gedampft, hielten sich aber stets in bescheidener Entfernung, denn die Furcht vor den gewaltigen Deutschen nach der ersten für unmöglich gehaltenen Niederlage hatte sich noch immer nicht gelegt und man bedurfte einiger Zeit, um sich von dem großen Schrecke zu erholen und zu neuen wirksamen Unternehmungen zu stärken. Daß die Preußen den Schleswig-Holsteinern wirklich zu Hülfe gekommen waren, hatte die Dänen moralisch am tiefsten verletzt. Als sie die blinkenden Helme derselben schon vor dem Dannevirke sahen, glaubten sogar ihre Führer noch, es seien Holsteiner oder Freischaren, in preußische Uniformen verkleidet. Ach, aber da machten sich die schon lange berühmten weitreichenden Gewehre bemerkbar, da ließ sich das schreckliche, nie gehörte Hurrahgeschrei vernehmen, dem jedesmal ein unwiderstehlicher Bajonettangriff folgte, und schon vor diesem Geschreie liefen sie entsetzt davon. So war leider kein Zweifel mehr, daß die Preußen in Person gekommen waren. Und nun bei Schleswig von diesen, durch einen übermäßigen Marsch ermüdeten jungen Leuten,

denen sie an Zahl und Kanonen so weit überlegen gewesen, geschlagen und besiegt zu werden, so gänzlich und unerhört, noch dazu im Angesichte der sogenannten Rebellenhaufen, das war für die vorher so übermüthigen, großsprecherischen Dänen ein Schlag, wie sie ihn lange nicht auf ihrem eisernen Schädel gefühlt hatten. Darum waren sie gelaufen, was sie laufen konnten, und nicht eher hatten sie sich sicher gefühlt, als bis sie das Meer zwischen sich und den Siegern gelassen, als bis sie auf der unzugänglichen Insel Alsen saßen und Schanzen und Wälle gegen die näher rückenden Hannoveraner aufgeworfen hatten.

Doch, bleiben wir noch einige Zeit in Emmerslund; erst wenn wir hier zu einem Ruhepunkte gelangt sind, wollen wir im Fluge die Entwicklung des seltsamen Krieges fortspinnen, bis zu dem Tage, wo Freund oder Feind wieder den Andreasberg besteigt.

In Emmerslund drohte für den Augenblick keine Sorge und Noth von Außen her, aber je sicherer und behaglicher man sich in der Nähe der rettenden Armee fühlte, um so lebhafter wandte man seine Blicke den in Gefahren befindlichen entfernteren Lieben zu.

Von Erik durfte in des Capitains Gegenwart nie gesprochen werden; er wollte durch Worte nicht an ihn erinnert werden, da sein Herz sich seiner oft genug mit täglich wachsendem inneren Schauder und doch so zärtlicher Liebe erinnerte, denn er war und blieb ja sein Sohn und noch dazu sein jüngster und unberathenster. Die Mutter freilich ergriff jede Gelegenheit, mit Jedermann, wer

es auch war, über ihren Liebling leise zu sprechen; Tag und Nacht dachte und sorgte sie für ihn und nicht selten geschah es, daß sie, trotzdem es ihr schwer wurde, die Warte erstieg, um wenigstens das Schiff von Weitem zu sehen, zwischen dessen Wänden das theure Kleinod ihres Lebens athmete und wirkte. Und in der That, Erik's Geschick schien seinen Verwandten in diesen Tagen nicht das beklagenswertheste zu sein, denn ihre Phantasie ward nicht beschäftigt, sich sein Leben voller Gefahren und Kämpfe vorzustellen; man sah ja sein Schiff ruhig vor Anker auf seinem Wachposten liegen, dann und wann höchstens den sicheren Grund verlassen, um mit günstigem Winde dahin und dorthin zu kreuzen, stets aber kehrte es am Abende auf seinen alten Platz zurück, um zu beobachten, was etwa am Lande sich zutrage und stets vorhanden zu sein, wenn man seiner zu irgend einem Unternehmen bedürfen sollte. In stiller Nacht zwar, doch das wurde von Emmerslund aus nicht beobachtet, setzte der Neptun oft einige Boote aus, holte einzelne Menschen vom Lande und brachte sie wieder dahin zurück, denn das geheime Einverständniß der Dänen mit vertrauten Landbewohnern hörte niemals auf und ihr Spionirsystem war so vollkommen geordnet, wie jemals ein kriegführendes Volk sich dessen erfreuen konnte.

Wenn man nun von Erik nur leise oder gar insgeheim reden durfte, so hörte der Capitain es um so lieber, wenn man recht oft und viel von seinem Sohne Friedrich und seinem Freunde Henrik sprach. Beide waren nun schon drei Wochen vom Hause entfernt, gewiß in mühevoller

Thätigkeit begriffen, und noch war nicht die geringste Nachricht von ihnen nach dem Andreasberge gelangt. Doch wie wäre das auch möglich gewesen, da die Dänen bis vor Kurzem die Gegend besetzt gehalten hatten, keine Posten fuhren und der einzige Weg der Vermittelung nur durch geheime Boten hätte geschehen können, was entweder sehr gefährlich, oder wenigstens sehr schwierig war. Aber eben weil man keine Nachrichten von ihnen erlangen konnte, sehnte man sich um so lebhafter danach, und dazu kam die natürliche menschliche Neugier, zu vernehmen, wo sie denn seien, was sie vollbracht, und zu welchen Unternehmungen sie in Zukunft bestimmt wären. Denn daß sie am 8. oder 9. April unversehrt an ihren Bestimmungsort gelangt, wurde ohne Bedenken vorausgesetzt; wäre ihnen ein Unglück begegnet, so würde der Eine oder Andere von ihnen gewiß nach Hause berichtet haben, auf welche Weise es nun auch hätte geschehen sollen. Jetzt aber, da das Land und die Straßen nach dem Süden den Deutschen offen lagen, war es eher möglich, an eine briefliche Unterhaltung zu denken und man sprach gleich am ersten Abende mit den preußischen Offizieren darüber. Diese erboten sich sehr freundlich, Briefe sicher nach Rendsburg zu befördern, denn es war ein Bedürfniß eines civilisirten Heeres, in seinem Rücken sogleich eine Postverbindung mit dem Mutterlande herzustellen, was denn auch auf das Schleunigste, jedoch nur zum Vortheile der fremden Krieger geschah, während der einheimische Bürger und Landmann aus nothwendiger

Vorsicht im Allgemeinen von dieser Begünstigung ausgeschlossen blieb.

So sprach denn Andreas noch an demselben Abende im Familienkreise den Wunsch aus, daß ein jedes Mitglied derselben, seien es auch nur wenige Zeilen, an seine Lieben schreiben und ihnen beruhigende Mittheilungen in Bezug auf die gegenwärtigen Vorgänge in der Heimat machen solle. Man war allgemein damit einverstanden und schon in der Frühe des nächsten Morgens wurden viele eifrige Federn in Bewegung gesetzt. Als aber der Mittag kam und die Frauen sich kurz vor Tische versammelten, überreichte man dem Hausherrn die geschriebenen Briefe, der sie alle zusammen in ein Couvert schließen und an Henrik in Rendsburg schicken wollte, weil dessen Aufenthalt daselbst allein mit Sicherheit vorzusetzen war. Aber da begegnete dem braven Manne etwas, was er nicht erwartet hatte. Er saß vor seinem Schreibtische, noch mit seinen eigenen Mittheilungen beschäftigt, als Helene und Agathe leise hinter ihm eintraten, jede ihren Brief in der Hand haltend. »Aha,« sagte er, als er sich herumdrehte und die beiden holden Frauengestalten bemerkte, »seid Ihr schon fertig? Da bin ich ja saumselig gewesen – nun, gebt sie nur her.« Und er reichte seine Hand der Helenens zuerst entgegen. Aber wie erstaunte er, als er die Aufschrift ihres Briefes las, denn sie war nicht an Henrik, wie er bestimmt erwartet, sondern an Friedrich, seinen Sohn, gerichtet. Und er begann zu ahnen, was weiter kommen würde. Und richtig,

als Agathe, eben so erröthend wie Helene bei dieser einfachen Handlung, ihm den ihrigen reichte, war er nicht mehr erstaunt, auf seiner Rückseite den Namen Henrik Paulsen's zu lesen.

»Es ist gut,« sagte er nachdenklich und wandte sich wieder zu seinem Schreiben zurück, während die Frauen rasch die Stube verließen.

»Wunderbare Frauenherzen!« rief der Capitain aus, als er wieder allein war und die zierlichen Briefe vor sich liegen sah. »Niemals sprechen sie unumwunden die Gefühle aus, welche sie im Herzen tragen, als begingen sie einen Verrath an sich selber, wenn sie Anderen ein süßes Glück bereiteten. Sieh nun diese Frauenzimmer da! Wer hätte das gedacht! Wie kommt Helene dazu, an Friedrich, und Agathe, an Henrik zu schreiben? Einzig und allein aus dem Grunde, weil jede von ihnen nicht an den schreiben will, an welchen sie am liebsten schreiben möchte. O, Ihr armen Dinger, Ihr habt Euch gerade dadurch bei mir verrathen; jetzt schaue ich, wie nie, in Euer Innerstes. Glück auf, Henrik, mein wackerer Junge, Dein Hoffnungssegel bläst ein günstiger Wind auf, und Du bist nicht mehr so weit vom Ziele entfernt, als Du fürchtest, da Du von mir gingst. Hm! – Und Agathe? Das liebe Kind! Also wirklich? O, wenn Fritz nicht so ein Eisenkopf wäre und Erik's Flattersinne zuschriebe, was seine eigene rauhe Tugend verdient hat – aber er ist blind, blind, blind, weil Erz in seinem Hirne – doch halt – von wem – hat er diesen Eisenkopf? Ach, Gertrud, wie manche stille Thräne hast Du vielleicht über Deinen Mann geweint!«

Und der Vater schaute in sein eigenes Herz, wie es nicht selten geschieht, wenn der Mensch die Handlungen Anderer beurtheilt und dabei sein eigenes Bild im Spiegel derselben vor seinen Augen erblickt.

Ob sich aber der gute Vater nicht dennoch in Bezug auf die wahre Neigung der Frauen irrte? In Agathens Neigung irrte er wohl nicht, das scheint uns selber ziemlich gewiß; ob aber diese Neigung von Friedrich eben so erwidert wurde, wie er es im innersten Herzen wünschte? Das war zwar dunkel, aber bei Weitem nicht so dunkel, wie Helenens Neigung zu Henrik, die, wenn sie vorhanden war, gewiß erst in einem jungen Keime bestand, der noch zu zart war, um die Rauheit der Witterung den Wind und den Frost der bevorstehenden Lebenstage ungefährdet zu überdauern und trotz aller äußeren Hindernisse zu Blüthe und Frucht emporzuschießen.

Doch, lassen wir diesen Schleier noch ungelüftet, der Sturm der Zukunft wird ihn verwehen oder zerreißen und wir werden ohne Zweifel einst dieser geheimnißvollen Neigung in das Antlitz blicken.

Da kam allen jetzt in Emmerslund Weilenden sehr unerwartet am 1. Mai Abends der Befehl aus dem Hauptquartiere in Hadersleben, wohin es am 30. April vorgehoben war, daß die in der Umgegend einquartierten Preußen schon mit Anbruch des nächsten Tages abmarschiren und über Hadersleben nach der jütischen Gränze vorrücken sollten, denn General Wrangel gedachte in raschem Zuge den Feind bis in sein eigenes Lager zu verfolgen, um auf diese Weise, so hoffte alle Welt und der

kühne General vielleicht ebenfalls, den Krieg in kürzester Frist zu beendigen. So stand denn schon wieder nach kurzem Genusse ein neuer Abschied bevor und es gab keinen Bewohner auf Emmerslund, der nicht mit einiger Betrübniß die wackeren Reiter hätte scheiden sehen, die sich alle, vom Ersten bis zum Letzten, gegen Jedermann von ihrer besten und liebenswürdigsten Seite gezeigt hatten.

Der Capitain hatte noch am späten Abende, nach Ankunft dieses Befehls, mit dem Rittmeister eine lange Unterredung gepflogen, ihm einige gute Pferde abgelassen und zuletzt zwei mit kräftigen Gäulen bespannte Wagen überwiesen, um sie nach Gutdünken zum Besten der preußischen Truppen zu verwenden, so lange er ihrer bedürfen würde. Der Rittmeister stellte ihm freiwillig eine Bescheinigung darüber aus, was nothwendig erschien, denn es begann für die Bewohner Schleswig's das Regiment der Requisitionen, eine natürliche Kriegspflicht, die aber oft zur Plage wurde, denn es kam in Betreff der gestellten Fuhren nicht selten vor, daß ein Bauer, der nur zwei Pferde besaß, um damit seinen Acker zu bestellen, dieselben aus seinem Hofe entlassen mußte, ohne sie in sechs bis acht Wochen wieder zu sehen, wenn er sie überhaupt je wieder sah. Waren sie einmal erst unterwegs, so kehrten sie selten in kurzer Zeit zu ihrem Besitzer zurück; aus einer Hand gingen sie in die andere; wem sie gehörten, war dem augenblicklichen Inhaber einerlei, und wollte der Kutscher nicht gutwillig gehorchen,

so wandte man Mittel an, die ihn schnell besseren Sinnes machten. Daher, und um nicht zu etwas gezwungen zu werden, was er gern freiwillig leistete, stellte Andreas aus eigenem Antriebe seine Pferde. Er übergab die Gespanne zwei bewährten Bauern aus Barsmark, die ihm zinspflichtig waren, und ertheilte ihnen Befehle, die ihre Handlungsweise keineswegs beschränkten, vielmehr ihnen von allen Ereignissen, die ihnen etwa begegnen möchten, abhängig zu bleiben gestatteten. Der Capitain selber, diesmal aber nicht von seinem Nachbar Kühlwetter begleitet, gab seinen Gästen das Geleite bis Hadersleben, und so rasselten denn nach langem Händeschütteln und vielfach gewechselten freundlichen Worten die Reiter aus dem Hofthore hinaus, ihrem ferneren blutigen Ziele entgegen.

Still ward es in den kurz vorher so froh belebten Räumen; im Hause, im Hofe, im Stalle erschallte kein fröhliches Lachen mehr, und das früher so laute Gespräch war verstummt. Fast unheimlich fiel den Bewohnern diese Stille auf's Herz, die ihnen doch früher so lieb gewesen war. Und mehrere Wochen dauerte es, ehe wieder Einquartierung vorsprach, denn Emmerslund lag etwas entfernt von der großen Straße nach Norden, und wenn es den Heerführern nicht darauf ankam, das ganze Land zu besetzen und den Feind aus den entlegensten Schlupfwinkeln zu vertreiben, so zögerten sie, ihre ohnehin schwachen Kräfte so weit zu zersplittern, und drängten ihre Truppen mehr und mehr um die Hauptorte zusammen, die an der großen Landstraße lagen.

So war denn der Schauplatz des Krieges für's Erste von Emmerslund fern gerückt und von Freund und Feind sah man wochenlang nichts. Um aber dem Leser ein vollständiges Bild von Schleswig-Holsteins kurzem Glücke im Laufe des ersten Kriegsjahres zu liefern und zugleich die Begebenheiten, welche uns später wieder auf den Andreasberg zurückführen, dadurch einzuleiten, ist es unsere Pflicht, daß wir ihm einen geflügelten Ueberblick über die allgemeinen Kriegseignisse verschaffen, die dem zweiten Mai, dem Tage des Einmarsches der deutschen Truppen in Jütland folgten. Und diese Pflicht nach beiden Richtungen zu lösen, wird die Aufgabe des nächsten Kapitels sein.

#### FÜNFTES KAPITEL. HANS BLACHMANN'S GEHEIMNISS.

Während die Dänen auf der Insel Alsen, ihrem steilen und wegen Schiffsmangels der Deutschen unzugänglichen Zufluchtsorte, alle möglichen Rüstungen betrieben, um die bei Schleswig erhaltene Scharte ihrer Kriegsehre auszuwetzen, und während sie von allen Seiten Kriegsmaterial herbeischleppten und namentlich die Düppel'schen Höhen durch Schanzen befestigten, welche zu bauen die Sundewitt'schen Bauern mit Gewalt gezwungen wurden, beeilten sich die deutschen Truppen andererseits, immer weiter im Norden vorzudringen, und sich das Pfand zu sichern, welches sie so blutig errungen hatten. Einzelne Abtheilungen, leider viel zu klein, um bei der durch Schiffe leichteren Beweglichkeit der Feinde etwas Großes zu leisten, besetzten verschiedene

Küstenorte der Herzogthümer, in der Hoffnung, die bald da, bald dort zu Wasser andringenden Dänen von ärgeren Verwüstungen abzuhalten, was ihnen jedoch bei Weitem nicht immer gelang. Die Haupttheile der Armee unter General Wrangel aber überschritten die jütischen Gränzen, nachdem kurz vorher die bekannte energische Proklamation des alten Meisters an die Bewohner des feindlichen Landes erlassen war.

Dieser gottvergessene Einfall der Deutschen in ein urdänisches Land erbitterte die Dänen über alle Maaßen. Flugs ordneten sie eine allgemeine Blokade aller deutschen Ostseehäfen an und jagten die Schiffe der Feinde auf, wo sie sie fassen konnten. Gegen diese harte Maaßregel hatten die deutschen Regierungen keine Abwehr, denn eine deutsche Flotte gab es bekanntlich nicht, und Strandbatterieen, die hier und da errichtet wurden, reichten nicht so weit, um die handeltreibenden Schiffe der Deutschen auf offenem Meere zu schützen.

So war denn, ohne daran gehindert zu werden, General Wrangel am 7. Mai in Kolding eingerückt, während der Prinz von Noer Veile, die Generale Bonin und Möllendorf Friedericia und Snoghoi, der hannover'sche General Halkett aber den Sundewitt besetzt hielt.

Die Landmacht der Dänen im Norden war nicht groß, ihre Kerntruppen lagen auf Alsen, wo sie nicht erreicht werden konnten, und so stand das jütische Land den Deutschen offen, so daß sogar der Major von Zastrow es wagen konnte, jenen kühnen Streifzug nach Aarhus zu unternehmen, von welchem er, ohne Verluste zu

erleiden, so reiche Beute an Lebensmitteln zurückbrachte, daß er 7000 Mann damit speisen konnte. Für diesen Einfall und Streifzug aber rächten sich die Dänen durch den sogenannten kleinen und heimlichen Krieg. Sie betrieben Kaperei und Menschenraub, wo sie es ungestraft thun konnten, und stifteten überhaupt so viel Unheil in den Herzogthümern an, wie ihnen nur immer möglich war.

Daß die Preußen in Friedericia, der alten dänischen Festung, es gewagt, die verhaßte deutsche Flagge aufzuhissen, ärgerte die Dänen beinahe am meisten. Am 8. Mai stellten sie mit sechs Kanonenbooten und einem Kriegsdampfer eine großartige Schießübung danach an, hatten aber den Verdruß, sie weder zu Falle zu bringen, noch dem Feinde einen erheblichen Schaden zufügen zu können, während sie dabei ihr eigenes königliches Schloß, das Zeughaus und viele Häuser der Stadt in Brand schossen. Als nun die Preußen sich gegen diesen Angriff wehrten, wie es ganz natürlich war, den Dampfer und die Kanonenboote mit ihrer vortrefflichen Artillerie beschädigten, so daß sie zur Umkehr gezwungen wurden, und dabei das von den Dänen jenseits des Belts besetzte Dorf Striib in Brand gerieth, auch die fünische Stadt Middelfahrt einige Granaten zugeschickt erhielt, da erhoben die Dänen ein allgemeines Klagegeschrei über die Barbarei eines solchen mordbrennerischen Krieges. Sie beschickten die Regierungen Rußland's und Schweden's und stellten diesen das himmelschreiende Unrecht vor, welches

ihnen von den Deutschen widerfahren war und erbaten sich schleunige Hülfe gegen die deutsche Gewalt.

Und in der That, kaum sollte man es glauben, jene Regierungen hatten ein offenes Ohr für ihre Vorstellungen, sie glaubten den dänischen Berichten und versprachen, die deutschen Anmaßungen in die gebührenden Schranken zurückzuweisen. Zuerst zogen die Schweden eine Armee von 14,000 Mann zusammen und ließen sie bei Malmö ein Lager beziehen, mit der Drohung, den Dänen zu Hülfe zu eilen, falls General Wrangel nicht augenblicklich Jütland räume, wogegen dieser beim deutschen Bunde die Einberufung des ganzen 10. Armeecorps beantragte, um einem ernstlichen Kriege mit ernstlichen Mitteln begegnen und die deutsche Ehre geziemend vertreten zu können.

Auch in London gelang es den arglistigen Dänen, Sympathieen für ihr Märtyrerthum zu wecken, und das war nicht so unerklärlich, da die Engländer besorgten, die Deutschen möchten im Norden zu mächtig werden, vielleicht Jütland behalten, eine Flotte sich erwerben und mit der Zeit, wenn auch schwache, doch immer nicht zu verachtende Nebenbuhler zur See werden, zumal die schönen Häfen in den Herzogthümern und Jütland den Eroberern dazu die beste Gelegenheit boten. Daher vereinigten sich die Großmächte in London und fingen allmählig an daran zu denken, wie dem ernster und mächtiger anwachsenden Kriege ein Ende zu machen sei. Die Dänen, schon im Schlepptau der mächtigen Britten sich wählend, boten alle ihre Kräfte auf, ihren Feinden im

Kleinen Abbruch zu thun, da es im Großen nicht möglich war, und nahmen Schiffe auf Schiffe weg, wofür General Wrangel den Jütländern eine Contribution von zwei Millionen Speziesthalern auferlegte. Auch Apenrade, wohin General Halkett unterdeß sein Hauptquartier verlegt hatte, statteten dänische Kriegsschiffe einen vorübergehenden Besuch ab, zogen sich aber nach einigen guten Schüssen der Hannoveraner weislich zurück, um bald darauf im Sundewitt eine größere Kraftentwicklung zu veranstalten. Unerwartet landeten sie am 28. Mai daselbst mit ganzer Macht und starker Artillerie, unterstützt von Kanonenbooten und Kriegsschiffen aller Art. Aber so dräuend auch der wohlberechnete Angriff war, so scheiterte er doch an dem Heldenmuthe der Hannoveraner und Oldenburger, die den Feind nach heißem Kampfe auf den Düppeler Höhen wieder nach Alsen zurücktrieben.

Ueber den armen Sundewitt zog sich überhaupt das heftigste Gewitter des ganzen Krieges zusammen. Seitdem die deutschen Truppen daselbst eingezogen waren, fand täglich vom Sunde her eine Kanonade statt, die bald eine neue Schanze zu zerstören, bald einen sichtbar werdenden deutschen Soldaten wegzuschießen versuchte, wobei leider die Bewohner des Sundewitts am meisten litten, indem sie in ewiger Sorge gehalten und ihre Häuser in Brand geschossen wurden. Keinen Tag waren die armen Leute ihres Lebens und Besitzes sicher. Daher zogen sie mit ihren Habseligkeiten und Heerden schaarweise aus, denn sie konnten ja doch nicht ihre Felder bebauen. Tumult ohne Ende dröhnte von einem Ende des

Alsener Sundes bis zum andern, Feuersignale, lärmender Trommelwirbel, Trompetengeschmetter ließen sich immerfort sehen und hören, und das dumpfe Krachen der Kanonen, das Knallen der Gewehre und aufwirbelnde Rauchsäulen waren zur Tagesordnung geworden. Fabelhafte Gerüchte streuten dabei die Dänen aus, von denen Pastor Wollesen so treu wie naiv die gewisseste Kunde giebt. So wollten sie eines Tages mit einem Schusse 120 Mann getödtet und 15,000 Deutsche im Düppeler Treffen erschlagen haben. Die Pest müsse ausbrechen, sagten sie, denn ganze Felder seien zu Kirchhöfen geworden und die Todten so lose eingescharrt, daß Arme und Beine wie Kartoffelsträucher daraus hervorrugten. Selbst die Russen sahen sie in ihrer Phantasie schon zur Hülfe herbeieilen, die mit fürchterlichen Thieren, den sogenannten Einhörnern versehen wären, die auf einen Wink bärtiger Kosacken auf die Deutschen lossprängen und sie ohne Erbarmen Mann für Mann niederspießten. Die armen Mecklenburger beklagte ein Mann über die Maaßen, denn obgleich ihr Herzog gekommen wäre und flehentlich gebeten hätte, ihm seine Soldaten zurück zu geben, so hätte er sie doch nicht retten können, vor den Einhörnern sei an kein Entkommen zu denken gewesen, sie wären alle geschlachtet worden, wie die übrigen Deutschen.

Aber noch ehe die Schlacht bei Düppel geschlagen – am 25. Mai geschah etwas, was ganz Deutschland und General Wrangel vielleicht am wenigsten erwartet hatte. Die Diplomatie, die vom grünen Tische aus das Wohl

und Weh der Menschen betrachtet, aber nicht so weitreichende und klare Augen hat, um Alles zu sehen, wie es wirklich ist, ließ um diese Zeit ihre erste Fanfare erschallen und schmetterte dem siegreichen General Wrangel ein gebieterisches ›Halt‹ zu, dem bald darauf ein klägliches ›Zurück‹ folgte. Vom deutschen Bunde zum Feldherrn für Schleswig-Holstein's Recht eingesetzt, mußte er der Stimme des deutschen Bundes gehorchen und – er ging wirklich zurück. Schon am 28. Mai, während noch die Kanonen auf den Düppeler Höhen donnerten, schlug er sein Hauptquartier wieder südlich von Flensburg auf.

Daß hierdurch die Dänen nur kecker wurden, versteht sich von selbst. Nicht genug, daß sie die Stadt Gravenstein, wenn auch ohne Erfolg, von der See aus bombardirten, nicht genug, daß sie in Kopenhagen die deutschen Schiffe verkauften, so glaubten sie auch das Volkerrecht so mit Füßen treten zu dürfen, daß sie die deutschen Kriegsgefangenen auf dem Gefangenenschiffe Dronning-Maria wie Sklaven behandelten, während die in Stade gefangen gehaltenen Dänen auf Bällen und Theatern sich vergnügten.<sup>1</sup>

Und sobald General Wrangel Jütland und Nordschleswig verlassen hatte, rückten die Dänen ihm wieder auf dem Fuße nach. Städte und Dörfer von Neuem wie eine Sündfluth überschwemmend, und wie das erste Mal folgten den Trauben die jütischen Freischaaren, mordend

---

<sup>1</sup>Siehe Schleswig-Holstein's Erhebung. Altona 1849. Von einem Ungenannten.

und brennend, raubend und plündernd. Aber – und das war die Folge ihrer ersten Vertreibung – sie verbreiteten sich diesmal nicht so weit über das platte Land, nur in der Nähe der großen Heerstraße wo die dänische Hülfe bei der Hand war, hausten sie, denn sie fürchteten mit Recht eine Rückkehr der Deutschen. So kam es, daß der Andreasberg diesmal von den Dänen und Jüten verschont blieb, obwohl sie jeden Tag erwartet wurden und Alles, wie früher, auf ihren Empfang vorbereitet war.

Aber noch ein blutiger Schlag sollte am 5. Juni den bereits hinreichend geängstigten Sundewitt treffen. Schon am 3. Juni war die sogenannte und berühmte Herregaardsstyttere (Edelhofsschützen), die Blüthe der dänischen Armee, eine Schaar Scharfschützen aus vornehmen Edelhofsbesitzern, Grafen, Baronen und Jagdliebhabern bestehend und in den abenteuerlichsten Kleidertrachten einherstolzirend, unter Anführung des dänischen Barons Blixen-Finecke im Sundewitt erschienen, um ihr Heldenstück wie am 28. Mai zum zweiten Male zu versuchen und aus wohl gewähltem Verstecke hervor, wie auf einer Herrenjagd begriffen, den ersten besten deutschen Soldaten, oder in Ermangelung desselben auch nur Pferde und Kühe niederzuschießen. Diese Herrenbande erlitt, als am 5. Juni von den Hannoveranern und Preußen gegen die vordringenden Dänen ein Schlag geführt werden sollte, eine gränzenlose Niederlage. Als diese Herren an verschiedenen Orten wohlgemuth bei Tische saßen und schon im Voraus in der Wollust der bevorstehenden wilden Jagd schwelgten, erschien plötzlich

ein Mann, der ihnen erzählte, daß die ganze preußische Armee im Sundewitt eingerückt sei, um alle Dänen daraus zu vertreiben. Ein panischer Schreck erfaßte die tafelnden Vaterlandsretter. Aus allen Häusern, wo sie nun gerade saßen, sprengten sie auf gesattelten und ungesattelten Pferden wild hervor, dem zufälligen Beschauer in ihren maskenartigen Aufzügen als flüchtende Kosaken, verzweifelnde Samiels und bügellose Raubritter ein seltsam tragikomisches Bild darbietend. In Eckensund ging es ihnen am schlimmsten, denn da hatten sie sammt und sonders die Köpfe verloren. In der Besorgniß, schon umzingelt zu sein, eilten sie dem Strande zu, sprangen von den Pferden, ließen sie laufen wohin sie wollten, und stürzten sich selber in's Meer, um nach der in der Nähe liegenden dänischen Corvette zu schwimmen. Vierzig schöne herrenlose Pferde wurden hier den langsam herankommenden deutschen Husaren zur Beute. Aber nicht ganz so glücklich endete dieser Tag für die übrigen Deutschen, dessen Kampf von Morgens elf bis Abends zehn Uhr dauerte und an welchem die preußischen Truppen allerdings Theil nahmen, aber nachdem sie wieder sechs Meilen vom Norden und Westen her marschirt waren. Trotz des ungeheuren Feuers der Dänen von den Schiffen und den Düppeler Schanzen aus bewahrten die preußischen Truppen ihren alten Ruhm; und wenn sie auch bei Nübel nicht vollständig siegen und den Feind vertreiben konnten, so behaupteten sie doch das Schlachtfeld, mit den braven Hannoveranern kameradschaftlich Seite an Seite fechtend.

Aber nicht allein das lange Gefecht, die Kugeln und das Feuer hatten den Gehöften und ihren Besitzern im Sundewitt Schaden zugefügt, auch die von dem Kampfe erhitzten Soldaten forderten nach vollbrachter blutiger Arbeit Pflege und Nahrung. Und was das kleine Ländchen an Vorräthen, namentlich an Schlachtvieh, aufzuweisen hatte, wurde herbeigeschafft, und wenn nicht gleich gutwillig gegeben, mit Gewalt hervorgeholt. Da war es denn natürlich, daß der dänisch gesinnte und immer noch verstockte Bauer am härtesten mitgenommen wurde, aber auch der deutsche verlor allmählig das Seine, denn seine zerstampften Kornfelder standen nicht wieder auf, seine gelichteten Heerden vermehrten sich nicht, seine verbrannten Häuser stellte kein Mensch wieder her; Tage lang nach den wiederholten Treffen und Scharmützeln war der ›Garten Sundewitt‹ mit den Spuren der wildesten Zerstörung bedeckt. Zerbrochene Waffen, zerrissene Kleider, halbvertrocknete Blutlachen bedeckten rings die Wege und Stege, die begränzenden Hecken waren zersplittert, breite Wege durch die Kornfelder getreten, Trümmer zerstückelter Häuser hemmten den zurückbebenden Fuß des Wanderers und überall deuteten halb verfaultes Stroh und glimmende Brandstätten die Stellen an, wo die kämpfenden Truppen im Bivouak gelegen. So laut aber diese schrecklichen Kampfeszeugen sprachen, so still verhielten sich die eingeschüchterten Menschen. Eine Todtenstille herrschte in allen Häusern, wo noch Bauern wohnten; überall waren Leichenzüge zu sehen,

die fremde Todte bestatteten, und tagelang zog man unter abgelegnem Gestrüppe Sterbende oder Verwundete hervor, die in der Stunde des Gefechts blutend sich dahin geschleppt hatten, um unbelästigt ihre Seele aushauchen zu können.

Und welcher traurige Gemüthszustand der zuschauenden Menschen herrschte in diesem Ländchen, welches, wie Wollesen so treffend sagt, die Wildbahn war, auf welcher die beiderseitigen Patrouillen Tag und Nacht ihre Treibjagd abhielten! Die Dänen standen im Osten, die Deutschen im Westen; es gab keine Obrigkeit, keine Regierung, keinen Schutz, keine Ruhe mehr, denn alle Tage wechselten die gebietenden Herrn. Siegten auf einer Stelle die Dänen, so schleppten sie alle verdächtigen Männer mit fort, siegten die Deutschen, so liefen die dänisch Gesinnten davon. Kein Mensch war so seines Lebens, seiner Freiheit, seines Besitzes sicher. Kein lautes und ehrliches Wort durfte gesprochen werden, Spione lauerten auf jeden Wink, ihn an den rechten Mann zu bringen, und darin waren die Dänen erprobte Meister. So kam es denn endlich dahin, daß die Meisten bei Gelegenheit freiwillig fortliefen. Die Dänen strömten nach Alsen, wenn die Deutschen kamen, und wollten die Dänen wieder ihre

Rekruten holen, so verkrochen sich die deutschen Männer in Wälder oder Fischerkähne, und es gab tragikomische Szenen genug, wenn die verlassenen Weiber händeringend und verzweifelnd von Straße zu Straße liefen, um die Davoneilenden am Rockschooße zurückzuhalten. In den Masern blieben endlich nur ganz alte Leute zurück, die gar nicht fortkommen konnten oder welche die Angst stumpf gemacht hatte. Höchstens wenn die Kugeln sausten, stiegen sie auf langen Leitern in die Brunnen und kamen erstarrt und halb verhungert wieder zum Vorschein, wenn das Schießen nachließ. Namentlich Nachts lief beinahe Alles davon, denn man wußte in der Finsterniß ja nicht, ob deutsche oder dänische Patrouillen kommen würden, und dann wimmelten bestimmte Zufluchtsörter von Ausreißern, die erst bei Tage wieder nach Hause gingen, weil man beim Sonnenscheine den Feind wenigstens von Weitem erkennen konnte. In Broaker blieb unter Anderen von sechs Beamten nur der Pastor Wollesen zurück; drei deutsche Privatlehrer aus der Gegend zogen nach Süden drei dänische Prediger flüchteten nach Arsen. Gottesdienst und Schule gab es nicht mehr, denn aus Kirche und Schulhaus waren Kasernen und Lazarethe gemacht.

Zu dieser allgemeinen äußeren Verwilderung kam noch die innere Entzweiung der Bewohner, die sich zu verschiedenen Nationalitäten hingezogen fühlten. Dänen wurden gegen die Deutschen aufhetzt, Deutsche gegen die Dänen, mit allen erdenklichen Mitteln und Künsten;

gewählt wurde ohne Unterlaß in den niederen Volksschichten, so daß zuletzt kein Mensch mehr wußte, was er thun, was er lassen sollte, was Recht, was Unrecht war, womit er die Deutschen kränkte oder womit er die Dänen beleidigte – alle Meinungen gingen bunt durch einander. So litten die Sundewitter, wie lange kein Land gelitten. Von der Ruhe und dem Frieden der übrigen Welt abgeschnitten ohne Hülfsmittel, das eigene Elend zu verringern, denn es gab weder Arzt noch Apotheker, weder Richter noch Pfarrer, erfaßte die Zurückbleibenden eine unbeschreibliche Wehmuth. Von allen Freunden getrennt, ohne Posten, ohne Zeitungen, erfuhren sie nicht, was draußen in der Welt vorging, und zu allerletzt fing noch die Noth an, ihr hohles Auge aufzuthun. Denn schon lange waren ihnen viele zum Leben nothwendige Dinge ausgegangen, Lebensmittel vor Allem; man hatte keinen Zucker, kein Salz und vieles Andere nicht mehr. In abgerissenen Kleidern und Schuhen schlichen sie herum, denn es gab weder Schneider noch Schuster, und Alle waren beinahe erdrückt von den Lasten eines Krieges, der eben erst begonnen hatte und um so härter gefühlt wurde, je ungestörter der Friede gewesen war, in welchem die Bewohner dieses Ländchens bisher gelebt hatten.

So standen im Allgemeinen die Angelegenheiten der Herzogthümer zu dem Zeitpunkte bis zu welchem wir jetzt in unserer Erzählung gelangt sind, und kehren wir nun zu den einzelnen Begebenheiten auf dem Andreasberge in die friedliche Stille des schönen Emmerslund zurück.

Während wir uns davon fern gehalten haben, war der Frühling mit seinen sanft fächelnden Lüften und seinem prangenden Blätterschmucke in voller Schönheit und Lieblichkeit daselbst eingezogen. Wasser und Land, Himmel und Erde strahlten in den lachendsten Farben, und über Nähe und Ferne hatte die erwachte Natur einen Glanz und eine Fülle mannigfaltigen Liebreizes ausgegossen, wie ihres Gleichen der Busen von Apenrade nie gesehen zu haben schien.

Doch der Genuß dieser göttlichen Gaben ward den Bewohnern des Landsitzes dieses Jahr leider gar sehr getrübt. Kanonendonner hallte Tag und Nacht von allen vier Weltgegenden her und namentlich der Sundewitt war stets in einen trüben Schleier gehüllt, den die von dort aufsteigenden Rauch- und Pulvenvolken weit über den einst so friedlichen Landstrich verbreiteten. Bisweilen sogar, wenn ein frischer Südwind wehte, trug er aus seinem breiten Fittich übelriechenden Qualm herüber und ein ekler Dunst verbrannter Gegenstände wälzte sich trüb und schwer dem Norden zu. Aber das menschliche Gemüth ist so reich mit den Mitteln des Ertragens und Vergessens des Traurigen begabt, daß man den Tumult, nachdem er einige Wochen gedauert, wohl noch äußerlich hörte, aber nicht mehr wie das erste Mal, innerlich davon ergriffen wurde. Man beklagte die armen vom Unheile betroffenen Menschen allerdings auf das Herzlichste, da man ihnen aber nicht helfen konnte, hoffte man im Stillen und flehte zu Gott, daß aus diesem Unglücke

das Glück, aus diesem Kampfe der Friede mit allen seinen Segnungen und Genüssen um so strahlender hervorleuchten möge.

Capitain Burns, den weitsichtigen und in keinerlei egoistischen Täuschungen befangenen Mann allein beschlich eine düstere Ahnung, wenn er mit wachsamem Auge den wunderbaren Verlauf des seltsamsten aller Kriege beobachtete, der auf Schleswig's Gefilden mit so glänzenden Erwartungen und Verheißungen begonnen hatte. Aber so sehr er auch die Kraftlosigkeit des erfolglosen Vorgehens, die Zersplitterung der edlen deutschen Kräfte und vor Allem den so unerklärlichen Rückgang des General Wrangel beklagte, so sprach er sich doch nie herbe und tadelnd darüber aus, wie so viele Andere. Hinter den gleißnerischen Schleier der Diplomatie schaute er sicherlich, aber es widerstrebte seinen Gefühlen, wie es damals und auch später von so vielen Seiten geschah, die Männer zu schmähen, die seinem Vaterlande so bereitwillig ihre Hülfe gebracht hatten und die doch nur das Werkzeug eines höheren Willens im größeren Vaterlande waren. Was konnten sie thun, als den Befehlen gehorchen, die ihnen gegeben wurden – und das thaten sie ja nur, indem sie das eroberte Land wieder verließen, also an ihren persönlichen Handlungen gab es nichts zu tadeln und zu bessern.

Aber noch eine andere Sorge quälte um diese Zeit den wackeren Mann, und diese betraf ein theures Mitglied seiner Familie, weniger seinen Freund Henrik, den er ziemlich bestimmt in Rendsburg und in Sicherheit, wenn

auch nicht in Ruhe und Frieden wußte. Auf jene durch die preußischen Offiziere besorgten Briefe war noch keine Antwort erfolgt, weder von Henrik's noch von Friedrich's Seite. Daß Letzterer jetzt bei der Armee war, konnte der Zeit nach bestimmt angenommen werden, denn seine kurze Uebungszeit mußte längst abgelaufen sein. Aber ob er noch gesund oder verwundet, lebendig oder todt sei, das war eine Frage, die selbst ein starkes Vaterherz erschüttern konnte, um so mehr, da er seine Sorgen darüber in seiner Familie nicht auszusprechen wagte und seine trüben Gedanken in der eigenen Brust allein verarbeiten mußte. Nur mit Helenen durfte er sich gestatten, bisweilen ein vertrauliches Wort zu wechseln, denn sie war die thatkräftigste und entschlossenste der drei Frauen. So ganz und gar sie ein fühlendes Weib war, wenn es galt, der Natur ihr Recht zu geben, so hatte sie doch von dieser Natur eine innere Widerstandskraft gegen die Schläge des menschlichen Schicksals und eine so lebensmuthige Seele empfangen, daß für sie bei Weitem weniger Gefahr oder Schmerz in den Ereignissen zu liegen schien, die Gertrud oder Agathen in Ohnmacht zu setzen im Stande waren. Sie allein war es, die ihren väterlichen Freund tröstete, wenn dieser überhaupt des Trostes bedurfte, und gewöhnlich geschah dies auf stillen Spaziergängen, die sie des Abends am Strande unternahmen und wobei sie oft theilnehmend nach dem Sundewitt hinüber schauten, wo die Trompete schmetterte, die Trommel wirbelte und der dumpfe Widerhall des schweren Geschützes die stille Luft um sie her erbeben machte.

So ergingen sich Beide auch am 6. Juni Abends in traulichem Gespräche. Die Schlacht des vorigen Tages im Sundewitt war ausgekämpft und die Krieger ruhten müde auf ihren Lagern oder über allen Schmerz erhaben im kühlen Schooß der Erde. Nur von Zeit zu Zeit wirbelte eine qualmende Rauchsäule über den jenseitigen Buchenwäldern auf und verkündete irgend einen nachträglichen Brand, wie er alle Tage vorkam; dann und wann ließ sich auch wohl noch ein entfernter Kanonenschuß vernehmen, der vom Alsener Sunde herübertönte, aber die beiden Wandelnden, in leises Gespräch über das Schicksal des Tages versenkt, hörten und sahen davon nichts. Tiefer sank unterdessen die Sonne hinter Apenrade hinab und vergoldete mit rosigem Widerscheine die höchsten Spitzen der Wälder; ein sanfter Wind kräuselte die Oberfläche der schimmernden See, und stolz und einsam wie immer schwammen die wachehaltenden Schiffe vor Warnitz-Kopf auf und ab.

»Welch friedlicher, lieblicher Abend,« sagte endlich Helene, indem sie am Rande des Meeres, dessen perlennde Schaumkronen beinahe ihren Fuß umspielten, stehen blieb und das ewig neue Wunder einer liebevollen Natur um sich her betrachtete. »Man sollte meinen, es könnte in dieser stillen Welt keinen Krieg und Zwist geben, und doch, wie sehr krankten wir daran. Mir ist bisweilen zu Muthe, als ob ich jetzt nur im Traume lebte und als müßte ich bald erwachen aus diesem Halbschlummer, der meine Seele wie ein wüster Rausch umfängt.«

»Ja,« erwiderte Andreas und blieb neben seiner Begleiterin stehen, »wir werden, wir müssen einst erwachen aus diesem Traume, aber daß dies Erwachen nur nicht noch schmerzlicher und wüster ist, als der Traum, in dem wir uns befinden. Mir weissagt eine unbestimmte Ahnung nichts Gutes – ich weiß nicht, wie es kommt, aber es ist einmal keine Hoffnung auf Besserwerden in meinem Herzen. Doch – lassen Sie uns hinaufgehen, Helene; Sie sind leicht gekleidet und der Wind weht stärker von Osten her.« Und er bot ihr den Arm, um sie heimzuführen.

»Was kann der äußere Wind uns anhaben,« bemerkte Helene, als sie dem väterlichen Freunde bereitwillig folgte, »wenn unsere Seele ein innerlicher Sturm erschüttert! – Aber daß Friedrich nicht schreibt –«

»Und daß Henrik kein Wort von sich hören läßt –«

»Halt! Tönte da nicht Capitain Mevissen's Pfeife von der Warte herunter?«

Beide standen still und horchten. Helene hatte sich nicht getäuscht; der schrille Ton wiederholte sich, aber er klang fröhlich und schmetterte wie aus frohlockender Brust hernieder.

»Er verkündet einen Besuch,« rief Andreas, mehr in Erregung sprechend, als er selber wußte – »lassen Sie uns schnell gehen, denn es muß ein willkommener sein, wie mir Mevissen's Melodie sagt.«

Und sie stiegen so schnell sie konnten den Berg hinauf und bald standen sie im Hofe, wo sie auch schon die

ganze Bewohnerschaft in freudigem Erstaunen versammelt fanden. Und wer war der willkommene Besuch, der wirklich so eben angelangt war? Es war einer der Bauern mit seinem Gespanne, welchen der Capitain den Preußen vor sechs Wochen mitgegeben hatte und der zum ersten Male seit jener Zeit den heimatlichen Boden betrat. Seine Pferde waren in gutem Zustande, obgleich sie sechs Wochen lang nie unter Dach und Fach gekommen waren, halb Jütland, Schleswig und Holstein zweimal nach allen Richtungen durchlaufen und allerlei Lasten, gesunde, kranke, sterbende und todte Menschen hin und her getragen hatten.

Man kann sich die Freude der Bewohner Emmerslund's denken, als sie diesen Mann wieder sahen, der im Fluge so Vieles und Verworrenes erzählte, daß man ihn anfangs kaum begriff. Als er aber den Capitain erblickte und ihm vertraulich die Hand schüttelte, gab er ihm einen Wink mit dem Auge und deutete auf das Haus. Der Capitain verstand ihn augenblicklich und wußte, daß er ihm etwas Wichtiges zu sagen habe, und nachdem er, um die Frauen nicht zu ängstigen oberflächlich die Pferde begrüßt und einige gleichgültige Worte gesprochen hatte, schritt er in das Haus und schloß sich mit dem Bauer in sein Zimmer ein. Neugierig wie selten aber saßen unterdessen die Frauen im Speisesaale, mußten jedoch eine geraume Zeit warten, bis der Hausherr wieder zu ihnen trat und erzählte, was er vorläufig mitzutheilen für nöthig hielt.

Und was berichtete der Bauer seinem Herrn? Es war wichtig, sowohl für den sorgenvollen Vater, wie für den warmen Vaterlandsfreund, vom Anfange bis zum Ende; aber obgleich seine lange Unruhe um seinen Sohn dadurch beschwichtigt wurde, so schoß doch wieder eine neue Unruhe in ihm auf, die sehr bald zu einem wichtigen Entschlusse führen sollte. Hören wir also, wie der Bericht des treuen und verschwiegenen Menschen lautete.

»Na, da sind wir ja allein, Cap'tain,« sagte er, »und ich bin froh darüber. Ich habe Euch viel zu sagen und da ich nichts Schriftliches habe, muß ich Euch Alles mündlich berichten. Das war ein tüchtiges Wettrennen diese sechs Wochen lang. Seht, Ihr wißt, wie es damals fortging, nach Jütland hinein. Da bin ich kreuz und quer herumgeschickt, habe das ganze Land gesehen und tausenderlei Neues erlebt. Aber das spare ich mir für ein andermal auf. Auch den Streifzug nach Aarhus habe ich mitgemacht und des Majors Zastrow Bagage gefahren. Als wir aber Jütland den Rücken gelehrt, wurde ich mit Kranken nach Apenrade geschickt und ich glaubte schon, Euch bald wiederzusehen. Da aber haben sie mich aufgegriffen und nach Flensburg gesandt. Von Flensburg mußte ich hinunter nach Schleswig und von Schleswig nach Rendsburg.«

»Wie, Ihr seid in Rendsburg gewesen, Hans?«

»Erst recht, Cap'tain! Da blieb ich einen Tag in Ruhe und ließ meine Pferde verschnaufen, wie die anderen alle, die zu Hunderten da versammelt waren, denn sie hatten tüchtig trotten müssen. Und wen sah ich da in den Magazinen, wo sie bergehoch Stroh und Heu, Hafer und Gerste und alles Mögliche an Brod und Fleisch, Kleidern und Pulver aufgestapelt haben – wen sah ich da? Weiß Gott, den Herrn Paulsen, den –«

»Ha! Und Du sprachst mit ihm?«

»Nun, erst recht, Cap'tain! Er nahm mich sogleich mit sich nach Hause – o, in ein großes schönes Haus, wo er mit vornehmen Leuten wohnte, die jetzt das Land regieren, und da fragte er, hol's der Henker, nach jedem Stecknadelknopfe in Eurem Hause. Und er wollte mir einen Brief an Euch mitgeben, sagte er, und ich sollte ihn am nächsten Morgen abholen, ehe ich zurückführe. Da ging ich von ihm fort und stellte mich bei meinem Wagen auf, der mit hundert anderen auf dem großen Marktplatze stand. Da aber kam mitten in der Nacht, als ich auf meinem Strohe schlies, ein Offizier, zählte die ersten besten zehn Wagen ab und wir mußten Hals über Kopf nach Eckernförde hinaus, Pulver hinzubringen und Kugeln, und Gott weiß was noch! So kam ich um meinen Brief von Herrn Paulsen und habe ihn auch nicht wieder gesehen.«

»Also er ist gesund und frisch?«

»Na, erst recht, Cap'tain, wie ein Fisch –«

»Und hat er Euch nichts von Friedrich, meinem Sohne, gesagt?«

»Versteht sich, erst recht, Cap'tain. Daß er Dragoner geworden und ein wackerer Haudegen sei, der schon manchen Strauß mitgemacht, und daß er sich wohl und munter befinde –«

»Gott sei Dank, Hans, Ihr macht mir eine große Freude.«

»Still, Cap'tain, es kommt noch viel besser, wartet nur ein Bischen. – Als wir nun in Eckernförde unsere Ladung abgeliefert, mußten wir quer durchs Land nach Tondern, um Gott weiß was hinzubringen, und von da nach Flensburg, dann wieder nach Schleswig zurück, wo ich zwei Tage blieb und zum ersten Male mit den Herren Freischaaren zusammen kam, die nach dem Norden marschirten. Das ist eine lustige Gesellschaft, Herr, aber so bös ist sie nicht, wie man sie macht; wild und unbändig und tollköpfig genug, ja, aber von ganz anderem Schlage, wie die Jütländer, die Ihr gedroschen habt, – Ihr wißt ja. Vorgestern nun fuhren wir nach Flensburg, und wie ich da in der Norderstraße in einer langen Reihe mit den anderen Wagen halte, wen sehe ich da? So wahr mir Gott helfe – den Junker Fritz selber.«

»Meinen Sohn, Hans?«

»Erst recht, Cap'tain! Und er ritt noch den großen Fuchs, den er von hier mitgenommen. Ha, aber wie sah er aus – ich hätte ihn beinahe nicht wieder erkannt.«

»Den Fuchs?«

»Nein, den Junker, Herr! Weiß Gott, die schwarzen Haare waren ihm dicht um's Maul gewachsen und der blanke Helm saß ihm so tief in der Stirn, daß man kaum

seine Augen sehen konnte, und sein Säbel klapperte an seiner Seite wie ein Donnerwetter.«

»Und was sagte er Dir?«

»O, er bestellte mir viele tausend Grüße und fragte mich aus, wie es hier im Hause aussähe, just, wie Herr Paulsen gethan, und es war mir ganz komisch, daß Einer beinahe dieselben Fragen that, wie der Andere.«

»Und sprach er nicht davon, mich einmal zu besuchen?«

»Erst recht, Cap'tain! Aber das kommt jetzt.« – Und Hans fing plötzlich an leiser zu sprechen. »Seht,« sagte er, trat dem Capitaine einen Schritt näher und legte den rechten Zeigefinger an die Nase, »seht, es ist etwas Geheimes und Gefährliches in der Luft, und Junker Fritz ist arg damit verwickelt Was es ist, das darf man eigentlich nicht sprechen, aber denken kann man sich, meine ich, was man will.«

»Und was denkt Ihr Euch dabei?« fragte Andreas, selbst unwillkürlich leiser sprechend und den Athem anhaltend.

»Seht, Cap'tain, das will ich Euch sagen. Gestern Morgen marschirten die Herren Freischaaren mit ihrem großen Major Tann – Potz Blitz, den habe ich auch gesehen, was ist das für ein gesprächiger Mann! – von Flensburg ab. In Bau sollte eine große Parade sein, aber da war nichts zu sehen, als ein Haufen Kavallerie. Die Anderen waren alle nach dem Sundewitt gezogen, wo es gestern erschrecklich gedonnert hat. Junker Fritz aber ritt mit dem Major Tann und kam auch einigemal an meinen

Wagen heran und bot mir einen Schluck an, der mir noch heute gut schmeckt. Es geht beinahe bis Apenrade, sagte er dann; Ihr könnt Euch von da auf den Weg machen und nach Hause fahren, um den Vater und die Mutter und alle Anderen zu grüßen, wir brauchen Euren Wagen vor der Hand nicht mehr. Das wollt ich denn auch thun, aber es kam anders. Gestern Abend nämlich, es war schon beinahe Nacht, kam Junker Fritz zu mir – wir lagen in Uck, da unten, Herr – aber ich war ganz verwundert, ihn nicht mehr in seiner Uniform zu sehen.«

»Worin war er denn sonst gekleidet?«

»Nun, wie die anderen Herren Freischaaren – in einen Rock und Hosen, und auf dem Kopfe hatt' er einen alten Hut mit einer Feder – so groß!«

»Wie?« rief Andreas erstaunt. »Das verstehe ich nicht.«

»Ich verstand es auch nicht gleich, aber endlich verstand ich es erst recht. Und das ist eben das Geheimniß, was ich nur Euch sagen darf. Seht, der Major Tann hat ein großes Unternehmen vor und da hat sich Junker Fritz von seinem Commandeur die Erlaubniß ausgebeten, einen Führer abzugeben, da er rings herum jeden Busch und jede Pfütze kennt. Und nun haben sich Alle eine weiße Binde um den linken Arm gebunden, um sich zu erkennen in der mordfinsternen Nacht, wenn es drauf und drunter geht, und nicht auf einander einzuhaufen, wie Wetter! Nun hieß es heute Morgen allgemein, es gehe nach Tondern, da hätten die Bauern Revolte gemacht. Aber das ist nicht wahr, Cap'tain – es geht nicht nach Tondern.«

»Und wo geht es denn sonst hin, wißt Ihr es nicht?«

»Erst recht, Cap'tain – und das ist das ganze Geheimniß – es geht hier dicht vorbei, nach Hadersleben, da wollen sie die Dänen von hinten fassen, überrumpeln und ihnen die Geschichte bei Bau hinter die Ohren schreiben. Und trapp, trapp, trapp, auf und davon reiten und fahren und laufen sie schon heute Nacht alle nach Hadersleben, ich aber bin bei Apenrade seitwärts gezogen, Euch die Grüße zu bringen, und da habe ich Euch die ganze Historie erzählt – nun wißt Ihr's.«

»Und ist das Alles, was Ihr mir von meinem Sohne zu sagen habt?«

»Alles, Herr, und nicht einen Tippel habe ich ausgelassen. »Aber halt, das hat er doch noch gesagt. Wenn die Geschichte bei Hadersleben glückt, will er nach Hause kommen und sich einen Tag gütlich thun – das war das Letzte, was er mir sagte.« –

Nachdem der brave Hans vom Capitain belobt, beschenkt und mit einem guten Schlucke versehen war, verließ er den Hof, um sich so schnell wie möglich nach seinem nicht weit entfernten Hause zu begeben, was er so lange nicht gesehen hatte. Den Capitain aber ließ er in einer großen Unruhe zurück. Sein Sohn Friedrich auf einem nächtlichen Streifzuge mit Tann's Freischaaren! Das ging ihm in seltsamem Gewirre im Kopfe herum. Das sah so ganz dem kühnen Geiste des Sohnes ähnlich, aber – das war auch gefährlich. Schon die Angabe des Bauers, man wolle den Dänen die Schlacht bei Bau hinter die

Ohren schreiben, gab ihm genügende Aufklärung, welcher Art das gewagte Unternehmen sei. Wenn nun dem ersten Bau ein zweites folgte, wie dann? Wenn auch diesmal die dänische Uebermacht, denn er wußte, daß diese in und bei Hadersleben vorhanden war, die deutsche Jugend umzingelte, niedersäbelte, gefangen nahm? Wie dann? – Eine nie empfundene Angst packte sein väterliches Herz mit Geierklauen an, er fühlte es beben, wie es selten gebebt. Aber er fühlte dies Beben nicht für sich, sondern für seinen Sohn, dessen Arm so eben die Thaten vollführen half, die er selber schon lange im Stillen herbeigewünscht. Es war ihm zu Muthe, als müsse er diese Gefahr mit ihm theilen, als müsse er wenigstens in seiner Nähe sein, um wie ein angesehener Schutzengel, mit dem heiligen Vertrauen auf Gottes gnädigen Beistand ausgerüstet, um und über ihm zu schweben. Er machte ein paar Schritte im Zimmer auf und ab, und schon hatte er seinen Entschluß gefaßt, der seiner aufgeregten Empfindung als ein ganz natürlicher erschien. Er mußte selbst nach Hadersleben, in die Nähe davon wenigstens, um mit eigenen Augen zu sehen, was vorginge. Vielleicht, so flüsterte ihm eine stille Hoffnung zu, wollte es ein gütiges Geschick, daß er mit seinem Sohne zusammenträfe – vielleicht – o wolle es Gott nicht! – brauchte er Hülfe, und wer konnte ihm die sicherer, lieber bringen, als der eigene Vater? Eigentlich klar war ihm indeß sein Vorhaben nicht, nur ein dunkler Instinkt trieb ihn dazu an, aber schon war dieser innere Trieb so stark in ihm geworden, daß er, was vor ihm lag, nicht mehr vollbringen wollte,

sondern mußte. Schnell ging er daher an seinen Schrank, nahm aus einem Ebenholzkästchen zwei herrliche Pistolen, lud sie und füllte einen Beutel mit Kugeln und sein Jagdhorn mit Pulver. Dann verließ er das Haus und begab sich in den Stall. Hier befahl er, Morgens Punkt drei Uhr seinen Grauschimmel gesattelt zu halten, ihn aber nicht vor das Haus zu führen, da er ihn selber aus dem Stalle holen wolle. Erst als das angeordnet, fühlte er allmählig seine gewöhnliche Ruhe in sein Inneres zurückkehren und so ging er zu den Frauen hinein und erzählte ihnen gemächlich, was er von Henrik und Friedrich in Erfahrung gebracht, aber nicht, daß Friedrich in nächster Nähe sei, noch weniger, was er durch die Andeutungen des Boten in Bezug auf den bevorstehenden Ueberfall in Hadersleben vernommen.

Der Jubel über diese so günstigen Nachrichten war in der Familie gränzenlos und den Gefühlen der dabei Beteiligten angemessen; zum ersten Male seit langer Zeit vergoß Gertrud Freudenthränen, daß ihr ältester Sohn ihr noch erhalten sei.

Aber so ruhig und vorsichtig auch der Capitain seine Mittheilungen den Frauen vortrug, zwei aufmerksame und scharfsichtige Augen hatten ihm doch eine gewisse Aufregung abgesehen. Agathe war nicht ganz mit dem Berichte des Vaters zufrieden und hätte ihn gern vollständiger gehört. Es lagen Pausen in seinen Reden, Blicke in seinen Augen, Bewegungen in seinen hin und herfahrenden Händen, die noch etwas Anderes anzudeuten schienen, als was er ausgesprochen. Dieses Andere aber von

dem verschwiegenen Capitain zu erfahren, wäre keinem Menschen möglich gewesen. Sie faßte ihrerseits daher auch einen Entschluß, den sie eben so geheim ausführen wollte, wie der Capitain den seinigen. Ein ähnlicher innerer Instinkt leitete auch ihre Gefühle, und die Gefühle der Frauen führen, wenn sie stark sind, nicht weniger zu Thaten als die der Männer. Als das Abendessen vorüber war, ging sie, als hätte sie in der Wirthschaft etwas zu thun, in den Hof und erkundigte sich nach Hans Blachmann, dem Bauern. Im Stalle vernahm sie, daß er nach Hause gegangen sei, aber zugleich auch sah sie, daß der beste Sattel des Capitains herbeigeholt und wie zum baldigen Gebrauche in die Nähe gelegt wurde. Einige schlaue Fragen, an den richtigen Mann gebracht, enthüllten ihr denn auch, daß der Vater in der Nacht einen wahrscheinlich heimlichen Ritt vorhabe. Dieser Ritt, so sagte eine Stimme in ihr, mußte mit den Nachrichten, die Hans gebracht, in Verbindung stehen. Das geheimnißvolle Wesen des Vaters, eine unbestimmte, warm in ihrem Herzen aufsteigende Ahnung gab ihr zu denken. Bald war sie auf diese Weise zu einem Entschlusse gelangt, den sie ausführen wollte. Denn daß des Vaters Ritt sich auf Friedrich bezog, das zu enträthseln, war nur ein kleiner Sprung ihres bereits in allen Tiefen aufgeregten Gemüths, welches sich jeden Augenblick mit dem abwesenden Lieblinge beschäftigte. Sie mußte zunächst den Bauer selbst sprechen, koste es, was es wolle. Und wir wissen ja, wenn das Herz eines Weibes von einem einzigen Gedanken beseelt ist und dieser Gedanke sich auf

ihre Liebe bezieht – dann schießen alle dunklen Keime ihrer Entschlüsse schnell zu einem großen Baume auf und die Begeisterung tritt an die Stelle der Kraft, die Schwärmererei an die Stelle der Klugheit und Besonnenheit.

Aber auch Agathe wartete schlau und mit eben so erkünstelter Ruhe, wie der Vater vorher, den Augenblick ab, wo ihr Vorhaben am leichtesten in's Werk zu setzen sei. Noch einmal kehrte sie in's Zimmer zurück und fand die Eltern mit Helenen im Gespräche, die noch da war. Endlich brach sie auf und der Capitain, wie er gewöhnlich that, sprach seine Absicht aus, sie selber nach dem Epheuhaus zu führen, wo sie wieder schlief, denn er hatte sich vorgenommen, Helenen beim Abschiede seinen nächtlichen Ritt anzuvertrauen. Diese Begleitung hatte Agathe erwartet. Kaum waren daher die Beiden weggegangen, so sagte sie der Mutter gute Nacht und stieg in ihr Stübchen hinauf. Aber, nachdem sie sich rasch in ein Tuch gehüllt, schlüpfte sie wieder die Treppe hinunter und begab sich in den Hof, um ihren Liebling Castor von der Kette zu lösen. Der Hund umsprang sie mit leisem freudigen Geknurre, denn er begleitete sie öfters auf einsamen Wegen als treuer Schützer und Hort, sie aber verwies ihn ernstlich zur Ruhe. Dann trat sie mit ihm in den Garten und schritt durch dieselbe Pforte, welche so eben den Capitain und Helenen hinaus gelassen; statt aber den Weg nach dem Strande einzuschlagen wie jene, sprang sie über die Wiese, und durch dasselbe Schlupfloch, durch welches damals die Männer hereingekommen, als die jütischen Freischaaren das Haus überfallen,

gelangte sie in's Freie auf den Hügel und bog nun in den Weg ein, dem wir sie damals wandeln sahen, als sie dem nach Barsmark gerittenen Friedrich entgegenging.

Die feierlich hereingebrochene Nacht breitete still und friedlich ihre sanften Schwingen über die Gegend aus, die in ihrem ersten, ruhigsten Schlummer lag; windstill war die Luft, warm und frisch zugleich, denn der balsamische Thau der sich erholenden Natur hatte sich bereits auf die von der Hitze des Tages ermattete Erde gesenkt. Nie aber war der Himmel so lichtklar gewesen und die Sterne, die einzigen Leuchter, welche den nächtlichen Weg des einsamen Mädchens erhellten, so goldrein daran hervorgetreten. Getrosten Muthes und keine Gefahr befürchtend, denn der Geist der Liebe, über ihr schwebend und wachend, wandelte alle Menschen in Engel und jeden Schatten in Licht um, lief sie mehr als sie ging ihren wohlbekanntten Pfad entlang, und die treue Dogge, als sie erst sah, welchen Weg die Herrin einschlag, sprang mit der Nase in der Luft vor ihr her, als erkenne sie ihre Pflicht, die Straße rein zu halten vor jedem Störenfriede. Aber sie sollte keinem begegnen, denn Niemand befand sich im Felde, Niemand im ganzen weiten Umkreise, der die friedliche Nachtwandlerin hätte beunruhigen können. Schon hatte sie vom Hügel, den sie herniederstieg, das Häuschen Hans Blachmann's erblickt und an dem darin flimmernden Lichte erkannt, daß er noch munter sei. Rasch eilte sie darauf zu und bald schaute sie, leise herantretend und dem Hunde ein Zeichen zum Schweigen gebend, damit er die Bewohner der einsamen

Hütte nicht erschrecke, in das kleine Fenster hinein. Hans Blachmann saß in Hemdsärmeln am Tische und flickte beim Scheine eines winzigen Lämpchens seine Jacke, die er sechs Wochen lang nicht vom Leibe gehabt, denn auch er war so wenig wie seine Pferde während seiner Dienstleistung je unter ein Dach bei Nacht gekommen. Seine alte Mutter und eine jüngere Schwester, die bei ihm wohnten, waren schon zu Bett, nachdem er ihnen mit kurzen Worten seine Abenteuer erzählt. Da schaute er verwundert auf, als eine Hand leise an sein Fenster pochte. In demselben Augenblicke schlug der Hund ein leises Geknurr an, stellte sich dicht neben Agathen und legte seine schweren Tatzen auf den Fensterrand, um ebenfalls in das Innere des Häuschens zu blicken, als wolle er sehen, ob es auch darin geheuer sei. Hans kam sogleich an's Fenster, öffnete es und war höchlichst erstaunt, die beiden seltenen Besucher vorzufinden, die er sogleich erkannte.

»Ei, kleines Fräulein,« sagte er, »was giebt's denn so heimlich in der Nacht, daß Ihr mich noch so spät aufsucht?«

»Kommt heraus, Hans, ich habe mit Euch zu sprechen,« bat das Mädchen, »Ihr könnt mich wieder nach Hause begleiten, dann gehe ich um so sicherer.«

»Gewiß will ich das und herzlich gerne – nur laßt mich erst die Jacke anziehen. So!« Und er sprang, ohne die Thür zu öffnen, um kein Geräusch zu machen, aus dem niedrigen Fenster in's Freie und stand gleich darauf neben der Tochter seines Herrn, die sofort den Rückweg

nach dem Berge einschlug, während der Hund dicht hinter ihr mit der Schnauze zwischen ihr und dem Manne ging, als wolle er sie auch gegen diesen beschützen.

»Hans,« fing Agathe das Gespräch an – »Ihr könnt nicht allein, Ihr müßt mir einen großen Gefallen thun.«

»Eben recht von Herzen gern – was soll ich thun?«

»Ihr müßt mir Alles Wort für Wort erzählen, was Ihr dem Vater heute Abend erzählt habt.«

Der Bauer stand still und holte tief Athem. »Und warum muß ich das?« fragte er.

»Es ist eine Nothwendigkeit, meine Ruhe hängt davon ab und Ihr werdet nicht wollen, daß ich die Nacht mit Angst und Wehklagen verbringe.«

»Gott bewahre mich davor, mein kleines Fräulein – aber es ist ein Geheimniß, was ich dem Cap'tain gesagt habe.«

»So, ein Geheimniß? Und doch weiß es mein Vater? Eben weil er es weiß und weil es ihn zumeist betrifft, müßt Ihr mir es auch sagen, damit ich ihn trösten kann, denn er ist schwer besorgt, das könnt Ihr mir glauben. Ihr habt ihn gar bange gemacht.«

»O, das thut mir ja sehr leid!« seufzte der ehrliche leichtgläubige Hans leise. »Aber wird es der Cap'tain mir nicht verargen, wenn ich Euch Alles sage, und könnt Ihr so gut schweigen wie er?«

»Was das Erste betrifft, so laßt es mich allein mit dem Vater abmachen, Ihr sollt nichts von ihm zu befürchten haben, ich verspreche es Euch; und was das Letzte angeht, so will ich beschwören, daß ich schweigen kann.«

»Na, dann heraus damit – hier habt Ihr es!« Und er erzählte ihr Wort für Wort, was er vorher dem Capitain erzählt und was Alles war, was er wußte.

Agathe war auf das Höchste betroffen, denn was sie hörte, war schlimmer und gefährlicher, als sie sich vorgestellt. Sie athmete laut vor Beklommenheit und mußte mitten auf dem Wege stehen bleiben, um sich von ihrem Schrecken zu erholen, wobei sie kein Wort hervorbringen konnte. Aber in ihrem Herzen hämmerte und arbeitete es wie nie. Friedrich ist in der Nähe – der Vater will jedenfalls zu ihm reiten – eine Schlacht steht bevor – er kann verwundet, getödtet werden – das waren so ungefähr die qualvollsten Hauptpunkte ihrer schnellen Gedankenjagd. Da schoß es ihr plötzlich wie ein lichter Funke durch den Kopf – das mußte ihr Gott eingegeben haben, meinte sie, woher wäre es sonst wohl gekommen. Was sie aber eigentlich damit wollte, sie wußte es nicht mit Worten zu sagen, und doch fühlte sie vielleicht in innerster Seele, daß sie etwas Unbestimmtes, noch Unklares, Unvorbedachtes ausführen wolle. »Der Vater geht, um seinen Sohn zu sehen,« sagte sie zu sich. »Könnte ich nicht auch gehen, um meinen Bruder zu begrüßen, wie?«

»Hört,« sagte sie laut, blieb abermals stehen und hielt den Arm des Mannes fest mit ihrer zarten Hand gefaßt – »hört, Hans, nun, da Ihr so ehrlich gewesen, will ich Euch ganz vertrauen. Habt Ihr Muth, mit mir allein eine Fahrt nach Hadersleben zu wagen, was vielleicht gefährlich ist, da dort gekämpft wird?«

»Muth? Ich? Erst recht! Aber nach Hadersleben fahren? Was gehört denn für Muth dazu? Ihr werdet doch nicht mitten in das Feuer hinein jagen wollen?«

»Bewahre, das versteht sich von selber, – nur in die Nähe möchte ich, wo man von einem sicheren Orte aus erfahren kann, was vorgeht – weiter will ich nichts.«

»Ei warum denn nicht, erst recht! Aber wozu das, Fräulein, – das möcht ich erst wissen.«

»Auch das will ich Euch sagen,« fuhr Agathe fort und legte die Hand auf das stürmisch klopfende Herz, welches um so lauter schlug, weil sie nicht ganz die Wahrheit sprach. »Seht, ich ängstige mich um den Vater. Er geht dem Feinde entgegen, ich muß es Euch nur sagen, denn er hat sich um drei Uhr Nachts sein Pferd bestellt, um nach Hadersleben zu reiten. Wenn ihm nun etwas Uebles zustieße – er ist mit seinem Pferde allein – wer sollte ihm beispringen, wer helfen?«

»Wollt Ihr denn das? Wären einige handfeste Männer dazu nicht besser geeignet?«

»Nein, Hans, das versteht Ihr nicht. Von denen würde mein Vater, der strenge Capitain, es übel nehmen – Ihr wißt ja, wie er ist – aber ich, seht mal – ich kann es im Stillen thun, und wenn Alles gut abläuft, so fahren wir rasch zurück und er erfährt nicht einmal, daß wir uns um ihn geängstigt haben.«

»Haha! Das ist eine seltsame Geschichte – erst recht! Aber mit will ich – erst recht – das versteht sich – und Ihr wollt zu Wagen?«

»Ja, mit des Vaters kleiner Reisechaise. Wir spannen die Pferde vor, die Ihr heute zurückgebracht habt, oder ein paar andere, wie Ihr wollt, und fahren ihm im Schritte nach, bis wir sehen oder hören, was vorgeht.«

»Ja – aber nicht zu dicht an ihn heran – denn wenn er sich umschaute – o weh, Hans! Sonst aber ist es ein vernünftiger Gedanke. Ich bin dabei. Und wann soll die Reise vor sich gehen?«

»Spätestens um fünf Uhr, Hans, denn die Mutter darf noch nicht auf sein, sonst würde sie mit wollen, und das darf nicht geschehen, das würde sie zu sehr bewegen.«

»Versteht sich, versteht sich, erst recht! Also um fünf! Na, dann werde ich um vier die Pferde anschirren und die Chaise in Stand setzen.«

»Die ist immer in Stand gesetzt, Ihr dürft sie nur aus dem Schuppen hervorziehen.«

»Gut, gut das – wenn nun aber Eures Vaters Knechte mich fragen: wozu das Hans? Was dann?«

Agathe faßte sich kurz. »Dann,« sagte sie schnell, »sagt Ihr ihnen – der Capitain habe es Euch heimlich auf dem Felde beim Wegreiten befohlen und Ihr erfülltet nur seinen Befehl.«

Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren. Er merkte endlich so etwas von feiner weiblicher List. Agathe aber fing an zu schmeicheln, zu bitten und – er gab nach, wie vielleicht auch andere und klügere Männer der schönen Bittstellerin gegenüber gethan hätten.

So war die Sache abgemacht. Hans geleitete das Fräulein bis an die Hecke, wo das Schlupfloch war, dann

nahm er von ihr Abschied und versprach mit Wort und Hand, nicht auf sich warten zu lassen. Einige Minuten später war Agathe im Hofe, öffnete leise mit einem Nachschlüssel die Hausthür und schlüpfte, leicht wie eine Elfe auftretend, in ihr Zimmer hinauf, wo sie auf die Knie fiel und Gott bat, ihr zu verzeihen, wenn sie ein Unrecht beginge, und ihr beizustehen, wenn sie wider Erwarten einen schrecklichen Tag erleben sollte. Rasch kleidete sie sich dann aus und legte sich zu Bett, noch einmal Gott leise bittend, ihr ja ein gnädiger Behüter zu sein.

Der Capitain lag unterdessen schon im Bette neben dem Lager seiner Frau, mit der er noch einige Worte gewechselt, bevor sie eingeschlafen war, wie es bei ihr immer sehr bald geschah, wenn sie keine Sorge quälte. Und heute, Dank der Fürsorge des schweigsamen Mannes, quälte sie ja keine, denn sie hatte ja nur von dem Wohlbefinden ihres Sohnes gehört, und was kann eine zärtlich liebende Mutter glücklicher stimmen, als eine solche Nachricht?

Nicht so der Vater. Scheinbar befriedigt und unbesorgt hatte er sich neben seinem Weibe zur Ruhe gelegt, aber Ruhe kam diese Nacht nicht in sein Herz, ebenso wenig wie Schlaf in seine Augen. Er schaute nur trüb in das dämmernde Nachtlicht, welches in der Ecke des Zimmers auf einem kleinen Tische flackerte und ihn daran erinnerte, daß man im Kriege lebe, denn seit dem Einfalle der jütischen Freischaaren brannte es erst in seiner Nähe, weil man zu jeder Stunde der Nacht ein Ereigniß erwarten mußte, was schnelle Besinnung erforderte. Dann nach

der Uhr sich wendend, die leise tickend an der Wand hing, sah er, daß es beinahe Mitternacht war. Noch einmal ging er im Geiste alles Gehörte durch, malte sich alle Möglichkeiten, die geschehen konnten, aus, und als er sogar das Aergste gedacht, daß er am nächsten Tage einen Sohn verlieren könne, und selbst diesen Gedanken in seinem männlichen Herzen bezwungen, erst da wußte er klar, was er wollte – ein Zeuge dessen sein, was ihm das Schicksal für diesen Tag beschieden hatte, was offenbar besser und leichter war, als entfernt von dem Platze der Sorge in banger Furcht erwarten, was die kommende Stunde bringen würde.

So ging langsam Stunde um Stunde vorüber, ihm um so langsamer, da er mit muthigem und Gott ergebenem Geiste in die Zukunft schaute, die ein Mann, wie er, stets mit mächtiger Hand erfassen und vergegenwärtigen möchte, wenn er es könnte. Endlich aber schlug die zweite Stunde des neuen Tages. Mit einem Blick auf seine Frau, die fest schlief, stand er ohne Geräusch zu machen auf und kleidete sich an. Aber wenn sie auch jetzt aufgewacht wäre, sie würde sich doch nicht über sein Thun verwundert haben, denn sie war es gewohnt, ihn im Sommer jeden Morgen um vier Uhr das Lager verlassen zu sehen, und oft sogar stand er mitten in der Nacht auf, um beim klaren Sternenhimmel oder Mondenschein die Warte zu besteigen und den Horizont zu befragen, was er in seinem weiten Schooße berge und bereite, denn für ihn, den alten Seemann, gab es keinen Tag und keine Nacht

– er war jederzeit bereit, seine Pflicht zu erfüllen, wann und wohin sie ihn auch rufen möchte.

Endlich war er fertig. Mit einem Blick auf seine Frau, der sein Lebewohl enthielt, schlich er leise zur Thür hinaus, nahm seine Pistolen, etwas Brod und Wein, öffnete dann die Hausthür und trat in den Hof. Mit dem ersten Blicke hatte er den Himmel befragt und ihn günstig zu seinem Unternehmen befunden. Als er dann in den Stall kam, fand er den wachsamem Knecht schon mit dem Schimmel beschäftigt, der eilig seine Gerste verzehrte, denn er wußte, daß es fortging, da der Sattel schon auf seinem Rücken lag. Als der Capitain in seine Nähe trat, ihn nach seiner Gewohnheit anredete und die schöne Mähne strich, schaute er sich um und wieherte laut, als wollte er sagen: auch ich bin sogleich bereit! – Eine Viertelstunde später öffnete der Knecht leise den Thorweg. Der Capitain hatte unterdeß seine Pistolen, sein Brod und seinen Wein in die Halftertaschen gesteckt und schwang sich nun in den Sattel.

»Wenn Du gefragt wirst,« sagte er zum Knechte, wo ich bin, so sprich, ich sei nach Hadersleben geritten und käme noch vor Tische zurück. Guten Morgen, haltet gut Haus.« Und langsam ritt er den Hügel hinunter und bald verschlang die dämmernde Nacht seine Gestalt und das in der Ferne rauschende Meer den leisen Huftritt seines munter zuschreitenden Pferdes.

## SECHSTES KAPITEL. DIE HELDENTHAT BEI HOPTRUP.

Es wäre für den Capitain Burns ein Leichtes gewesen, mit seinem raschen Pferde in zwei Stunden bis in die Nähe von Hadersleben zu gelangen, wenn er die kürzeste Straße gewählt und überhaupt die Absicht gehabt hätte, so schnell wie möglich sein unbestimmtes Ziel zu erreichen; aber er glaubte keine Eile zu haben und zog einen längeren und sicherern Weg dem kürzeren und unsicherern vor. Auch lag noch die Nacht so friedlich und sanft über der ruhenden Erde, daß es ihm bei den unbestimmten Nachrichten, die er in Bezug auf die Zeit und den Zweck des bevorstehenden Ueberfalls empfangen, unmöglich war, an äußeren Kampf und Streit zu glauben. Es wurde in diesen schönen Juninächten zwar nicht vollkommen finster, aber dennoch lag das düstere Gepräge der nächtlichen Stunde auf der ganzen Natur. Nicht die geringste Bewegung war in den ruhenden Feldern hörbar, kein lebendes Wesen sichtbar, denn selbst die Schwalbe und der Storch schiefen noch sanft in ihren traulichen Nestern, und die einzige, mehr in der Abwechslung der Farben als in der Ortsveränderung liegende Bewegung, die des einsamen Reiters Auge bemerklich ward, gab sich in dem schimmernden Spiel der hin und her flackernden Sterne kund, die ihre feurigen Augen bald auf, bald zu zu machen schienen, als wären auch sie von ihrem langen Gange ermüdet und sehnten den Schlummer herbei, der vielleicht auch über die anderen Gestirne wie über unsere Erde zu irgend einer Zeit herabsinkt. Andreas blickte

oft und lange zu ihnen empor; er kannte sie alle und fast jeden einzelnen bei Namen, denn er hatte sie auf seinen tausendfältigen Wegen durch alle Meere der Erde von allen Seiten, unter allen Gestalten und Wandlungen gesehen und kennen gelernt. Sie waren ihm also liebe Freunde geworden und mit ihnen sprach er oft und viel, wie früher in seinem bewegten Leben, so auch jetzt in der friedlichen Heimat, wohin ihn so viele derselben begleitet hatten. Auch heute begrüßte er sie wieder mit seinen Gedanken, er sandte aber eine Bitte zu ihnen und ihrem Lenker hinauf, die mit seiner heutigen Wanderung im innigsten Zusammenhange stand.

Allmähig aber erbleichten auch die funkelndsten Sterne über ihm und einer nach dem andern verschwand hinter dem mattblauen Vorhange, der sich vom Himmel hernieder zu lassen schien; lichter und lichter wurde es im Osten und schon lief ein schmaler bronzener Streif über den Wellen des leise zitternden Meeres herauf.

Der Augenblick der Scheidung von Nacht und Tag in einer schönen oder großartigen Gegend hat immer etwas Ergreifendes, Bewältigendes für den aufmerksamen Beschauer und Beobachter. Es ist, als ob zwei große allmächtige Wesen sich von einander trennen, um sich für's Leben nicht wieder zu sehen, es ist ein hartnäckiger Kampf zwischen einem dräuenden Riesen und einem lichten Engel, den dieser siegreich wie keine andere Gewalt auf Erden zu Ende führt, es ist mit einem Worte ein

sicherer, unverkennbarer Tod, aber auch ein eben so sicheres, unverkennbares Auferstehen; die Finsterniß unterliegt, das Licht bleibt oben, frohlockend, erhaben, königlich, und in die kleinsten und verborgensten Falten der Erde und des Meeres sendet die Sonne ihre strahlenden Boten aus, diesen Sieg, dieses Auferstehen zu verkünden.

Auch Andreas, trotzdem er ihn schon so oft beobachtet, schauerte leicht zusammen, als er den Scheidekampf beider weltlichen Großmächte vor sich sah. Er blieb einen Augenblick auf einem der vielen Hügel seines Weges halten, von wo aus er die graue noch ungelene Masse des in Nebelschatten begrabenen Meeres betrachten konnte, und berechnete, wie lange es dauern würde, bis diese noch todte, erkaltete Masse lebendig werden und von Millionen Lichtpunkten strahlen und schimmern würde, welche die an Diamanten so reiche Sonne in den unergründlichen Schooß des geliebten Meeres zu werfen pflegt. Aber rasch und weit breitete jener bronzene Streifen sich aus, Strahlen, so groß, daß sie eine halbe Welt erleuchteten, schossen zu beiden Seiten über die Wolkenräume des fernsten Horizontes hin, und wie auf einen Zauberschlag trennte sich Land und Meer, jenes zu einem festen Körper erstarrend, dieses in Millionen lebendiger Tropfen sich auflösend und verflüssigend.

Der Grauschimmel wieherte unter dem stillen Manne, der sein Auge voller Entzücken auf dieses immer neue Wunderbild geheftet hielt, als wollte er ihn erinnern, daß sein Weg noch weit und seine Aufgabe noch ungelöst sei.

»Du willst fort sagte der Reiter – »nun wohlan, fliege eine Strecke und blase Deinen Athem in die frische Morgenluft aus.« Und ihm die Zügel lassend, flog er dahin, immer in der Nähe des Strandes sich haltend, und die jubelnden Lerchen wirbelten jetzt lustig vor ihm auf und hinter ihm schossen die Strahlen des Tages feuriger hervor.

So setzte er seinen Weg in scharfem Galopp fort, bis er die Spitze des Gjenner-Fjord's erreichte. Hier aber hielt er seinen dampfenden Renner an, der muthig schnaubte und stampfte, und warf einen Blick auf die strahlende und wunderbar schöne Scene, die vor seinen Augen lag.

Die Gjenner-Bucht ist im Kleinen, was die von Apenrade im Großen ist, und nur noch *eine* schönere und von bezaubernderer Anmuth giebt es auf der jütischen Halbinsel, als jene beiden sind – wir meinen die von Veile. Alle Schönheiten aber sind bei der Gjenner-Bucht eng zusammengedrängt, ein einziger Blick reicht hin, das ganze köstliche Naturspiel wie ein prachtvolles Gemälde zu umfassen und in sich aufzunehmen. Von wellenförmigen, lieblich ausgeschweiften Anhöhen umgeben, auf denen die riesigsten Buchenwälder in glänzender Blätterfülle prangen, die sich amphitheatralisch von ihren Gipfeln bis an den Spiegel des Wassers hinunterziehen, strömt ein schmaler und doch genügend breiter Meeresarm, um gewaltige Schiffe zu tragen, in das anmuthig gespaltene Land ein. Am Ausgange dieses eine halbe Stunde langen Wasserbeckens glänzt die Insel Barsöe, wie ein grüner

Edelstein sanft auf dem blauen Ruhekissen des östlichen Meeres gewiegt; dicht am Ufer aber, kleiner, jedoch eben so grün im lichten Sommerkleide, liegt die Insel Kalöe. Hinter der erstgenannten, wo jetzt die Sonne glanzvoll emporgestiegen, umsäumte die Ränder der in's Meer ragenden Landspitzen ein goldener Gürtel und warf sein warmes rosiges Licht weiter hinaus über die thauschweren Blätter der Buchenwälder. Gewichen waren alle die Schatten, die noch kurz vorher über Wasser und Land gelegen hatten, gefallen die Nebel, und in seiner ganzen Klarheit und Reinheit trat das Bild hervor, wie es Gottes allmächtige Hand so schön an dieser lieblichen Stelle der Erde hervorgezaubert. Wie herrlich zuckten die spielenden Strahlen des goldenen Himmels im flimmernden Wasser wieder, wie lächelnd schauten die rauschenden Bäume in dem krystallinen Spiegel zu ihren Füßen sich an, o – und doch wie tief war die einsame Menschenbrust von Sorge und Kummer bewegt, die diesen Zauber mit Wollust betrachtete, wie schwer lag die Hand Gottes auf ihr, die so viel Schönes und Herrliches geschaffen hatte! – Und weiter drängte er sein in's Gebiß schäumendes Roß; in raschem Galopp flog er um die Bucht herum, einem schmalen Pfade nach Sonderballe folgend, denn er durfte sich nicht vom Meere zu weit entfernen, um den westwärts streifenden Dänen nicht zu nahe zu gerathen. So blieb das Meer ihm zur Rechten, das hügelige Land, welches sein Blick nur immer auf kurze Strecken überstiegen konnte, zur Linken. Denn mannshohe Kornfelder wogten auf demselben im Morgenwinde hin und

her, Hecken und Zäune zogen sich über die Hügel, über welche hinweg die Landstraße von Apenrade nach Hadersleben läuft. Nur dann und wann, wenn sein Weg sich auf eine Anhöhe erhob, blickte er links ab in das tiefer Land hinein, aber noch war Alles um ihn her still und keinen Menschen sah er im ganzen Umkreise, der ihm irgend eine Kunde von dem, was er zu hören wünschte, hätte geben können. Und doch hatte das Vorgefecht von Hoptrup schon seinen Anfang genommen, doch waren kleine Plänkeleien zwischen dänischen Husaren und den wenigen berittenen Freischaaren schon vorgefallen und einzelne Schüsse krachten aus der Ferne über die hügelige Ebene. Aber der weite Raum, der zwischen dem Kampfplatze und dem einsamen Manne lag, verschlang noch das Knattern der Büchsen, und sein scharfes Auge reichte nicht bis zu dem Orte, wo Menschen an Menschen das Aergste verrichteten. Da, als er an dem Dorfe Diemis vorüber war, dessen noch menschenleere Gassen er links liegen ließ, ritt er dicht am Meere um die Spitze des Englessanger Sees herum und jagte nun am Rande desselben über die weite Ebene nach Hoptrup hin. Plötzlich hielt er sein schnaubendes Pferd an, denn es däuchte ihm, als ob ein dumpfer Kanonenhall aus nicht allzu weiter Ferne an sein Ohr schlüge. Zwischen Kornfeldern langsam und vorsichtig vorreitend, gelangte er auf einen Hügel, der die Gegend beherrschte, und hier blieb er unter einem einzeln stehenden Baume halten,

zog sein Fernglas hervor und faßte die ganze vor ihm liegende Strecke in's Auge, die jetzt von Augenblick zu Augenblick in ein belebteres Bild sich verwandelte. Ziemlich gerade vor ihm lag das Dorf Hoptrup, an welchem die Straße von Apenrade dicht vorbei nach Hadersleben führte; jenseits dieser Straße, mitten auf dem hügeligen Felde, hatte sich der Kampf entwickelt, in dessen Mitte er sich wie mit einem Zauberschlage versetzt sah.

Doch gehen wir jetzt bis zu einer früheren Stunde der Nacht zurück und sehen wir, wie sich dieser Kampf entsponnen, den Andreas nicht so früh am Tage und nicht so weit von Hadersleben entfernt vermuthet hatte.

Die ursprüngliche Absicht des Majors von der Tann, um den commandirenden Generalen den Beweis zu liefern, wie wichtig ein Streifcorps sei und was es leisten könne, wenn es richtig geführt werde, war eigentlich die gewesen, die nördliche dänische Armee, die in und vor Hadersleben stand, dadurch zu überrumpeln, daß er westlich um Hadersleben herummarschirte und dann von Norden her in die Stadt drang, um so durch Gewalt der Waffen und panischen Schrecken zugleich die Feinde zu zwingen, das Gewehr zu strecken. Die feindliche Armee selbst hatte der ritterliche Freischaarenführer für kleiner gehalten, als sie war, denn sie bestand aus 2000 Mann Infanterie, vier Schwadronen Kavallerie und zwei Geschützen, die er mit 360 Mann, von denen fünf oder sechs beritten waren, anzugreifen beschloß, ein um so größeres Wagniß, wenn man bedenkt, daß diese

360 Mann ungeübte Freischaaren, jene 3000 Dänen aber wohlgeschulte Soldaten waren.

Jene Umgehung und Ueberrumpelung in Hadersleben wurde aber dadurch vereitelt, daß die Freischaaren, die auf einigen fünfzig requirirten Wagen schnell vorwärts geschafft wurden, auf dem Wege von Uck – wo sie, wie wir wissen, die Nacht zugebracht, – nach Hadersleben in der Nähe des rothen Kruges die Meldung erhielten, daß eine dänische Vedette hinter jenem abgelegenen Hause stände. Die paar Kavalleristen der Freischaaren, die in der That kein sehr militairisches Aussehen hatten, denn der eine von ihnen erschien im schwarzen Fracke mit weißen Beinkleidern und Glacéhandschuhen, ein anderer im jägerlichen Waldanzuge, ein dritter in der Blouse mit langem Ritterschwerte bewaffnet<sup>1</sup> u. s. w sprengten auf ihren Bauernpferden der aus sechs Mann bestehenden Vedette nach, und, obgleich sie von versteckten Feinden Schüsse erhielten, waren sie doch so glücklich, einen ausreißenden Dragoner zu fangen, während die fünf anderen nach Norden entflohen und die dänischen Führer auf das Heranrücken einer großen deutschen Macht aufmerksam machten. So änderte denn der schnell entschlossene Tann seinen ersten Plan in einen neuen um, der nicht weniger kühn war und darin bestand, mit seinen paar Leuten die Avantgarde der Dänen anzugreifen, sie über den Haufen zu werfen und dann, um nicht von

---

<sup>1</sup>Siehe Tagebuch eines Freiwilligen des von der Tann'schen Corps von G. C. Martens, Hamburg 1848.

der feindlichen Uebermacht erdrückt zu werden, rasch als Sieger auf den bereitstehenden Wagen zurückzukehren. In der That ein Anschlag, der des kühnsten und entschlossensten Parteigängers würdig ist.

Um ein Uhr Nachts an dem benannten Tage brachen nun die Wagen der Freischaaren nach kurzer Rast auf der westlichen Straße, dem sogenannten Ochsenwege, nach Hadersleben auf, erhielten aber hier, in der Nähe des Wartenberger Kruges, eine halbe Stunde westlich von Hoptrup, ein starkes Feuer von einer hinter den Hecken aufgestellten feindlichen Jägercompagnie. Alles sprang ohne Commando von den Wagen und vertrieb die Jäger, die nach Norden zurückgingen, während Major von der Tann die Colonne wieder in Bewegung setzte, da ihm eine Compagnie Jäger ein viel zu winziger Feind schien, um die kostbare Zeit zu verlieren. Auch hatte er erfahren, daß der Feind sich um Hoptrup zusammenzöge und deshalb befahl er, rechtsab in die Landstraße von Apenrade nach Hadersleben einzuschwenken. Seine kleine berittene Schaar, bei der sich Friedrich Burns als Freiwilliger befand, ritt etwa 300 Schritte voraus und erfuhr von einem Bauer, daß geschlossene dänische Kavallerie, von Apenrade kommend, gegen Hadersleben im Anmarsche sei. In aller Eile wurden nun 180 Mann, die Hälfte des ganzen Corps, auf einen Kreuzweg gestellt, den die dänischen Reiter passiren mußten. Alles war schlagfertig und erwartungsvoll. Lautlose Stille herrschte im ganzen Corps. Jeder war auf den ersten Anblick des Feindes gespannt, der in der Dunkelheit des anbrechenden Morgens

daherzog, und das Schweigen und die Nacht gab der ganzen Scene einen geheimnißvollen Anstrich, der die allgemeine Spannung vermehrte. Da kam er heran und hielt schon die Augen auf den drohenden Feind gerichtet. Plötzlich gaben jene 180 Mann Feuer, und die dänische Kavallerie, wie Spreu aus einander stiebend, ließ Klage töne hören und verschwand in zügelloser Flucht, wobei jedoch einige verwundete Dragoner gefangen genommen wurden. So waren die deutschen Freischaaren schon einen Theil der Jäger und die Dragoner los und stießen jetzt wieder zu ihrer anderen Hälfte, mit der sie gleichzeitig noch eine Jägerabtheilung zurückwarfen, welche den Dragonern auf der Straße nach Hadersleben folgte.

Unterdessen war der Tag angebrochen und man sah, wie die dänische Avantgarde sich in der Nähe einiger Häuser in Schlachtordnung aufstellte, um sich den Rückzug nach Hadersleben zu erzwingen, denn ihr Führer, Oberst Juel, glaubte den Vortrab der ganzen deutschen Armee vor sich zu haben, die ihn vom Norden abzuschneiden gekommen sei, was auch in der That von den Freischaaren geschehen war, indem sie von der westlichen Straße nach Hadersleben auf die östliche schwenkten, das Gesicht nach Süden kehrten, wo sie hergekommen waren, und auf diese Weise zwischen Hadersleben und den Dänen standen. Aber der große Irrthum des Obersten Juel bestand darin, daß er nur 360 Freischaaren und nicht die gefürchtete Avantgarde der deutschen Armee vor sich hatte. Jetzt aber machte sich das Gros der dänischen Armee, welches südlich stand, bemerklich

und feuerte mit einem Geschütze, welches eine Jägercompagnie unterstützte, auf die Freischaaren. Allein die Kartätschen trafen meist nur die Gebüsche hinter denselben und rissen die Zweige und Aeste von den Bäumen, daß sie in Stücke flogen und das Knistern des brechenden Holzes weit herum tönte. 60 Mann Freischaaren aber wurden auf die dänischen Jäger losgelassen, und diese, kaum angegriffen und von einer festen Hecke geschützt, entflohen so schnell wie möglich, als gelte es, nicht die größte Tapferkeit, sondern die erbärmlichste Feigheit zu entwickeln. Da es heller Tag geworden war, so konnte den Dänen die kleine Anzahl ihrer Feinde nicht verborgen bleiben, aber von einer blinden Furcht ergriffen, schienen Führer und Soldaten den Kopf verloren zu haben und nur auf persönliche Rettung bedacht zu sein, sonst wäre es, auch ohne Kanonen, ein Leichtes gewesen, die wenigen Freischaaren zu umzingeln und entweder gefangen zu nehmen oder niederzuschießen.

Als die 60 Mann von der Verfolgung der Jäger zurückkehrten und sich eben mit den übrigen Kameraden vereinigen wollten, krachte ein zweites Geschütz von Neuem und manche der Freischaaren stürzten verwundet nieder. Die Erbitterung über diesen Unfall aber machte sich durch ein wüthendes Hurrahgeschrei bemerkbar; von einer leidenschaftlichen Wuth gestachelt, löste sich das kleine Corps auf und, ohne den Zuruf der Führer zu achten, stürzte es vorwärts über das Kornfeld auf die beiden Kanonen los, um die Artilleristen niederzuhauen und die Geschütze zu vernageln. Bei der einen gelingt ihnen

das vollkommen, die Mannschaft der anderen aber entspringt mit den Pferden und läßt so beide Kanonen im Stiche.

Während ein Theil der Freischaaren diesen nachjagt, bleibt ein anderer in der Nähe der Kanonen, entzückt über die Beute und sich streitend, ob dieselben von Eisen oder Messing seien. Auf einer Anhöhe hinter und nicht weit von ihnen halten zwei Schwadronen dänischer Husaren, die auf den Angriff ihrer Jäger zu warten scheinen, statt selbst auf die ruhenden Freischaaren einzuhaufen. Endlich ermannen sich die Jäger und schießen aus der Ferne auf die kleine Colonne, die gegen die Schießenden theilweise anrennt, um sie zu zerstreuen, zum Theile aber bei den eroberten Kanonen zurückbleibt. Dieser Augenblick endlich scheint den Husaren geeignet, die paar Männer, die vor ihnen stehen, zum Frühstück zu verspeisen. In vollem Rosselauf stürzen sie heran; die Freischaaren retten sich hinter eine Hecke, die Husaren aber springen darüber hin ihnen nach – und nun entspinnt sich ein schreckliches Gemetzel, wo nur der persönliche Muth und die Gewandtheit des Einzelnen entscheidet. Obgleich aber die Husaren wacker einhauen, was manche Wunde nachher beweist, so kämpft doch in den Reihen der Freischaaren ein freierer Geist und ein kühneres Selbstbewußtsein und bald zeigen flüchtende Husaren und herrenlose Pferde, die sich hie und da herumtreiben, auf welche Seite der Sieg sich geneigt hat. Und die Jäger helfen ihren Brüdern, den Husaren, nicht,

im Gegentheil, auch sie laufen nach allen Seiten auseinander und überlassen die braven Reiter, die sich bis auf den letzten Mann wehren, ihrem Schicksale. So fliehen die Dänen, nachdem sie noch eine Kanone, die man verlassen, mitgenommen, ohne sich umzublicken nach Norden zu, nur einzelne kühne Reiter kehren dann und wann zurück, um Verwundete wegzuschleppen und herrenlose Pferde einzufangen. Die Freischaaren aber, nachdem sie den Kampfplatz flüchtig abgesucht und ihre herumliegenden Kameraden zusammengerafft, springen auf ihre Wagen und fahren mit einem Verluste von nur 25 Verwundeten heimwärts, von denen nur Wenige den Dänen in die Hände fielen. Ihre erbeutete Kanone aber, ihre Pulverwagen und Pferde führen sie im Triumphe nach Uck zurück.

So war ein sehr bedeutender Sieg mit sehr geringen Mitteln errungen, denn die Dänen räumten in Folge desselben Nordschleswig und wie die Feigheit auf der einen Seite groß, so war die Tapferkeit auf der anderen bewunderungswürdig gewesen, was selbst General Wrangel durch einen Tagesbefehl anerkannte und die dänischen Oberfeldherrn dadurch bestätigten, daß sie den bei Hoptrup commandirenden Oberst von Juel, der sich schließlich in seiner Deutschenfurcht soweit vergaß, daß er nicht nur Hadersleben Hals über Kopf räumte, sondern sich sogar bis Kolding in wilder Unordnung zurückzog, seiner Stelle enthoben.

Kehren wir aber jetzt zu unserem Capitain zurück, der gerade zu der Zeit auf seinen Beobachtungsposten unter den Baum gelangt war, wo das Gemetzel zwischen Freischaaren und Husaren um die von ersteren genommene Kanone stattfand. Der wenige Pulverdampf, der über dem Kampfplatze schwebte, zog rasch gegen Osten und vermehrte sich nicht, denn die Geschütze hatten für diesen Tag ihre Pflicht erfüllt und jetzt waren ihnen die Mäuler gestopft. Zu seiner Rechten nach Norden hin sah er die ausreißenden Jäger laufen und er konnte sich anfangs den Grund dieser eiligen Flucht nicht erklären, da kein Feind hinter ihnen war. Aber beim Anblicke des heißen Kampfes mit den Husaren zitterte ihm das Herz in der Brust. Hätte er einen Säbel gehabt, er wäre darauf losgestürzt, um seinen starken Arm mit in die Waagschaale des Tages zu legen, aber es war nicht mehr nöthig, denn schon hatten die Deutschen gesiegt. Hierhin und dahin sprengten einzelne Husaren, hieben auf abge sonderte Kämpfer ein oder schleppten Verwundete fort. Alles ging blitzschnell vor sich, und nur das Geschrei der wüthend auf einander los schlagenden Menschen, hin und wieder der Knall einer krachenden Büchse drang zu seinen Ohren. Allmählig aber und ohne es selbst zu wissen, war er im Schritte näher heran gegeritten, denn seine innere Begierde, auf irgend eine Weise am Kampfe Theil zu nehmen, wuchs von Augenblick zu Augenblick. Da aber war das blutige Tagewerk schon vollbracht. Die Husaren flüchteten in einzelnen Häuflein nach Norden,

die Freischaaren nachdem sie ihre Verwundeten eilig ausgesucht, zogen nach Süden ab, sprangen auf ihre Wagen, die in der Nähe der Landstraße hielten, und fuhren davon.

Diesen Augenblick hielt der Capitain für günstig, den Plan, der ihn hierher gelockt, auszuführen. Er wollte sich eben links wenden und den Freischaaren nachgaloppieren, um seinen Sohn, den er bei ihnen wußte, zu sehen, als eine unerwartete Scene etwas zur Rechten und in der Nähe der Hecken vor sich ging, wo kurz vorher das Handgemenge stattgefunden hatte. Vier kühne Husaren, die abgesehen waren und sich vielleicht vorher versteckt gehalten hatten, tauchten plötzlich aus dem Aehrenfelde wieder auf, sprangen wie der Blitz auf ihre Pferde und jagten nun zu Zweien auf der einsamen Ebene herum, einige ihrer herrenlosen Pferde zu erhaschen. Plötzlich saßen zwei von ihnen ab, hoben einen Verwundeten auf ein Pferd und trabten so rasch sie konnten mit ihm davon. Jetzt blieben nur noch die zwei letzten übrig, die von ihren Kameraden bereits ziemlich weit entfernt waren. Mit diesen beiden glaubte der Capitain es auch ohne Säbel aufnehmen zu können. Er lockerte eine Pistole in der Satteltasche, nahm die andere in die Rechte und stürzte nun über das Kornfeld auf die beiden Husaren los. Diese, die auch abgestiegen waren und sich mit einem am Boden liegenden Verwundeten beschäftigten, blickten erschrocken in die Höhe, als ein bisher ungesehener Reiter in vollem Jagen und mit donnernder Stimme sie

anbrüllend herankam. Der eine von ihnen erreicht glücklich sein Pferd und entflieht, den anderen aber, der von einem anscheinend schwer Verwundeten, den er zu seinem Pferde zu schleppen sucht, nicht loslassen will, trifft seine nie fehlende Kugel und streckt ihn nieder. In diesem Augenblick hört der in Wallung gerathene Capitain ein Aechzen am Boden. Er wendet seinen Kopf dahin und erblickt einen blutenden Menschen, der seine geröthete Klinge noch in der machtlosen Hand hält. Ein kräftiger Säbelhieb ist ihm über den Kopf gefahren, hat seinen Hut zerschnitten und sein dunkles Haar mit Blut überströmt. Der Capitain springt vom Pferde und beugt sich zu ihm nieder. Er lebt, der Verwundete, denn er seufzt, er röchelt. Noch tiefer beugt sich der aufmerksame Mann und streicht ihm das rinnende Blut mit einem Tuche aus dem Gesichte. Da ist es, als ob eine höhere Macht sein Auge klar und durchdringend mache. Er stößt einen jähen Schreckensruf aus, denn – er hat seinen eigenen Sohn erkannt. Aber seine Fassung verläßt ihn keinen Augenblick, so groß sein Schmerz auch ist; denn mit dem Schmerze hat auch zugleich die Freude ihn heimgesucht, den noch lebend zu finden, den er im Geiste schon entseelt sich dargestellt. Rasch wirft er einen forschenden Blick um sich her und – findet sich allein. Nun kniet er neben dem Blutenden nieder und ruft ihn bei seinem Namen. Das matte Auge schaut eine Weile auf, schließt sich aber sogleich wieder. Aber der Vater hat genug gesehen, sein Sohn lebt und scheint ihn erkannt zu haben. Es quält ihn nur noch der Gedanke, wie er ihn von der Stelle schaffen

soll. Die Angst seines Herzens giebt ihm Riesenkräfte, er richtet seinen Sohn mit starkem Arme auf und versucht ihn auf sein Pferd zu heben. Aber vergebens, der Arme kann sich nicht im Geringsten selber helfen und sinkt wieder schwer auf den Boden zurück, der sich von seinem tröpfelnden Blute immer dunkeler röthet.

»Wo ist rings herum Hülfe, wenn sie nicht im Himmel ist,« ruft des Vaters innere Stimme, und mit flehendem Auge blickt er sich noch einmal in der verlassenen Gegend um. Da gewahrt er einen Bauer, der scheu in der Ferne steht und sein niedergetretenes Kornfeld beschaut. Diesen ruft er mit lautem Tone an, aber der Bauer hört ihn nicht oder zögert zu kommen, denn es kann ein Feind sein, der ihn herbeiruft. Niemals in seinem Leben hatte der Capitain seiner eigenen Rettung wegen laut um Hülfe geschrieen, jetzt aber gilt es seinem braven verblutenden Sohne, und sein Hülferuf erschallt weit über das Gefild. Das lockt endlich den Bauer näher. Er kommt vorsichtig heran und überzeugt sich, daß er nur hülfreiche Hand anlegen soll. Mit seinem Beistande trägt der Vater den Sohn in das nächste Haus am Wege und das treue Pferd folgt seinem Rufe und bleibt vor der Thüre der Hütte stehen.

»Habt Ihr einen Wagen, mein Freund?« fragt der Capitain den Bauer, den er von Ansehen kennt. »Ich will ihn Euch theuer bezahlen.«

»Nein, Herr, aber da unten hält einer auf dem Kreuzwege, der über die Apenrader Straße führt.«

»So gehet hin und bittet ihn heranzukommen, vielleicht ist eine mitleidige Seele darin, die Erbarmen für das Unglück hat.«

Während der Vater um den Sohn beschäftigt ist, ihm von seinem Weine einflößt, seine Wunden wäscht und das rinnende Blut stillt, kommt rasch der angedeutete Wagen herangerollt. Er hält schon vor der Thür, aber Niemand zeigt sich hinter dem herabgelassenen Fenster des Hintersitzes, nur der Kutscher, der auf dem Bocke sitzt und scheu um sich blickt, ist sichtbar.

Der Capitain hört das Rasseln des heranfahrenden Wagens und wirft einen Blick zum Fenster hinaus. »Was ist das?« ruft er laut. »Mein Wagen und Hans Blachmann fährt ihn?«

Im Augenblicke darauf steht er vor der Thür. Das Fenster des Wagens öffnet sich und ein bleicher, ängstlicher Frauenkopf schaut entsetzt daraus hervor.

Der Capitain bleibt erstarrt wie vor einer Erscheinung stehen. Eine tiefe innere Bewegung krampft sein Herz wie in einen Schraubstock zusammen und die Worte versagen ihm. Endlich ermannt er sich und einen Schritt vortretend, ruft er mit stammelnden Lippen aus: »Agathe – wie – Du? O, Dich sendet mir Gott!« – Und mit einem Blicke durchschaut er den inneren Zusammenhang, die Handlungsweise des Mädchens ist ihm klar wie das Licht der Sonne über ihm, und die Anwesenheit Hans Blachmann's löst das übrige Räthsel. Ohne ein Wort zu sprechen trägt er die Tochter beinahe auf seinen Armen in's Zimmer, und bald liegt diese schluchzend auf den

Knieen an des Verwundeten Seite und badet sein kaltes Gesicht mit ihren heißen Thränen. Das Uebrige ist mit wenig Worten erzählt. Nach kurzem Verweilen und nachdem dem Bauern eine reiche Belohnung gespendet, wird Friedrich von sechs starken Armen in den Wagen getragen, sein blutendes Haupt gegen ein weiches Kissen gelegt, Agathe setzt sich neben ihn und Hans besteigt den Bock, die Pferde langsam auf den Rückweg zu lenken, während der Vater am Schlege reitet und das Gesicht nicht vom Antlitz des Sohnes wendet, dessen Auge sich allmählig öffnet und dessen Wange wieder das Leben abspiegelt, obgleich sein Mund noch keine Sylbe gesprochen hat.



Es ist wohl nicht schwer, sich eine lebhaftere Vorstellung von der Ueberraschung Gertrud's zu machen, als sie an diesem Morgen weder ihren Mann noch Agathen beim Frühstücke erscheinen sah. Von Ersterem war sie allerdings eines bisweiligen frühen Ausritts gewohnt, daß aber auch Agathe nicht die gehörige Zeit einhielt, war ihr noch nicht vorgekommen. Als sie sich im Hofe nach Andreas erkundigte, erfuhr sie von dem Knechte, der ihn in der Nacht herausgelassen, daß er nach Hadersleben geritten sei, aber vor Tische zurückkehren werde. Das genügte ihr, denn in diesem Ritte lag nichts besonders Auffälliges, als daß er so plötzlich und ohne vorherige Ankündigung unternommen war. Von Agathen aber wagte

ihr Niemand etwas zu sagen, denn obgleich man sie hatte fortfahren sehen und sich allgemein darüber verwundert, so hatte sie doch den Eingeweihten klüglich Stillschweigen auferlegt, vorgebend, es sei so des Capitains Wille. Und das war ein genügender Wink für die an strengen Dienst und Gehorsam gewöhnten Leute. Endlich beruhigte sich die Mutter, indem sie der Meinung war, Agathe habe den schönen Morgen zu einem Spaziergange, wahrscheinlich zu Helenen hinab, benutzt und sich dabei verspätet. Sie habe die Mutter nicht in ihrem Schlummer stören wollen und daher sei sie ohne ihr Wissen fortgegangen. Als es aber acht Uhr schlug und Agathe immer noch nicht erschien, sandte sie eine Magd nach dem Epheuhäuschen und ließ anfragen, ob Agathe vielleicht bei Helenen sei.

Helene hörte die Botschaft der Magd mit einer seltsamen Bewegung an, und sogleich etwas Ungewöhnliches vermuthend, beschloß sie auf der Stelle, selbst nach Emmerlund zu gehen. Als Gertrud sie bald darauf allein erscheinen sah und auf ihrem Gesichte eine nicht ganz beherrschte Verwunderung las, wurde sie ernstlich besorgt und gab sich den sonderbarsten Vermuthungen hin. Helene hatte alle Mühe sie zu beruhigen, obgleich sie selbst in Sorge über das Mädchen war. Daß der Capitain einen gewagten Ritt wegen des Sohnes vorhatte, wußte Helene, denn er hatte es ihr ja selbst am Abende vorher mitgetheilt, daß aber Agathe – halt! hier ging ihr ein dämmerndes Licht auf, und augenblicklich begab sie sich in

den Hof, um so rasch wie möglich hinter die Wahrheit zu kommen.

»Wer hat den Capitain diese Nacht zum Hofe hinausgelassen?« fragte sie einen alten Matrosen, der so ehrlich wie gutmüthig und so gutmüthig wie gesprächig war.

»Ich selber Madamchen!« sagte der alte Mann und machte eine verschmitzte Miene dabei.

»Ihr wollt mir noch etwas sagen, sehe ich, heraus damit!«

»Ei nun ja, wenn Sie's allein für sich behalten wollen, möcht' ich allerdings was sagen –« erwiderte der Alte zögernd und stopfte verlegen seinen Taback fester in die Pfeife hinein.

»Ich verstehe Euch. Ihr wißt, wo das Fräulein ist?«

»Wo sie ist – Agathchen? Gott soll mich verdammen, wenn ich das weiß – aber weggefahren ist sie mit der Chaise des Capitains – und Hans Blachmann führte die Zügel – Punkt Fünfe heute Morgen – und in einem guten Trabe ist er weggerutscht, das kann ich Euch sagen,«

»Aha!« sagte Helene, dankte ihm für seine Gefälligkeit und ging in den Garten, um ihre fernere Handlungsweise im Stillen zu überlegen, denn sie hatte genug gehört. Auch sie durchschaute, sobald Hans Blachmann's Name genannt war, den Zusammenhang der Sache, denn der leitende Beweggrund einer so seltsamen wie hingebenden Aufopferung von Seiten Agathens war ihr als Weib einleuchtend und klar. Was aber der Capitain dazu sagen

würde, wenn er es hörte, war ihr nicht ganz einleuchtend, noch weniger konnte sie sich den Ausgang enträthseln, den das ganze Unternehmen haben würde. Im Ganzen war sie nicht weniger betreten als Gertrud, und da diese auch Helenen, nachdem sie in's Haus zurückgekehrt war, in Bedenklichkeit fand, obwohl dieselbe aus einer anderen Ursache als die der Mutter entsprungen war, so fühlte sie sich wenigstens durch der Freundin Anwesenheit, die ihr Trost und Muth zusprach, einigermaßen erleichtert.

So vergingen den beiden Frauen die nächsten Stunden in großer Aufregung und mannigfachen Vermuthungen, und erst nach elf Uhr sollte ihnen das Räthsel auf eine Weise gelöst werden, wie sie es am wenigsten erwartet und gewünscht hatten. Denn um diese Zeit stieg der von ihren Kümmernissen unterrichtete Capitain Köhlwetter von der Warte und meldete, daß er des Capitains Wagen und ihn selber zu Pferde den Hügel heraufziehen sähe.

Helenens Wangen glühten in Purpur auf, als sie diese Nachricht empfing und ihr Auge wagte nicht, sich zu Gertrud's Gesicht zu erheben, der sie Agathens Reise mit dem Wagen verschwiegen hatte. Die Mutter aber, ohne einen Augenblick im Zimmer zu bleiben, lief auf den Hof und trat schon außer dem Hause den langsam Näherkommenden entgegen. Da gab es denn ein heftiges Erschrecken, als sie zuerst ihren Mann auf schäumendem Pferde erblickte, der, während der Wagen langsam seine Straße verfolgt, nach Apenrade gesprengt war, um einen alten Wundarzt zu holen, der daselbst in der Vorstadt

wohnte und schon lange keine Praxis mehr trieb, zu dem aber Andreas dennoch sehr großes Vertrauen hegte, weil er ihn Jahre lang auf seinen Seereisen begleitet und sich immer als geschickter Berufsmann erwiesen hatte.

Die Miene des Capitains, dessen Gesicht vom scharfen und langen Ritze erhitzt und abgespannt war, zeigte dennoch deutliche Spuren einer bei ihm seltenen Aufregung, und wie die Frauen gewohnt sind, nach der Miene ihrer Ehemänner wie nach einem Barometer zu schauen, so hatte Gertrud sehr bald entziffert, daß etwas Bedeuten- des, Gefährliches, ja vielleicht Schreckliches geschehen sei. Daß sie sich nicht gerade sehr dabei geirrt, belehrte sie die nächste Viertelstunde.

Uebergehen wir diese Viertelstunde, sie gewährt nicht viel Angenehmes, wenn man die Auftritte in derselben genau entwickeln will, und begnügen wir uns, zu erwäh- nen, daß Alles geschah, was geschehen mußte, um den Verwundeten, der noch kein Wort gesprochen hatte und aus einer Ohnmacht in die andere fiel, so weich wie mög- lich zu betten, und daß der Mutter Schmerz sich viel leb- hafter und lauter äußerte, als der des Vaters. Erst als et- was später der alte Wundarzt aus Apenrade gekommen war, den Kopf des Patienten geschoren, die Wunden un- tersucht und endlich erklärt hatte, es habe nicht so viel zu bedeuten und hätte schlimmer werden können – ein sehr weiser und tröstlicher Ausspruch – beruhigte man sich allgemein, und um so mehr, da der alte Freund des Hauses nicht eher abzureisen versprach, als bis sich –

ein abermaliger wissenschaftlicher Ausdruck – Alles entschieden hätte.

So waren denn Mutter und Tochter mit dem alten Aeskulap zugleich um das Lager Friedrich's beschäftigt und wichen kaum eine Minute von seiner Seite; Helene aber, die sogleich wieder in Emmerslund zu bleiben sich entschloß, leitete die Anordnungen im Hause, bis Beide sich so weit in ihre Lage gefunden, daß sie außer der Sorge um den Kranken, auch noch Gedanken für die Gesunden hegen konnten.

Eine Todtenstille herrschte im Hause. Andreas, sprachlos, bleich und doch erhobenen Gemüths, denn sein Sphm der für das Vaterland gekämpft und geblutet, war ja wieder in seiner Obhut, seinem Hause und vor allen Dingen in Gottes Hand – ging einsam im Garten auf und nieder. Nur bisweilen schaute er durch das Fenster in den Speisesaal, in welchen, als dem geräumigsten, luftigsten Gemache des ganzen Hauses, der Kranke gebettet war, und dann ruhte sein Blick mit einer ihm neuen Innigkeit und Zärtlichkeit auf der still vor sich hin weinenden Agathe, deren Herz und Geist sich diesen Morgen seinem Vaterauge geöffnet hatte. Hierher in den Garten folgte ihm sehr bald Helene, und ein langes Gespräch, das erste, seitdem er wieder im Hause war, erleichterte ihm die Brust und er theilte darin der Freundin Alles mit, was er zu erleben und zu fühlen in der Lage gewesen war.

»So wissen wir also, Helene schloß er seinen Bericht, »was Agathe uns Allen bisher verborgen hat; lassen wir, um des armen Mädchens Gefühle zu schonen, Gertrud

glauben, daß sie auf meinen Wunsch den Ausflug gemacht – wir aber wollen Gott bitten, daß er uns Friedrich erhalte und ihm mit seiner Genesung zugleich die Fähigkeit gebe, den ganzen Edelmuth und die völlige Hingebung eines Wesens zu erkennen, welches er bisher nur als seine Schwester betrachtet hat. So sei es!«

Was den letzten Punkt betraf, so schien sich der Capitain aber auch diesmal im Charakter und Herzen seines Sohnes getäuscht zu haben. Das erste Gefühl desselben wenigstens, als er nach einem Tage der Ohnmacht und Sprachlosigkeit zum Bewußtsein erwachte, war das des Widerwillens, als er neben seiner Mutter auch seine Schwester am Lager sah. Er verband nun einmal mit dem Gedanken an sie den Gedanken an seinen Bruder Erik. Sein Bruder Erik aber war von jeher ein Freund der Dänen gewesen und kämpfte auf ihrer Seite. Er selbst aber hatte als Deutscher gegen die Dänen und also gegen seinen Bruder gekämpft. Agathe war daher eine Abtrünnige in seinen Augen, in seinem Herzen, und wir wollen es dem Schwerverwundeten auf seinem Schmerzenlager nicht verargen, wenn er im nagenden Gefühle seiner vermeintlichen Hintansetzung sein Gesicht von dem ihrigen abwandte und seine Hand den rosigen Fingern entzog, die ihn auf der langen Fahrt jenes Unglückstages so wohl gebettet und jetzt im väterlichen Hause so zärtlich gepflegt hatten.

SIEBENTES KAPITEL. DIE DEUTSCHEN FREISCHAAREN  
UND DER DÄNISCHE SPION.

Nach diesem Ausbruche des Kriegsvulkans, der die Bewohner Emmerslund's in Schrecken und Besorgniß versetzt hatte, trat wieder eine Zeit der Ruhe ein; es war, als ob die Schicksalsmächte Erbarmen mit der trostlosen Mutter hätten, die sich Tag und Nacht der zärtlichsten Pflege des kranken Sohnes hingab, und als ob sie ihr eine kurze Frist gönnen wollten, sich wieder auf einen neuen Schlag zu rüsten und zu stärken. Wohl zogen Kriegsschiffe dann und wann am Andreasberge vorbei nach Apenrade, um hie und da einige Kugeln an's Land zu schleudern, wohl tönte von den Inseln und Sunden im Süd-Westen täglich eine kürzere oder längere Kanonade herüber, aber auf Emmerslund selber hatten diese Ereignisse keinen Bezug, es schien gänzlich aus dem Bereiche des Krieges herausgerissen zu sein, an den es für jetzt nur durch den Hinblick auf den siechen Friedrich erinnert wurde.

Was die von Seiten des alten Wundarztes so bald in Aussicht gestellte Genesung betraf, so hatte der gute Mann sich diesmal mehr denn je geirrt oder die Verwandten des Kranken absichtlich getäuscht. Namentlich der eine Säbelhieb, der beinahe von einem Ohre bis zum anderen reichte und in der Mitte des Schädels durch einen Theil des Knochens gedrungen war, brachte sehr üble Erscheinungen hervor und gab lange den traurigsten Befürchtungen Raum. Ein heftiges newöses Fieber hatte

sich des Kranken bemächtigt, der nun in wilden Phantasieen dalag, tausend Schlachten mit den Dänen lieferte und stündlich mit seinem Bruder in blutigem Streite lag. Ach! welch ein Trost war das für die arne Mutter, wenn sie den einen Sohn wuthentbrannt über den anderen herfallen sah, wie blutete ihr das Herz, wenn Erik's Name, der ihrem Herzen so theuer war, mit dem eines Vaterlandsverräthers, eines Abtrünnigen und Brudermörders verbunden wurde. Und doch mußte es ertragen werden, doch durfte sie den, der so sprach, nicht unmütterlich von sich weisen, ja sie mußte ihn mit um so sorgfältigerer Liebe bewachen, behüten, damit sich nicht erfülle, was er so oft im Delirium sprach, daß der Verrath eines Bruders den andern getödtet habe.

Unter diesen Umständen war nicht daran zu denken, daß Friedrich so bald hergestellt werden würde und zu seinem Regimente zurückkehren könne. Der Capitain schrieb daher einige Tage später einen den Zustand des Sohnes schildernden Brief an den Führer der Freischaaren, damit dieser über die Abwesenheit seines Freiwilligen Aufschluß erhielt und den Dragoneroberten, zu dessen Regiment der Verwundete gehörte, von der Sachlage in Kenntniß setzte. Hans Blachmann ritt nun mit diesem Briefe nach Apenrade, übergab ihn der rechten Person, hielt sich einige Stunden, um nothwendige Einkäufe zu machen und Arzneien zu besorgen, daselbst auf, und kam dann mit einem ganzen Sacke voller Neuigkeiten wieder nach Emmerslund zurück.

Die deutschen Freischaaren, die unter Oberstlieutenant von der Tann eben einen so herrlichen Sieg erfochten, hatten sich unterdeß mit denen, welche Hauptmann Aldosser befehligte, vereinigt und hielten nun Apenrade besetzt. Diese friedliche Stadt aber, erzählte Hans Blachmann, könne kein Mensch wieder erkennen. Die Straßen wären durch hölzerne und steinerne Mauern versetzt und Niemand könne mehr hindurch. Hinter diesen plötzlich entstandenen Mauern aber – wir wissen, daß es Barrikaden waren – ständen die wildesten Gestalten, mit Büchse und Hirschfänger bewaffnet, und hätten auf Tod und Seligkeit geschworen, die Stadt gegen die Dänen, wenn sie kommen sollten, zu vertheidigen. Bis jetzt aber wären sie nicht gekommen, und selbst ihre Dampfschiffe, die bisweilen bis dicht vor den Hafen ruderten, legten sich nicht mehr vor Anker, sondern zögen es vor, im weiten Bogen davor umzuwenden und sich die Vorgänge nur aus der Ferne so genau wie möglich zu betrachten. Uebrigens lebten die deutschen Jünglinge in Saus und Braus, tranken mitten auf dem Marktplatze Punsch, und Gesang und Gelächter, Tanz und Vergnügen schallte aus allen Häusern, so daß man sich, wenn man das Alles sähe, unmöglich denken könne, diese jungen Leute mit den heiteren Gesichtern seien jeden Augenblick bereit, sich mit den finsternen Dänen auf Tod und Leben zu schlagen. Nächstens aber würde man in Emmerslund selbst das Vergnügen haben, sie zu sehen, denn Einige hätten schon davon gesprochen, Patrouillen nach dem Andreasberge und der Mündung des Meerbusens zu senden,

um von dem hügeligen Lande das Meer und die Umgegend zu beobachten, da man besorgte, die Dänen würden nächstens wieder mit großer Macht einen Einfall wagen und ganz Nordschleswig bedrohen. Letzteres war bereits in Erfüllung gegangen und 15,000 Dänen hatten sich im Süden des Amtes Hadersleben gegen die andringenden Deutschen verschanzt.

Diese Nachrichten, die alle wahr und keineswegs übertrieben waren, brachten auf die Gemüther der schon hinreichend in Anspruch genommenen Frauen eben keine beruhigende Wirkung hervor, während Andreas nicht abgeneigt schien, die Männer, die er so wacker im Kampfe und aus der Ferne gesehen, nun auch einmal in der Nähe kennen zu lernen. Allerdings waren die Freischaaren an vielen Orten gefürchtet und nicht immer bemüht gewesen, dem schlimmen Rufe, der ihnen bei Freund und Feind vorausging, durch die That zu widersprechen. Allein man würde sehr Unrecht thun, wenn man sämtliche Freischaaren in eine Klasse versetzen und diese allgemein verurtheilen wollte. Wiederholt zwar war das ganze Corps aufgelöst und wieder neu organisirt, viele rauhe Steine, die in den geordneten Bau des Ganzen nicht paßten, waren ausgemerzt worden, allein es waren noch genug rüddige Schafe übrig geblieben, und gerade die bevorstehende Zeit sollte es lehren, daß viele von ihnen des ruhmreichen Kampfes, um dessenwillen sie gekommen, nicht würdig wären.

Viel und Mancherlei ist über die Freischaaren im deutsch-dänischen Kriege geschrieben und gesprochen

worden, Wahres und Falsches, und selbst von militairischer Seite hat man die Hülfe derselben nicht immer richtig angeschlagen; wer sie aber nur nach einzelnen wilden Gestalten, die ihm zu Gesichte gekommen, oder nach den hie und da unter ihnen an's Tageslicht getretenen Umsturzideen beurtheilen wollte, würde sich ein durchaus mangelhaftes Bild von ihnen entworfen haben. Gewiß waren viele Barrikadenmänner und Bassermann'sche Gestalten unter ihnen, die sich in ihrem Vaterlande vom Geiste des Aufruhrs hatten verlocken lassen und nun in Schleswig ihr begonnenes Werk fortzuspielen geneigt waren; es gab sogar eine Compagnie unter ihnen, die allgemein verrufen war, nicht allein wegen ihrer communistischen Gesinnungen, ihres unordentlichen Wandels und der Gewaltmaaßregeln, die sie den militairischen Gesetzen, denen sie im Ganzen unterworfen sein mußten, entgegenzusetzen pflegten, sondern auch wegen des Ungehorsams, den sie ihren selbstgewählten Führern bewiesen. Allein diese Aufrührer und Unholde standen im Ganzen vereinzelt da und das übrige Corps hielt sich von ihnen so viel wie möglich fern, war auch sehr zufrieden, als jene Compagnie endlich aufgelöst und nach Rendsburg geschickt wurde. Der größere Theil der Freischaaren bestand vielmehr aus jungen, willenskräftigen, bisweilen wohl leichtsinnigen, aber nicht unedlen Männern, die ihr Leben täglich in die Schanze schlugen, um dem deutschen Vaterlande auch im Norden eine starke Stütze zu sein; sie waren aus allen Ländern, allen Klassen der Gesellschaft herbeigezogen und verriethen schon durch ihr

äußeres Auftreten einen Grad von Bildung, der dem gemeinen Soldaten in Reih und Glied vollkommen abging. Daß aus allen diesen Gründen das Verhältniß zwischen ihnen und dem regelmäßigen Militair nicht immer ein freundschaftliches sein konnte, liegt in der Natur der Sache, denn ein Freischaarencorps wird immer und überall ein für sich bestehendes Ganze bilden, welches nach eigenen Gesetzen regiert, nach Ausnahmsregeln verwandt und also auch beurtheilt werden muß, während der in Reih und Glied stehende Soldat immer nur Soldat und weiter nichts, daher aber an eine weit strengere Pflichterfüllung und unwandelbareren Gehorsam gebunden ist. Patriotismus aber war nur Wenigen von ihnen abzusprechen, Muth hatten sie fast Alle wie selten ein Klopffechter, und seitdem es gelungen war, ihnen einen Führer zu geben, dem sie mit beinahe abgöttischer Liebe ergeben und der dabei vollkommen im Stande war, ihren Geist zu begreifen und ihre Kraft zu beherrschen, konnte es nicht mehr zweifelhaft sein, daß sie in dem vorliegenden Kriege eine wichtige Unterstützung und vielleicht von sehr großer Bedeutung gewesen wären, wenn nicht die kritischen Umstände der Zeit ihnen einen Zügel anzulegen verlangt hätten.

So rückte denn die Zeit heran, wo diese Freischaaren auch in die Umgebung von Emmerslund gezogen wurden. Täglich waren schon ihre Patrouillen, die bis über die Gjenner-Bucht hinausstreiften, an dem Gehöfte des Capitains vorübergezogen, aber man war allgemein mit dem Kranken im Innern so viel beschäftigt, daß man auf

die außen vorgehenden Dinge weniger Acht gab. Täglich auch fanden zwischen diesen und dänischen Patrouillen, die von Hadersleben her die Gegend unsicher machten, kleine Scharmützel statt, aber etwas Ernstliches und die Bewohner von Emmerslund unmittelbar Berührendes war noch nicht vorgekommen.

Endlich rückte die unterdeß gewachsene schleswig-holsteinische Armee unter dem Prinzen von Noer in Apenrade ein, um gegen die große dänische Armee im Norden ernstlich zu operiren und nun vertheilten sich die Freischaaren über den schönen Landstrich, der sich östlich von der Apenrader Straße nach dem Meere, von der Insel Arröe an bis zu dem Busen von Apenrade zieht, bezogen in der Nähe von Emmerslund ein Bivouak und traten so mit den Bewohnern desselben in nähere Verbindung. Was sich hieraus im Bereiche unserer Erzählung entspann, wird das gegenwärtige Kapitel lehren, zu erwähnen ist nur noch, daß um diese Zeit die Schleswig-Holsteiner zum ersten Male allein den Dänen eine ernstliche Schlappe beibrachten, wobei die Freischaaren ebenfalls rühmlich betheiligte waren. Und das ist der Kampf vor der Besetzung der Stadt Hadersleben, bei der sich die Holsteiner durch eben so große Kühnheit, wie die Dänen durch ihre entschiedene Feigheit auszeichneten. Denn letztere, anstatt dem an Zahl und Kanonen wieder bei Weitem schwächeren und so oft verhöhnten Feinde mannhaft entgegen zu treten, flüchteten auf eine Weise

aus Hadersleben, die in den Annalen jenes Krieges un-  
auslöschlich sein wird. Voller Furcht, von den Schleswig-  
Holsteinern umzingelt und gefangen, oder der deutschen  
Armee in's Netz getrieben zu werden, bewerkstelligten  
sie eine nächtliche Flucht, die den Haderslebern viel  
zu lachen gab. Um ungehört aus dem Bereiche der Fein-  
de zu kommen, umwickelten sie die Räder ihrer Kano-  
nen mit Stroh, zogen ihren Pferden Strümpfe an, und  
selbst die Soldaten, die Stiefel in der Hand, verließen  
auf Socken die Stadt und deren nächste Umgebung. Um  
aber auch von anderer Seite her ihrem Namen Ehre zu  
machen und sich für ihre moralische Niederlage an der  
schwächeren Partei zu rächen, ermangelten sie nicht, vor  
dieser Flucht den deutschgesinnten Haderslebener Bür-  
gern ein Denkzeichen ihres Dagewesenseins aufzurich-  
ten. Ohne Säumen schleppten sie alle, von ihren Spio-  
nen als Deutschgesinnte verrathene Männer nach Nor-  
den, mißhandelten Damen aus der Stadt, bei denen sie  
angeblich nach deutschen Fahnen suchten, und trieben  
überall den schändlichsten Unfug. Daß die Freischaaren  
ihrerseits in Wiedervergeltung dieser Gräuelszenen nicht  
zurückblieben läßt sich bei dem freigeistigen Sinne vieler  
Einzelner von ihnen voraussehen, die Veranlassung dazu  
aber wurde immer von den Dänen gegeben; die von Hop-  
trup her einen solchen Respekt vor den Freischaaren hat-  
ten, daß sie ihnen, um ihre Furcht zu bemänteln, einen  
Bund mit dem Teufel zuschrieben, mit dem ein christli-  
cher Mensch, wie bekannt, ja nicht kämpfen kann.

So waren die Dänen wieder über die Königsau gejagt und abermals zog General Wrangel ihnen nach und schlug sein Hauptquartier in Christiansfelde auf, wo er den Feind, wie man zu sagen pflegt, beobachtete und ihn bei Gelegenheit in einzelnen kleinen Vorpostengefechten schlug. General Halkett dagegen stand immer noch im Sundewitt, einen neuen Anfall der Dänen von Alsen aus abzuwarten. So hatten die großen Mächte Ruhe, der Krieg selbst fing an etwas schläfrig geführt zu werden, die Nachrichten von einem baldigen Waffenstillstande wurden immer lauter, und schon glaubte selbst Andreas Burns das Ende des blutigen und doch vergeblichen Krieges gekommen, als er noch einmal aus seiner Ruhe geschreckt und diesmal sehr ernstlich daran erinnert werden sollte, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben dürfe.

Kehren wir jetzt zu ihm und seiner Familie zurück. Es war der Juli gekommen; einzelne Freischaarenabtheilungen zogen hin und her und berührten bisweilen das Gehöft, wo sie gastfrei aufgenommen und mit Vorräthen aus Keller und Küche reichlich bedacht wurden. Die Frauen hatten, als sie die gefürchteten Männer aus der Nähe gesehen, ihr Vorurtheil aufgegeben und den freudigen Muth derselben, mit dem sie das ungewohnte Kriegshandwerk betrieben, bewundert, und als nun gar Einige sich nach dem Befinden des Verwundeten theilnehmend erkundigt, hatte selbst Gertrud ihnen ihre Gunst geschenkt und dieselbe durch Erschließung aller ihrer Vorräthe bethätigt.

So war der 5. Juli angebrochen und hatte eine größere Schaar der jungen Vaterlandsvertheidiger gebracht. Am Morgen hatten sie ein Frühstück auf Emmerslund eingenommen und waren dann östlich und nördlich gezogen, um die Küsten dieses Landestheiles zu beobachten und den Feind von heimlichen Landungen abzuhalten, wozu er schon mehrmals Lust bezeigt. Auf dem bewaldeten Hügel, nicht weit hinter Capitain Köhlwetter's Hause, welches noch immer leer stand, weil sein Besitzer auf Emmerslund wohnte, hatten sie ein Bivouak bezogen und sandten von dort aus ihre Patrouillen rings umher, ein wachsames Auge zugleich auf das Meer und das innerhalb der Küsten gelegene Land gerichtet. Nur eine kleine Abtheilung von ihnen war auf dem Hofe des Capitain Burns geblieben, um von der Warte aus den Feind im Auge zu behalten; ein Mann stand Tag und Nacht auf der Höhe, während die anderen im Hofe oder in der Umgegend ihrem Belieben nachgingen.

Als es Abend geworden war, ließ der Capitain sein Pferd satteln, um das Bivouak im Walde zu besuchen. Als sein alter Matrose, der das Geschäft des Stalldieners versah, den Grauschimmel auf den Hof führte, flüsterte er seinem Herrn eine sonderbare Mittheilung zu. Am Nachmittag, sagte er, sei ihm unten am Strande, zwischen den Holzungen der ansteigenden Hügel, ein Mann begegnet, der ein verdächtiges Aussehen gehabt. Er habe sich genau nach allen Verhältnissen der Bewohner in der Gegend erkundigt und zuletzt gefragt, wann er den Capitain am sichersten allein auf seinem Zimmer sprechen könne.

»Und hast Du ihm geantwortet?« fragte der Capitain, der keine große Bedeutung auf diese Mittheilung legte, indem er in den Sattel stieg.

»Was ich ihm unter diesen Umständen antworten konnte, Cap'tain, daß Ihr den ganzen Tag zu Hause und von Jedermann zu sprechen wäret.«

»Und begnügte er sich nicht damit?«

»Nicht so ganz, Cap'tain; er schien keine Lust zu haben, bei Tage den Berg zu ersteigen und wollte seinen Besuch auf den Abend verschieben. Wenn er nun kommt – was soll ich ihm sagen?«

»Daß er warten mag, wenn er mich sprechen muß. Adieu.«

Der Capitain ritt langsam fort und hatte bald den angekündigten Besuch vergessen. Es war noch immer sehr warm, obgleich schon der Thau zu fallen begann und die Sterne allmählig aus dem lichten Himmelsraume hervorblickten. So gelangte er, im Schritt sich bewegend, in einer kleinen halben Stunde an das Bivouak, welches die Freischaaren inmitten eines kleinen Gehölzes auf dem höchsten östlich gelegenen Hügel der Küste aufgeschlagen hatten, wo sie Kochlöcher gruben und darin ihren Punsch brauten, denn Punsch, selbst in dieser Jahreszeit, war ein Lieblingsgetränk der jugendlichen Krieger. In diesem ziemlich weit ausgedehnten Bivouak ging es mehr lustig als militairisch her. Um ein hohes und laut prasselndes Feuer saßen und lagen sie herum, sprachen und sangen, wie ihnen die Laune kam, und sahen bei Weitem mehr einer vergnügten Burschenschaft ähnlich, als

einer auf Vorposten stehenden Kriegerschaar. Das helle Feuer unter den rosig angehauchten Blättern beleuchtete seltsam die halb lebhaft, halb ruhende Gruppe, deren kräftige Gestalten in ihren malerischen Trachten ein nicht unbehagliches Bild darboten. Ab- und zugehende Patrouillen störten sie nicht in ihrem Genuß, ohne soldatische Formen, die Büchse nachlässig geschultert oder in der Hand tragend, wie es ihnen gerade behagte, traten die Abgelösten heran, ließen sich wohlgemuth am Feuer nieder, tranken ein Glas des immer dampfend gehaltenen Gebräues und berichteten beiläufig, was sie gesehen und erlebt hatten. Andere dagegen traten ebenso sorglos aus dem Kreise hervor, schnallten sich den Hirschfänger oder den klappernden Kavalleriesäbel um, schulterten ihre Büchse und schritten lachend und scherzend in den Wald hinein.

Der Capitain richtete auf alle diese, ihm neuen Vorgänge sein Augenmerk und wunderte sich über den Leichtsinne, mit dem hier das Kriegshandwerk betrieben wurde, denn einige mit bewaffneter Mannschaft gefüllte Boote, von den nahen Schiffen des Feindes abgesendet, hätten hingereicht, das ganze Häuflein zu umzingeln, niederzumachen oder gefangen fortzuführen. Er machte einige der ihm bekannten Herren auf diese Gefahr aufmerksam, sprach aber zu tauben Ohren, denn man war an keine andere Sicherung gewöhnt und verließ sich auf die trillernen Vorposten, die am Rande des Gehölzes aufgestellt waren und die See im Auge behielten. Andreas, nachdem er das dargereichte Punschglas aus der Hand eines

Offiziers angenommen und dem freundlichen Zuspruche Bescheid gethan, verabschiedete sich nach kurzem Verweilen und ritt dem Rande des Waldes zu, wo er die vielgerühmten Vorposten sorglos im Grase liegen fand. Von ihnen vernahm er zufällig, daß man schon mehrmals während des Tages auf eine verdächtige Person Jagd gemacht, die sich seit zwei Tagen in der Nähe gezeigt habe, durch das Land streiche, überall Erkundigungen einziehe und nach Mitternacht gewöhnlich in einem Boote, bald von dieser, bald von jener Stelle des Ufers aus, nach den am Warnitz-Kopf vor Anker liegenden Schiffen fahre.

»Und kommen die Boote von dem Schiffe, um ihn zu holen?« fragte Andreas.

»So scheint es, obgleich man sie weder abfahren noch anlegen sieht. Sie müssen die Stelle mit dem Manne verabredet haben, wo sie ihn jede Nacht abholen wollen und sich in der Nähe in einer Bucht versteckt halten, denn plötzlich erscheinen sie, der Mann steigt ein und fährt an Bord.«

»Dann ist es ein Spion, der zu besonderem Zwecke von den Schiffen zu gelegener Zeit herübergefahren wird.«

»Das meinen wir auch, und er muß heute schon wieder am Lande sein, denn man will ihn gesehen haben; bis jetzt aber ist noch kein Boot vom Schiffe da drüben abgestoßen, wir halten ein wachsames Auge darauf.«

»Und wo will man ihn bemerkt haben, meine Herren?«

»Vor dem kleinen Hause da unten, westlich von hier, wo der Capitain Kühlwetter wohnt – so heißt er, glaube ich.«

Andreas schwieg und bedachte sich. Vielleicht war das derselbe Mann, der ihn hatte sprechen wollen. Die Sache fing an, ihn zu interessiren, um so mehr, da das vor Anker liegende Schiff der wohlbekannte Neptun war. Doch in der Ungewißheit, ob es nicht vielleicht doch eine zweite Person wäre, schwieg er und ritt endlich langsam davon, um bei dem Bivouak vorüber nach Hause zurückzukehren. Kaum aber hatte er die Flamme des noch immer lodernden Feuers in's Auge gefaßt, so bemerkte er, daß sich der auf einem Fleck versammelte Haufe in vorher nicht dagewesener Aufregung befand. Alle waren von ihren Plätzen aufgesprungen und drängten sich auf jenem Fleck zusammen. Andreas ritt näher und hörte, daß man einen Spion gefangen habe, und, auf sein Befragen erfuhr er, daß es derselbe Mann, der schon längere Zeit in der Umgegend umhergestreift, und wahrscheinlich also auch Derjenige sei, der des Nachts auf einem Boote nach dem Neptun zu fahren pflege.

Der aufgegriffene Mann, mochte er nun ein Spion sein oder nicht, befand sich in keiner beneidenswerthen Lage. Mit festen Stricken an einen Baumstamm gebunden, stand er vor seinen Fängern, – die eben berathschlagten, ob sie nicht das Recht hätten, auch zugleich seine Richter zu sein. Einige sehr lebhaft junge Bursche wollten ihn sogleich am ersten besten Baume aufgeknüpft oder erschossen sehen, während Bedächtigere die Meinung aussprachen, daß seine Schuld ja noch gar nicht erwiesen sei. Auf alle Fragen, die man dem Gefangenen vorlegte, antwortete er ruhig und mit großer Ueberlegung. Er sei

keineswegs ein Spion, vielmehr ein armer Bauer aus der Gegend von Hadersleben, er habe schon seit zwei Tagen nach Hause gewollt, sich aber immer gescheut, mitten durch die hin- und herziehende Armee zu gehen. Auf die Frage, was er denn in der Gegend gewollt und warum er sein Haus verlassen, beklagte er sich bitter über die Gewaltthat einer Abtheilung holsteinischer Soldaten, zumal er selber ein so guter Deutscher sei, wie sie. Er habe Kranke nach Apenrade gefahren und auf dem Rückwege habe man sein Fuhrwerk angehalten, ihn für einen Spion erklärt, vom Wagen geworfen und sei mit den Pferden, seinem einzigen Besitzthume davon gefahren.

»Das ist eine Lüge!« rief ein hoher schlanker Mann, der eine Offizierstelle bekleidete. »Das thun wohl Dänen, aber keine Holsteiner. Ihr habt Euch verplempert, Landsmann, gesteht es oder Ihr bekommt eine Tracht Prügel und werdet nach Apenrade vor's Kriegsgericht geschickt. Habt Ihr was Schriftliches bei Euch?«

»Ach nein, meine Herren, Sie können meine Taschen durchsuchen.«

Ein Mann trat an ihn heran, band ihn vom Baume los, ließ ihn alle Kleider ablegen und durchsuchte sie genau, aber nichts wurde bei ihm vorgefunden.

Andreas stand aufmerksam in der Nähe und sah den Vorgang mit an. Bei der unregelmäßigen Beleuchtung des auf und nieder flackernden Feuers konnte er das Gesicht und die Haltung des Mannes nicht genau in's Auge fassen, aber Eins erweckte unbedingt seinen Verdacht, daß er nicht die ganze Wahrheit gesagt. Denn der Mann,

der ein Bauer aus dem Haderslebenschcn zu sein vorgab, sprach den Dialekt jener Leute nicht, vielmehr sprach er ein sehr deutliches, ziemlich reines und nur mit Mühe oder Absicht gebrochenes Deutsch. In seinem geraden und offenen Wesen aber ein Feind aller Menschenjägerci, selbst unter diesen Umständen, und von der Ansicht ausgehend, daß ihn dieser Mann am wenigsten kümme-re, sagte der Capitain den Freischaaren gute Nacht und ritt langsam nach Hause. Kaum aber war er in die Nähe seines Hofes gelangt, so holte ihn ein schnell fahrender Bauernwagen mit drei bis vier Freischaaren ein, die den Gefangenen in der Mitte hatten, der seinerseits rückwärts im Wagen und mit gebundenen Händen und Füßen seinen Begleitern gegenüber saß.

»Ha, Capitain,« redete ihn der Führer des Wagens an, »erlauben Sie, daß wir den Mann hier für diese Nacht in Ihrem Hofe bewachen? Wir wollen ihn bei uns behalten und er soll eine Abtheilung morgen nach Hadersleben führen, wo er sein Haus hat. Da wird es sich ausweisen, ob er uns belogen hat oder nicht, und die Freiheit oder eine Kugel ist ihm dann gewiß genug.«

Dem Capitain widerstand diese Zumuthung aus Gründen, deren er sich nicht klar bewußt war. »Warum behalten Sie ihn nicht im Walde, meine Herren,« sagte er, »unter Ihnen ist er sicherer, als in meinem Hofe.«

»Der Meinung sind wir eben nicht. Im Walde entwischt es sich leichter als aus einem Hause, und was die Sicherheit bei Ihnen anbelangt, so werden wir ihn mit Ihrer Erlaubniß selber bewachen.«

»Dann ist es Ihre Sache, meine Herren, nicht die meine. Ein Obdach will ich ihm nicht versagen. Folgen Sie mir.«

Und er ritt an den Thorweg, an den er dreimal stark klopfte, worauf er sogleich von innen geöffnet wurde. Unmittelbar hinter dem voranreitenden Capitain folgte der Wagen mit den Freischaaren und dem Gefangenen, der sich ganz ruhig in sein Schicksal ergab. Andreas aber, nachdem er Befehl gegeben, in welche Scheune er gebracht und daß ihm Stroh, Speise und Trank geboten werde, trat einigermaßen unzufrieden in sein Haus ein.

Die drei Frauen, die in einer Ecke des großen Krankenzimmers beisammensaßen und leise sprachen, während der Kranke in sanftem Schlummer lag, der ihn erst seit einigen Tagen erquickte, hatten an dem Hundegebell auf dem Hofe die Rückkehr des Hausherrn erkannt; bald darauf sahen sie ihn auch leise bei sich eintreten, begrüßten und vernahmen von ihm die Schilderung der abendlichen Scene, der er im Walde beigewohnt, ohne daß er jedoch der Ergreifung des Spions und seiner jetzigen Anwesenheit im Hofe Erwähnung that. Nachdem dies geschehen, trat er an das Bett des Sohnes und bückte sich über ihn; da er ihn aber ruhig schlummern sah, erhob er sich wieder befriedigt und sagte den Frauen gute Nacht. »Und wie habt Ihr heute Nacht Eure Wache eingetheilt?« fragte er.

»Ich wache bis zwölf,« entgegnete die Mutter, »Agathe bis vier Uhr, und dann kommt Helene an die Reihe.«

»Ihr seid drei mitleidige Seelen – Gott vergelte es Euch! Gute Nacht, Gertrud; gute Nacht Helene; gute Nacht Agathe!« Und er küßte die Letztere, wie er es selten so innig zu thun pflegte, auf die Stirn und drückte ihre Hand, denn er hatte die Pfliegerin von Tage zu Tage lieber gewonnen, seitdem er ihre Herzensneigung so überzeugend wahrgenommen.

Als er die Frauen verlassen, begab er sich in sein Zimmer, und da er noch keine Neigung zum Schlafe verspürte, nahm er ein Buch zur Hand und las.

Aber er blieb nicht lange ungestört, denn kaum war er fünf Minuten auf diese Weise beschäftigt, so pochte es an die Thür und auf seinen Zuruf erschien der alte Matrose, der ihm vorher die Mittheilung gemacht, daß ihn ein Fremder zu sprechen wünsche.

»Nun, Peter, was giebt's? Tritt näher, Mann,«

Der so freundlich Angeredete trat behutsam und etwas schüchtern in das Zimmer seines Herrn, denn nur selten rief dieser einen Diener zu sich herein, da er seine Befehle gewöhnlich draußen oder vom Fenster aus erteilte. »Cap'tain,« sagte er und legte einen Finger an die Nase, zum Beweise, daß es etwas Wichtiges sei, was ihn beschäftige – »Habt Ihr vergessen, was ich Euch heute Abend von dem Manne sagte?«

»Nein, Peter, ist er da, dann laß ihn herein.«

»Ja wohl ist er da, aber hinten in der Scheune, und eine Wache steht vor seiner Thür, denn es ist der Gefangene, den Ihr selbst aus dem Walde mitgebracht.«

Der Capitain schaute hoch auf, erhob sich von seinem Stuhle und trat dicht an den Knecht heran. »Irrst Du Dich auch nicht, Peter?« sagte er ruhig. »Thust Du dem Manne nicht zu viel?«

»Nein, Herr, beim Teufel nicht zu viel – es ist derselbe, ich will bei meiner Mutter Grab darauf schwören. Auch habe ich mit ihm gesprochen, als ich ihm das Essen und den Krug Bier brachte und er hat mich dringend gebeten, ihm Zugang bei Euch zu verschaffen. Er müsse Euch von Angesicht sehen und sprechen, sagt er.«

»Was kann er von mir wollen?« fragte Andreas sich selber und ging einige Male im Zimmer auf und nieder. »Wenn er wirklich ein Spion ist, so hat er mit mir am wenigsten zu sprechen.«

»Er ist aber kein Spion, sagt er,« erwiderte Peter, denn sein Herr hatte die letzten Worte laut gesprochen, »und er habe Euch etwas Wichtiges zu sagen, hat er mir zu wissen gethan.«

»So bitte einige von den Herren unserer Einquartierung, sich zu mir zu bemühen, ich will ihnen den Fall vortragen.«

»Ja freilich, aber das mag er nicht gern, ich habe ihm gleich gesagt, daß Ihr –«

»Erfülle meinen Befehl und kümmere Dich nicht um des Gefangenen Wünsche.«

Peter verschwand rasch wie ein Gedanke hinter der Thür, denn der Capitain hatte eben mit Quarterdecks Stimme gesprochen, und bald darauf traten zwei Freischaaren herein, die eben mit Capitain Köhlwetter eine

Flasche ›ausgestochen‹ hatten. Mit kurzen Worten stellte ihnen ihr Wirth die Sachlage vor und gab ihnen anheim, mit dem Gefangenen nach Belieben zu verfahren.

»Ich sehe darin gar nichts Verfängliches, wenn der Mensch mit Ihnen spricht, Herr Capitain,« versetzte der ältere Kämpe. »Es können Dinge sein, die sich auf Ihre Person beziehen und das geht Niemanden von uns etwas an.«

»Dann haben Sie die Güte, meine Herren, mir bei der folgenden Unterhaltung Gesellschaft zu leisten, damit Sie erfahren, was ein Mann, den Sie für einen Spion halten, mit Andreas Burns zu sprechen hat.«

»Nein, Herr Capitain,« sagte der Jüngere – »Vertrauen gegen Vertrauen. Wenn die Aussage des Mannes aber uns oder die Armee betrifft, so werde ich Ihr gehorsamer Diener sein, sonst nicht.«

»Thun Sie, wie Sie wollen, meine Herren – soll ich zu dem Manne gehen oder wollen Sie ihn hierher begleiten?«

»Wir werden ihn sogleich holen!« Und die jungen Männer entfernten sich, sprachen mit ihrem Kameraden vor der Scheunenthür, öffneten dieselbe und führten den Gefangenen, der noch beim Essen und während dieser Zeit von seinen Fesseln befreit war, in das Zimmer des Herrn vom Hause.

Andreas saß auf seinem Sessel, als der Fremde eintrat, und heftete einen seiner schärfsten und festesten Blicke auf denselben, dem dieser mit einem frohlockenden, aber sehr schnell vorübergehenden Lächeln – denn

er hatte ja seine Absicht erreicht – begegnete. Es war ein ziemlich kleiner, etwas wohlbeleibter Mann von anscheinend vierzig Jahren. Sein Gesicht zeigte sich etwas rötlich und gedunsen, als wenn er viel der Luft oder den Einwirkungen gewisser Flüssigkeiten ausgesetzt gewesen wäre. Auf seinem dicken schwarzen Haar saß eine blauwollene Zipfelmütze, wie man sie in jenen Gegenden von Landleuten Tag und Nacht getragen sieht. Sein in Unordnung befindlicher Bart schien nicht ganz mit dem Haupthaare übereinzustimmen, denn er war wenigstens stellenweise von einer bedeutend lichterem Färbung. Seine Kleidung, obwohl die eines gewöhnlichen Bauers und aus groben Stoffen bestehend, war fast ganz neu und schien noch auf keines andern Menschen Leibe gesessen zu haben. Alle diese Einzelheiten hatte der Capitain mit seinem durchdringenden Blicke rasch erfaßt. Immer noch schwieg er, saß unbeweglich auf seinem Stuhle und blickte den Fremden fragend an. Endlich, da auch dieser den Capitain mit etwas auffälliger Neugierde betrachtete, unterbrach er das Schweigen und sagte in seiner gewöhnlichen kurzen Art:

»Wer seid Ihr und was wollt Ihr von mir?«

»Seid Ihr Capitain Andreas Burns von Emmerslund, den ich vor mir sehe?«

»Der bin ich – was wollt Ihr?«

»Hm! So stehe ich also vor einem mächtigen, reichen und vielgepriesenen Manne in dieser Gegend, dessen Angesicht zu schauen ich lange getrachtet habe. Ich werde es nicht wieder vergessen – doch, was ich will? Ich will

Euch nicht bloß angaffen, sondern Euch vor allen Dingen bitten, mir Gelegenheit zu geben, diese Nacht noch Euren Hof und das Ufer zu verlassen. Ja, Capitain, laßt mich frei und gebt mir das kleine Boot, was unten am Strande hinter der Insel versteckt liegt und dafür will ich Euch auf eine andere Weise gefällig sein.«

»Wie?« rief Andreas, in Zorn auflodernd, und erhob sich gegen den frech vor ihm stehenden Mann. »Das wagt Ihr mir in's Gesicht zu sagen, den man für einen Spion zu halten das Recht hat – Ihr –, mir, dem Andreas Burns? Doch still!« – und er beruhigte sich wieder und schaute den Mann gleichmüthiger an, »Ihr kennt mich ja nicht, ich muß Euch das zu Gute halten – wer sagt Euch aber, daß ich ein Boot zu Euren Diensten habe?«

»Nicht allein eins, sondern mehrere und einen vollkommen getakelten und segelfertigen Kutter obendrein, Capitain Burns!«

»Aha! Ihr habt das untersucht und wollt Gebrauch davon bei Euren Freunden machen, wenn ich Euch nicht den Willen thue?«

»Nein, Herr Capitain!« sagte der Mann plötzlich mit einem durchaus anderen und gebildeteren Ausdruck der Stimme, indem er sich so frech und stolz wie möglich aufrichtete. »Nein, diese meine Mittheilung würde zu spät kommen, denn man weiß längst, daß Sie in Besitz jenes Kutters und einiger Boote sind, und wenn man irgend einen Vortheil davon hätte, sie Ihren Händen zu entwenden, so würde man es längst gethan haben. Allein es giebt einen Grund, warum man Ihnen Ihr Besitzthum

bis jetzt gelassen hat, und auf diesen Grund mich stützend, habe ich es unternommen, mich in die Gefahr zu begeben, in die Hände der Freischaaren, dieser Banditen und Räuber, zu fallen, denn ich bin nicht gekommen, um zu spioniren und aus den hiesigen Zuständen Nutzen zu ziehen, sondern einzig und allein Ihnen und einem Anderen, der Ihnen nahe steht, gefällig zu sein.«

Andreas athmete hoch auf. Er ahnte schon den Zusammenhang, aber sein ganzer männlicher Stolz, seine unbeugsam redliche und deutsche Natur sträubte sich gegen das Ansinnen des Mannes, den er jetzt in der That für einen Spion hielt.

»Mein Herr,« sagte er kalt, »Ihre Sprache hat mir lange, schon heute Abend im Walde, verrathen, daß Sie nicht der sind, für den Sie sich ausgeben. Sie sind kein Bauer, sondern ein gebildeter Mann, ja, ich will Ihnen einen noch größeren Beweis meiner Scharfsichtigkeit geben, Sie sind kein geborener Däne, sondern ein geborener Deutscher, und um so mehr bedauere ich, der ich selbst, wie Sie ohne Zweifel wissen, ein ehrlicher Deutscher bin, daß Sie sich so viel Mühe gegeben haben, um eine Maske, die Ihnen unehrlich zu Gesichte steht, vorzunehmen, die so leicht zu durchschauen ist. Denn obwohl Sie Ihre Hände absichtlich beschmutzt haben, um ein Tagelöhner zu scheinen, so gewahre ich doch, daß diese Hände an feinere Arbeit und um einen *anderen Tagelohn* zu arbeiten gewöhnt sind. Wie Sie sich aber einmal in mir irrten, indem Sie der Meinung waren, ich würde Ihre Verkleidung vielleicht nicht durchschauen, so irren Sie

sich auch das andere Mal, wenn Sie glauben, daß irgend ein Mensch auf der Welt, und wenn er mir so nahe stände, wie ein Mensch dem andern nur stehen kann, so viel Gewalt über mich hat, mich von meinen natürlichsten Pflichten abwendig zu machen. Wenn Sie mir jetzt noch etwas zu sagen haben, so sprechen Sie es rasch aus, denn ich fühle keine Neigung, unser Gespräch über die Gebühr zu verlängern.«

Der so ernst und stolz Angeredete schauerte ein Wenig zusammen, als er diese Worte hörte und das strenge Auge sah, welches ihm kühn entgegenblitzte, dennoch aber raffte er sich auf und trat einen Schritt näher an den Capitain heran, der seinerseits unverrückt wie eine Säule auf seinem Platze blieb.

»Herr Capitain sagte er mit leiserer und etwas bebender Stimme, die zweifellos seine innere Bewegung verrieth, »es thut mir leid, Sie so lange belästigt zu haben. Wenn ich aber einen Auftrag von Ihrem Sohn Erik an Sie habe, der auf dem Neptun dort vor Anker liegt, werden Sie auch dann meine Mittheilung zurückweisen und mir den Beistand versagen, den ich in seinem Namen von Ihnen zu erbitten habe?«

»Mein Herr, Sie gerathen bei mir immer tiefer in das Netz. Nach Ihren ersten Worten zu urtheilen, waren Sie nur ein Verräther an der *deutschen* Sache, nach Ihren letzten aber sind Sie es auch an der *dänischen*, der Sie sich gewidmet haben. Oder wissen Sie etwa nicht, daß mein Sohn Erik in dieser Beziehung – mein Feind ist?«

»Wie?« rief der Fremde erstaunt und erkannte erst jetzt den ganzen Charakter des deutschen Mannes, der vor ihm stand – »Auch wenn Ihr Sohn Erik Ihnen durch mich ein Mittel an die Hand giebt, sich vor einer drohenden Gefahr zu retten?«

»Auch dann, mein Herr; mein Sohn Erik *darf* mich nicht retten oder schützen wollen – er befindet sich auf einem *dänischen* Schiffe – und ich bin ein *Deutscher*, und werde es nicht allein durch meine Handlungen, sondern auch durch Erduldung des mir aufgebürdeten Schicksals der ganzen Welt beweisen.«

»So, so!« sagte der Fremde und besann sich eine Weile kopfschüttelnd. »Also Sie *wollen* mich nicht hören – gut, so will ich mich wenigstens eines Versprechens entledigen, welches ich dem jungen ehrenwerthen Manne gab. Herr Capitain, ich habe einen Brief von ihm an seinen Vater, und verhiess ihm, denselben nur in Ihre eigenen Hände niederzulegen.«

»Und wo haben Sie diesen Brief bewahrt, da man Sie doch genau untersucht hat, wie ich gesehen habe?«

Der Fremde lächelte schlau, und allmählig trat sein natürliches Gesicht aus der Miene hervor, die er künstlich angenommen hatte, denn er währte den verwundbaren Fleck des Capitains berührt zu haben.

Rasch seine Zipfelmütze abnehmend, unter der ein dicht verworrenes Haar sichtbar wurde, neigte er das Haupt etwas nach vorn; dann eine schwarze Perücke beseitigend, nahm er aus deren Futter einen kleinen Brief

hervor, überreichte ihn dem Capitain und lächelte höchst bedeutsam.

Der Capitain trat jetzt zum ersten Male einen Schritt zurück, sein Antlitz überflog eine bemerkliche Zornesröthe, die aber sogleich einer tieferen Blässe wich, und er starrte von Weitem den so plötzlich veränderten Mann an, den er nicht kannte, der aber jetzt in gelbblondem Haare vor ihm stand und wenigstens um zehn Jahre jünger geworden zu sein schien.

»So nehmen Sie auch Ihren falschen Bart ab, damit ich Sie ohne alle Verpuppung sehe!« sagte er ironisch.

»Mein Bart ist nicht falsch, Capitain, nur meine Haare waren es. Dieser aber ist dunkel gefärbt und damit habe ich meine Hände beschmutzt, wie Sie ganz richtig geurtheilt haben.«

»Und wie ist der Name des vielgestaltigen Mannes, den ich jetzt vor mir zu sehen die unerwartete Ehre habe?«

»Mein Name thut zur Sache nichts,« sagte Herr Olaf Larssen, – denn er war der kühne Spion – »aber den Brief hier – nehmen und lesen Sie ihn, vielleicht enthält er etwas, was Sie von mir nicht hören wollten.«

Andreas erhob gebieterisch die Hand und wies den Mann und den Brief desselben zurück. »Zurück da,« sagte er mit tiefer und klangreicher Stimme, aus der ein unbeugsamer Stolz hervorschmetterte. »Und wenn mein Leben davon abhängig wäre – ich nehme keinen Brief eines Verräthers aus den Händen eines Spions! Und sagen Sie meinem Sohne, wenn Sie ihn wiedersehen sollten, daß

er vor allen Dingen Ehrlichkeit gegen Jedermann von seinem Vater zu lernen habe.«

Herr Olaf Larssen stand mehr als erstaunt vor dem unerschütterlichen Manne, in dessen Charakter er sich so gänzlich geirrt hatte. Seine gläsernen Augen traten aus ihren Höhlen und sein natürlich verschmitztes Lächeln verschwamm in einer widrig verächtlichen Grimasse. »Und ist das Ihr Ernst, Capitain Burns,« hauchte er athemlos hervor, »nehmen Sie *nicht* den Brief eines Sohnes, der mit der Uebersendung desselben vielleicht einen Frevel gegen seinen Dienst, aber eine Tugend gegen seinen Vater übte?«

»Wir sind fertig mit einander. Stecken Sie den Brief ein – doch halt!« und seine Lippen bebten, sein Gesicht entfärbte sich, während er dies sprach – »wenn dieser Brief in andere Hände als die meinigen fällt – setzt mein Sohn sich dann einer Gefahr damit aus?«

»Aha!« dachte der schlaue Unterhändler, dem der Muth noch einmal zurückkehrte. »Jetzt beißt er an! Nein,« sagte er laut und lächelnd, »so dumm wird der schlaue Sohn eines so klugen Vaters nicht gewesen sein.«

»So behalten Sie ihn, geben Sie ihn zurück oder fangen Sie damit an, was Ihnen beliebt. Wir sind fertig, sage ich. Behalten Sie jetzt Ihre Maske vor oder nicht – ich werde meine Pflicht erfüllen.« – Und rasch an die Thür tretend, öffnete er sie, um die Freischaaren, die er draußen vermuthete, hereinzurufen.

Herr Olaf Larssen, als er diese unerwartete Bewegung sah und ihren Zweck erkannte, hatte blitzschnell seine

Perücke auf den Kopf geworfen und die Mütze darüber gestülpt, den Brief aber hineinzustecken keine Zeit mehr gehabt. Flugs einen Blick in den Spiegel werfend, der ihm zur Seite hing, überflog er seine Verwandlung und schien damit zufrieden zu sein. Dann aber wandte er sich nach der Thür und verfolgte jede Bewegung des Capitains.

Dieser hatte Niemanden vor der Thür gefunden. Die lustigen Freischaaren, von der Stimme der Mägde in der Küche angelockt, hatten sich in die hinteren Räume des Hauses begeben und schwatzten dort laut nach Herzenslust.

Mit gewaltiger Stimme, aufgereggt und zornig wie selten, rief Andreas nach einem Diener. Mit einer Magd, den Freischaaren und einem Matrosen kam zugleich seine Frau herbeigelaufen, welche die Stimme ihres Mannes selbst im Krankenzimmer gehört hatte.

»Meine Herrn,« sagte der Capitain zu den Freischaaren, »hier ist Ihr Gefangener – bewachen Sie ihn wohl, ich habe Grund genug, ihn für das zu halten, wofür Sie ihn selbst gehalten haben.« Und Gertrud's Anwesenheit kaum beachtend oder vielleicht gar nicht bemerkend, deutete er auf den Gefangenen, den die Freischaaren sogleich in die Mitte nahmen und zum Hause hinaufführten.

Aber so schnell der letzte Vorgang stattgefunden, – es war doch etwas vorgefallen, was weder Andreas, noch die Freischaaren bemerkt. Der Spion, den zusammengeballten Brief noch in der Hand haltend, hatte ihn rasch in eine Hand Gertrud's gedrückt und ihr dabei einen

Wink gegeben, der sie in nicht geringes Staunen versetzte, denn er hieß soviel als: »Nehmt und schweigt!«

Während die Krieger mit ihrem Gefangenen nach dem Hofe gingen, Andreas aber, innerlich noch mit der eben erlebten Scene beschäftigt, in sein Zimmer zurückkehrte, lief Gertrud in das Krankengemach, wo sie noch Helene und Agathe traf, die schon ihre Lichter angezündet hatten, um sich zur Ruhe zu begeben. Bestürzt über das, was ihr begegnet, denn sie hatte keine Ahnung von dem Zusammenhange trat sie an den Tisch, wo die beschattete Lampe brannte und wickelte das zerdrückte Papier auf. Plötzlich aber stieß sie einen leisen Schrei aus, denn sie hatte Erik's, ihres geliebten Erik's Handschrift erkannt. »Er ist an Dich, Agathe,« rief sie entzückt, »da, lies ihn und sage mir, was das zu bedeuten hat.«

Agathe, eben so erstaunt wie Helene, nahm den Brief, öffnete ihn und hielt ihn, das schöne Gesicht vorn über gebeugt, unter die Lampe. Die wenigen Worte, welche der Brief außer einem versiegelten Zettel ohne Adresse enthielt, besagten nichts, als daß der Schreiber gesund sei, die Mutter und den Vater zu grüßen bitte und sich mit unveränderter Zärtlichkeit der geliebten Schwester erinnere. Letztere möge sein Benehmen bei ihrem letzten Zusammensein verzeihen, welches nur in einer unüberwindlichen Zuneigung seinen Grund habe. – In dem versiegelten Zettel aber, dessen das Schreiben keine Erwähnung that, und den Agathe sofort öffnete, standen folgende Flüchtig und beinahe unleserlich mit Bleistift geschriebene Worte:

»Nehmt Euch vor dem Odin in Acht! Er hat Befehle an Bord, die Euch und Euren Freunden Gefahr drohen. Mehr kann ich nicht sagen – verbrennt diesen Zettel.«

Agathe hatte laut, beinahe athemlos und mit abgerissenen Seufzern den Brief und den Zettel gelesen. Als sie fertig war, standen die drei Frauen mehr erschrocken als erfreut da und schauten sich fragend und schweigend an.

»Was heißt das?« fragte endlich Helene, die sich zuerst faßte, ergriff den Zettel, der Agathens Händen entfallen war, und las ihn noch einmal. »Das ist eine Warnung, dünkt mir, die wir dem Capitain zukommen lassen müssen.«

»O mein Gott!« rief die Mutter, »der gute Erik, der Engel!« Und sie wollte sich sofort aus dem Zimmer und zu ihrem Manne begeben, als der Kranke im Bette eine Bewegung machte und seine Mutter zu sich rief.

Agathe trat sogleich an das Bett, da sie ihm am nächsten stand. »Was ist das für ein Brief?« fragte der Kranke mit matter Stimme.

Schnell sprang Helene herbei, Agathen einen Wink zu geben, damit sie den Namen des Schreibers verschweige. Aber es war zu spät, oder Agathe hatte den Wink nicht verstanden. »Er ist von Erik, Friedrich!« sagte weich und gerührt die schöne Schwester und wollte sich dem Kranken liebevoll nahen.

»Hat er an Dich geschrieben, Agathe?«

»Ja, das hat er gethan.«

»So laß mich in Ruhe!« seufzte der Kranke, wandte den Kopf nach der anderen Seite und stieß mit der Rechten die weiche Hand Agathens unsanft zurück.

»Die Thörin!« dachte Helene, während sie die Schwester beim Bruder ließ und der Mutter auf dem Fuße in des Capitains Zimmer folgte. –

Wenn man erwartet hatte, mit der überbrachten Nachricht dem Vater eine Freude zu bereiten, so hatte man sich sehr geirrt. Schweigend und stirnrunzelnd vernahm er den Vorfall, der den Brief in Gertrud's Hand gebracht und lehnte es ab, mit dem Inhalt desselben bekannt gemacht zu werden. Die Mutter, die den Zusammenhang nicht kannte und also ihres Mannes verletztes Ehrgefühl nicht begriff, fühlte sich gekränkt, schritt weinend aus dem Zimmer und begab sich an das Bett des Kranken zurück, wo sie bis Mitternacht ihre Wache hielt.

Helenen allein war es daher vorbehalten, aus dem Munde des Capitains die Ursache zu hören, warum er erzürnt war, und ihm sodann den Inhalt des geheimnißvollen Zettels mitzuthemen. Aber selbst diese Neuigkeit beschwichtigte seinen Unmuth nicht. Erstaunt und doch in ihrem Innersten den Edelmann eines so seltenen Mannes bewundernd, schied Helene von ihm, um ebenfalls ihr Lager zu suchen. –

Als man aber am nächsten Morgen in die Scheune trat, wo der Gefangene die Nacht zugebracht, fand man ihn nicht mehr. Ein kleines Fenster im Hintergrunde des mit Heu angefüllten Raumes, an welches Niemand gedacht, stand offen und zeigte, auf welche Weise der schlaue

Mann in den Garten entkommen war. Auch das kleine Boot des Capitains hinter der Insel fehlte, und ohne Zweifel hatte sich der Spion desselben bedient, um nach dem Neptun zu gelangen, der seit Mitternacht unter leichtem Ostwinde im Meerbusen kreuzte.

#### ACHTES KAPITEL. DÄNISCHE RACHE.

Der 7. Juli, ein Tag, der den Herzen der Bewohner von Emmerslund unvergeßlich werden sollte, war angebrochen. Capitain Burns hatte schon vor Tagesanbruch sein Lager verlassen und wiederholt die Warte bestiegen, um mit ungewöhnlicher Sorgfalt den Horizont zu befragen, welche Geheimnisse er heute in seinem Schooße berge. Aber so lange und scharf sein mit dem besten Glase bewaffnetes Auge Nähe und Ferne prüfte, er gewahrte nichts Verdächtiges. Alles ringsum war still und schien mit andächtiger Freude den herrlichen Morgen zu begehen. Ein bläulicher Nebel, von der bereits emporsteigenden Sonne warm angehaucht, dampfte über dem Meere, und nur von Zeit zu Zeit, wenn ein stärkerer Windzug ihn in die Flucht trieb, enthüllte er die Masten und den dunklen Rumpf des Neptun, der wie gewöhnlich ruhig und wachsam auf seinem Ankerplatze lag. Das war jedoch Alles, was des Forschenden Auge vom Feinde sah. Er stieg daher wieder in den Hof hinab und überließ die Wache dem Capitain Bardow, der dieselbe bis zwölf Uhr Mittags fortsetzen sollte.

Obgleich die am Abend vorher von Erik eingegangene Warnung dem Capitain keine besondere persönliche

Unruhe einflößte, so durfte er sie doch nicht ganz unbeachtet lassen, denn es war nicht anzunehmen, daß der junge Seekadet so voreilig mit der Ertheilung derselben verfahren wäre, wenn er nicht von einer wirklichen, Emmerlund bedrohenden Gefahr genügende Kenntniß gehabt hätte. Um daher auf Alles gefaßt zu sein und wenigstens für die Sicherung der Seinigen gesorgt zu haben, ließ der Capitain insgeheim mehrere Pferde satteln und anschirren und die vorhandenen Wagen in Ordnung bringen. Aber weder seine Frau noch die beiden jungen Damen ängstigte er mit der vorzunehmenden Maaßregel; ruhig ließ er sie ihren Geschäften nachgehen, denn sie waren, theilweise wenigstens, ohnedieß besorgt genug. Als jedoch der Vormittag immer weiter vorrückte und nirgends ein Zeichen irgend einer herannahenden Gefahr sich kund gab, verschwand die allgemeine Sorge wieder und man glaubte, daß Erik's Befürchtung eine übertriebene gewesen sei oder daß die Dänen sich ein anderes Ziel ihrer Feindseligkeiten ausgewählt hätten. Von den Freischaaren war früh am Morgen ein Theil wieder abgezogen, um dem Hauptmann der Compagnie die Kunde von der Flucht des Spions zu überbringen, eine Kunde, die eben so wenig Verwunderung wie Bedauern erregte, da dergleichen Individuen fast täglich aufgegriffen wurden und sehr häufig ihren unaufmerksamen Fängern wieder entschlüpften. Hatte man sie doch sogar, in fast allzu kühnem Wahne persönlicher Sicherheit nach dem Siege bei Hoptrup, absichtlich in die Stadt Apenrade gelassen, um sich die Vorbereitungen anzusehen, die zum

Empfange der Dänen getroffen waren. Sechs junge Männer aber waren als Besatzung von Emmerslund zurückgeblieben, von denen je zwei und zwei ihre Patrouillen auf den Hügeln und am Strande unternahmen, während die anderen sorglos sich dem Schläfe oder sonstigem Zeitvertreibe überließen.

Kurz nach zwölf Uhr endlich, nachdem man wie gewöhnlich pünktlich gespeist, und Capitain Bardow nach Hause gehinkt war, um seinem Kameraden Mevissen auf der Warte Platz zu machen, stieg Capitain Burns, nachdem er Helene eine Strecke nach ihrem Hause begleitet, wo sie sich einige Bücher holen wollte, mit Köhlwetter auf die Höhe, um abermals eine sorgfältige Rundschau zu haben. Die Sonnenstrahlen brannten heiß auf die drei Männer hernieder, zu denen sich später noch einige Freischärler gesellten, aber sie fühlten es nicht, denn ihr Körper war zu allen Zeiten und in jederlei Lage ihrem Geiste unterthan; und dieser war heute mit ernsthaften Dingen beschäftigt. Der Capitain hatte seinen Freunden mitgeteilt, was er auf so merkwürdige Weise in Erfahrung gebracht, und diese hatten die angekündigte Gefahr noch für wahrscheinlicher gehalten, als der noch immer daran zweifelnde Commodore.

»Es soll mich wundern, ob sich heute wirklich etwas ereignen wird,« fing endlich Capitain Köhlwetter zu sprechen an, nachdem Alle eine geraume Zeit Stillschweigen beobachtet und nach allen Seiten in die Ferne geschaut

hatten. »Daß es gerade der Odin sein muß, dieser niederträchtige Dampfer, der uns was anhaben will, ärgert mich am meisten.«

»Nun,« erwiderte Capitain Mevissen, »mir ist es ziemlich einerlei, wer mir in's Takelwerk geräth. Die Kugel eines Dreimasters schmeckt eben so bitter wie die eines Dampfers. Ich mag diese höllischen Maschinen zwar auch nicht leiden, aber Schiff ist Schiff und Pfeffer ist Pfeffer – hol's der Kuckuck!«

»Der Teufel soll's holen, Kamerad – halloh! Seht Ihr da hinten um die Nase von Alsen nicht Dampf aufsteigen, als ob die vertrackte Insel ihre Mittagspfeife rauchte?«

»Ich sehe ihn schon,« bemerkte der Commodore und setzte sein Glas von einem Auge zum anderen, um schärfer und sicherer zu sehen. »Ja, da kommt ein Dampfer – nun, wie Gott will!« Und seine Brust hob sich mächtig auf, als wolle sie im Voraus Luft schöpfen und sich vorbereiten auf das, was vielleicht unausbleiblich war.

Alle fünf Männer, denn so eben waren die beiden Freischärler hinzugetreten, schwiegen, ihre ganze Thätigkeit war in ihre Augen zusammengedrängt, und wohl selten hatten sie mit so gemischten Gefühlen in die Weite gespäht, wie diesmal. Bald war der ferne Dampfstrich, der aus dem Schornstein des Schiffes aufstieg, mit bloßen Augen erkennbar, und eine Viertelstunde später war er dem Neptun so nahe gerückt, daß beider Mannschaften mit einander sprechen konnten. Einige Augenblicke blieben die Schiffe Seite an Seite liegen und es konnte also in

der That angenommen werden, daß ein bedeutungsvolles Zwiegespräch zwischen ihnen stattfände. Gleich darauf aber quoll der Dampf in stärkeren Säulen hervor und der Bug des Schiffes drängte die Wellen vor sich her in den stillen Meerbusen hinein.

Aber aus der Ferne betrachtet schien sein Lauf nur ein langsamer zu sein, so rasch es auch durch das Wasser schaufelte. Als ob es jetzt auf ein Commando geschehen wäre, riefen die Seemänner sich plötzlich die Bemerkung zu, daß es wirklich der Odin sei, denn sie hatten ihn alle Drei zu gleicher Zeit erkannt.

»Schaut,« rief Kühlwetter empört, »wie der schwarze Qualm die schöne reine Luft so niederträchtig trübe macht – es ist eine Schande, daß dergleichen existirt. Nicht genug, daß er Feuer im Leibe hat, nein, er trägt auch des Satans Farbe im Aeußern zur Schau!«

Andreas schob jetzt sein Rohr zusammen und verließ sich auf die umsichtigere Sehkraft seiner Augen. Den scharfen Blick fest auf das nahende Schiff geheftet, als hätte er jeden Zoll breit daran verschlingen wollen, verfolgte er Strecke um Strecke seine nasse Bahn, aber er sprach kein Wort, denn seine Gefühle waren von der langen Ermattung zu straff gespannt.

»Wie ein Falke jagt er daher,« sagte einer der Freischärler, der ein Jäger war – »mir ist, als sähe ich ihn schon seine Krallen ausstrecken, um seine Beute zu ergreifen.«

»Nichts vom Falken, nichts vom Falken!« rief Kühlwetter ergrimmt. »Der Satan ist es selber, Herr Freischaar, wie ich selten einen so gierigen gesehen habe. Warten

Sie ein Bischen, Sie werden gleich erfahren, was er für Gift und Galle im Leibe hat. Und was seine Krallen betrifft, die sind etwas länger wie die eines Falken, er wird sie bald so weit ausstrecken, daß sie uns um die Ohren pfeifen.«

»Er kommt nicht hierher!« rief Mevissen mit einem Seufzer, der seine bedrückte Brust um etwas erleichterte. »Er bleibt im Fahrwasser des jenseitigen Ufers. Wenn er bei uns anlegen wollte, würde er sich einige Knoten mehr rechts halten.«

»Das kann man noch nicht wissen,« versetzte Andreas. »Die Herren an Bord lieben Manöver, die einem Zuschauer Sand in die Augen streuen. Vielleicht will er im Bogen fahren und thut uns die Ehre an, vor unsern Augen zu wenden, um uns eins seiner Kunststückchen zu zeigen.«

Jetzt schwiegen Alle und hingen mit ihren Blicken an dem Schiffe, welches unterdeß die Einfahrt des Meerbusens hinter sich gelassen hatte und immer näher geschaufelt kam.

»Nehme Einer von Euch das Glas zur Hand,« sagte der Commodore, »aber immer nur Einer, und der berichte uns, was er an Bord vorgehen sieht. Köhlwetter, nehmt Ihr es zuerst.«

»Ich sehe nichts, als Blaujacke an Blaujacke auf Deck;« rapportirte Köhlwetter, der sogleich den Ausspruch des Capitains wie einen Befehl befolgt hatte. »Er läßt Dampf heraus – pfui, welcher Schwanz!«

»Das sehen wir, – nur was wir nicht sehen, sollt Ihr berichten – er hält in der That inne –«

»Nein, die Räder gehen vorwärts,« erläuterte Kühlwetter, »aber sehr langsam. Er scheint keine Eile zu haben.«

»Er nimmt etwas auf's Korn,« sagte Mevissen, »nicht zu hoch mit dem Kopf hervor, meine Herren Freischaren, sonst sieht er uns – paßt auf, der teuflische Brei wird gleich überkochen.«

»Die Hüte herunter!« gebot Andreas, und augenblicklich standen alle Männer mit flatternden Haaren im frischen Ostwinde.

Langsam, immer langsamer schaufelte der Dampfer heran, immer näher wandte er sich dem jenseitigen Ufer zu, bis er gerade Rasmus Harms Hause gegenüber lag, wo er in der That still hielt.

»Jetzt hat er wirklich Anker geworfen!« rief Kühlwetter athemlos. »Er steht – hol's der Henker – alle Männer gucken über Backbord hinüber – *uns* gilt es diesmal nicht, Commodore!«

»Vielleicht um so schlimmer, dann steigt er dem armen Rasmus auf's Dach, der für Henrik bluten muß.«

»Nun, den Storch kann er ihm nicht noch einmal verjagen, der ist nicht wiedergekommen, seitdem man ihn neulich so unhöflich aus seiner Koje geworfen.«

Das Schiff lag unbeweglich vor Rasmus Harms Hause; nur ein leichter weißlicher Dampf wirbelte aus seinen Röhren auf und zog langsam in der warmen Mittagsluft mit dem Winde nach Westen.

Plötzlich stiegen drei Rauchsäulen zugleich vom Backbord des Schiffes empor und drei Donnerschläge, fast zu einem sich verbindend, hallten dröhnend über die

schweigende Landschaft hin. Und noch hatte das Echo der diesseitigen Berge seinen Widerhall nicht in den Lüften begraben, so folgte den Schüssen schon das heisere Hurrahgeschrei der dänischen Matrosen, womit sie ihren Jubel zu erkennen gaben, daß die Heldenthat gelungen sei, das Strohdach eines unvertheidigten Bauernhauses auf 400 Schritte Entfernung in Brand und Trümmer zu schießen. Und schnell, wie die Wolken dem Antriebe der jagenden Windsbraut folgen, folgten sich nach einander die verderblichen Donnerblitze, Kugel auf Kugel rasselte in das schon halb zerstörte Haus, dessen Bestandtheile nach allen Seiten auseinander brachen und in zertrümmerten Fetzen und Stücken hoch in die Luft geschleudert wurden. Und kaum zehn Minuten dauerte es, so wirbelte hie und da aus den Ruinen ein qualmender Rauch auf, aus dem zuerst eine kleine rothe Lohe züngelte, die aber schnell an Höhe und Breite zunahm, bis sie zuletzt allgemein wurde und das ganze Gehöft wie ein zerstörendes Flammenmeer umwogte.

Die vom Andreasberge herab spähenden Männer, obgleich sie etwas Aehnliches, nur nicht so schnell und in so gewaltiger Zerstörungswuth einhertretend erwartet hatten, standen bleich, erschrocken, entsetzt über die unerhörte Gewaltthat auf ihrer luftigen Höhe. Ihre angst erfüllten Mienen arbeiteten krampfhaft, ihre Hände bewegten sich instinktartig hin und her, aber ihre Lippen fanden lange keine Worte, die Tiefe und Fülle ihrer inneren Entrüstung auszusprechen.

»Was hat der arme Rasmus gethan!« brachte endlich Andreas zuerst mit seufzendem Stimmlaute hervor, aber seine Zähne knirschten dabei auf einander und seinen starken Körper überflog ein fieberhaftes Zittern. »Was hat er gethan, daß sie ihn wie einen Piraten behandeln! Wehe, wehe! O, wenn ich Dir helfen könnte, armer Harms, mein Lebensblut wollte ich opfern, Dir beizustehen!«

Gleich darauf aber hatten alle Drei ihre Gläser wieder auf den brennenden Hof gerichtet, um das Werk der Zerstörung weiter zu verfolgen und nur dann und wann gaben sie ihre Gefühle in kurzen, halb unbewußten Ausrufungen kund.

»Das Mordbrennerwerk ist vollbracht,« rief Andreas endlich, als er bemerkte, daß der Odin sich wieder in Bewegung setzte. »Eine Großthat ist vollendet; – fahrt zu, wackere Dänen, und sucht Euch ein anderes Opfer.«

»Er geht gen Westen!« rief Capitain Mevissen frohlocken »Gebt Acht, er wird Apenrade bombardiren wollen.«

Alle schwiegen und folgten dem langsamen Laufe des Kriegsschiffes mit bewegtem Herzen, während die tobenden Flammen in Henrik's Hause ihr Werk fortsetzten, der wirbelnde Qualm, vom Winde gejagt, sich hoch in die Lüfte erhob und allmählig über den ganzen Horizont verbreitete, den er mit düsteren Wolkenbergen umzog, als ob es plötzlich Abend geworden wäre. Aber das Freudengeschrei des alten Capitains war zu früh ausgestoßen, denn kaum hatte der Odin seinen Weg etwa hundert Klaf-ter weit westwärts fortgesetzt, so drehte sein Bugspriet

sich nach Norden herum und ging dann im schrägen Laufe gerade auf den Andreasberg los.

»Seht Ihr,« rief Andreas, vor Wuth zitternd, »seht Ihr, was ich gesagt habe? Er kennt sein Fahrwasser genau – o herrlicher, triumphirender Däne! – Jetzt sucht er uns heim. Aufgepaßt!«

»Wollen wir nicht hinuntergehen, Commodore, um den Frauen beizustehen?« rief der alte Kühlwetter.

»Nein, noch nicht – wir wollen sie nicht vor der Zeit ängstigen. Wir wissen ja noch nicht, was sie beabsichtigen – vielleicht dampfen sie wieder hinaus.«

»Weiter, weiter, Ihr Herren!« rief Mevissen, mit beiden Armen schwenkend. »Noch sechs Klafter weiter vor und Ihr sitzt auf der schönsten Sandbank, die Gott der Herr geschaffen hat – halloh! Wenn sie kleben blieben, was wollt' ich lachen.«

Es war aber noch nicht zu hoffen, daß sie kleben blieben, denn sie schienen ihr Fahrwasser gründlich studirt zu haben. Noch ehe sie die Hälfte jener sechs Klafter zurückgelegt, wandten sie das Rad und hielten etwa 500 Schritte vom Ufer entfernt still, wo sie sich mit ihrer Backbordseite der kleinen Insel gegenüberlegten, wie sie es vorher bei Rasmus Hause gethan.

Athemlos, in einer Spannung, wie sie sie selten empfunden, lauschten die Männer auf der hohen Brüstung, duckten sich aber etwas nieder, um nicht vom Meere aus gesehen zu werden, was leicht möglich gewesen wäre, wenn sich einer ganz erhoben hätte. Aber sie sollten nicht

lange mehr warten. Denn bald öffneten die Kanonen ihre Mäuler und spieen ihr Feuer und ihre Kugeln aus, und den ersten drei Schüssen folgte, wie vorher am jenseitigen Ufer, das heisere Siegesgeschrei, das in der jetzigen Stellung des Schiffes schon mächtiger über das Wasser dröhnte. Und den drei ersten Schüssen folgten drei andere und abermals drei. Dann aber war Alles still an Bord, denn wahrscheinlich wollten die wackeren Schützen die Wirkung ihrer Schießübung abwarten. Und worin bestand diese Wirkung? Nur das zähe Holz der alten Buchen auf der kleinen Insel krachte und barst, und ihre erhabenen Wipfel schüttelten sich gleichsam verächtlich hin und her; Aeste, Zweige und Blätter knackten und rauschten nach allen Seiten, die Kugeln aber flogen zwischen durch und bohrten sich machtlos in das Sandgeröll des unbezwinglichen Berges ein.

»Die Thoren!« sagte Andreas, tief Athem schöpfend, während das Leben in sein bleiches Gesicht zurückkehrte. »Das galt unserem Kutter. Der Herr von gestern hat geplaudert, aber seine Freunde verschwenden ihr Pulver und ihre Kugeln, denn der Rumpf des Kutters liegt tief hinter dem höheren Erdwalle der Insel – vielleicht schießen sie mir die Takelage ab – was weiter! – Aber halt, springe jetzt Einer von Euch hinunter und sage meiner Frau, daß sie nichts zu fürchten habe. Von dort aus, wo sie jetzt liegen, erreichen sie mein Haus mit ihren dummen Rollschüssen nicht, und wenn sie's im Bogenwurf

versuchen sollten, fliegen die Kugeln über den Schornstein hinweg, da sie das Dach vor den Bäumen nicht sehen können. – Wenn sie aber in großer Angst ist, meldet es mir, dann komme ich selber hinunter.«

Capitain Mevissen wollte eben seinen Fuß auf die Treppe setzen, um den Wunsch des Freundes zu erfüllen, als ihm ein Freischärler zuvorkam. »Lassen Sie mich gehen, Herr,« sagte er, »ich bin schneller auf den Beinen und bringe sogleich wieder Bescheid.« Und mit dem Feuer der Jugend sprang er die Treppe hinunter, daß es aussah, als ob er sich absichtlich Hals und Beine brechen wollte.

Die Dänen auf dem Schiffe aber hielten im Schießen inne; sie mochten wohl einsehen, wie unnütz ihr Eifer gegen einen Sandberg sei. Das Haus aber konnten sie in der That nicht sehen, da sie zu dicht am Ufer lagen, und so hatten sie keinen sicheren Zielpunkt für ihr Wurfgeschloß. Gleich darauf auch setzte sich der Odin in Bewegung, that aber nur einige Radschläge und hielt dann wieder still.

»Niedergebückt, nieder, Ihr Männer!« rief Andreas in Hast. »Sie suchen sich ein anderes Ziel. Ha! ich glaube, sie schauen sich nach der Warte um. He, Juchhe! von da unten könnt Ihr sie nicht sehen! Keiner aber erhebe den Kopf, sonst sind wir Alle verloren!«

Kaum hatte er es gesprochen und kaum hatten sich alle vier Männer tief unter die Brüstung geduckt, so krachte

ein Schuß über das Wasser. Aber nur die Bäume rauschten und nickten, Aeste und Zweige brachen zu ihren Füßen, die Kugel aber schlug dicht am Ende der Treppe im weichen Sande ein.

»Wenn das ein Zufall war, war er gut – hol sie der Kuckuck!« rief Kühlwetter, mit den Armen gegen das Wasser schwenkend.

»Da, noch einer – etwas besser – bei'm Teufel! Das hat an den Rippen der Watte gesplittert. Nun, Commodore, es wird heiß hier oben – was thun wir? Bleiben wir und lassen wir uns die Stiege wegputzen oder habt Ihr Flügel, ungerufen hinabzugleiten?«

Andreas wollte eben antworten und das Zeichen zum Rückzuge geben, als sein Herz in heller Freude aufschwoll. Der Odin hatte den letzten Schuß in der ungefähren Richtung der Warte abgefeuert, diese aber noch mehr gefehlt, denn er war schon wieder im Abfahren begriffen. Er schien nicht genau von ihrer Lage unterrichtet zu sein, und um auch hier seine Kugeln auf's Gerathewohl nicht zu verschwenden, hatte er abermals einen Schritt vorwärts gethan.

»Er ist, glaube ich, abgedampft,« rief Andreas bebend vor Freude, aber immer noch auf den Boden hingekauert. »Was wird er jetzt thun?« Und als es beim Schweigen verblieb, streckten alle vier Männer etwas voreilig den Kopf über den Blätterwall und schauten neugierig nach dem Wasser hinab. Ohne Zweifel waren sie nicht entdeckt worden, sonst würde es Kugeln auf sie geregnet haben. Eilig aber ging der Odin wieder vorwärts –

da hatte er das Epheuhaus erreicht und sogleich hielt er abermals still.

»Guter Gott!« rief Andreas. »Der alte Bardow und seine Lore sind zu Hause – wenn sie nicht das Weite gesucht haben, sind sie verloren!«

Kühlwetter und Mevissen erbleichten Beide. Das Leben des alten Kameraden war ihnen so viel werth wie das eigene. Kühlwetter wollte etwas sagen, aber die Stimme erstickte ihm im Halse und er brachte nur unartikulierte Töne hervor. In diesem Augenblicke fiel ein Schuß vom Schiffe – dann schaufelte es sogleich weiter, um sich vor Capitain Mevissen's Wohnung zu begeben. Auch hier hinein sandte es einen Schuß und später noch in Kühlwetter's Haus einen, das sich um solchen Backenstreich nicht kümmern, meinte der alte Seemann. Dann aber dampfte es mit voller Kraft weiter, eilte dem Neptun zu, der ihm schon unter vollen Segeln wie zum Glückwunsche über das gelungene Werk entgegenkam, sich mit ihm vereinigte und schließlich bei Elsholm umlegte, um zu ähnlichen Unternehmungen nach Norden zu steuern.

Nachdem aber der letzte Schuß an diesem Tage im Apenrader Meerbusen gefallen war und Andreas sich überzeugt hatte, daß das Mordwerk in der Nähe vollbracht sei, stieg er von der Warte hinab, gefolgt von den beiden alten Seeleuten und dem jungen Freischärler, die alle mit seltener Standhaftigkeit auf dem gebrechlichen Posten neben ihm ausgehalten und damit einen größeren Muth bewiesen hatten, als sie sich selber eingestehen mochten, denn hätte eine einzige Vollkugel die richtige

Stelle des hölzernen Gerüsts getroffen, so waren alle vier Männer verloren.

Als sie unten anlangten, kam ihnen Gertrud mit bleichem Gesicht und angstentstellten Mienen entgegenelaufen. Der junge Freischärler, der ihr vorher die Kunde des Ueberfalls gebracht, hatte sie fast mit Gewalt zurückhalten müssen, denn sie hatte durchaus zu ihrem Manne gewollt. Jetzt, da sie ihn lebendig und unversehrt sah, schrie sie vor Entzücken laut auf und warf sich schluchzend an seinen Hals.

»Laß es gut sein, laß es gut sein, Gertrud besänftigte er sie. »Zeige den Leuten nicht Deine Besorgniß, ich bitte Dich. Mein Herz hat wohl an Dich gedacht, aber ich that meine Pflicht da oben; Gott ist uns gnädig gewesen. Der arme Rasmus Harms aber und unser guter Henrik haben allein geblutet. Komm herein und erhole Dich.« Daran faßte er ihren Arm, legte ihn in den seinigen und zog sie so in das Haus hinein.

Im Krankenzimmer, in welches sie sich begaben, saß Agathe ruhig auf ihrem Stuhle neben dem Bette. Das bleiche Gesicht in beiden Händen verborgen und den Kopf auf ihren Schooß niedergebeugt, hatte sie Friedrich nicht verlassen wollen, der theilnahmlos und schweigend neben ihr gelegen, wohl aber das Bewußtsein des Vorgehenden gehabt hatte.

Kaum aber hatte der Capitain Agathen und Friedrich angeblickt, so schaute er sich verwundert im Zimmer um.

»Wo ist Helene?« fragte er mit einem Tone, der Allen durch Mark und Bein drang.

»Sie ist nach ihrem Hause gegangen, Du hast sie ja selbst dahin begleitet,« erwiderte Agathe dumpf.

»Heiliger Gott!« rief der erschrockene Mann. »Wenn sie in ihrem Hause war, kann sie verloren sein!«

Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, stürzte er, gefolgt von den beiden Capitainen, den Freischaaren und der schreienden Jungfer der Vermißten, die bei ihr in Emmerlund wohnte, aus dem Zimmer in den Garten, den Berg hinunter und dem Epheuhaus zu.



Helene war, wie gesagt, von Andreas eine Strecke begleitet, unmittelbar hinter Capitain Bardow nach ihrem Hause gegangen, um einige Anordnungen daselbst zu treffen und verschiedene Bücher zu holen. Bei ihrem rascheren Gange hatte sie bald den lahmen Seemann eingeholt und schritt dann, während Andreas den Rückweg antrat, mit ihm dem Epheuhaus zu, dessen grüner Blätterschmuck diesen Sommer in überreicher Fülle prangte. Sie fanden die alte Lore wie gewöhnlich bei ihrem Strickstrumpfe sitzen und Ernst Baring, der Diener Helenens, saß bei ihr und las ihr aus einem alten Kalender kleine Geschichten vor, die sie überaus gern hörte. Als Beide die junge Wittve und den alten Capitain kommen sahen, unterbrachen sie ihre Beschäftigung, indem die alte Lore den langsam Wandelnden entgegentrat, der Diener aber schnell die Treppe hinaufeilte, um seiner Gebieterin die Zimmer aufzuschließen. Nachdem Helene mit der alten

Hausfrau einige Worte gewechselt, stieg sie in ihr Wohngemach hinauf und freute sich über die schöne Ordnung, in der man Alles in ihrer Abwesenheit erhalten, so wie über die gemüthliche Ruhe, die in diesem kleinen Raume waltete. »O, wenn es erst wieder Frieden wäre, keine Gewalt sollte mich von diesem lieben, lieben Orte reißen!« dachte sie und trat an ihren Bücherschrank, den sie öffnete und unter den vielen schön gebundenen Büchern einige aussuchte, die sie mit Agathen abwechselnd dem genesenden Friedrich vorlesen wollte. Von einigen besonders bevorzugten Werken – die ›Stimmen der Völker‹ waren es nicht, denn die hatten sie mit nach Emmerslund begleitet – angelockt, fing sie an zu lesen, und bald vertiefte sie sich so ganz in diese ihr zur zweiten Natur gewordene Lebensbeschäftigung, daß sie nicht einmal den dicht am jenseitigen Ufer vorüberschauenden Odin gewahrte. Eben so aber war es Capitain Bardow ergangen. Er hatte sich, als er von seiner langen Standwache ermüdet nach Hause kam, auf's Ohr gelegt und seine alte Lore hatte dieses Beispiel so vortrefflich gefunden, daß sie es sogleich nachgeahmt. So war kein Mensch außer Ernst Baring im Hause, der die Ankunft des Schiffes bemerkt hätte; dieser aber, da er unzweifelhaft glaubte, sowohl seine Herrin wie die Eheleute Bardow hätten es gesehen, lief am Strande entlang, um seinen Lauf und sein Ziel mit Muße zu verfolgen.

Von der Hitze des Tages, dem frühen Aufstehen und dem Spaziergange, wie gewiß auch von den verschiedenen Gemüthsbewegungen, die sie betroffen, angegriffen und ermüdet, hatte sich Helene auf ihren bequemsten Sessel niedergelassen, und hier war ihr das Buch aus der Hand gesunken und sie hatte sich ebenfalls der Uebermacht des Schlummers ergeben müssen. Plötzlich schreckte sie und alle Bewohner des Hauses der krachende Donner auf, der Rasmus Harms Hof zerstörte. Entsetzt wie nie und schon glaubend, der Feind sei in ihrer Abwesenheit über Emmerslund hergefallen, sprang sie an's Fenster, und von hier aus sah sie den unerwarteten schrecklichen Vorgang jenseit des Wasserspiegels bis an's Ende mit an. Bestürzt und im ersten Augenblicke nicht einmal an Henrik Paulsen denkend, dessen letztes Besitzthum so grausam heimgesucht wurde, blieb sie unbeweglich am Fenster stehen, während der alte Bardow an den Strand humpelte und, im Schatten eines Baumes stehend, das traurige Ereigniß durch sein Glas beobachtete.

Vom tiefsten Mitgefühl für die armen Leute, welche das Unglück betraf, ergriffen, betrachtete sie alle einzelnen Scenen dieses kurzen und doch so jammerreichen Schauspiels. Als aber die selbst am hellen Sonnentage blitzenden Flammen aus Rasmus Hause emporschlugen und der aufsteigende Rauch das Licht der Sonne zu trüben begann, fing sie bitterlich zu weinen an, denn jetzt

fiel ihr erst ein, daß auch Henrik, ihr Jugendfreund, unter diesem Schlage schwer leide. Aber nicht lange vergoß ihre starke Seele diese weichlichen Tropfen. Im tiefsten Herzen ergrimmt über das schnöde Verfahren des ungroßmüthigen Feindes und von widerstandsfähigem Trotze angestachelt, blieb sie bleich und starr vor innerer Erregung am Fenster stehen, bis die Katastrophe damit endigte, daß der Odin weiter dampfte. Von ihrem hochgelegenen Zimmer aus konnte sie eine ziemliche Strecke des Meerbusens westlich von Emmerslund überblicken, und schon war sie einigermaßen befriedigt, als sie das verderbenbringende Schiff am Andreasberge vorbei steuern sah, wie es auch zu derselben Zeit die Männer auf der Warte waren. Plötzlich aber sah sie es wenden und seine überlegene Kraft gegen den Andreasberg versuchen. Da klopfte ihr Herz in so lauten Schlägen auf, daß sie es dem Springen nahe glaubte und sich von einer ohnmächtigen Betäubung getroffen fühlte. In ihren Sessel zurücksinkend, das Auge krampfhaft gespannt auf das feuer-speiende Schiff gerichtet, glich sie einer kaum belebten, allmählig zu Stein erstarrenden Bildsäule. Alles Blut war aus ihrem sonst so strahlenden Antlitze gewichen und das einzige Gefühl, dessen sie sich bewußt blieb, war das einer lähmungsartigen Kälte, welche, von innen nach außen ihre Glieder ergreifend, ihren ganzen Körper wie ein eisiger Strom durchrieselte. Wie lange dieser unnatürliche Zustand dauerte, wußte sie jetzt und auch später nicht. Zeit und Raum waren vor ihren wankenden Sinnen in einen düsteren Nebel verschwommen. Wohl sah

sie das Schiff seine Stellung vor Emmerslund verlassen, wohl sah sie es wieder herankommen, aber an sich und eine möglicher Weise noch größere persönliche Gefahr dachte sie keinesweges mehr.

Denn was sollte ein Weib wie sie, die Niemandem etwas zu Leide gethan, von kämpfenden Männern zu fürchten haben?

Plötzlich aber standen alle ihre Sinne still und ihr Herz hörte gänzlich auf zu schlagen. Das Schiff, nachdem es einen Augenblick ihrem eigenen Hause gegenüber gehalten, spie einen Feuerstrahl aus und fast zu derselben Zeit, so kam es ihr vor, wurde das Haus, dessen Bewohnerin sie war, wie durch ein Erdbeben bis in seine Grundfesten erschüttert. Die Wände zitterten, die Scheiben klirrten, Tische und Stühle tanzten im Zimmer umher. Wohl hörte sie ein schreckliches Krachen unter sich, wie wenn große Steinmassen zertrümmert und umhergeschleudert würden, was aber eigentlich geschehen sei, wen ein Unglück betroffen, davon hatte sie keine Vorstellung, denn sie war nicht mehr Herrin ihres Bewußtseins und die Außenwelt hatte ihre vollkommene Einwirkung auf ihr Inneres verloren. Dennoch versuchte sie sich von ihrem Stuhle zu erheben, aber ihre Füße waren wie an den Boden gefesselt; sie wollte die Hand nach dem Fenster ausstrecken, aber ihre Arme fielen machtlos auf ihren Schooß zurück.

Da wachte sie auf aus dem namenlos ohnmächtigen Zustande und sah das Schiff wie einen Geist der Nacht, der seinen Racheplan vollbracht, langsam über das spielende Wasser gleiten. Gleich darauf aber kam der alte

Bardow ohne seinen Hut, mit fliegenden Haaren und schaukelnden Armen vom Strande dahergestürzt, laufend, wie er vielleicht kaum gelaufen war, da er noch zwei gesunde Beine hatte. Er warf einen jammervollen Blick auf sein Haus, schlug die Hände über dem grauen Kopfe zusammen und stürzte der Thüre zu. Dann aber folgte ein Schrei, ein schrecklicher, durch das Haus gellender Schrei des alten Mannes aus dem unteren Zimmer her und dann war Alles still.

Dieser seltsame Schrei aber, so durchdringend, hülfelehnend und zugleich schmerzvoll, wie sie ihn nie gehört, schreckte Helenen gewaltsam aus ihrem besinnungslosen Zustande auf. Sie sprang instinktartig empor, stürzte die Treppe hinunter, die unversehrt geblieben war, und trat in den Flur, der sich nach des alten Bardow Stube öffnete. Hier aber erwartete sie ein grauenerregender Anblick. Die schwere Kugel war mitten durch die epheubelaubte Wand zwischen den beiden Fenstern geschlagen, hatte ein großes Stück derselben herausgerissen, war durch das Zimmer geflogen und hatte auch die hinteren Wände gesprengt. In der Mitte dieses Zimmers aber, in blutigen Fetzen auf den Boden geschleudert, lag ein unkenntlicher gräßlich verstümmelter Leichnam, dessen Anblick sich kaum beschreiben läßt. Denn die alte gute Lore, mitten vor der Brust von der Kugel gepackt, war in zwei Theile zerrissen, die durch wenige Stücke Fleisch und einige blutige Kleiderlappen noch zusammen gehalten waren.

Neben diesem zerstümmelten Leichnam, fast eben so bleich und kalt wie dieser, mit starr aus dem Kopfe tretenden Augen, blauen Lippen und emporgesträubten Haaren, stand die gebrochene Gestalt des alten Seecapitains. Seine Hände vor der Stirn zusammengerungen, das altersgraue Haupt vornüber gebeugt, stierte er auf das grausige Schauspiel hin, welches seinen alten Augen für diesen unseligen Tag aufgespart war.

»Bardow!« rief Helene athemlos – »Großer Gott, was ist das?«

»Was das ist, he? Was das ist? Und Sie fragen noch?« stammelte der wieder in's Leben gerufene Mann. »Meine alte Lore ist's, die mir die Bestien nicht gönnten – o Gott!« Und der alte Mann sank auf die Kniee in das Blut nieder, welches aus dem Leibe seines Weibes geflossen war und weinte laut wie ein Kind.

Helene wußte nicht, was sie sagen, was sie thun sollte. Sie schauderte zusammen, aber sie hatte keine Thränen mehr. Ihre Nerven waren zu sehr angespannt, ihre Seele trocken, die ewig feuchte Quelle des Weibes war versiegt vor der überströmenden Gluth des nie erlebten Schmerzes. Wie lange sie so stand, sie wußte es nachher nicht. Daß der Odin noch zweimal geschossen, hatte weder sie noch Bardow gehört. Wie die Zeit überhaupt verronnen, was sie Beide während derselben gemacht, sie konnten es nicht sagen, als mit einem Male Menschen um sie herum standen, als liebevolle Arme sie umfaßten und Andreas Burns, der edle Freund, vor Wonne, sie noch am Leben zu sehen, sie stürmisch an seine Brust drückte.

Da lag aber noch immer der alte Bardow auf den Knien vor der verstümmelten Frau. Ihre eine Hand, die ganz geblieben, in der seinigen haltend, und einen jammerreichen Blick auf den Commodore werfend, der ihm tröstende Worte zusprach, sagte er schluchzend und sich allmählig in die traurige Gegenwart findend:

»Da habt Ihr's, Andreas, da habt Ihr's! Vierzig Jahre hat die alte Lore an meiner Seite gesessen, wenn ich zu Hause war – und nun ist sie todt! Ach, meine arme alte Lore! – Was hattest Du denn gethan, Du fromme unschuldige Seele, die nie einen Schmetterling beleidigte, daß sie Dir so arg mitgespielt! Heute Morgen noch so munter und gesund – und nun ist es schon vorbei, nun bist du wrack! O, meine alte Lore, ich werde Dich nicht wiedersehen – Du wirst mir nicht mehr den Stelzfuß reichen und ich werde Dir keine Fische mehr fangen – o!«

In solchen und ähnlichen Wehklagen erging sich der tiefe und rührende Schmerz des alten vereinsamten Seemanns. Der Jammer wollte gar kein Ende nehmen. Vergebens waren die Tröstungen der Freunde, die endlich das Zimmer zu reinigen unternahmen, wobei die Freischaaren sich außerordentlich thätig bewiesen. Helene war schon in ihr Zimmer zurückgekehrt und lag auf dem Sopha, um sich von dem ausgestandenen Schrecken zu erholen; nur Andreas und die anderen Freunde waren bei dem alten Seemanne geblieben. Und erst als man die Stücke der Leiche hinausgetragen, das Zimmer gewaschen und so viel Ordnung wie möglich in dem zerstörten Hause hergestellt, erst da brach sein Schmerz in einer

anderen und seinem rauhen Wesen natürlicheren Gestalt hervor. Eine gränzenlose Wuth hatte ihn mit einem Male angepackt. Seine Fäuste ballten sich krampfhaft, seine Stimme brüllte entsetzliche Flüche hervor, und es wäre beinahe zum Lachen gewesen, als er alle seine Pistolen und Flinten hervorholte, sie zu laden begann und auf die schon lange entfernten Dänen losstürzen wollte.

»Aber was wollt Ihr denn damit machen, Bardow, mein Freund?« fragte Andreas, der kaum ein Lächeln unterdrücken konnte, so tief er bewegt war.

»Was ich damit machen will?« brüllte der Gefragte. »Und das fragt *Ihr* mich? Hurrah, Commodore! Todt machen will ich sie Alle, todt, todt, todt! Verbrennen, versengen, wie es nur geht, daß keine Spur mehr von ihnen auf Gottes Erde bleibt, die sie besudelt und geschändet haben. Ha! Seht mich nicht so lammesmüthig an, Ihr Alle, ich bin wie ein Eber, dem man seine Sau gestohlen hat – Gott, ja, ja, ja – ich bitte Dich, lieber großer Gott, gieb mir die Brut in meine Hände, daß ich sie räche, meine alte gute Lore –«

»Aber Bardow, bezwingt Euch,« rief Andreas mit ernster Würde und legte seine Hand beschwichtigend auf des Alten Schulter. »Seid ein Mann, ein Capitain, der sein Schiff erhalten muß, das ihm die Buben in Brand gesteckt – kommt, Ihr seid schon so oft geprüft und immer seid Ihr der alte wackere Bardow geblieben!«

»Ha, Commodore, bin ich das wirklich geblieben? Nun, Ihr habt Recht, ich will es auch noch bleiben. Was soll ich

aber thun, he? Ihr könnt Alles von mir verlangen, sprecht  
–«

»So kommt mit mir nach dem Andreasberge – verlasset dies morsche Haus, bis ich einige Leute geschickt habe, die es ausbessern – so lange bleibt Ihr bei mir.«

»Bei Euch? Ehe die alte Lore begraben ist –? Gott soll mich strafen, wenn ich das thue! Erst muß sie unter der Erde sein, dann, ja dann – o Gott, o Gott, daß ich das erleben mußte, ich alter Mann!« Und er fing wieder bitterlich an zu weinen, bis es endlich Andreas gelang, ihn so weit zu beruhigen, daß er vernünftigen Vorschlägen Gehör gab und sich in Gottes unvermeidliche Fügung zu schicken versprach.



In den späteren Nachmittagsstunden dieses ereignißreichen Tages, als sich die Gemüther der vom Unglück Betroffenen einigermaßen beruhigt hatten und man überzeugt war, daß für's Erste kein Angriff der Dänen auf die Umgegend weiter stattfinden würde, ertönte im Hofe von Emmerslund ein lange nicht vernommener Ruf. Es war die Lärmpfeife des Capitains, die ihre gellende Melodie nur dann weit herum erschallen ließ, wenn es Noth that und seine ganze ihm noch zugehörige Schiffsmannschaft augenblicklich zusammengerufen werden sollte. Die alten Matrosen, deren ganzes Herz noch an den Erinnerungen ihres Seelebens hing und für deren Ohr es keine schönere Musik gab als die kecke Weise dieser weithin

schrillenden Pfeife, stürzten eilig herbei, denn sie waren überzeugt, daß ihr Capitain ihnen einen Auftrag ertheilen würde, der sich auf das Element bezog, dem sie so viele Jahre ihres Lebens gewidmet hatten. Andreas hatte schon eine Stunde vorher durch eigene Anschauung sich überzeugt, daß sein kleiner Kutter, an dem er so eifrig gebaut und der seit etwa vierzehn Tagen vom Stapel gelassen, von den Kugeln der Dänen nicht beschädigt war, nur die schönen Buchen der Insel waren arg zersplittert und einige jüngere Gesträuche ganz aus dem Boden gewühlt. Eben so hatte er wahrgenommen, daß der ewige Wächter der Meeresbucht, der Schooner Neptun, endlich seinen Posten verlassen und mit dem Odin, wahrscheinlich im Triumphe ihn begleitend, nordwärts gesegelt war; er brauchte also nicht zu fürchten, in seinem jetzigen Unternehmen, welches auf Hülfsleistung des armen Rasmus Harms berechnet war, von feindlichen Schiffen belästigt oder gar gestört zu werden, denn außer jenen beiden war kein anderes, weder ost- noch westwärts, zu sehen.

Als die sämmtliche Mannschaft des Capitains, die aus zehn Köpfen bestand, versammelt war, theilte er ihr seinen Plan, Rasmus Harms Hülfe zu bringen, oder, wenn es ihm lieber wäre, seine Familie einstweilen nach Emmerlund herüber zu holen, mit. Da dies Unternehmen aber möglicher Weise mit Gefahren verknüpft war, indem während der Fahrt die feindlichen Schiffe auf ihren Posten zurückkehren konnten, so rief er Freiwillige auf, die ihn etwa begleiten möchten. Da wollte denn, wie vorauszusehen, ein Jeder Freiwilliger sein, und nur mit Mühe

gelang es, sie zu überzeugen, wie es nöthig sei, daß einige von ihnen zum Schutze des eigenen Hofes zurückblieben. So kam man denn endlich überein, drei Mann unter Capitain Köhlwetter's Commando in Emmerslund zurückzulassen; um den Kutter aber vollständig zu bemanen und drüben am Ufer gegen alle Ueberrumpelung gesichert zu sein, schlossen sich die vorhandenen Freischaaren nach eingeholter Genehmigung ihrer Vorgesetzten der abendlichen Fahrt an. Als auch das geordnet war, erhielten die Matrosen den Befehl, den Kutter segelfertig zu machen, damit er am Abend, wenn die Dunkelheit begänne, bereit sei. Sogleich schleppten die rüstigen Leute die nothwendigen Segel, Taue und sonstige Schiffsgeräthschaften an das Ufer hinab und die Arbeit begann mit einer Rührigkeit und einem Eifer, wie sie lange nicht in Emmerslund wahrgenommen waren.

Andreas hatte den Frauen seine Absicht mitgetheilt und von allen Seiten die vollkommenste Billigung erhalten. Friedrich, der auch davon gehört, seufzte, daß er verhindert war, an der Fahrt Theil zu nehmen, gab sich aber der Hoffnung hin, bald wieder im Stande zu sein, den Kampf von Neuem zu beginnen und dem Feinde die Schläge mit Wucher zu vergelten, die er von ihm erhalten hatte. Und das ist eine sonderbare Erscheinung im Kriege, die wir recht oft mit eigenen Augen erlebt haben. Gerade die am schwersten Verwundeten brannten am heißesten vor Verlangen, noch einmal dem Feinde gegenüber zu stehen, der sie verletzt hatte. Anstatt dadurch entmuthigt zu sein, wurden sie im Gegentheile nur noch

mehr angestachelt, Schläge mit Schlägen zu vergelten, und gerade, weil sie einmal verwundet waren, glaubten sie vor einem ähnlichen Mißgeschick für alle Zukunft bewahrt zu sein. Wir haben im lustigsten Kugelregen Leute gesehen, die auf den Tod verwundet waren und vielleicht nur noch Stunden zu leben hatten, und die dennoch, bei vollkommener Geistesklarheit und im Bewußtsein des Vorgehenden, vor Verlangen bebten, wieder in das Feuer zurückzukehren. Wunderbare Menschennatur, die ihren unerschütterlichen Trotz und ihre unzerstörbare Widerstandsfähigkeit auch in solchen Lagen zu erkennen giebt und den Trieben des gesunden Lebens und der Gewohnheit noch ergeben ist, wenn schon der nahende Tod ihr die Gränze ihres Daseins gesteckt hat! –

Ehe aber die Stunde der Ausführung seines menschenfreundlichen Unternehmens herankam, verging Andreas beinahe vor Ungeduld. Er konnte die Zeit nicht erwarten, Rasmus Harms Beistand zu leisten; und doch durfte er vor beginnender Nacht nicht daran denken, den breiten Wassergürtel ungesehen zu überschreiten. Ein einziger an irgend einer hervorragenden Stelle aufgestellter Spion konnte das Werk der Barmherzigkeit verrathen und den Hülfspendenden selbst einen traurigen Untergang bereiten. Als aber endlich die neunte Abendstunde gekommen und noch kein Schiff am Eingang der Bucht zu erblicken war, konnte und wollte er nicht länger zögern.

Nachdem er von den Frauen und Friedrich Abschied genommen und mit Capitain Kühlwetter gewisse Verabredungen für den Fall, daß ein Schiff sichtbar würde, getroffen hatte, ging er mit Capitain Mevissen in den Hof und piff seine Leute zusammen. Alle mußten sich nun mit Flinten, Pistolen und Messern bewaffnen, und so, vollkommen gerüstet, schritt endlich der kühne Zug an den Strand hinab, wo man das große im Gestrüpp versteckte Boot hervorzog und auf diesem nach dem an der Insel liegenden Kutter übersetzte. Kaum waren alle Männer an Bord, so nahm der Capitain seinen Platz auf dem kleinen Quarterdeck ein und seine Befehle wurden in dem gewöhnlich strengen Tone eben so energisch gegeben, wie blitzschnell in althergebrachter Weise pünktlich vollzogen.

»Alle Hand an's Werk, den Kutter in See zu bringen!« hieß es zuerst. Sechs Matrosen, von zwei kräftigen Freischärlern unterstützt, sprangen in das Boot, griffen zu den Riemen und warpten den Kutter durch die Sandbänke hinter der Insel hervor, wobei die an Bord des letzteren Befindlichen dieses mühevollen Werk dadurch unterstützten, daß sie ihn mit langen Stangen, die sie auf den Meeresgrund stießen, von seinem Ankerplatze fortbewegten. So gelangte man in kurzer Zeit in glattes Fahrwasser. Als aber das erkannt war, kamen die Ruderer wieder an Bord, nahmen das Boot in Schlepptau und zwei Minuten später rollte das große Segel des Kutters herab, welches man in starke Reefe legte, da der Ostwind etwas frisch blies, und bald faßte es der Wind und augenblicklich richtete sich

sein schlanker Bug nach der Mitte des Wassers, dem gegenüberliegenden Ufer zu, Es war eine Freude, das kleine Fahrzeug bei so straffem Winde durch das Wasser schießen zu sehen und Andreas sprach gegen Capitain Mevisen laut seinen Beifall über die Arbeit seiner Matrosen aus. Dies Fahrt ging jetzt ungestört und mit möglichster Schnelligkeit von Statten, der Wind blieb stetig und kein Späherauge verrieth das geheimnißvolle Werk.

Noch immer brannte in kleineren auf- und ablodern- den Flammen das große Gehöft am jenseitigen Ufer und das Meer strahlte in lebhaftem Widerscheine die goldenen Feuergarben zurück, die dann und wann, wenn ein Balken zusammenbrach, in die Höhe sprühten. Je länger aber das feindliche Element in dem friedlichen Orte gewüthet, um so mehr Zeit hatte der Besitzer selber gehabt, sich männlich in das unvermeidliche Schicksal zu ergeben. Er spürte keine Müdigkeit, keinen Hunger, obwohl er seit Mittag keinen Augenblick geruht, keinen Bissen genossen hatte. In seinem festen Sinne schon im Voraus bedenkend, wie er den Verlust ertragen und ersetzen wolle, war er in sich zur Ruhe und Ueberlegung gekommen, und das ist immer schon ein großer Schritt zur Abwehr der Noth. Wohl hatte er oft an diesem Tage den Andreasberg im Auge gehabt und seine Gedanken auf dessen edlen Besitzer gerichtet, denn er wußte wohl, daß Andreas Burns, wenn er Hülfe bringen *konnte*, auch Hülfe bringen *würde*. Daß dies nicht vor der Nacht geschehen könne, war ihm so gut bekannt, wie Andreas selber, und so erwartete er denn auch den redlichen Freund

nicht vor Eintritt der Dämmerung. Als diese endlich eingetreten war und er den Kutter im Ansegeln bemerkte, wußte er, wer ihm nahte und so stand er denn jetzt am Strande und empfing den Capitain mit lebhaft gerührtem Herzen.

Kaum war ein Theil der Männer mit dem Boot gelandet, so legten die auf dem Kutter zurückbleibenden Matrosen denselben im Schatten der Bäume am Ufer vor Anker, zogen alle Segel ein und schauten aufmerksam nach der Warte hinüber, um der etwaigen Signale gewärtig zu sein, die Capitain Köhlwetter ihnen geben würde.

»Nun, Freund Harms,« redete der Capitain Burns den Schwergeprüften an – »wie geht es Euch? Mein Hiersein giebt Euch Kunde, daß wir Euer Schicksal mit Theilnahme betrachtet. Habt Ihr Verlust an Menschenleben erlitten?«

»Gott sei Dank, nein! Wir waren Alle seitab getreten, denn wir hatten das Gewitter nahen gesehen. Und Alles ist gesund, Cap'tain, nur wimmern die Frauen, daß sie kein Dach und Fach für die Nacht haben.«

»Darum eben bin ich gekommen, und wenn Ihr gesonnen seid wie ich, so kommt Ihr mit Weib und Kind hinüber, bis Ihr an den Aufbau denken könnt.

»O, mein guter Cap'tain!« schluchzte Rasmus Harms und schüttelte die Hand des braven Mannes. – »Wie dankbar bin ich Euch! Ich habe schon daran gedacht,

meine alte Ursel und Margrethen, mein Kind, hinüberzuschicken, aber ich wußte ja nicht, wie schwer Ihr selber heimgesucht wäret von den Teufeln, die meinen Hof vernichtet haben.«

»Wohlan denn, so kommt und laßt uns den Schaden besichtigen!« Und von Rasmus geführt, schritten alle Männer, die gelandet waren, dem Orte des Unheils zu.

Da bot sich ihnen denn ein grausenhafter Anblick dar. Die Feuerstätte selbst war noch immer unnahbar, aber in dem mit Früchten des Jahres so reich ausgestatteten und jetzt niedergetretenen Garten war die Verwüstung an jedem Baume sichtbar. Hier hatte man auch das Wenige aufgehäuft, was aus den Flammen zu retten möglich gewesen. Denn das Unheil war so schnell so unerwartet über die Trostlosen hereingebrochen, daß ihnen kaum die Besinnung geblieben war. Händeringend, mit aufgelösten Haaren und zerrissenen Kleidern standen hier bei den Trümmern ihres Eigenthums die alte Ursel, Margrethe und sämtliche Mägde, schluchzten und erzählten hundertmal dasselbe, immer wieder von vorne beginnend und kein Ende ihres Jammers findend.

»Und habt Ihr sonst Alles verloren, Harms?« fragte Andreas. »Wie steht es mit dem Vieh?«

»Ach, mein Vieh ist schon lange theils gestohlen, theils verkauft, theils aufgezehrt. Glücklicherweise habe ich noch vor wenigen Tagen einige Kühe und Schweine an die Hannoveraner verkauft, die es nicht umsonst haben wollten, und die paar Pferde, die mir von den requirirten übrig geblieben, sind davongestoben, als die Kugeln

und Flammen sie aus dem Stalle scheuchten. – Hier aber Cap'tain,« und er deutete auf eine schwere Eichenholzkiste mit starken Eisenbeschlägen, »hier ist mein Erspartes, das ist mir geblieben, und auch einige Wäsche da in den anderen Kasten ist unversehrt. Das ist freilich auch Alles, aber, wie ich denke, ein leidlicher Anfang zum künftigen Ende.«

»Ihr habt Recht, Männer dürfen nicht verzweifeln, wenn Gott ihnen Leiden schickt. Es ist eben Krieg, in dem wir begriffen sind, und das ist kein Puppenspiel. Nun aber, Kinder, wenn Ihr sonst nichts zu thun habt, macht Euch daran, alles Bewegliche auf den Kutter zu bringen.«

Da ging denn eine regsame Scene unter dem klaren Sternenhimmel und in der linden Nachtluft vor. Alle freien Hände faßten auf einmal an und in einer kurzen Stunde war mittelst des hin- und herfahrenden Bootes das ganze gerettete Eigenthum des Bauers an Bord des Kutters gebracht. Endlich gingen auch die Frauen und Mägde an Bord und nur zwei alte Knechte blieben zurück, die Felder zu hüten, den Garten wieder herzustellen, so weit es thunlich war, und die weggelaufenen Pferde einzufangen, über Alles aber die Aufsicht zu führen, bis Rasmus zurückkehren und den Bau des neuen Hauses anordnen würde, so Gott den Frieden gäbe. Sonst war nichts aus den brennenden Ruinen zu bergen, und da Rasmus keinen Grund hatte, unter den jetzigen Umständen länger im Sundewitt zu bleiben, so entschloß er sich kurz, ebenfalls seine Heimat zu verlassen und jenseit des Wassers sich vorläufig eine neue zu suchen.

Schmerzlich war der Augenblick, als er und seine Familie von dem so theuren Orte schied, wo er so viele Jahre seines Lebens ruhig und glücklich gelebt hatte; herzerreißend das Schreien der Frauen, als sie ihren klagenden Blick vom Wasser aus auf das noch immer brennende Haus warfen. Aber auch das mußte bezwungen werden und – es ward bezwungen. So stiegen die Letzten an Bord des Kutters, und da die Umgegend ruhig blieb, indem die Feinde sich vielleicht schämten, die Folgen ihrer Frevelthat aus der Nähe zu betrachten, so setzte man das Schiff sehr bald wieder in Bewegung, und es war kaum Mitternacht vorüber, als die Unternehmung ihr Ende erreicht und die Geretteten das Ufer des wohlwollenden Nachbarn bestiegen.

Von Gertrud herzlich empfangen und gastlich bewirthet, schiefen die Vertriebenen zum ersten Male unter einem fremden Dache, und als sie am nächsten Morgen, da die Sonne, neues Leben strahlend, aus dem Meere heraufstieg, nach ihrer matt rauchenden Heimat über das Wasser hinüber blickten, da war ihr Schmerz milder, ihr Verlust erträglicher geworden, denn sie hatten nur verloren, was verlierbar war, irdisches Gut und vergänglichem Besitz; das Vertrauen auf Gott und auf seinen gnadenreichen Vaterarm aber fühlten sie mächtig in ihrem Herzen leben, ja, es war seit der vorigen Nacht vielleicht lebendiger und wahrhaftiger in ihnen geworden, als es früher gewesen war.

NEUNTES KAPITEL. DES ALTEN BARDOW RACHE UND DAS ENDE DES ERSTEN KRIEGSJAHRES.

Der nächste Tag in Emmerslund verfloß in geräuschloser und um so bedeutsamerer Stille, als ein jeder der jetzigen Bewohner Stoff genug hatte, seinen eigenen nicht besonders trostreichen Gedanken nachzuhängen. Indessen hatten sich sogar die am schwersten Betroffenen, der alte Bardow und Rasmus Harms, allmählig in das Unvermeidliche gefunden, und obgleich ihr Schmerz noch neu war und der Gegenstand ihres Kummers ihnen stündlich vor Augen lag, so gaben sie sich doch schon in Gedanken der Hoffnung hin, daß Gottes ausgleichende Hand den begangenen Flevel nicht ungestraft lassen würde – ein für Menschen von dem Bildungsgrade, wie ihn jene beiden Männer besaßen, großer und im vorliegenden Falle sehr in's Auge springender Trost.

Nur am zweiten Nachmittage darauf erneuerte sich des alten Seemanns Schmerz, als die Beerdigungsfeierlichkeiten der Ueberreste der alten Lore stattfanden. Die ganze Bewohnerschaft der Umgegend war an den Strand geeilt, um der guten allbekannten Frau die letzte Ehre zu erweisen und wenigstens einen Blick auf den hinter ihrem Sarge herhinkenden Gatten zu werfen, denn einige Neugierde pflegt bei solchen Gelegenheiten immer mit der herzlichsten Theilnahme verbunden zu sein. Auch eine Abtheilung der zunächst liegenden Freischaaren hatte sich der Feierlichkeit angeschlossen und der Pfarrer des nächsten Kirchdorfes hielt eine den Umständen gemäße,

sehr feierliche und erhebende Anrede an die große Versammlung.

Als man von der Beerdigungsstätte zurückgekehrt war, nahm Andreas den alten Freund mit sich nach Emmerslund, um seinen trüben Geist zu erheitern und den umflorten Blick, mit dem er um sich schaute, aufzuklären. Und da er seine Gemüthsart und Neigung kannte, so setzte er sich mit ihm allein in sein Zimmer, sprach liebevoll von den vergangenen glücklichen Zeiten ihres Seelebens und schenkte ihm dabei ein Glas seines feurigsten Weines ein.

Aber der alte Seemann hatte heute weder Ohren zu hören, noch eine Zunge zu schmecken. Seine Gedanken auf Gott weiß was gerichtet, schaute er an des Commodore ernstem Gesicht vorbei zum Fenster hinaus in's Blaue, sagte zuweilen: »Ja, ja!« und schnellte die Finger beider Hände so kunstfertig zusammen, daß jedesmal ein schallender Doppelklang dabei zu Stande kam. Endlich bemerkte Andreas die Theilnahmlosigkeit seines Gefährten und beschloß, einen anderen Weg der Vermittelung zu betreten.

»Heda, Bardow, alter Freund!« rief er und schüttelte des Mannes Arm. »Was sinnt Ihr, woran denkt Ihr so unablässig – könnt Ihr die alte Lore noch immer nicht in ihrem Grabe ruhen lassen?«

»Zum Teufel, Cap'tain!« rief der Alte wild – »Ich denke jetzt nicht an die alte Lore, und Ihr thut gar nicht wohl, mich noch einmal an die gute Seele zu erinnern, denn

mein Blut wird immer dicker und meine Eingeweide heißer, wenn ich ihren Namen von einem Anderen nennen höre, selbst wenn Ihr es seid, der ihn ausspricht. Nein, nein, Cap'tain, mir liegt etwas Anderes im Sinne, und wenn mir darin keine Gewährung wird, so hab' ich den Tod selber – ich sag's Euch.«

»Und was ist es, was Euch so stark erschüttert?«

»Gerade heraus gesagt, Cap'tain – es liegt wie ein Fieber in meinen alten Knochen. Ich muß diesen verdammten Hunden von Dänen Eins auswischen, und sollt' ich nach Kopenhagen segeln und ein Stadtviertel anbrennen. Seht, diese Nacht habe ich kein Auge geschlossen, was mir selten passiert, und immer summte es mir wie eine alte Sturmglocke vor den Ohren, und mit jedem Bumbum klang es mir im Herzen, als wenn Gott selber hinein rief: Drauf, drauf, Bardow, schlage sie Alle todt! Und seht, das kann ich auch jetzt nicht los werden, und so gern ich Euch Bescheid thun möchte in diesem edlen Stoffe, und Euren trostreichen Worten zuhören – das Bumbum überschreit Alles und ich muß immerwährend an die Schurken denken, die mir so großes Leid angethan.«

»Aha!« sagte Andreas, der jetzt Bardow's Gedanken auf die Spur kam. »Das kenne ich, Alter, das ist das innere Rachegefühl, was in der Brust des mißhandelten Menschen wohnt und nicht zur Ruhe kommt, bis sich ein Gegenstand gefunden, an dem er es auslassen kann. Nun ja, etwas Aehnliches schlummert auch in mir, obschon ich mich nicht rächen, sondern sie nur für ihre Frevelthaten

gestraft wissen will, und daß das nicht ausbleiben wird, weiß ich bestimmt.«

»Meint Ihr das gewiß, Commodore?«

»So gewiß Ihr da vor mir sitzt – ja, Gott wird sie strafen, und vielleicht ist sein Zorngericht näher an ihnen, als wir denken mögen.«

»Ihr habt es getroffen, wie ein Blitz den Stahl trifft – hol mich der Satan! Ja, wenn das ist, so will ich Euch Bescheid thun mit dieser Flasche. Auf Gottes Gericht also!« Und er leerte das große Glas, welches noch unberührt vor ihm stand, mit einem Zuge, wobei er die Augen zukniff, um Gottes Gericht vielleicht um so deutlicher schon im Innern zu sehen.

Als Andreas den alten Knaben erst so weit gebracht sah, schöpfte er Hoffnung, sein Herz auch mit den Gedanken an *Den* zu erfüllen, der jenes Gericht zu vollstrecken hatte, und eben wollte er einen kleinen Versuch machen, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, als über den Garten her, nach welchem sich die Fenster des Zimmers, worin sie saßen, öffneten, die schrille Pfeife Capitain Kühlwetter's ertönte, der um diese Zeit auf der Warte stand.

»Was ist das wieder?« rief Andreas und sprang auf. Aber noch hatte er keine bestimmte Vermuthung gefaßt, was schon wieder Neues im Anmarsche sein könne, als Capitain Mevissen, der seinem Kameraden auf der Warte Gesellschaft geleistet hatte, eilig in's Zimmer trat.

»Was giebt's, Mevissen?« fragte Andreas schnell.

»So lacht einmal!« rief dieser, den Mund von einem Ohre bis zum andern aufreißend. »Es ist Zeit dazu! Es geht ein Gerücht durch die Leute, das verfluchte Schiff, der Odin, sei in die Gjennerbucht eingelaufen und sitze dort auf dem Sande fest. Vielleicht hören wir bald etwas Genaueres darüber, denn es kommt eben von Barsmark her ein Mann gejagt, der gleich in den Hof reiten wird.«

Kaum hatte der alte Bardow nur den Namen Odin und dann die daran folgende Botschaft gehört, so sprang er, mit seinem Stelzfuße den Boden stampfend, wie ein Kreisel in der Stube herum, rief ein Mal über das andere Hurrah! und klatschte in die Hände, daß es wie ein Peloton Pistolenschüsse klang. Andreas aber war unterdessen auf den Hof geeilt, wohin ihm die beiden Anderen, nachdem sie schnell noch ein Glas geleert, bald nachfolgten. Und da langte eben Hans Blachmann aus Barsmark an, der die vorher nur gerüchtweise verbreitete Kunde bestätigte. Der Odin säße wirklich fest, berichtete er, und obschon sich der Neptun große Mühe gebe, ihn wieder flott zu machen, so habe man doch die Aussicht, ihn mit Kugeln zu erreichen, wenn die Artillerie erst da wäre, nach der man geschickt habe. Er hätte eben die Häuser der Gjennerbucht beschießen wollen, als ihn die gerechte Vergeltung ereilt.

»Hollah!« rief Capitain Bardow, als er das hörte, »Nun ist mein Fieber weg und der überzählige Ballast auch, der mir auf der Seele gelegen. Hallo! jetzt bin ich wieder der alte Bardow! Geschwind, Commodore, geschwind – laßt

anspannen; gebt mir einen Wagen, ich muß bei der Affaire sein; denn ehe diese meine Augen ihn nicht sinken sehen, habe ich keine Ruhe auf Erden!«

Andreas zeigte sich sogleich willig, den Wünschen des alten Mannes zu entsprechen. Er ließ zwei flinke Pferde vor einen leichten Wagen legen, und in fünf Minuten war das Fuhrwerk zur Abfahrt bereit. Capitain Mevissen wollte seinen alten Kameraden nicht allein ziehen lassen, der schon neben dem Kutscher auf dem Strohsacke saß, er stieg daher mit einigen Freischaaren, die ebenfalls das Abenteuer bestehen wollten, auf, und im Nu stoben die Pferde mit den unternehmenden Leuten davon, während das laute Halloh des alten Bardow die muthigen Thiere nur noch mehr befeuerte.

Verlassen auch wir mit diesem Wagen Emmerslund und verfolgen wir das neue Unternehmen, von dem Andreas sich nichts Besonderes versprach, denn man war noch nicht an die Unglücksfälle zur See der auf dem Wasser bisher immer siegreichen Dänen gewöhnt. Im vollsten Laufe, von unablässigen Zurufen gejagt und mit Peitschenhieben, die sie nur selten zu fühlen bekamen, noch mehr in Feuer gesetzt, flogen die Pferde mit ihrem mäßig belasteten Wagen an Barsmark und Kirkeby vorbei und erreichten, indem man immer die kürzesten Feldwege einschlug, sehr bald den Gjenner Fjord. Als man hier aber die wackeren Thiere sich verschnaufen lassen mußte und eine Weile abstieg, um sich nach dem, von Bardow unterwegs zu tausend verschiedenen Todesarten verurtheilten Odin umzuschauen, sah man nirgends ein

Schiff, noch viel weniger aber ein auf irgend einer Sandbank festsitzendes. Die in so toller Hast hierher Gefahrenen zogen lange Gesichter und Capitain Bardow machte seinem gepreßten Herzen durch schreckliche Flüche Luft. Endlich erschien ein Bauer und erkundigte sich, was man denn eigentlich suche. Als er den alten Seemann nach dem gestrandeten Schiffe fragen hörte, bestätigte er die Wahrheit der Thatsache, aber das sei schon vor mehreren Stunden geschehen, erzählte er eifrig. Seit der Zeit habe das Segelschiff den Dampfer flott gemacht; und während das erste nach Südost umgelegt, habe sich letzterer nach Norden begeben, um im Arröersunde sein Meisterstück zu versuchen.

Als die von Emmerslund gekommenen Männer diese Nachricht vernahmen, waren sie sehr betrübt und beriechten sich, was unter diesen Umständen weiter zu thun sei. Einige wollten sogleich nach Hause zurückkehren, da ja der Zweck ihrer Fahrt verfehlt sei; Bardow aber, der hierüber auf das Aeüßerste ergrimmt, sagte, er müsse sich schämen, nach Hause zu kommen, ohne den Odin einmal gesehen zu haben; sie möchten immerhin zu Fuße nach Emmerslund gehen, er würde allein nach Arröe fahren, denn ihm habe der Commodore das Fuhrwerk anvertraut.

Mehr um dem Alten willfährig zu sein, der den meisten Grund zum Hasse des feindlichen Schiffes hatte, als weil sie irgend eine Absicht gegen dasselbe zu erreichen hofften, entschlossen sie sich endlich, mit nach dem Arröesund zu fahren. Es war noch ziemlich früh am Tage

und man konnte den schmalen Sund zwischen dem Festlande und der reizenden Insel noch leicht vor Einbruch der Nacht erreichen. Daß auf dem Wege dahin nichts zu befürchten war, wußte man bestimmt, da die schleswig-holsteinische Armee in und um Hadersleben stand, sich bis zur See ausbreitete und dort mit den Freischaaren zusammentraf, die unter Hauptmann Aldosser die Küste behüteten. So stieg man denn wieder auf und bald setzte sich der Zug in Bewegung, die Straße von Apenrade nach Hadersleben verfolgend, die man jedoch bei Hoptrup wieder verließ, um über Kjelstrup und Heisager nach Flauth zu gelangen, wo man etwa um zehn Uhr Abends ankam und die unerwartet erfreuliche Nachricht erhielt, daß der Odin allerdings noch in der Nähe der Küste im Sunde liege, weshalb man auch schon nach Artillerie geschickt habe, um ihn bei Tagesanbruch auf's Wärmste mit glühenden Kugeln zu begrüßen.

So setzte man die Reise sogleich über Raad nach dem Sunde fort und traf etwa um elf Uhr Abends an Ort und Stelle ein.

Nachdem man den Pferden ihr Futter vorgeworfen, betrat man den Strand und fand hier schon einige Vorkehrungen zur Ueberraschung des Feindes getroffen. Eine Abtheilung kampflustiger Freischaaren hatte das Ufer besetzt und sich hinter Hecken und Bäumen so gut wie möglich vor den Luchsaugen der Dänen verborgen. Zwei kleine Geschütze, die man herbeigezogen, hatten zu schwaches Kaliber und trugen ihre Geschosse nicht

weit und sicher genug, um dem Schiffe wünschenswerten Schaden zu thun, daher hatte man eine Stafette nach Hadersleben gesandt, um schweres Geschütz zu holen.

Die beginnende Nacht war klar und sternenhell; man sah deutlich die schönen Waldungen von Arröe, einer der lieblichsten Inseln der blauen Ostsee, vor sich liegen, und mitten im Sunde, unbesorgt vor einem Angriffe, den er auf dem Wasser beim Mangel schweren Geschützes für unmöglich hielt, lag der Odin und ruhte von seinen Strapazen der vergangenen Tage aus, um am nächsten Morgen mit frischer Kraft eine neue ungefährliche Schlacht irgendwo in der Nähe zu liefern.

Als Capitain Bardow des ihm so verderblich gewordenen Schiffes ansichtig wurde, erfaßte ihn eine unbezähmbare Leidenschaft und er schwor sich hundertmal, dem Dasein des feurigen Teufels ein Ziel zu setzen, worüber die umherstehenden Freischaaren lachten, aber ernst wurden, als sie vernahmen, welch trauriges Ereigniß den alten Mann dagegen so überaus erbittert hatte. Er war nicht von der Stelle zu bringen, an Ruhe und Schlaf dachte er nicht, und hätte man ihm nicht mit Gewalt einige Gläser Punsch aufgedrungen, er würde auch dazu keinen Antrieb gefühlt haben, denn sein sonst leidlicher Appetit und Durst war ganz und gar in dem Verlangen seiner Seele aufgegangen, den Untergang des Schiffes herbeizuführen, als ob das so ein kleines und leichtes Unternehmen gewesen wäre.

Aber Gott, der Lenker der Schicksale der Menschen und Dinge auf Erden, schien selbst beschlossen zu haben,

den brennenden Wunsch des alten Mannes zu erfüllen. Er schlug die sonst so schlaunen Dänen mit blinder Zuversicht, daß sie sich in ihrer jetzigen Lage für unantastbar hielten, und gab ihnen diesmal keine Kunden, daß ihre Feinde näher und stärker wären, als sie dachten. Ruhig blieb das Schiff auf seinem weichen Bette im Sunde liegen; die langsam und majestätisch von Osten her aufschwellenden Wogen hoben es dann und wann auf ihrem breiten Rücken in die Höhe, aber unverrückbar fest von seinen Ankern gehalten, sank es immer wieder auf seine alte Stelle zurück und nahm sich so sicher und zuverlässig im Bewußtsein seiner Kraft aus, als wäre es der unüberwindliche Beherrscher der nordischen Meere gewesen.

Da, lange nach Mitternacht rasselten zwei Zwölfpfünder von Hadersleben heran und eine jederzeit willige und zu jeder muthigen That entschlossene Mannschaft begleitete sie. Capitain Bardow gerieth darüber außer sich vor Entzücken und humpelte dem Führer der Geschütze entgegen, um ihm seine Kameradschaft anzutragen. Bald waren die Ankommenden von dem Wunsche des alten Seemannes, den Odin in Grund zu bohren, unterrichtet und freundlich genug, ihm die Erfüllung desselben zu versprechen. Mit einer Hast und Sicherheit, wie sie nur kriegsgeübte Männer besitzen, ging man darauf an die Arbeit, warf hinter einer Hecke eine kleine Schanze auf, vertiefte den Grund für die Bedienungsmannschaft und zog endlich die Geschütze ein, wobei alle Anwesenden

nach Kräften mithalfen. Aber noch war die Zeit der Handlung nicht gekommen; es war noch zu dunkel, um richtig zielen zu können; und da man einen ernsten Zweck vor Augen hatte, so wollte man nichts versäumen, um denselben zu erreichen, und nur mit dem gehörigen Nachdruck zu Werke gehen. Der Unruhigste von Allen war der alte Bardow. Hundertmal blickte er nach der See hinaus, ob das Schiff auch nicht davon gegangen sei, und wenn er es fand, hob er seine Augen zu der kleinen Mondsihel, die ihr Licht, sparsam über die brodelnden Wellen ausgoß, bis allmählig die Nacht schwand, die Morgenröthe rosig aus dem feuchten Horizonte auftauchte und alle bei der folgenden Handlung thätigen Menschen in die Nähe des Schauplatzes derselben zog.

»Geduld meine Kinder, Geduld!« sagte der alte Mann und hinkte von einem Geschütze zum anderen, indem er ihre glänzenden Röhren mit der flachen Hand streichelte – »Nur Geduld, sage ich Euch. Ihr sollt nicht vergebens die lange Nacht gelauert haben. Wartet noch ein wenig, bald sollt Ihr Euern Mund so weit aufmachen, wie nur möglich, und dem Seehunde da drüben so tiefe Wunden einbeißen, wie er sie mir selbst gerissen hat.«

Die Umstehenden lächelten, als sie diese seltsame Anrede vernahmen; der Offizier aber, der dabei war, klopfte dem alten Manne auf die Schulter und versprach ihm, bald seinen Wunsch zu erfüllen. »Wie ist es aber, Alter,« sagte er, »habt Ihr wohl schon so ein brummendes Ding abgebrannt?«

»Ich? Meint Ihr mich? Ob ich solch ein Ding schon abgebrannt? Bei Gott und allen seinen Heerschaaren, was war das für eine Frage an den alten Bardow, der vierzig Jahre zur See gegen allerlei Feinde gekämpft! Ich glaube nicht, Herr, daß Ihr Alle zusammen, wie Ihr hier steht, so viel Lunten angelegt, wie ich allein.«

»Nun, wenn Ihr das so gut versteht, so will ich Euch gestatten, ein Geschütz abzufeuern – wählt – das rechte oder das linke; – mir ist es einerlei, beide sind mit Granaten geladen.«

»Wirklich? Also Ihr wolltet? Hurr – ja so, ich darf ja nicht schreien! Bis nachher also – aber dann sollt Ihr hören, was der alte Bardow für eine Kehle hat. Na, ich nehme das da, das rechte, das hat so ein schelmisches Auge und blinzelt mich schon lange vertraulich an – wo ist die Lunte, her damit – aha! Ich werde auch der Erste sein, Kamerad,« – wandte er sich an den Bombardier, der das zweite Geschütz richten sollte, und so wie ich Feuer gesagt, schreit Ihr Mord – so soll es sein!«

Und so war es beschlossen. Lautlos und voll erwartungsreicher Spannung standen die Männer und harrten mit nach dem Himmel gerichteten Antlitz, bis das rosige Licht des anbrechenden Tages hellere Strahlen werfen würde.

Der Capitain trippelte ungeduldig hin und her, zerstampfte den weichen Boden mit seinem Stelzfuß und rieb sich die Hände vor Freude fast wund. Ein Auge immer auf das Schiff, welches von Augenblick zu Augenblick seine scharfen Linien klarer aus dem Nebel der

Nacht erhob, und das andere auf die Kanone gerichtet, die vor ihm stand, flüsterte er: »Bald, bald, mein Mäuschen – bald, bald!«

Da brach der lächelnde Tag mit glänzenderem Lichte herein und man sah beinahe so klar wie im Mittagsscheine den Rumpf des Dampfers vom Wasser sich abheben. Eine kleine graue Dampfwolke wirbelte brausend aus seinem Schornstein hervor und bewies, daß man geheizt habe, um vielleicht mit Tagesanbruch ebenfalls das Werk zu beginnen. Darum mußte man ihm zuvorkommen und so war endlich der Augenblick der Handlung erschienen. Der Offizier flüsterte seiner Mannschaft zu, daß keine Minute zu verlieren sei und daß sie sich fertig machen sollten.

»Wir sind fertig,« sagte der Unteroffizier, der beim zweiten Geschütze stand, neben welchem, wie beim ersten, jeder Mann seine Stellung nach Vorschrift eingenommen hatte.

»Wohlan denn!« rief nun mit lauter Stimme der junge Offizier. »Vorwärts, No. 1, Feuer!«

Capitain Bardow war schon lange hinter sein Geschütz gesprungen und hatte über das Visir scharf nach dem Schiffe hinübergelugt. Auch er war fertig; und mit der einen Hand, zwar nicht vorschriftsmäßig, aber doch wirksam, die Lunte anlegend, mit der andern den Hut vom Kopfe reißend, brüllte er sein donnerndes Hurrah in

die frische Morgenluft. Heraus aus dem Geschütz krachte der Schuß und die Kugel flog auf das etwa vierhundert Schritte vom Ufer entfernt liegende Schiff los, welches einen so bitteren Morgengruß am wenigsten erwartet hatte, denn es war durchaus nicht auf einen Ueberfall eines Zwölfpfünders vorbereitet. Und daß der Schuß saß, hörte und sah man deutlich, denn das getroffene Holz des Schiffes krachte und die Splitter flogen in der Luft wirbelnd umher, während eine unruhige Bewegung an Bord sich augenblicklich bemerklich machte.

Dem ersten Schusse folgte der zweite nicht minder sicher, und schon waren beide Geschütze wieder von den herbeispringenden Kanonieren geladen.

Capitain Bardow war unterdeß bei Seite getreten, um die Wirkung seines Schusses besser zu verfolgen. Er schwenkte seinen Hut gegen das Schiff und wiederholte sein Hurrah. »Warte,« sagte er, »jetzt weiß ich, daß Du kein Gespenst, sondern der Teufel mit Fleisch und Blut bist. Nun soll es noch besser kommen – Dir wollen wir einheizen – denke an Rasmus Harms – hollah, meine Herren, jetzt einen Schuß für die alte Lore!«

Und am ganzen Leibe vor Erregung zitternd, kauerte er sich noch einmal hinter dem Geschütze nieder, und seinem Laufe eine etwas veränderte Richtung geben lassend, feuerte er es zum zweiten Male ab. »Halloh!« rief er, als die einschlagende Kugel im Schiffe selbst entsetzlich krachte und zersprang – »Hollah, das ging ihm in die Leber –! Der alte Bardow hat freilich nur ein Bein, aber zwei gesunde Arme hat er – hurrah!«

Und nicht in die Leber allein, um den Ausdruck des alten Seemanns festzuhalten, sondern sogar in's Herz war ihm dieser meisterhafte Schuß gedrungen, denn er hatte den Dampfkessel getroffen, und sogar zersprengt. Der glühende weiße Dampf, der darin eingepreßt war, fuhr mit furchtbarer Gewalt und höllischem Zischen nach allen Seiten des Schiffes umher, hüllte dasselbe wie in einen dicken Nebel ein und verbrühte und verbrannte alles Lebendige, was mit ihm in Berührung kam.

Die überraschte und zugleich entsetzte Mannschaft des Odin, theilweise noch süß schlummernd in den Maten liegend, sprang unangekleidet, wo nur eine Oeffnung war, aus dem Innern heraus, denn jeden Augenblick mußte sie befürchten, das Schiff würde an zehn Stellen zugleich in Brand gerathen. Einige von ihnen sprangen in's Meer, dem Festlande oder der Insel Arröe zu; Erstere wurden gefangen, Letztere entkamen. Die meisten aber retteten sich in den Booten und entflohen, mit Brandwunden bedeckt, dem feurigen Ofen, der sie von allen Seiten wie die Hölle selber umgab.

Ein furchtbares und bis zur Insel hinüberschallendes Siegeschrei aber begleitete die Fliehenden vom Lande her und beinahe übermäßig war der Jubel über eine That, die eben so neu wie überraschend war. Der alte Bardow hatte das Seinige gethan, denn er allein hatte mit seinem vortrefflichen Schusse den übermüthigen Feind in die Flucht geschlagen. Fast wahnsinnig vor Freude, tanzte er auf dem Strande umher, umarmte und küßte, was

ihm in den Weg kam und ließ aus dem nächsten Fährhause auf seine Kosten herbeiholen, was Flüssiges und Festes zu trinken und zu speisen darin war. Das Schießen der Kanoniere dauerte eine Zeit lang fort, bis sie sich überzeugt hatten, daß Niemand mehr an Bord des verwüsteten Schiffes sei, welches, von seinen Ankern losgeschossen, endlich mit dem Strome fort fluthete und auf den Sandbänken von Arröe strandete.

Den ganzen Tag über strömten zahllose Besucher aus Hadersleben und der Umgegend herbei, um den todten Leib des geschlachteten Riesen anzustauen. Eine Art Bivouak hatte sich am Strande gebildet und Alt und Jung tummelte sich darin umher, um den Einbruch der Nacht zu erwarten und dann dem Wrack des ehemals so stolzen Schiffes den Rest zu geben.

So wurde der Tag in Saus und Braus verbracht. Als aber die Dunkelheit des Abends sich über das Meer legte, fuhren einige wagehalsige Freischärler, von Bardow selber angeführt, nach dem Wrack hinüber und bohrten es unter seiner Leitung an verschiedenen Stellen an. Erst als das lustig hineingurgelnde Wasser seinen weiten Leib allmählig zu füllen anfang und es immer tiefer und tiefer in das verschlingende Meer sank, kehrten sie an den Strand zurück, das Uebrige der Wuth des feindlichen Elementes überlassend. –

Andreas hatte den alten Kameraden denselben Abend als er fortgefahren war, nicht mehr auf Emmerslund zurückerwartet. Als er aber auch am nächsten Morgen, ja selbst bis zum Mittag nicht kam, wurde er unruhig, ließ

sich sein Pferd satteln und ritt nach der Gjennerbucht. Hier aber vernahm er schon die Kunde der unerwartet großen That. Von innerem Verlangen getrieben, dieselbe mit eigenen Augen zu schauen, schlug er rasch den weiten Weg nach dem Arröesunde ein und gelangte gegen Abend an sein Ziel, wo er noch Zeuge des Unterganges des feindlichen Schiffes war, welcher dem alten Seemann seine Ruhe wiedergegeben hatte. Stürmisch umarmte ihn der alte Freund und eine Zähre trat dem edlen Manne in die Augen, als er die Worte aus seinem Munde stammeln hörte: »Na, Commodore, habe ich es Euch nicht gesagt, daß ich es vollbringen würde? Nun ist die alte Lore gerächt und ich bin wieder der alte Bardow wie früher. So! Nun laßt uns nach Hause fahren und den Anderen erzählen, daß ich auch einmal ein Heldenstück vollbracht!«



Die Ueberrumpelung und Versenkung des feindlichen Dampfers Odin war aber auch die letzte glänzende That in dem ersten Feldzuge dieses Krieges. Beide Theile hatten genug des Blutes vergossen und schienen nicht aufgelegt, der Kriegsfurie neue Opfer zu bringen. Die Dänen fühlten sich namentlich zu Lande zu schwach, den vereinigten Heeren der deutschen Mächte mit Erfolg entgegenzutreten und hatten sich schon lange gehütet, ihre Armee denselben im Ganzen preiszugeben; zur See aber waren ihre unternommenen Rüstungen noch nicht zu einem Grade vollendet, der ihnen ein entschiedenes

Uebergewicht über die angelegten Strandbatterieen gesichert hätte. Daher begannen denn, sobald die Waffen ruhten, die Federn der Diplomatie sich in Bewegung zu setzen, und hierin waren die Dänen, wenigstens was ihre Versprechungen betraf, außerordentlich stark und meisterlich geschult. General Wrangel, der bisher die Dänen mit gezogenem Schwerte zurück getrieben, wo er sie getroffen, mußte dies Schwert einstecken, da die Feder es befahl, und da er unter diesen Umständen keine weiteren Waffensiege mehr für möglich hielt, so begann er selbst in Wonsild die Unterhandlungen mit den Dänen einzuleiten. Diese aber stellten so maaßlose Forderungen, daß die auf dem Schlosse Bellevüe bei Kolding geschlossene Uebereinkunft dem General Wrangel selber so bedenklich, und das deutsche Recht und die deutsche Ehre so tief dadurch beleidigt schien, daß er derselben nicht beitreten zu können den Ausspruch that, und so erklärte die provisorische Regierung am 25. Juli, daß die Friedensunterhandlungen gänzlich abgebrochen seien und jetzt das Schwert entscheiden müsse. So versuchten denn die Dänen noch einmal ihr Heil mit Anwendung ihrer stärkeren Macht zur See und ihre Schiffe näherten sich zunächst der Eckernförder Bucht, auf die sie es überhaupt von jeher abgesehen hatten, konnten aber gegen die neuen Strandbatterieen nichts ausrichten und zogen sich zurück, um bald darauf nochmals wiederzukommen und nochmals unverrichteter Sache umzukehren.

Der heftige Widerstand der Dänen aber und ihre übermäßigen Forderungen erbitterten die deutschen Regierungen immer mehr und von allen Seiten strömten neue Truppen herbei, den Frieden mit Gewalt herbeizuführen. Besonders im Sundewitt griff der Oberst von Zastrow am 16. August das vereinigte dänische Geschwader an und zwang es trotz der großen Uebermacht seiner schweren Schiffskanonen zum Rückzuge. Endlich aber und nachdem die am 15. August zusammengetretene schleswig-holsteinische Landesversammlung sich vier Tage später schon wieder vertagt hatte, um die von Neuem aufgenommenen Friedensunterhandlungen nicht zu stören, wurde am 26. August der Waffenstillstand zu Malmö geschlossen, ein Beschluß, der keine der Parteien befriedigte und, wie er die peinlichsten Gefühle im deutschen Volke hervorrief, weil der deutsche Aufschwung darin gänzlich mißachtet wurde, die Herzogthümer um alle so todesmuthig erworbenen Errungenschaften ihrer Erhebung zu bringen drohte; denn was hatte der für rechtmäßig anerkannte Aufstand und das so reichlich vergossene Blut, was hatten die Anstrengungen und Aufopferungen eines ganzen Volkes erreicht? Eine Uebereinkunft, welche die Freiheit der Herzogthümer vernichtete und der Dänen trotzigen Uebermuth bis zu einem Grade erhob, wie er in der Weltgeschichte bis dahin noch nicht seines Gleichen gefunden hatte.

So trat denn die zwitterhafte Gestalt des vielbesprochenen Malmöer Waffenstillstandes in's Leben, in dessen

Gefolge Niemand in Schlesw-Holstein wußte, ob er dänisch oder deutsch, wer Herr und wer Unterthan, wer im Recht und wer im Unrecht sei. Die Physiognomie der Herzogthümer begann eine seltsame Maske vorzunehmen Anfangs war man vom verheißenen Frieden beglückt, bald aber zeigte sich das blendende Trugspiel, womit man dem Volke feinen Sand in die Augen gestreut hatte. Zwar kamen die gefangenen Deutschen aus den dänischen Kerkern zurück, Eltern sahen ihre Kinder wieder, die verlassenen Marken und Häuser füllten sich plötzlich mit ihren entlaufenen Bewohnern, zwar war der Kanonendonner und die Lärmtrompete verstummt und der fleißige Arbeiter begann wieder seine verwüsteten Felder zu bebauen, seine zerstörten Häuser aufzurichten, aber eine gesicherte Hoffnung, daß der Fluch des Krieges nicht wiederkehre, daß das mit Füßen getretene Recht zu Ehren kommen und sich in seinem Glanze erheben werde, war nicht vorhanden. Hin und her schwankten die Meinungen der Parteien wie die der Regierungen und augenblicklichen Gewalthaber. Das ganze schleswig-holsteinische Volk erhob laut seine gerechte Klage durch seine Landesversammlung; als aber die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt derselben Gehör gab, legte das deutsche Reichsministerium seine Funktionen nieder, weil es die Beschlüsse derselben gutzuheißen sich nicht getraute. So wurde endlich, um nur einen Mittelpunkt rechtmäßiger Handlungsweise zu haben, eine

Commission zur Ausführung der Waffenstillstandsbedingungen abgesendet, während die deutschen Reichstruppen in Eile die Herzogthümer räumten. Auf dänischen Betrieb ward auf Alsen eine königliche Immediatcommission eingesetzt, die zwar Befehle erließ, von Niemandem außerhalb der Insel aber beachtet wurde. Was diese Commission heute befahl, riß morgen ein Erlaß der schleswig-holsteinischen Landesversammlung nieder, so daß endlich kein Mensch in den Herzogthümern mehr wußte, wem er gehorchen, was er thun, was er lassen sollte. Heute zum Beispiel wurden Steuern ausgeschrieben, morgen wurden diejenigen mit Strafen bedroht, die sie zahlen würden; heute wurde den Pfarrern befohlen, den Erlaß der einen Regierung, morgen den der andern von den Kanzeln zu verlesen. Heute wurde einem Grundbesitzer Strafe auferlegt, wenn er dies oder jenes thäte, morgen von anderer Seite, wenn er es nicht thäte. Eine wahrhaft babylonische Verwirrung zeigte sich aller Orten und das Feld der Parteinahme für diese oder jene Seite im Schooße der Bürger und Barern war zum Nachtheile des ganzen Landes wieder von Neuem weit und breit geöffnet. Bald wurden dänische Beamte von Deutschen, bald Deutsche von Dänen abgesetzt, so daß endlich viele von selbst ihr Amt niederlegten, weil sie nicht wußten, in wessen Auftrage sie es verwalten sollten. So kamen neue Prediger, neue Beamte jederlei Art an die Reihe, und Klage über Klage, Verwirrung über Verwirrung strömte über das ganze Land herein, das nicht einmal wußte, an wen

es seine Steuern zu bezahlen hatte, da dieselben von beiden Seiten in Anspruch genommen wurden. In diesem Wirrsale verstrich der siebenmonatliche Waffenstillstand, ohne daß man am Ende desselben im Klaren war, ob Krieg oder Friede folgen würde. Fürwahr ein trauriges Ende des ersten Aktes des blutigen und so viel verheißenden Drama's.

Doch bevor wir uns zum Beginne des zweiten Feldzuges wenden, müssen wir noch Einiges nachholen, was sich auf unsere Freunde in Emmerslund bezieht; und kehren wir also zum Schlusse dieses Buches noch einmal zu ihnen zurück.

#### ZEHNTES KAPITEL. HÄUSLICHE LEIDEN UND FREUDEN.

Die Freischaaren waren von Emmerslund und aus seiner Umgegend abgezogen und hatten sich, da es im Norden nichts mehr für sie zu thun gab, nach Süden gewandt; so war Capitain Burns Familie seit langer Zeit zum ersten Mal wieder sich selber überlassen und konnte ihren Gewohnheiten und Beschäftigungen nachgehen wie früher. Da von kriegerischen Unternehmungen in der Nähe nichts mehr verlautete, so gab man sich eifrig den Arbeiten des Friedens hin, denn vieles Nothwendige war in der Zeit der Sorge vernachlässigt worden. Knechte und Mägde waren auf dem Felde beschäftigt und allmählig fingen die Scheunen an sich zu füllen, das Vieh wurde auf Wiesen und Triften sich selber überlassen und so nahm das ländliche Besitzthum wieder nach und nach

den friedlichen Anstrich an, den es so lange entbehrt hatte.

Das Einzige, was der Familie augenblicklich Sorge bereitete, war der eigenthümliche Gemüthszustand des in der Genesung begriffenen Sohnes. Seine Wunden waren längst geheilt, seine Kräfte erholten sich, nachdem ihn das Fieber verlassen, in der gesunden Luft und bei der vortrefflichen Pflege wunderbar schnell, aber sein bleiches Gesicht erhellte keine Spur von Freude über diese Genesung, im Gegentheile wurde sein Gemüth von Tage zu Tage düsterer, seine Stimme klangloser und der Blick seines sonst so freundlichen Auges immer trauriger und klagender. Es schien eine Last auf seinem Herzen zu liegen, die seinen Geist lähmte und seine Jugendkraft in ihrer steigenden Entwicklung zurückhielt.

Die Mutter, während des langen Krankenlagers an diese eigenthümliche Stimmung gewöhnt, schob die Ursache davon auf die Folgen seiner Verwundung und hoffte, das Uebel werde mit fortschreitender Genesung von Tage zu Tage abnehmen. Nicht so der Vater. Er war weit- und scharfsichtiger als die herzensgute Mutter, und seine Erfahrung sagte ihm deutlich genug, welches Unkraut in der Brust des Sohnes wuchere. Außer ihm war es allein Helene, die mehr als eine Ahnung der Traurigkeit des jungen Mannes hatte und oft schon hatte sie im Stillen mit dem älteren Freunde berathschlagt, wie der Gemüthsverstimmung desselben zu steuern sei, obgleich es

ihr klar war, daß diese Bemühungen bis zu der Zeit hinaus geschoben werden mußten, wo seine gänzliche körperliche Genesung erfolgt sei, um das alte Uebel durch etwaige Erregung nicht von Neuem zu wecken.

Agathe, obgleich sie sich leiblich ganz gesund fühlte und alle ihre bisherigen Verrichtungen im Hause pünktlich erfüllte, zeigte ebenfalls eine auffallend traurige Stimmung, die sogar eine sichtbare Veränderung in ihrer äußeren Erscheinung hervorzurufen anfang. Ihre rosige Wange war blaß, ihr munteres Auge trüb geworden, verschwunden war das fröhliche Lachen, welches sonst oft schon des Morgens durch das Haus schallte und dafür sah man nicht selten beim Frühstückstisch die Spuren heißer Thränen, die sie anstatt des wohlthuenden Schlummers auf ihrem nächtlichen Lager heimgesucht hatten. Auch war sie, die im Gespräch sonst so Muntere, Heitere, Fröhliche, ernst und still geworden, so daß sie im Hause mehr als duldende, denn als handelnde Person auftrat. Anfangs hatte die Mutter diese Umwandlung des lieben Mädchens in einer übermäßigen Anstrengung zu finden geglaubt, der sie sich bei ihren Nachtwachen an Friedrich's Krankenbette hingeeben, da aber diese Zeit längst vorüber war und Agathens Zustand eher schlimmer als besser wurde, so mußte auch sie endlich einen anderen Grund dafür aufsuchen. Ach! und in ihrer mütterlichen Verblendung, in ihrer Schwärmerei für den abwesenden Lieblingssohn, fand sie einen, der gerade dem wirklichen und wahren entgegengesetzt war, denn sie glaubte dasselbe, was auch Friedrich glaubte, daß nämlich Agathe

mit liebendem Herzen an Erik hange und allein um sein ferneres Schicksal so schmerzlich besorgt sei. Gerade die Unterredungen über diesen Punkt, die der Genesende häufig insgeheim mit der Mutter gepflogen, hatten ihn in seiner Meinung bestärkt und ihm eine Einbildung vorge spiegelt, die der Wirklichkeit, wie so oft im Leben, durchaus entgegengesetzt war.

So gingen diese beiden jungen Menschen, durch das Schicksal so eng verbunden und von demselben heißen Gefühle einer vorwurfsfreien Neigung verzehrt, äußerlich fremd neben einander her und anstatt sich das Leben durch ein Geständniß ihrer Qualen zu erleichtern, erschwerten sie sich durch hartnäckiges Schweigen und gegenseitige Verhehlung ihrer Empfindungen jede Stunde ihres Daseins. Aber an ein solches Geständniß, ja an eine äußerliche Kundgebung ihrer Gefühle war bei Beiden nicht im mindesten zu denken. Friedrich, von kühlem Temperamente, jedes Thun auf das Bedachtsamste erwägend, streng und zurückhaltend in seinen Aeußerungen von jeher, wie selten ein Mann in seinen Jahren, nur dem ernsteren Lebenszwecke mit ganzem Gemüthe ergeben und auf das Bedeutendere Auge und Geist gerichtet, hätte lieber das Härteste erduldet, als dem jungen Mädchen, welches er äußerlich als Schwester behandelte, innerlich aber anbetete, von der er aber glaubte, daß

ihr Herz seinem Bruder ergeben sei, von seinen geheimsten Gefühlen Rechenschaft abgelegt. Er hätte das in seiner reizbaren Gewissenhaftigkeit für ein Verbrechen gegen seinen Bruder gehalten, den er wohl brüderlich liebte, aber über dessen Aufführung und Handlungsweise er, aus Gründen, die wir kennen und ehren müssen, lebhaft erbittert war, dessen Rechten er aber demungeachtet auf keine Weise zu nahe treten wollte, da er von ihm seit langer Zeit wußte, daß er Agathen leidenschaftlich ergeben sei.

Agathe dagegen hatte keine so vortheilhafte Meinung von sich selber und schlug ihre äußeren Mittel nicht so hoch an, wie es wohl andere junge Mädchen von ihrem Alter, ihrer Schönheit und größerer egoistischer Selbstschätzung gethan hätten, um sich für werth zu halten, von einem so gediegenen jungen Manne geliebt zu werden, ja sie kam sich in ihrer abhängigen Stellung so klein, so unbedeutend gegen ihn vor, daß sie es sogar für einen Raub an seinen Eltern hielt, die ihr so viele Güte und Liebe im Leben erwiesen hatten, wenn sie Anspruch auf die Neigung ihres ältesten Sohnes, des Erben von Emmerslund, hätte machen wollen. Und wenn ein hochherziges Mädchen, welches inneren Werth, weiblichen Stolz besitzt, sich nicht geliebt glaubt, so wird sie lieber ihr Herz bezwingen, ihrer Neigung entsagen und in Liebe vergehen, als dem Manne ihr Inneres enthüllen, von dem sie sich verschmäht und unbeachtet glaubt.

So hatte sich das Verhältniß zwischen Beiden allmählig entwickelt, welches wir hier genauer erörtern mußten,

weil uns späterhin nicht mehr die Zeit dazu bleiben dürfte. –

Es war ein lieblicher Juliabend, – vier bis fünf Tage nach dem Siege über den Odin, – warm und würzig, lieblich und frisch, wie sie nur am Ufer des nördlichen Meeres gefunden werden und niemals die physische Erschlaffung in ihrem Gefolge haben, wie in südlichen Gegenden – als die Familie des Capitains sich im Garten befand und nach vollbrachtem Tagewerke auf und nieder wandelte, um sich an der süßen Luft und dem frischen Hauche zu laben, der vom Süden her über den Meeressgürtel fächelte und leise über die duftenden Blumen strich, die seine sanften Schwingen mit ihrem Wohlgeruche erfüllten. Voran schritt die Mutter, Friedrich am Arme führend und in leisem Gespräche mit ihm begriffen; weiter hinter ihnen Agathe allein, bleich und kummervoll wie immer, hie und da eine Blume knickend und dabei vielleicht an ihr eigenes geknicktes Herz denkend.

Hinter dieser, so weit entfernt, daß sie nicht von ihr gehört werden konnten, schritten Andreas und Helene einher, Beide in ihrer ganzen ruhigen Kraft und Lebensfülle, er in seiner gewöhnlichen männlichen Sicherheit, sie im vollen Liebreiz ihrer so reich begabten Natur. Noch trug sie zwar ihr schwarzes Gewand, aber schon deuteten einzelne farbenreichere Bestandtheile ihrer immer gewählten Kleidung darauf hin, daß die Zeit auch für sie wieder gekommen sei, wo sie sich den heiteren Ansprüchen

des Lebens hinneigen könne, denn sie hatte den schönen Glauben, daß es nicht Gottes Wille sei, ewig zu trauern oder wenigstens in Trauer zu erscheinen, wo doch so viel Grund zum Preise seiner väterlichen Güte vorhanden war.

Im weiten Kreise um den großen, reich mit Rosen und Levkojen besetzten Rasenfleck des Gartens schreitend, wo sich die Wandelnden nie begegneten und nie im Wege waren, redeten Andreas und Helene leise mit einander, und da sie die beiden Menschen so dicht vor sich hatten, deren Schicksal sie so innig berührte, so war es natürlich, daß sie über das sonderbare Verhältniß derselben ihre Meinungen austauschten.

»Da gehen unsere beiden Patienten nun vor uns her,« sagte Andreas lächelnd und doch im Herzen sehr ernst gestimmt zu Helenen, die mit einer Rose spielte und sie oft an ihre Lippen führte um den süßen Duft so lange wie möglich einzusaugen – »Da gehen sie hin und stoßen sich von einander ab wie zwei feindliche Mächte, die sich doch innerlich so nahe verwandt und zu gleichem Genusse ihrer Freiheiten berechtigt sind. Die Thoren! Ach, sie erinnern mich an den traurigen Streit Dänemark's und unserer Herzogthümer. Wenn der Eine es verstände, des Anderen Gaben zu erkennen, seine Hülfquellen zu benutzen und seinen natürlichen Neigungen Rechnung zu tragen, wahrlich!- was könnte das für eine heilsame, glückliche und große Verbindung sein! Aber so

ist es einmal im Leben. Selten erkennen es zwei Menschen und zwei Völker, die für und neben einander geschaffen sind, daß sie sich gegenseitig unter die Arme greifen, fördern und tragen sollen, um sich das Leben zu erleichtern, zu versüßen, – viel lieber gehen sie grollend und streitend neben einander her – was ist es doch für eine seltsame Welt, in der wir leben, nicht wahr, Helene?»

»Ja, Sie haben Recht, ich habe das auch schon oft gedacht. Aber es ist einmal nicht anders, und da sich zwei große Völkerschaften nicht immer vertragen können, so muß man es schon zwei schwachen Geschöpfen verzeihen, wenn ihnen Gott nicht die Augen zur Erkenntniß ihres Glückes geöffnet hat. Was aber Friedrich und Agathen betrifft, Andreas, so lassen Sie mich heute einen Vorschlag machen, den ich mir schon lange überlegt habe, den ich aber ohne Ihre Zustimmung nicht ausführen wollte. Lange kann es nicht mehr so bleiben, sie reiben sich Beide gegenseitig auf – wir müssen also ein Mittel finden, sie einander zu nähern, ihnen die Augen zu öffnen und sie mit Gewalt in ihr Glück zu stoßen, wenn es nicht anders sein kann.«

»Nun, ich bin neugierig, wie Sie das zu Stande bringen wollen, Helene.«

»Es ist das nur sehr einfach, bester Mann, und ich wundere mich, daß Sie nicht selbst schon längst darauf verfallen sind. Bei Agathen richten wir nicht viel aus, mit der habe ich schon oft über ihre Neigung gesprochen, denn sie hat sie mir längst vertraut. Sie glaubt sich nicht im Entferntesten geliebt und hat in der That viel Grund zu

diesem Glauben, denn Friedrich zeigt sich eben nicht liebenswürdig gegen sie. Versuchen wir es daher mit Friedrich selber.«

»Nun, da bin ich doch gespannt, zu erfahren, was Sie von dem Eisenkopfe erwarten!«

»Das ist so schwierig nicht, lieber Freund. Gestatten Sie mir ganz einfach, mit ihm über dies Verhältniß zu reden; ich als Frau und Freundin kann ihm leichter die Augen öffnen, als Sie, der Sie sein Vater und ein Mann sind. Wenn ich ihm sage: Friedrich, Du verkennst Agathe, Agathe hat keine Neigung zu Erik, es ist das Alles eine Täuschung Deiner Phantasie –«

»O halt, Helene, Sie sind da in einem argen Irrthume befangen und kennen meinen Sohn nicht, wie ich ihn kenne. Glauben Sie im Ernst, daß das etwas bei ihm fruchten würde? Ganz gewiß nicht! Er würde Sie vielleicht anlächeln und Ihnen seinen Dank abstatten für Ihre Mühe, aber glauben – glauben würde er Ihnen nicht. Er gehört zu den Naturen, die mit warmem Herzen, aber mit einem Kopfe von Stahl ausgerüstet sind. Um seinen Sinn zur Einsicht einer Sachlage zu zwingen, ist keine Ueberredung fein und stark genug, denn er folgt allein seiner Ueberzeugung. Er würde Alles, was Sie ihm sagen, auch wenn Sie es mit der Miene der Wahrheit und Aufrichtigkeit sagten, für eine Verabredung zwischen Ihnen und Gott weiß Wem halten und nur um so fester auf seiner Ansicht der Dinge beharren, je eindringlicher Sie ihm die Ihrige vorlegten. O, ich kenne diesen Sinn von Kindheit an und habe meinen Sohn oft genug durchschaut.«

»O daß die Männer so eigensinnig sein können!« rief Helene scherzhaft, und es doch im Ernste meinend, aus.

»Nennen Sie nicht Eigensinn, was die Natur zum Charakter gestempelt und den Menschen verliehen hat, um danach zu leben und zu wirken – gerade, wie sie Ihnen – die Weiber meine ich – den Instinkt und zuweilen auch die Laune gab, um oft auf ihre Weise den richtigen Weg zu finden.«

»Andreas!«

»Ich rede im Ernst, Helene, und vielleicht kommt die Zeit, wo ich Ihnen Beweise liefern kann, daß Sie heute Unrecht haben und ich im Rechte bin. Doch, lassen Sie uns dies Gespräch abbrechen; mir liegt außer diesem noch *ein* Druck auf der Seele, den ich nicht allein bewältigen kann, und darin können Sie mir vielleicht besser helfen. Lassen Sie uns von Friedrich auf Henrik übergehen. Auch dessen Schicksal erfüllt mich mit Schmerz, ich kann es Ihnen nicht verschweigen, Helene. Ich liebe Henrik wie einen älteren Sohn oder einen jüngeren Bruder, Sie wissen es, und er verdient diese Liebe, nicht allein um das blutende Vaterland, das er nach Kräften vertheidigt, nicht allein um mich und meine Familie, der er herzinnig ergeben ist, sondern um Alles, was er im Leben gethan und erlitten hat, denn er ist ein braver, guter, edler Mensch – mit einem Worte, ein Mensch, den man lieben muß. Nicht wahr, Helene?«

Helene pflückte eine neue Rose und warf die alte in die Gebüsche. »Gewiß,« sagte sie, den frischen Duftkelch an ihre eben so süßen Lippen drückend, »gewiß verdient er

alle Liebe – das ist wahr und ich darf es sagen. Auch ich vertraue ihm ganz und gar – und – und ich habe früher immer gedacht, er müsse einmal ein passender Mann für Agathe sein.«

Andreas stand still und blickte mit seinem schärfsten Blicke in das liebliche Antlitz der vor ihm Stehenden, als wollte er erforschen, ob sie mit den Worten, die er eben gehört, die Wahrheit gesprochen. Aber Helene hielt diesen Blick standhaft aus, keine verrätherische Röthe zeigte sich auf dem strahlenden Gesichte, so daß Andreas fast an ihr irre wurde.

»Wie,« sagte er plötzlich und gleichsam durch einen inneren Anreiz getrieben, dem er ohne Ueberlegung folgte, »Sie wissen es nicht, daß Henrik schon seit Jahren eine geheime Liebe nährt?«

Jetzt stand Helene still und sah den Freund verwundert an, wie er sie vorher angesehen. Ihre Wange aber erbleichte und ihre Lippe zitterte nicht, und dennoch, wer einen Blick dafür gehabt, hätte vielleicht eine kleine Wolke über ihre Stirn können flattern sehen, deren Ursprung eben so unklar war, wie der mancher größeren Wolke am Himmel ist.

»Er nährt eine geheime Liebe, sagen Sie, und schon seit Jahren, und das höre ich jetzt zum ersten Male?«

»Darüber wundern Sie sich? Haben Sie je so innigen Antheil an Henrik Paulsen genommen, Helene, und je das Gespräch auf diesen Punkt gelenkt? Nein, das haben Sie nicht. Das Wort Liebe – ich weiß es sehr wohl – war stets aus dem Wörterbuche Ihrer Unterhaltung gestrichen und

Sie, die nur dem Vaterlande ihre Neigung geschenkt, haben nie eine andere einem Menschenauge verrathen. Wie durfte sich also Henrik erdreisten, zu Ihnen von *seiner* Liebe zu sprechen?«

»Das ist etwas ganz Anderes, Andreas; ich war, wissen Sie, nicht in der Lage, an Liebe zu denken und von Liebe zu sprechen, überhaupt, die Liebe, von der man spricht, scheint mir nicht die rechte zu sein. Und doch irren Sie, wenn Sie denken, ich verstehe nicht zu lieben oder habe meine Liebe nur einem erhabenen Begriffe und nicht einem fühlenden Menschen zugewandt. O nein, mein lieber Freund, wir sind heute in aufrichtiger Herzensergießung, und da will ich einmal auch von meinem Herzen sprechen. Ich liebe in der That auch – ja – staunen Sie nicht zu sehr, aber ich liebe nicht, wie andere Frauen lieben, die Gestalt, das Gesicht eines Mannes, sondern ich liebe sein Wesen, seinen Geist, seine Ideen. Das ist auch eine Liebe, Andreas, und eine recht schöne, süße und reine Liebe. Doch – das gehört nicht hierher – Sie sprachen von Henrik und nicht von mir. Darf ich nicht wissen, wer und wo das Mädchen ist, dem der edle Henrik seine Gefühle geweiht hat?«

Andreas schwankte, er wußte nicht sogleich, was er erwidern sollte. Endlich sagte er: »Nein, ich bin nicht befugt, Ihnen diese Mittheilung zu machen, vielleicht findet auch Henrik ein größeres Vergnügen daran, Ihnen das selbst zu sagen als es von mir sagen zu lassen. Nur so viel darf ich verrathen, daß das Weib, welches er liebt, seiner Liebe vollkommen werth ist.«

»Also Sie kennen die Unbekannte –?«

»Ich kenne sie genau, ja, und ich verehere sie auch. Doch nicht weiter hierin. Fragen Sie ihn, Helene, und ich bin überzeugt, er wird Ihnen die reinste Wahrheit sagen.«

»Das ist nicht so leicht, Andreas, gewiß nicht. Eine Frau, und wenn sie auch die Jugendfreundin eines Mannes ist, hat weder das Recht noch den Muth, nach seinen heiligsten Gefühlen zu forschen. Wenn er einmal in günstiger Stunde Vertrauen zu mir hegt, so sagt er es mir gewiß aus freien Stücken und das will ich vorziehen.«

»Gut – erwarten wir das, es wird nicht ausbleiben. Beobachten Sie ihn aber, wenn Sie ihn wiedersehen, genau, Helene, und wenn Sie Augen für die Liebe haben, wie Sie sagen, so werden Sie gewiß erkennen, daß Henrik liebt. *Wen* er aber liebt, das Ihnen zu sagen, Sie haben Recht, ist seine eigene Sache. Doch, um auf mein voriges Gespräch zurückzukommen – Henrik thut mir sehr leid. Kaum von dem großen Unglücke in Kopenhagen zur Ruhe gekommen, ereilt ihn hier ein neues, welches das erstere vollständig macht. Sein letztes Besitzthum ist von den Flammen verzehrt und keine Mittel, fürchte ich, sind vorhanden, es wieder herzustellen.«

»Keines, Andreas? Dürfen seine Freunde ihn nicht unterstützen?«

»Ich weiß, was Sie damit sagen wollen. Freilich, ein solcher Verlust hat nicht viel zu bedeuten, wenn man vermögende Freunde, wie Henrik, besitzt. Aber wenn wir und Andere auch versuchen wollten, ihm beim Aufbau eines neuen Hauses behülflich zu sein, so kenne ich ihn

doch gut, um nicht zu wissen, daß er unsere Freundschaft wenig in Anspruch nehmen wird. Er ist stolz, dieser Henrik, Helene, und er würde sich für immer für unseren Schuldner halten, und dieses demüthigende Bewußtsein würde seine freie Bewegung hemmen und seine Seele belasten, denn außer daß er stolz ist, ist er auch zartfühlend wie selten ein Mann.«

»So wollen wir es im Stillen aufbauen lassen, Andreas, und ihm sagen, Rasmus Harms habe es aus Ersparnissen gethan, die er seiner Pachtung verdanke.«

Andreas schaute die also Sprechende noch einmal sehr aufmerksam an, denn die theilnehmende Freundschaft Helenens schien ihm in der That eine sehr warme zu sein. Endlich sagte er lächelnd: »Das war ein Entschluß und ein Rath, liebe Freundin, wie sie nur das Herz eines Weibes erzeugen kann, ein herzlicher, guter edler Entschluß und Rath – aber weiter auch nichts; denn zur Ausführung ist er sehr wenig geschickt. Als wenn Henrik seinen Pächter nicht auch für seinen Gläubiger halten würde, so gut wie uns! Nein, nein, Helene, so wie ich ihn kenne, ist ihm nicht zu helfen, und eben das ist es, was mich schmerzt. Ich habe, aufrichtig gestanden, ein recht herzliches Verlangen, ihn zu sehen, zu sprechen. Wir werden ihm Vieles zu erzählen haben und er noch mehr uns. Ich habe lange bedacht, wie ich ihm so schonend wie möglich das neue Unheil im Sundewitt mittheilen sollte, denn es ist besser, daß er von uns die ungeschminkte und ganze Wahrheit, als vom Gerüchte eine unklare und halbe erfahre. Erst gestern war es mir aber möglich, ihm durch

einen sicheren, nach Rendsburg gehenden Mann meinen Brief zukommen zu lassen, indessen fürchte ich, daß dieser Brief ihn zu spät trifft und anderweitige Nachrichten sein Blut schon in Wallung gesetzt haben. – Horch! hörten Sie nichts?«

»Was denn?« fragte Helene und hob erschrocken den Kopf in die Höhe.

»Mir war es, als ob ich ein galoppirendes Pferd auf der Straße hörte – ich habe mich aber wahrscheinlich getäuscht.«

Er hatte sich aber nicht getäuscht. Denn nachdem die Wandelnden noch einige Schritte nach dem Ende des Gartens gethan, erhob sich auf dem Hofe das lärmende Hundegebell, wie es sich immer hören ließ, wenn ein Fremder denselben betrat, und einige Augenblicke später erschallte lauter Freudenruf eben daher, als ob die ganze Hausdienerschaft zusammengelaufen wäre und jubelnd den Ankommenden begrüßte.

»Es ist doch Jemand sagte Andreas und blieb stehen, nach dem Hause zurückschauend. »Wie!« rief er plötzlich – »sehe ich recht? Ist es wirklich der Wolf in der Fabel? Wahrhaftig, er ist es – Henrik!« Und mit lebhaftem Zurufe, wie man ihn selten bei dem ernstesten Manne gehört, sprang Andreas Burns mehr als er ging, dem Hause zu, aus dessen Gartenthür soeben Henrik selber, den Hut in der Hand, vom scharfen Ritze erhitzt, mit wallendem Haar und warm getöthetem Gesichte ihm entgegentrat. Auch er öffnete die Arme und beide Männer umschlangen sich wie liebende Brüder.

»Andreas!« rief Henrik außer sich vor Freude. »Ich weiß es schon – sie ist nicht getroffen – o, wo sind sie – Alle gesund, Alle am Leben? Ha, da kommen sie – Gertrud – Helene, ach! Friedrich und Agathe!« Und die Begrüßung wurde eine allgemeine, und die Freude um so herzlicher, da sie so unerwartet gekommen war.

Fast am lebhaftesten aber äußerte sie, was ganz gegen seine Gewohnheit war, Friedrich. Er hatte jetzt soviel Worte in einem Augenblicke, wie er vorher kaum in einer Stunde gehabt. Als aber Henrik sein leuchtendes Auge auf Helenen richtete, erbleichte seine Wange, sagte er und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. »Sie leben, Helene! Gott dem Allmächtigen sei Dank! Ich habe eine schreckliche Zeit durchlebt. Gestern Morgen erst erfuhr ich zufällig, daß das Epheuhaus durch einen Kanonenschuß zerschmettert und dabei eine Frau um's Leben gekommen sei. Ich besann mich kurz – sagte keinem Menschen was ich that – warf mich auf's Pferd – und da bin ich!«

Andreas blickte Helenen triumphirend, Helene Andreas mit Thränen der Rührung an. Also ihretwegen war er gekommen, nicht seinetwegen. Sie reichte ihm beide Hände und sagte: »Ich danke Ihnen, mein Freund; nein, ich war nicht die Unglückliche, wie Sie sehen, die alte Lore aber ward das Opfer.«

»Die alte Lore! So war ihre Ahnung doch gerechtfertigt!«

Und alsobald schritten Alle in's Haus hinein und kurz darauf saßen sie zusammen, als wenn sie nie getrennt

gewesen wären, ein Zeuge aber, wenn er ihrer ersten Unterredung beigewohnt, würde daraus entnommen haben, daß Henrik nicht herzlicher hätte begrüßt und aufgenommen werden können, wenn er der wirkliche Sohn des Hauses gewesen wäre.

---

In später Stunde, kurz vor'm Abendessen, wandelte Henrik mit Andreas und Rasmus Harms im Garten auf und nieder und erhielt dabei gründlichen Aufschluß über alle auf seiner Besetzung im Sundewitt vorgefallenen Verwüstungen. Mit einer seltenen Fassung und Ergebung, die beide Zuhörer in Verwunderung setzte, hatte er bis zur Schlußkatastrophe, die Beschießung des Hauses durch den Odin, zugehörig, dann aber mit ruhigem Tone einfach zu Rasmus gesagt: »Ihr allein, mein lieber Rasmus, seid dabei zu beklagen, denn Ihr habt nicht nur Euern friedlichen Ruhesitz, Eure harmlose Arbeitsstätte und Wohlhabenheit eingebüßt, sondern Ihr habt auch viel Leid, Kummer und Sorge während der langen Kriegszeit und namentlich an dem letzten Unglückstage getragen. Was mich betrifft, so bin ich nicht so schwer dadurch geprüft wie Ihr, denn ich kann überall meine Hütte aufschlagen und meine Pflichten als Bürger und Arbeiter erfüllen. Wir leben nun einmal im Kriege und da muß Jeder auf den Verlust seiner Habe gefaßt sein; Viele sind schlimmer dabei weggekommen. Ich war schon lange auf dergleichen vorbereitet und so bin ich jetzt nicht

überrascht. Indeß ist das nicht die Hauptsache. Ihr müßt Euch, so bald der Waffenstillstand geschlossen ist, der jetzt erwartet wird, an den Aufbau unseres Hauses begeben. Ich habe leider keine Mittel dazu, also müssen wir sie anderwärts suchen und – wir werden sie finden.«

»Sie sind schon gefunden, Herr,« rief Rasmus, »doppelt und dreifach, denn wenn ich sie nicht hätte, so –« und er schwieg, denn der neben ihm gehende Capitain hatte ihn heftig mit dem Arme angestoßen.

»Nun was weiter, alter Freund? Bau't also mit Gottes Hülfe aus Eueren oder anderen Mitteln das Haus wieder auf, und damit Ihr für Eure Einbuße entschädigt werdet, so zahlet Ihr mir so lange keine Pacht, bis das ausgelegte Kapital abgetragen ist.«

»Und wovon willst Du unterdessen leben?« fragte Andreas, innig gerührt von der männlichen Fassung und Genügsamkeit des jungen Freundes.

»Von meiner Hände Arbeit, Andreas, denn sie verstehen, Gott sei Dank! zu schaffen, was ihnen mein bischen Kopf eingiebt. Ich habe wieder ein Buch verkauft und von dem Ertrage desselben kann ich ein Jahr lang leben; wenn das um ist, verkaufe ich ein neues, und so kommt allmählig die Zeit, wo ich wieder den Pachtzins erhalte. – Nun aber laßt uns hineingehen – die Hausfrau winkt schon zum Abendessen. Doch erst muß ich noch Eure alte Ursel und die flinke Margrethe begrüßen, Rasmus, sonst machen sie mir ein schiefes Gesicht.« – Und er eilte, während Andreas nachdenklich in den Speisesaal trat,

auf den Hof und wechselte einige Worte mit der Familie des Pächters, die einstweilen in einem leer stehenden Seitengebäude des großen Gehöftes untergebracht war.

Nach dem Abendessen vereinigte sich die Familie, wie es ihre Gewohnheit war, um den großen Tisch, der zur Sommerszeit im offenen Gartensaale stand. Die drei alten Capitaine saßen heute mit dabei, denn da Freund Henrik Paulsen zurückgekehrt war und es viel zu erzählen und zu hören gab, durften sie natürlich nicht fehlen. So saß man ganz gemüthlich bei einem Glase Wein zusammen, als Henrik zunächst die Ereignisse zu hören verlangte, die Emmerslund während seiner Abwesenheit betroffen hatten, und diese Erzählung wurde dem aufmerksamen Zuhörer auf eine etwas bunte und lebhaftere Weise vorgetragen, indem bald dieser, bald jener Anwesende irgend einen Zusatz beizufügen hatte. Erst mit dem Untergange des Odin, den Capitain Bardow in seiner handgreiflichen Weise vortrug, war dieser lange und ausführliche Bericht beendet und nun bat man allgemein Henrik, nicht länger zu zögern und auch seine Erlebnisse zum Besten zu geben. Henrik strich sich das Haar aus der Stirn, schaute sich rings um und sagte endlich: »Mein Bericht ist sehr einfach und läßt sich mit wenigen Worten zusammenfassen. Während Ihr inmitten des Krieges lebtet und von allen seinen Drangsalen Euern Antheil erhieltet, saß ich sicher hinter den Wällen der Festung Rendsburg, aber auch da ging es, wenngleich friedlich, doch stürmisch genug zu. Mit meinen Begleitern gelangte ich, als ich von Euch ging, wie Ihr schon von Friedrich wißt, glücklich

nach Rendsburg und wurde daselbst von meinen Gön-  
nern und Freunden mit offenen Armen empfangen. Von  
meinen Begleitern ward ich sehr bald getrennt; Friedrich  
und Matthias, Jürgen und Clas traten in die Armee ein  
und zwar in ein Dragonerregiment, da sie beritten wa-  
ren, während ich selber auf den Bureaux der provisori-  
schen Regierung beschäftigt wurde. Da gab es nun nicht  
viel ruhige Stunden, wie Ihr Euch denken könnt, aber de-  
sto mehr Arbeit, Unruhe und Kopfzerbrechen. Von Tages-  
anbruch saßen wir bis tief in die Nacht hinein und such-  
ten das Chaos zu entwirren, welches uns über die Köp-  
fe hereingestürzt war. Denn die provisorische Regierung  
fand keine geordnete, geregelte Maschinerie vor, die, ein-  
mal in Gang gesetzt, von selbst ihre Schuldigkeit thut,  
nein! sie mußte das Eisen erst schmieden, aus welchem  
diese Maschine gebaut werden sollte, sie mußte die ver-  
schiedenartigsten Elemente zu einem organischen Gan-  
zen vereinigen, aus denen das seltsam bedeutungsvol-  
le, große und schwierige Werk, welches man Regierung  
nennt, zusammengesetzt ist. Wie schwierig das schon im  
tiefsten Frieden gewesen wäre, leuchtet von selbst ein,  
nun aber sollte das Alles mit einer jählings hereinstür-  
zenden Kriegsführung zusammenfallen, wir mußten un-  
terhandeln und fechten zugleich, schaffen und umreißen  
in einem Athem, siegen und regieren mit einem Schla-  
ge. Das stellt Euch nun einmal recht lebhaft vor. Wie Ihr  
es Euch aber auch vorstellen mögt, Ihr werdet keinen  
rechten Begriff von dem Gewühle ohne Ende, dem Lau-  
fen und Hetzen, dem Jagen und Treiben haben, welches

sich in Rendsburg gleich einem gewaltig brausenden und ächzenden Räderwerke auf- und abtrieb. Alle Tage, fast jede Stunde, geschah etwas Anderes, Neues, Unerwartetes, und auf Alles, lag es uns auch noch so fern, mußten wir gefaßt und vorbereitet sein. Da langten, um Euch nur Einiges vor Augen zu führen, von ganz Deutschland, aus dem entferntesten Süden, aus dem Norden, Westen und Osten zugleich Truppen aller Gattungen mit ihren endlosen Ausrüstungsgegenständen an, und sie mußten empfangen, beköstigt, einquartiert werden. Da kamen Prinzen, Generäle, Offiziere, Freiwillige aller deutschen Zungen, und sie mußten mit Ehren empfangen, mit Wohlwollen behandelt und in aller Eile unter Dach und Fach gebracht werden. Da liefen endlich Gesandte, Abgeordnete, Aufschlußsuchende, Beglückwünschende und Tröstende ein, um die Meinungen ihrer Souveraine anzudeuten, die Petitionen ihrer Körperschaften zu überreichen, sich von den Zuständen der Herzogthümer zu überzeugen – sie mußten alle dankbar angehört, belehrt und ehrenvoll behandelt werden. Tausende von Briefen, Aufschlüssen, Erklärungen langten täglich an und mußten auf der Stelle beantwortet werden. Doch das war immer nur erst ein kleiner Theil unserer vielverzweigten Geschäfte. Denn nun kam die Sorge für unsere eigene, erst neu geschaffene Armee. Waffen, Munition, Kleidung, Pferde, Wagen und tausenderlei unmöglich zu nennende

Gegenstände mußten beschafft werden, Magazine errichtet und die ausgeschriebenen Lieferungen, die aus Hunderten von Wagen augenblicklich einliefen, mußten sorglich untergebracht, bewacht, vertheilt werden. Außer der Armee und ihren Erfordernissen kam dann die innere Verwaltung des Landes an die Reihe, das in den nördlichen Distrikten in sich selbst zerspalten, halb deutsch, halb dänisch war. Die Einen nicht zu tief zu verletzen, die Anderen gehörig zu spornen, war eine wichtige und keineswegs leichte Aufgabe. Darauf kamen die Verwaltung der Finanzen, das Ausschreiben und Eintreiben der Steuern, die Abschätzung der zahlpflichtigen Bewohner – Alles mußte erst von Grund aus entworfen und dennoch zugleich in Betrieb gesetzt werden. Und Alles ging Gottlob! in geregelterm und geordnetem Gange einher, wie im Schooße einer alten und durch Erfahrung weise gewordenen Regierung; denn Jedermann that auf seinem Platze seine Schuldigkeit und es war nur die alleinige Neigung, der einzige Trieb vorhanden, seinem Vaterlande das kostbarste Opfer zu bringen. Um von mir selbst zu sprechen, der ich nur ein Atom in der großen Maschinerie war; so kam ich selten vor zwei Uhr Nachts zu Bett, und um sechs Uhr Morgens war ich schon wieder auf meinem Posten. Die Aufregung und der feste Wille trat an die Stelle der Kraft und halfen uns Dinge vollbringen, die vielleicht Niemand, der sie nicht vollbringen gesehen, zu schätzen weiß. Und nun brach der Krieg mit allen seinen Leiden im Ganzen und Großen aus. Was gab es da erst für Sorge und Arbeit! Todte Freunde waren zu

begraben, blutende Brüder zu heilen, trauernde Wittwen zu trösten, gefangene Feinde unterzubringen; Truppen, Truppen und immer wieder Truppen mit ihren hungrigen Mägen kamen an, und sie alle mußten versorgt und auf die rechte Straße gewiesen werden. Und da dies Alles auf eine genügende Weise geschah, so daß Jedermann sich wunderte, Ordnung und Ruhe bei uns zu finden, die er nicht erwartet hatte, so belebte sich unser Muth und wir lernten erkennen, was ein einiges, ehrliches Volk, wenn es auch nur klein ist mit festem Willen und ungetheilte Kraft vollbringen kann. Da erst lernten wir die Hülfquellen, den Reichthum, den Vorrath an Kraft, den physischen und moralischen Werth unsers Vaterlandes schätzen, und oft, wenn wir, vom langen Tagewerke ermattet und sorgenvoll, den Ausgang aus dem uns umwindenden Labyrinth nicht wußten, kam uns von Gott unvermuthete Hülfe und er sandte uns in Gestalt eines Zufalls, eines Glücksumstandes einen Engel hernieder, der die Strahlen seiner leuchtenden Fackel in die Finsterniß unserer Rathlosigkeit fallen ließ. Nun weiß ich, wer unsere Freunde, wer unsere Feinde, was unsere Stärken, unsere Schwächen sind. Ich weiß, was wir leisten und was wir ertragen können. Meine Ansichten über Alles, was ich vorher nie gesehen und erlebt, nur gedacht oder geahnt hatte, erweiterten, versuchten, entwickelten sich alle Tage, denn der Wirkungskreis, in dem wir uns bewegten, war groß, der Stoff unsers Vollbringens reich und unser Trieb und unser Wille – Gottlob! – die besten von der Welt.«

»Aber wie wird es enden?« fragte Andreas hastig, als der Redner eine kleine Pause eintreten ließ.

»Fraget die Götter, Andreas, oder wenn Ihr es lieber hört, blicket zu Gott auf, der seine offenen Augensterne da oben über unserm Vaterlande funkeln läßt. Er allein weiß es, doch wir hoffen das Beste. Für den Augenblick freilich sind die Lichter des Himmels in Dunkel gehüllt – aber auf die Nacht folgt der Tag, und der Schlummer, in dem die Armeen zu ruhen scheinen, erneuert ihre Kraft, stählt ihre Widerstandsfähigkeit, und damit wächst das Vertrauen auf das deutsche Volk, dessen Stimmen laut zu unseren Ohren gedrungen sind.«

»Aber die Regierungen, Henrik?«

»Mein Freund, bedenket, daß ich nicht aus der Schule plaudern darf. Denn gerade mir sind die politischen Erörterungen und Entwicklungen anvertraut. Nur so viel kann ich sagen. Es strömt ein redlicher Wille von vielen deutschen Herrschern aus, und es ist nicht zu verkennen, daß ihre Absicht mit uns eine ehrliche, ächt deutsche und vaterländische ist. Aber ihr Wille und theilweise auch ihre Kraft ist gelähmt, nicht allein durch innere Verwickelungen, sondern auch durch äußere Gewalten, die im Hintergrunde lauern und die wir, wenn wir sie und die Quellen, aus denen ihr Mißtrauen fließt, auch kennen, zu beherrschen noch weniger im Stande sind, als unsere großmüthigen Helfer. Keine Regierung von allen, die uns beistehen, kann alle ihre Fähigkeiten und Mittel nach Wunsch entwickeln, keine von ganzem Herzen zeigen,

wie sie es mit uns meint, denn die Diplomatie der civilisirten Welt, diese regierende Macht aller Könige und Fürsten, hat ihnen einen Zügel angelegt, der die Widerspenstigen und Ungehorsamen mit scharfem Gebiß und starker Faust beherrscht. Aber noch hoffe ich, daß es sich machen wird. Wir sind erst im Anfange des Krieges mit Dänemark, Frieden giebt es sobald nicht, glaubet es mir. Die Erbitterung ist zu groß auf beiden Seiten, die Verwicklung zu künstlich, der Groll sitzt zu tief im Herzen und hat zu viel Zeit gehabt, seine grimmige Saat zu reifen. Jetzt ist er ein Ungethüm geworden, das man nicht mehr mit *einem* Keulenschlage niederwerfen kann. Was aber allein standhaft, unverrückt, willensstreu zu uns hält, das ist das große, wackere deutsche Volk, Andreas, – ich weiß es und habe sichere Beweise davon. O, mein Freund, mir schwillt das Herz höher auf, wenn ich diese brüderliche Zuneigung sehe. Wenn wir mit ihm Eins und Alles sein könnten, welch' eine herrliche Verbrüderung wäre das! – doch das wollen, das können wir ja nicht, denn wir wollen uns nicht losreißen von Dänemark, sondern ihm nur unsere Rechte abgewinnen. Blicket aber nach Deutschland hin – auch der Kleinste, Aermste, Geringste giebt, was er hat; die Männer kämpfen, die Weiber sammeln und arbeiten, ja, selbst die Kinder in den Schulen setzen ihre kleinen Hände in Bewegung und öffnen ihre Sparbüchsen für uns. Ein laut schmetternder Trompetenton der Entrüstung gegen unsern Erbfeind dröhnt von Süden bis Norden, von Osten bis Westen, und das bisher unbekanntes Wort: Schleswig-Holstein! ist das Stichwort der

Gegenwart geworden. Ja, es giebt für uns eine allmächtige Sympathie in der Welt, die Sympathie der Gleiches fühlenden und wollenden Völker, die ein goldenes, unzerreißbares Band mit uns umschlingt, denn sie erkennen in unserer Niederlage, in unserem Schmerze, in unserem Untergange ihre eigene Zukunft. Wenn Gott die Waagschaale seines ewigen Gerichts allein auf die Schultern des deutschen Volkes legte, glaubet mir, sie sänke nicht auf die Seite unserer Gegner hinab. Also Muth, Andreas, Vertrauen, Andreas – auf Gott und die Menschen, die mit uns eine Sprache reden. Das ist Alles, was ich Euch sagen kann.«

Andreas' Gesicht glühte, seine Augen funkelten und er drückte dem schweigenden Freunde warm die Hand. Helene aber schwieg mit wallendem Herzen. Bleich und sprachlos blickte sie auf den Mann hin, der also geredet hatte und ihre Augen öffneten sich so weit wie ihr Herz. So, wie er jetzt vor ihr saß, hatte sie Henrik, den sanften Jugendfreund, nie gesehen. Er war ein ganz anderer Mensch geworden, als er vom deutschen Volke, von der Sympathie der Nationen, – von seinen Hoffnungen und Aussichten sprach. Nicht in den einfachen Worten, die er geredet, lag der wirksame Zauber, den er auf die Hörenden geübt, sondern in der Art und Weise seines Sprechens, in der erhobenen Haltung seiner Gestalt, in der Begeisterung seiner lebhaft befeuerten Gesichtszüge und seiner flammenden Augen. Und das steckt an, das springt, wie der elektrische Funke, von Auge zu Auge, von Seele zu Seele. Bewegten Herzens und erfrischten

Geistes erhob auch sie sich, trat an ihn heran und drückte ihm ebenfalls die Hand. Er verstand sie und seine Augen suchten freudestrahlend und dankerfüllt die ihrigen. –

Mit solchen Gesprächen war der kurze Abend verstrichen und erst lange nach Mitternacht trennten sich die Mitglieder der Familie und suchten, ein jedes tief bewegt, ihr nächtliches Lager.

Als aber das Frühstück am nächsten Morgen vorüber war, stiegen Helene und Henrik den Berg hinab, um längs des Strandes nach dem Epheuhaus zu wandeln, wo Erstere dem Freunde die Spuren der Verwüstung, welche die feindlichen Kugeln zurückgelassen, zeigen, und Henrik den alten Capitainen seinen Morgengruß bieten wollte, die bereits emsig mit der Ausbesserung ihrer Wohnungen beschäftigt waren. Ein herrlicher Julimorgen lag glanzvoll auf See und Land, und da es seit langer Zeit das erste Mal war, daß Henrik die Heimat unter so freundlichem Lichte, in so schöner Jahreszeit und bei so lieblicher Begleitung sah, so erschien sie ihm reizender denn je. Nachdem sie unten am Strande und auf der Insel die zerknickten und zersplitterten Bäume betrachtete, welche die Granaten der Dänen getroffen hatten, schritten sie am Ufer langsam nach dem Epheuhaus fort, in traulichem Gespräche dies und das berührend, was während Henrik's Abwesenheit aus dem Berge vorgefallen war. Nachdem Helene so die Morgenfahrt Agathens erzählt, welche diese nach dem Schlachtfelde von Hoptrup heimlich unternommen, und ihren ganzen Beifall über diese edle Frauenthat ausgesprochen hatte, wandte sich das

Gespräch von selbst auf Friedrich und Agathen hin und Henrik fragte, was eigentlich die Beiden so trübe stimme, da sie ja doch von ihrer gegenseitigen Neigung, die jedem einigermaßen Eingeweihten augenblicklich offenbar werde überzeugt sein müßten, zumal ihrer einstigen Verbindung kein Hinderniß im Wege stände.

»Das ist eben das Wunderbare dabei,« erwiderte Helene, »daß sie, wo kein äußerliches Hinderniß ist, sich allein von Innen heraus eins schaffen. Jedermann weiß, daß sie sich lieb haben, mit Ausnahme vielleicht der von Erik verblendeten Mutter, und sie selber nur wissen es nicht, oder wollen es vielmehr nicht wissen. Ich habe schon so oft die gute Agathe ermuntert und ihr Friedrich's Neigung, die er nur aus übelangewandtem Rechtlichkeitsgefühl gegen seinen Bruder verbirgt, dargethan, aber es ist mir nie möglich gewesen, sie von der Wahrheit und Aufrichtigkeit derselben zu überzeugen. Das arme Kind! Ich kann kaum sagen, wie leid sie mir thut, denn sie zehrt ihre schönste Jugendzeit in Schmerz und Leid auf.«

»Friedrich ist meiner Ansicht nach nicht weniger zu beklagen,« bemerkte Henrik. »Aber es steckt in allen diesen Burns ein so festes, verschlossenes, unzugängliches Wesen, daß die dahinter verborgenen Tugenden nur dem Eingeweihten sichtbar werden. Daß Friedrich Agathens Neigung nicht anerkennen will, scheint mir mehr Edelmuth als Irrthum zu sein, er kennt sie gewiß und hält die seinige nur aus lobenswerther Rücksicht zurück, die um so mehr zu bewundern ist, da er überzeugt sein muß,

daß Erik Agathens Liebe nicht verdient. Daß Agathe aber auch Friedrich's Neigung nicht sieht – ach, Helene!« und er seufzte bei diesen Worten schwer auf – »das ist keine Seltenheit, obwohl man von den Frauen rühmt, daß sie sich nicht häufig in dieser Beziehung täuschen. Nein, nein, sie sehen nicht immer, wo Licht und Liebe ist, und tappen oft wunderbar lange in Schatten und Finsterniß.«

Helene schaute ihren Freund scharf von der Seite an, als er diese Worte sprach, denn ihr fiel dabei die Bemerkung des Capitains am vorigen Abend ein. Sie hätte gewiß das Gespräch in derselben Richtung fortgesetzt und in Anwendung weiblicher Neugierde vielleicht eine kleine Anspielung gewagt, hätte Henrik nicht plötzlich ein in Papier geschlagenes Packet aus der Tasche gezogen und dasselbe in die rechte Hand genommen, die von Helenen am weitesten entfernt war, da sie zu seiner Linken ging. »Was haben Sie da für ein Packet, Henrik?« fragte Helene, augenblicklich vom vorigen Gespräche abgelenkt, denn des jungen Mannes Miene nahm hier einen ganz eigenthümlich schelmischen und beinahe frohlockenden Ausdruck an, der dem ernsten Gepräge seines ruhigen Gesichts nicht gewöhnlich war.

Henrik warf einen Blick auf das in vollem Lichtglanze zu seiner Rechten schimmernde Meer, kehrte von da, in weitem Bogen über den wolkenlosen Himmel schauend, als wolle er seinen Beistand herab beschwören, zu dem schönen Weibe an seiner Seite zurück und sagte halb lächelnd, halb ernsthaft:

»Ja, Helene, das wollte ich Ihnen eben sagen. Erinnern Sie sich noch des Gespräches, welches wir in Ihrem Hause führten, als ich Sie das letzte Mal besuchte? Sie fragten mich, ob mir ein Buch bekannt sei –«

»Ha!« rief Helene, stand still und starrte den Redenden beinahe erschrocken an, denn er hatte eines der lebhaftesten Gefühle in ihrer Seele geweckt, »Wohl – wir sprachen von den Stimmen der Völker – Sie hatten sie ja wohl auch gelesen?«

»Ja, ich hatte sie gelesen, Helene. Und da Ihnen so viel an dem Buche gelegen schien, so wollte ich – so dachte ich, Ihnen eine Freude zu bereiten, wenn ich Ihnen die zweite Abtheilung, die unterdeß erschienen ist, von Altona mitbrächte.«

»Wie Henrik, das hätten Sie wirklich gethan?«

»Gewiß, Helene, und hier ist das Buch. Ich war vor einigen Wochen im Auftrage der Regierung in Altona und da besuchte ich auch einen Buchhändler. Bei ihm sah ich es und nahm es mit mir, um es Ihnen zu senden. Ehe sich aber dazu eine Gelegenheit fand, entschloß ich mich unerwartet selber zur Reise, und da fiel mir glücklicherweise zur rechten Zeit bei meinem eiligen Aufbruche ein, es mit mir zu nehmen. Da ist es – lesen Sie es und sagen Sie mir dann bei Gelegenheit, ob Ihnen dieser Theil so gut gefällt, wie der erste.«

»Henrik!« – Und schon hatte sie das Packet ergriffen, den Umschlag abgerissen und das Buch aufgeschlagen. »Ja, es ist es, ich sehe es. O welche Freude! Wenn Sie

wüßten, wie unbegrenzt ich dieses Buch liebe, wie sehnsüchtig ich es so lange erwartet habe und wie ich den Verfasser desselben, den Niemand kennt, verehere, Sie würden begreifen, einen wie großen Genuß Sie mir mit dieser schönen Gabe bereitet haben. Jetzt wird wieder manche einsame Stunde köstlich bereichert und mit erhabenen Gedanken bevölkert sein – o Henrik, wie, hören Sie nicht?«

Henrik hörte nur zu gut, aber alles Blut seines Herzens war ihm in das Gesicht gestiegen und er hatte es daher nach dem Meere gewendet, um nicht über diesen seltsamen inneren Vorgang ertappt zu werden. Endlich aber hatte er sich so weit gefaßt, daß er sein Auge wieder auf seine Begleiterin richten konnte, aber da war er nicht weniger überrascht als vorher, denn ein rosiges, wonniges Lächeln, wie er es nie an ihr gesehen, überstrahlte ihr ganzes Gesicht; ihre Finger bebten, als sie das theure Buch umschlangen, und sie heftete einen so feurig dankbaren Blick auf den erstaunten Mann, daß er beinahe seine mühsam errungene Fassung nochmals verloren hätte.

»Lesen Sie,« sagte er, »ja, lesen Sie erst, und wenn Sie den zweiten Theil eben so gut finden, wie den ersten, so will ich Ihnen den Verfasser nennen.«

»Wie? Sie kennen ihn? – Heraus mit dem Namen!«

»Nein, Helene, noch nicht! Noch darf ich es nicht; aber Sie sollen die Erste sein, die ihn erfährt. Es waltet ein kleines Geheimniß über diesen Verfasser. Der Buchhändler hat ihm einen Schwur geleistet, nie seinen Namen ohne seine Billigung zu nennen, und der Verfasser hat

dem Buchhändler dasselbe versprochen, damit nicht etwa durch seine eigene Schuld der ehrliche Mann in Verlegenheit gerathe.«

»Und kenne ich ihn vielleicht schon aus anderen Werken? Das allein können Sie, müssen Sie mir sagen!«

»Nein, Helene, Sie kennen ihn nicht, denn dies ist sein erstes Werk, womit er vor die Augen der Welt getreten ist.«

»Und ist es ein Landsmann von uns, wie man vermuthen muß, da er unsere Verhältnisse zu Dänemark so genau kennt?«

»Ich zweifle kaum daran – aber Sie sind ja so heftig bewegt, wie ich Sie selten gesehen.« Und während er dies sagte, wurde seine eigene Wange vor innerer Erregung bleich, denn all sein Blut strömte wieder in sein übervolles Herz zurück.

In diesem Augenblicke, den Beide vielleicht gern verlängert hätten, begegnete ihnen Capitain Köhlwetter, der auf einem Seitenwege vom Berge herunter kam; er trat auf sie zu und begrüßte sie in seiner gewöhnlichen lauten Weise, wodurch er den Zauber zerriß, der ihre Seelen umspinnen hatte. Gleich darauf standen sie vor'm Epheuhaus, an dem der Bruch schon verstopft war, den die unglückselige Kugel geschlagen, in dessen inneren Räumen aber noch zwei Maurer emsig beschäftigt waren. Sie traten hinein und Helene und Köhlwetter beschrieben Henrik noch einmal die gräßliche Scene. Bald darauf begab sich jener in sein eigenes Haus, um Henrik später daselbst zu erwarten, und dieser stieg mit Helene die

Treppe hinauf, um in ihrem Zimmer von einigen Geschäften zu reden. Kaum darin angekommen, schloß Helene das erhaltene Buch in einen Schrank und hieß Henrik bei sich willkommen. Dieser aber nahm aus seiner Brusttasche die von der Freundin Hand gestickte Tasche, öffnete sie und legte einige Papiere auf den Tisch.

»Hier, Helene,« sagte er, »sind die Bescheinigungen der provisorischen Regierung, die Ihre Vorschüsse mit warmem Dank empfangen hat. Noch können sie nicht zurückgezahlt werden, aber so bald es geht, sollen Sie die Erste sein.«

»Lassen Sie mich vielmehr die Letzte sein, mein Freund, ich habe mehr, als ich bedarf. Und haben Sie auch meinen Bankier in Altona gesprochen, wie Sie mich hoffen ließen.«

»Ja. Ihre Zinsen liegen bereit und Sie können sie jeden Tag in Empfang nehmen. Soll ich sie für Sie einkassiren?«

»Ja, thun Sie das, ich bitte darum.«

»So geben Sie mir Vollmacht, ohne diese zahlt der Bankier nicht.«

»Gewiß, ich werde sie heute Mittag auf Emmerslund schreiben und Andreas, dessen Handschrift der Bankier kennt, kann sie unterzeichnen. Auch für ihn sollen Sie die Zinsen einziehen, hat er mir gesagt.«

»Wohl, er hat schon heute Morgen mit mir darüber gesprochen; ich soll wieder einen Theil davon der Regierung überweisen.«

»Gewiß, und das habe ich auch im Sinne. Auch das sollen Sie heute Mittag in Empfang nehmen.«

»Aber warum wollen Sie nicht selbst nach Altona gehen, Helene – ich bitte Sie noch einmal darum. Verlassen Sie diese dem Kriegsunheil so ausgesetzte Gegend, die jeden Tag neue Gefahren droht.«

Helene blickte den Freund ernst an, lächelte dann sanft und schüttelte wehmüthig den schönen Kopf. »Nein, Henrik – ich gehe nicht von hier fort,« sagte sie leise. »Blicken Sie hier um sich – schauen Sie das reizende Meer, den grünenden Wald, die weite Wölbung des göttlichen Himmels – und ringsum kein Mensch, der mich stört und meine Einsamkeit unterbricht. Das ist sehr viel, und ein seltenes Geschenk des Himmels – ich liebe das.«

»Wohl, ich weiß es – aber haben Sie gar keine Besorgniß, daß Ihnen hier ein Unheil begegnen könnte? – ich für mein Theil –«

»Nein, nein, mein lieber Freund, ich habe gar keine Besorgniß. Gott hat mich schon einmal so wunderbar beschützt und mir dadurch bewiesen, daß er über mich wacht. Ich muß ihm schon deshalb mein Vertrauen ganz besonders schenken. Meinem Schicksale, wie und wo es mir auch vorbehalten sein mag, kann ich nirgends ent-rinnen, und Altona – nein, nein, nein! O, wenn Sie die traurigen Erinnerungen wüßten, die mich dort verfolgen –« und sie wandte das Gesicht ab, hielt die Hände davor und schauerte entsetzt zusammen.

»Ruhig, Helene, ruhig – ich schweige ja schon. Bleiben Sie und Gott behüte Sie, das ist mein innigster Wunsch.«

»Ich danke, Henrik. Ach! Auch von Andreas' Familie mag ich mich nicht mehr trennen, es ist mir dort oben so

wohl, wie ehemals im väterlichen Hause – dort allein habe ich jetzt Vater, Mutter, Geschwister, Freunde, die mich lieben und die ich wiederliebe. Auch verknüpft uns schon das innige Band gemeinsam getragenen Mißgeschicks – und das hält fest, mein Freund.«

»Gewiß thut es das. Doch, Helene, der Morgen verstreicht, ich muß zu den Seeleuten! – Darf ich Sie nachher abholen und nach Emmerslund begleiten?«

»Und müssen Sie wirklich schon morgen in aller Frühe fort, oder war es ein Scherz, daß Sie nur einen Tag hier bleiben wollen?«

»Scherz? Scherze ich mit Ihnen? Nein, Helene, ich *muß* fort. Kein Mensch weiß, wo ich bin; ich sagte Ihnen ja, nur die Besorgniß, daß hier – ein Unglück vorgefallen, trieb mich von meiner Pflicht hinweg. Jetzt ruft diese Pflicht um so lauter und – ich gehorche.«

»So gehen Sie,« sagte Helene fest, »ich will Sie nicht halten. Wenn Sie von Kühlwetter zurückkehren holen Sie mich wieder ab.«

So lang der schöne Sommertag war, er ging doch so rasch vorüber, wie alle Freudentage, die man gern verlängerte, wenn es möglich wäre. Wieder bis Mitternacht war die Familie beisammen gewesen und hatte sich vergnügt, wie man sich in diesen Zeiten vergnügen konnte, durch gegenseitige Theilnahme durch Beweise der Ergebenheit und Zuneigung und die wiederholt ausgesprochene Hoffnung auf künftige bessere Zeiten.

Nach zwölf Uhr erst trennte man sich, nachdem Henrik die erwähnten Papiere erhalten und in seiner Tasche verwahrt hatte. Aber um drei Uhr Morgens war ein großer Theil der Familie schon wieder im Gartensaale versammelt, denn ein überaus heftiges Gewitter hatte sich über Emmerslund zusammengezogen und schoß seine feurigen Blitze gerade auf das Gehöft herab. In solchen Fällen litt Andreas nicht, daß Jemand im Bette blieb. Und so war es auch heute. Der Donner rollte unablässig durch den geöffneten Himmel, der Ströme lange entbehrten Regens auf die Erde schleuderte; und die rasch sich einander folgenden Blitzstrahlen vergoldeten das Meer weit umher und übergossen die bebenden Wälder mit tageshell strahlendem Lichte. Am wildesten aber tobte die See selber. Hohe Schaumkronen schaukelten sich auf ihren Wellenhügeln und brachen sich krachend an einander, rissen an den Ufern Bäume und Landstrecken aus und brüllten ihr schauriges Lied bis zum Hause auf dem Berge hinauf.

Andreas hatte ein Fenster geöffnet und schaute ernst und ruhig auf die tobenden Elemente. Er war an dergleichen Naturkämpfe gewöhnt und doch umdüsterte seine klare Stirn heute ein trüber Gedanke.

»Das ist kein friedlicher Tagesanfang und keine Aufforderung, die Waffen auf Erden ruhen zu lassen,« sagte er zu dem neben ihm stehenden Henrik; »der Himmel geht den Menschen mit keinem guten Beispiele voran. Wir Seemänner sind abergläubisch. Behüte Gott das Land, unsere Kinder und uns selber. Amen!«

Eben so ernst, fast noch schwermüthiger stand Henrik neben ihm und betete ihm nach: »Erhalte uns Gott das Land, unsere Freunde und uns selber. Amen!« –

Zwei Stunden später war das Gewitter nördlich gezogen und grollte nur noch in einzelnen tiefen Drohtönen leise herüber, der Regen aber rasselte vor wie nach hernieder. Henrik befahl demungeachtet, sein Pferd zu satteln und ging schon unruhig, bleich, geängstigt, er wußte nicht warum, im Zimmer auf und ab.

»Willst Du bei diesem Wetter reiten, Henrik?« fragte Andreas.

»Ich muß.«

»So! Wohlan denn – sattelt das Pferd!«

»Es ist schon gesattelt, Herr!«

»So führt es heraus. Aber nimm einen Regenmantel von mir mit, ich habe ihrer zwei.«

»Gern – gebt ihn her. So. Da kommt das Pferd. Und nun lebet wohl!«

Alle traten bewegt, Mehrere mit Thränen in den Augen heran. »Das war ein kurzer Besuch!« sagte Gertrud. Kein Mensch antwortete ihr, sie fühlten sich Alle von einer schweren Last bedrückt, was vielleicht seinen Grund in der schwülen Gewitterluft hatte.

»Gott behüte Euch Alle!« rief Henrik endlich, und einen letzten Blick auf Helenen werfend, die bleich und sprachlos unter den Uebrigen stand, sprang er in den Regen hinaus, wo trotzdem die Leute vom Hofe, vor Allen Rasmus Harms und seine Familie, standen, um Abschied von ihm zu nehmen. Gleich darauf saß er im Sattel und

sein wackerer Rappe wieherte unter der bekannten Last vor Freude, obgleich das Wasser schon von seinem Bug troff. »Lebt wohl!« rief Henrik noch einmal, und dem Pferde die Sporen gebend, jagte er durch den Thorweg, im vollen Regen dahin nach der Straße von Apenrade hinüber, um noch denselben Tag das neun starke Meilen entfernte Schleswig zu erreichen – ein Kinderspiel für solchen Reiter und solches Roß. –

Andreas weilte noch immer auf dem Flure des Hauses und schaute auf die leere Stelle im Hofe, wo so eben sein junger Freund gestanden hatte. »Wie ein Meteor, kommt, leuchtet und verschwindet der Mensch!« flüsterte er in sich hinein. Doch als er sich dabei umdrehte, um in's Zimmer zu gehen, bemerkte er, daß noch Jemand hinter ihm stand. Es war Helene, bleich und kalt, wie vorher; als sie aber des Freundes Auge fest auf sich wurzeln sah, erröthete sie leicht, drückte ihm die Hand und sagte so leise, daß er sie kaum verstand:

»Er ist ein vortrefflicher Mensch, Andreas, pflichtgetreu, warm und wahr.«

»Wer?« fragte Andreas, sich nach ihr umdrehend, während er schon das Thürschloß in seiner Hand hielt. Er erhielt aber keine Antwort mehr, die reizende Gestalt, deren Seele nur so eben zu ihm gesprochen, war schon in Gertrud's Zimmer getreten und seinem nachschauenden Auge entschwunden.

## DRITTER THEIL.

## ERSTES KAPITEL. BEGINN DES ZWEITEN FELDZUGS.

Einen seltsameren und den allgemeinen Begriffen des Völkerrechts widersprechenderen Waffenstillstand kann es wohl nie gegeben haben, als derjenige war, welchen man nach dem ersten Feldzuge des deutsch-dänischen Krieges zu Malmö abgeschlossen hatte. Je nachsichtiger er von der einen Seite gehandhabt wurde, um so frecher ward er von der anderen ausgebeutet. Die Dänen wenigstens schienen der Meinung zu sein, daß die Bedingungen, welche sie unterzeichnet, wohl für sie selber bindend wären, und demgemäß richteten sie ihre Handlungen ein. Und in der That, sie erreichten ihren Zweck; denn da, wo sie ihre Uebermacht geltend machten, sowohl in der Besetzung unerreichbarer, vom Oceane selbst beschützter Inseln, wie in dem schlau angelegten Gaukelspiele geheimnißvoll wühlerischer Umtriebe, hatten sie keinen Feind, also keinen Widerstand, mithin auch keine Niederlage zu fürchten. Die deutschen Reichstruppen hatten mit ihnen zugleich die Herzogthümer räumen müssen und waren, wenn auch murrend und grollend, an ihren heimatlichen Heerd zurückgekehrt; Schiffe besaßen die deutschen Regierungen nicht, um frei im Meere schwimmende Inseln zu behüten – wen hätten die Dänen also fürchten sollen? Doch wohl nicht die paar

Bataillone süddeutscher Reichstruppen, welche die Lazarethe bewachten, oder die zwei Schwadronen Hanseaten, die eine Art Landpolizei bildeten! Vor der schleswig-holsteinischen Armee selbst, die sich erst allmählig zu ihrer späteren Vollkommenheit entwickelte und die sie immer noch als einen ungeordneten Haufen rebellischer Bauern zu betrachten liebten, hatten sie viel zu wenig Achtung, um den vortrefflichen Kern zu würdigen, welcher derselben zu Grunde lag; bisher wenigstens, wo sie noch mit ihr zusammen gerathen, waren sie immer an Zahl bei Weitem überlegen gewesen, und so, glaubten sie, würde es bleiben und der Sieg über diese Rebellen-schaar stets eine leichte Sache sein. So ließen sie denn ihren Gelüsten freien Lauf, besetzten trotz des Waffenstillstandes die ihnen verbotenen Inseln Alsen und Arröe, und weigerten sich sogar laut, dieselben jemals zu räumen, wohl wissend, daß Alsen für sie der unantastbare Schlüssel der Herzogthümer sei; so sandten sie ferner, als eine höchst unschuldige und friedliche Sache, ganze Schaaren abgerichteter Deutschenfresser nach Nord-schleswig, um die Bevölkerung gegen die bestehende Regierung und zur Steuerverweigerung aufzureizen, nahmen, wo sie ihrer habhaft werden konnten, schleswig-holsteinische Schiffe fort, um ihnen in unverlöschbaren Spuren das ›Dansk-Eiendom‹ einzubrennen, schickten bewaffnete Horden des noch in gutem Andenken stehenden jütischen Landsturms in das Innere Schleswig's, wo sie gleich Räuberbanden wirthschafteten, und wagten sogar einzelne Truppenabtheilungen, die dagegen abgeschickt

wurden, mit geschlossener Macht anzugreifen, was ihnen indessen stets sehr übel bekam.

Unter solchen traurigen Verhältnissen verlor sich das Jahr 1848 in das folgende hinein, ohne daß Jemand wußte, was nun geschehen sollte, ohne daß eine wirkliche Entscheidung der obschwebenden Frage gefällt und von den entfremdeten Parteien eine Aussöhnung und Beilegung des unnatürlichen Streites ernstlich versucht worden wäre. Die Diplomatie allein webte am großen Webstuhle der Zeit, und obgleich sie ein riesiges Machwerk menschlicher Fingerfertigkeit zu Stande brachte, so zerriß doch alle weislich eingelegten Fäden, als sie an das Licht und die Luft des freien Gottestages kamen, für den sie in Anbetracht der nur Gesundheit und Kraft erfordernden Zeit viel zu sein und schwach gesponnen waren.

Der geduldige und nur innerlich regsame Geist der Schleswiger und Holsteiner blickte mit Erstaunen auf alle diese geheimnißvollen Unternehmungen hin, und nach den Opfern, die sie so bereitwillig gebracht, war es ihnen wohl nicht zu verdenken, wenn ihre Erbitterung eben so sehr wie ihre Sehnsucht wuchs, dem herzlosen Feinde mit größerem Ernste als das erste Mal die Zähne zu weisen und allein durch Kampf eine endliche Entscheidung herbeizuführen. Die Dänen ihrerseits aber schürten das Feuer, wo sie nur Gelegenheit dazu fanden, immer mehr. Ueberall, wo ihnen geborene Schleswiger oder Holsteiner begegneten, sogar in fremden und neutralen Häfen, ließen sie ihre Wuth an ihnen aus, mißhandelten und verfolgten sie, wie den für vogelfrei erklärten Auswurf einer

verachteten Nation. Selbst an den deutschen Beamten, welche die Post nach Kolding begleiteten, vergriffen sie sich, und so eigensinnig und übermüthig bestanden sie auch in höheren Kreisen auf ihrem eingebildeten Rechte, daß man sogar den Grafen Reventlow-Farve, als er nach Kopenhagen ging, um noch einmal die Hand zum gütlichen Uebereinkommen zu bieten, nicht einmal der Ehre würdigte, das zürnende Antlitz seines königlichen Herrn zu sehen, sondern ihn an die Herren Minister wies, die bereits den neuen Feldzug eingeleitet, also keine Lust hatten, Recht und Billigkeit einem vermeintlichen Siege vorzuziehen, weshalb er denn auch ohne allen Erfolg von denselben abgewiesen wurde.

Da blieb denn den Herzogthümern nichts Anderes übrig, als zu rüsten, was und so viel sie konnten. Und mit einer Rührigkeit, Opferfreudigkeit und Umsicht bereiteten sie sich auf's Neue vor, ihren Erbfeind nachdrücklich zu empfangen, daß die Leistungen der kleinen Ländchen fast an's Wunderbare gränzen, wenn man sie mit denen größerer Staaten vergleicht. Nachdem zunächst die allgemeine Wehrpflichtigkeit ausgesprochen war, legte man Hand an, die vor Kriegslust jubelnden Rekruten zu tüchtigen Soldaten auszubilden, und bald stand eine Armee unter den Waffen, wie sie an Zahl wohl nicht den Dänen gleichkam, an Ausrüstung und freudiger Hingebung an die Sache des Vaterlandes aber ihnen bei Weitem überlegen war. Ihre Infanterie, ganz nach preußischem Muster

ausgestattet, bestand aus handfesten, kerngesunden, naturkräftigen jungen Leuten, wie selten eine Armee bessere in ihren Reihen gehabt hat; ihre Kavallerie zählte vortreffliche Pferde und hiebteste Arme, und ihre Artillerie, in Bespannung und Bedienung gleich musterhaft, konnte den Vergleich mit jeder anderen aufnehmen. Der frühere Mangel an Offizieren wurde möglichst sowohl durch Offiziere aus allen deutschen Armeen, die schaarenweise zum Kampfe herbeieilten, als auch durch allmähliges Heranbilden der eigenen Jugend ersetzt. Da die Dänen sich namentlich auf Alsen und in Jütland verschanzten, wo sie je 20,000 Mann unter den Waffen hatten, so mußte man zunächst an den Schutz der diesen Endpunkten zunächst liegenden Landstrecken denken, und so wurde Nordschleswig und der Sundewitt bei Zeiten von der schleswig-holsteinischen Armee besetzt.

Als nun am 26. März der Waffenstillstand abgelaufen und damit auch das Mandat der gemeinsamen Regierung, unter welcher bis dahin die Herzogthümer gestanden, erloschen war, ernannte der deutsche Reichsverweser eine Statthalterschaft, die aus dem Rechtsgelehrten Beseler und dem Grafen Reventlow-Preetz bestand, und ließ die deutschen Reichstruppen wieder in die Herzogthümer einrücken, deren Oberbefehl der preußische General von Prittwis übernahm.

Aber nicht die Deutschen allein waren zum Kriege gerüstet, auch die Dänen hatten alle Kräfte aufgeboten, diesmal so stark wie noch nie auf den Kampfplatz zu treten, und namentlich auf die Ausrüstung ihrer großen

Schiffe, beinahe ihre Kräfte erschöpfend, hatten sie ungeheure Mittel verwandt, um mit einigen gewaltigen und wohlberechneten Schlägen den Feind mit einem Male niederzuschmettern. So zeigte sich ein noch größerer Ernst von beiden Seiten, als im vorigen Jahre, und wenn die Erbitterung, womit die Schläge geführt wurden, die beiderseitige Hartnäckigkeit, der Groll, der Haß sich diesmal in allen Unternehmungen auf eine schlagendere Art kundthat, als früher, so trug die bisher verlorene Zeit und Mühe ebensowohl das Ihrige dazu bei, wie der Umstand, daß keine Partei einen entscheidenden Sieg davon getragen hatte, was immer ein bitterer Stachel zu gestählterer Anstrengung ist. Eine vernünftige Beurtheilung der Sachlage von Seiten Dänemark's herbeizuführen, so viel Mühe man sich auch allseitig dazu gegeben, war nicht möglich gewesen. Einmal im Fortsturze ihres ungerechten Eigendünkels begriffen, wollten sie, was sie mit List nicht hatten erreichen können, mit Gewalt erzwingen und – »wenn ein ruhiger Beurtheiler sich heut zu Tage wundern mag,« sagt ein geistreicher Staatsmann,<sup>1</sup> »daß Dänemark den Krieg so lange hat fortsetzen können, daß das Ministerium den Malmöer Waffenstillstand unerfüllt gelassen und gekündigt hat, daß es fortwährend an seinen übertriebenen Forderungen festhielt, so ist das, nachdem Dänemark einmal die Grenzen des Rechts und der Politik überschritten hatte, mehr der Lauheit, mit welcher der

---

<sup>1</sup>Siehe: Einige Worte zur Verständigung über den Krieg mit Dänemark. Von einem norddeutschen Staatsmanne. Berlin 1849.

Krieg von deutscher Seite geführt worden, und der damaligen Schwäche der deutschen Cabinette, als dem Uebermuthe der Dänen zuzuschreiben, denn nach den bisherigen Erfahrungen darf man sich nicht wundern, wenn das dänische Ministerium die Ansicht gewonnen hat, daß es allen Niederlagen seiner Truppen ungeachtet den deutschen Regierungen durch Drohungen mit russischer, englischer und sogar französischer Hülfe imponiren kann.«

So begann denn am 27. März wiederum die Blokade aller Häfen der Herzogthümer. Im nördlichen Schleswig fingen zuerst die alten Raubzüge wieder an und vor Kiel, Lübeck, Eckernförde, ja vor der Elbe und Weser zeigten sich dänische Kriegsschiffe. Am 30. März versuchten sie sogar bei ihrem Augapfel Eckernförde zu landen, wurden aber vorläufig von den dortigen Strandbatterien mit Nachdruck zurückgewiesen.

Das war der Stand der Angelegenheiten vor Ausbruch des zweiten Feldzuges, das heißt zu der Zeit, wo wir wieder zu unserer Erzählung zurückkehren, und so besuchen wir jetzt das uns befreundete Emmerslund, wo die Familie Andreas Burns noch wie am Schlusse des vorigen Buches in stiller Zurückgezogenheit den kommenden Tagen erwartungsvoll entgegensah.

Wir verließen sie inmitten des Sommers, noch bevor der Waffenstillstand ausgesprochen war, und da dieser zeitig genug im Jahre eintrat, so gab er den Bewohnern der Herzogthümer hinreichend Gelegenheit zu nothwendigen Reisen und Geschäften, die so lange hatten ruhen müssen. Auch Andreas war im September einige Wochen

vom Hause entfernt gewesen, und als er endlich von seinen Ausflügen befriedigt zurückkehrte, standen die Buchen bereits in funkelndster Herbstpracht und der Fuß der geschäftigen Menschen, der schon eiliger auf den bereiften Wegen schritt, rauschte in den abgefallenen Blättern, die der klagende Nordwest von ihren Zweigen gestreift hatte.

Aber auch der Herbst war vorübergegangen, der schneidende Nordostwind flog brausend über die seufzenden Wellen und Wälder und trieb alles Lebendige, was nicht draußen zu thun hatte, unter das schirmende Obdach der Häuser und Hütten; abermals lagen Meer und Land in eisigen Fesseln und die Starrheit und Erschlaffung der äußeren Natur spiegelte sich wider in dem wandelbaren Menschenherzen, welches dem Einflusse der Jahreszeiten ebenso unterworfen ist, wie die Welle und die Wolke dem Winde gehorcht, den der Athem Gottes über Länder und Meere bläst. So finden wir denn des Capitains Familie regelmäßig alle Abende um den runden Tisch, auf dem der Theekessel siedet, in der Nähe des strahlenden Ofens versammelt, eine harmlose und um so innigere Geselligkeit darbietend, als sie von aller Welt abgeschieden war, an welcher jedoch Helene, die schon lange wieder ihr Epheuhaus bezogen hatte, fast immer Theil nahm. An mancherlei Unterhaltungen über Frieden und Krieg, zu denen die jetzt regelmäßig anlangenden Zeitungen Stoff genug boten, fehlte es ihnen nicht; bald von Sorge niedergeschlagen, bald von frischer Hoffnung belebt, wie sie nun einmal überall in dem beweglichen

Menschengemüthe wechseln, hatten sie zum Theile die Prüfungen des letzten Sommers vergessen und wandten ihren Sinn schon wieder auf den kommenden Frühling hin.

Von den Einfällen der jütischen Freischaaren hatten sie diesmal nichts zu fürchten gehabt, denn mehrere Abtheilungen der schleswig-holsteinischen Armee standen im Norden und Osten und ließen die räuberischen Horden nicht heran; dafür aber gab es bisweilen Einquartierungen, und diese wurden stets mit Freuden empfangen und mit Bedauern wieder entlassen, denn die Anwesenheit patriotisch gesinnter Menschen übte einen überaus wohlthätigen Einfluß auf die Familie aus, die darüber ihre persönlichen Sorgen vergaß, welche noch von Zeit zu Zeit am Horizonte ihres Lebens wie wetterdrohende Wolken vorüberflogen.

Was aber Allen ein neues und großes Vergnügen gewährte, das war der unausgesetzt fortlaufende Briefwechsel mit Henrik, den jetzt keine äußere Störung unterbrach, da die Posten wieder hergestellt und der Verkehr zwischen den Herzogthümern selbst durch nichts gefährdet war. So blieb denn Andreas stets mit dem Neuesten in Verbindung; Henrik theilte mit, was er mittheilen durfte, und die einsamen Bewohner Emmerslunds fühlten sich weniger abgeschlossen von aller Welt, als selbst im vergangenen Sommer, wo sie sich inmitten der Begebenheiten des Tages befunden hatten.

Aber auch angenehmere Unterhaltung als die Beschäftigung mit den trostlosen Ergebnissen der Politik der Gegenwart gab es zuweilen auf dem einsamen Gute. Helene benutzte die gemüthliche Stunde, wenn die Familie in der Hausfrau Zimmer hinter dem Theetische behaglich zusammengedrängt saß und in ruhiger Stimmung war, ihren Freunden erst einzelne Stellen, dann ganze Abschnitte aus den Stimmen der Völker vorzulesen, bis Andreas, allmählig aufmerksamer auf den Inhalt des Buches lauschend, eines Abends fragte, warum sie das Werk nicht von vorne zu lesen beginne und ihnen das Ganze zum Besten gebe?

Da entschloß sich denn Helene, auch dieser Aufforderung zu genügen; freilich ein Schritt, den sie eigentlich wider Willen that und zu dem sie fast nur ihre Begeisterung für den Inhalt des geheimnißvollen Buches zwang, eine Begeisterung, die im Laufe der Zeit so groß geworden war, daß sie ihr Feuer unmöglich länger verbergen konnte und endlich ausströmen mußte, wobei sie in allen ihren Aeüßerungen die heftige Bewegung ihres Innern verrieth.

Andreas horchte hoch auf, als Helene in ihrer Vorlesung immer weiter vorrückte, denn was sie da in harmonischem Zusammenhange las, glaubte er in einzelnen Andeutungen, Winken und Wendungen schon oft aus einem anderen Munde vernommen zu haben. Auch Friedrich schaute bisweilen seinen Vater fragend an und Beide tauschten Blicke aus, welche die Lesende allein nicht sah, weil sie, theilnahmlos für alles Uebrige, nur in den Inhalt

ihres Buches vertieft war. So kam es denn bald dahin, daß man allgemein den Augenblick herbeisehnte, wo die Geschäfte des Tages abgemacht waren und Helene das Buch aus der Tasche zog und es aufschlug, denn Jeder war begierig, den ferneren Verlauf zu verfolgen, und die Ansichten des Verfassers, der in wohl lautender Rede und häufig in begeisterungskühnem Schwunge sprach, bis zu Ende zu hören. Wiederholt bat sich Andreas das Buch von Helenen selber aus, welches diese stets, sobald sie ihren Vortrag beendigt, eilig verbarg, und obwohl sie es anfangs nur mit Widerstreben aus der Hand gab, so konnte sie sich doch dem ernstlichen Ansinnen des edlen Freundes nicht entziehen, aber mit eifersüchtigem Auge verfolgte sie ihn, wenn er es nach Tische allein durchblätterte und diesen oder jenen Ausspruch noch einmal genau prüfte und im Geiste erwog. Endlich schien Andreas genug darin gelesen zu haben. Als er es eines Abends nicht wie gewöhnlich forderte, wollte sie es ihm freiwillig geben; er aber lehnte es dankend ab und sagte lächelnd, er habe es ganz bis zu Ende und wiederholt gelesen und begriffen.

»Nun, dann brauche ich es ja nicht mehr vorzulesen,« scherzte Helene.

»Doch, Helene; aus Ihrem Munde höre ich gern jedes Wort noch einmal, und ich bin ja auch nicht der Einzige, der dies schöne Werk genießen will. Beiläufig – ist Ihnen vielleicht der Verfasser bekannt, der sich auf dem Titelblatte nicht genannt hat und mir doch werth zu sein

scheint, jedem Leser selbst dem Namen nach bekannt zu sein?«

»Nein,« erwiderte Helene kurz, »ich kenne ihn nicht, werde aber hoffentlich nächstens erfahren, wer er ist. Henrik hat es mir versprochen, denn er kennt den Verfasser und weiß seinen Namen. Aber es ist ein Geheimniß, welches wir uns bei der jetzigen Weltlage wohl erklären können, Andreas, und darum müssen wir zum Nutzen des Verfassers selber unsere löbliche Neugierde beschränken.«

Andreas nickte mit dem Kopfe, konnte aber kaum ein geheimnißvolles Lächeln unterdrücken, denn innerlich war er überzeugt, in diesem Punkte zu wissen, was er wissen wollte und was außer ihm Niemand zu ahnen schien.

»Muß es nicht ein herrlicher Mann sein,« fragte Helene weiter, »der so verständlich, so wahr und immer so geistreich die Verhältnisse der Gegenwart zu beleuchten wagt?«

»Ja, o ja, ein herrlicher Mann, Helene, wenn man seinen Geist, sein Gemüth und vor allen Dingen seine Vaterlandsliebe in Betracht zieht.«

»Nun, ich meine, es müßte sich auch in seinem Gesichte, in seinem Auge abspiegeln, was sich in seinem Kopfe und Herzen bewegt.«

»Sie meinen mit einem Worte, es müsse ein recht hübscher Mann sein, der ein so hübsches Buch geschrieben hat?«

Alle lachten, nur Helene lächelte nicht einmal; sie fühlte sich eigentlich etwas erbittert über sich selber, sich eine solche Blöße gegeben zu haben. »Ihr braucht nicht so triumphirend zu lachen,« sagte sie schmollend, »und mir auf so ironische Weise Euern Dank dafür zu sagen, daß ich Euch habe Theil nehmen lassen an dem Werke, welches mich schon lange im Stillen entzückt. Uebrigens habt Ihr mich eben so wenig verstanden, wie Ihr falsch urtheilt, wenn Ihr das Buch nur ein hübsches nennt.«

»Wir haben Sie nicht falsch verstanden, Helene, und sind Ihnen im Gegentheile sehr dankbar, daß Sie uns Gelegenheit gegeben haben, Ihr Entzücken zu theilen; aber ich komme noch einmal auf die äußere Erscheinung des unbekanntem Verfassers zurück und glaube bemerken zu dürfen, ohne sie zu verletzen, daß der Schreiber eines guten Buches nicht immer so aussieht, wie man ihn sich vielleicht beim Lesen seiner Gedanken vorstellt. Ein mit dem Geiste und dem Herzen verfaßtes Buch kann nur den Geist und das Herz des Verfassers, nie aber seine äußerliche Begabung widerspiegeln. Das dachte ich, ist klar, so viel ich es wenigstens verstehe.«

»Das mag im Allgemeinen gewiß der Fall sein,« versetzte Helene, nur noch äußerlich widerstrebend, denn innerlich war sie gewiß von der Wahrheit jenes Ausspruches überzeugt, wie jeder Andere, »und ich habe auch nicht im Geringsten an die äußere Erscheinung jenes unbekanntem Mannes gedacht, als höchstens an den Glanz seines den inneren Geist widerstrahlenden Auges; aber dennoch, wenn ich, durch Eure Neugierde angeregt, mir

den Mann, der dieses Buch geschrieben hat, vorstelle, so muß ich mir denken, daß auch sein äußerliches Wesen seinem inneren Werthe entspricht.«

»Das ist freilich etwas Anderes, das kommt in dem besonderen Falle auf die Phantasie des Lesers an. Wie denken Sie sich zum Beispiel das Aussehen Ihres Verfassers?«

Helene wollte lächeln, aber es gelang ihr nicht recht; dafür erröthete sie. »Sie sprechen von *meinem* Verfasser,« sagte sie endlich hoch aufathmend, als wollte sie den inneren Sturm ihres rebellischen Blutes unterdrücken, – »wie thöricht! Als ob er nicht auch der Ihrige, wie der aller Welt wäre!«

»Wie Sie ihn sich vorstellen, frage ich – Sie überhören die Hauptsache – weiter will ich nichts wissen. Nun, heraus damit!«

Helene schwieg und senkte die zu lebhaft funkelnden Augen auf ihren Schooß.

»Soll ich es sagen,« fragte Agathe plötzlich, »wie Helene sich diesen unbekanntem Mann denkt?«

Helene schaute verwundert auf, denn Agathe hatte bisher nur eine schweigende Zuhörerinnen abgegeben; Andreas aber winkte dem geliebten Mädchen seinen Beifall zu.

»Sie denkt ihn sich so,« sagte sie eifrig, »wie alle Frauen, die das Bedürfniß nach Liebe fühlen, sich den Mann vorstellen, der allein dieser Liebe würdig ist.«

»Bravo!« sagte der Vater. »Du hast es getroffen.«

»Vielleicht auch nicht!« rief Helene etwas zu lebhaft, um nicht getroffen zu scheinen und erröthete so tief, daß sie wie eine mit Purpur überschüttete Rose aussah.

»Das ist wenigstens genug gesagt und ich für meine Person stimme Agathen vollkommen bei. Uebrigens weiß ich, wer der Verfasser ist.«

»Ich auch!« rief Agathe auf einmal mit triumphirender Miene.

»Und ich auch!« wiederholte Friedrich langsam, indem er das ernste Gesicht zu einem seltenen Lächeln nöthigte.

Helene blickte Alle der Reihe nach erstaunt an. »Nun, so sagt mir es doch, wen Ihr dafür haltet,« flüsterte sie beinahe beschämt.

»Still!« sagte der Vater mit neckischer Miene und erhob seine Hand. »Still, Kinder, kein Wort! Es ist ein Geheimniß, Helene!«

»O Ihr Thoren!« rief diese jetzt und brach endlich auch in Lachen aus. »Beinahe wäre ich närrisch genug gewesen, Eurer vorlauten Weisheit mein Ohr zu öffnen. Wenn Ihr es wüßtet, wüßte ich es schon lange, das glaubt nur – ich werde es aber von Euch Allen zuerst erfahren und es Euch – nicht sagen!«

---

Aber auch zu ernsteren Unterhaltungen, als diese legte war, bot der allmählig verstreichende Winter hinreichenden Stoff.

Eines Tages, es war im Anfange des Februar, erschien Rasmus Harms aus dem Sundewitt vor Capitain Burns. Er hatte sich über das ungestüme Wasser gewagt, um

dem verehrten Manne einen Brief seines jüngeren Sohnes zu bringen. Dieser Brief war durch seinen ehemaligen Knecht Jens, den die Mannschaft des Odin bei ihrem ersten Besuche seines Hauses mitgenommen, wie sich der Leser aus dem ersten Kapitel des zweiten Bandes erinnern wird, überbracht. Der arme Mensch war damals nach Alsen geschleppt und dort in die Artillerie eingestellt worden. So hatte er gegen die Düppeler Schanzen, die seine Landsleute vertheidigten, mitwirken müssen und dabei einen Arm verloren. Späterhin nach Kopenhagen gebracht, um von da über Lübeck nach Hause entlassen zu werden, weil er dienstuntauglich war, kam er daselbst plötzlich an und wunderte sich, seinen alten Herrn in einem beinahe fertigen Hause zu finden, welches auf den Trümmern des abgebrannten erbaut worden war. Erik Burns hatte Jens zufällig in Kopenhagen getroffen, als er sich eben einschiffen wollte, und da er von ihm hörte, daß er nach dem Sundewitt ging, ihn gebeten, an seinen Vater jenen Brief mitzunehmen. Jens erzählte nun Wunderdinge von den Rüstungen der Dänen zur See; seiner Meinung nach, die sich sogleich im ganzen Sundewitt wie ein Lauffeuer verbreitete, hätten sie so viel riesige Schiffe bemannt, um damit die ganze Welt in Trümmer schießen zu können.

Rasmus Harms war wieder zurückgesegelt und Andreas saß vor seinem Schreibtische und las mit Herzklopfen den Brief seines Sohnes Erik. Derselbe war im Januar geschrieben und etwas lange umher geschweift, ehe er

in die rechten Hände gelangte. Andreas las ihn mehrere Male, denn jedesmal, wenn er ihn zu Ende gelesen, glaubte er beider nächsten Durchsicht einen anderen Inhalt finden zu müssen, immer aber hatte er sich zu seinem Leidwesen getäuscht. Er athmete nur das wildeste Dänenthum, obgleich er weder das Wort Deutsch noch Dänisch ein einziges Mal aussprach; aber zum Entsetzen des Vaters handelte er von weiter nichts als den Rüstungen im großartigsten Maßstabe, um zu dem einzig möglichen Ziele zu gelangen, und verhiess nicht allein den entschiedensten Sieg gleich im Anfange, sondern auch einen im Ganzen ruhmvollen Feldzug. Gegen wen aber konnte dieser Ruhm und Sieg anders errungen werden, als gegen die Freunde und Landsleute des Vaters, denen der Schreiber selber durch Geburt und Erziehung angehörte, und eines Vaters, dem er Alles, was er war und besaß, verdankte? Andreas fühlte tief die unabsichtliche Lieblosigkeit des leichtsinnigen Sohnes und hätte lieber gar keine Nachricht von ihm als diese empfangen. Dennoch aber war ihm das Schreiben willkommen wegen seiner Frau, die bei jeder Gelegenheit seufzte und sich über das unbekannte Schicksal ihres Lieblingssohnes bitter beklagte, da sie seit seinen letzten durch den Spion überbrachten Zeilen nichts wieder von ihm gehört hatte. Am Schlusse aber enthielt das erbauliche Schreiben folgende Mittheilung:

»Was mein Avancement betrifft, mein guter Vater, so kann ich Dir endlich verkündigen, daß ich nahe am

Ziele bin. Der alte Neptun ist in die Docks gelegt, um ausgebessert zu werden, die ganze Mannschaft aber ist auf Christian den Achten versetzt, das herrliche Linienschiff, unser Stolz und Ruhm, welches nach der unvergleichlichen Gefion bestimmt ist, im nächsten Kriege sich unsterblichen Ruhm zu erwerben und unsere Donner unter die zitternden Feinde zu tragen. Bei der herkulischen Ausrüstung dieser beiden Seeriesen und indem uns kein ebenbürtiger Feind gegenübersteht, wird dieser Ruhm nicht ausbleiben. Nach der ersten namhaften siegreichen Affaire, die wir unternehmen, soll ich befördert werden. Sobald ich Offizier bin, siehst Du mich wieder, eher aber nicht, denn nur in diesem Falle ist mir ein Urlaub zugesagt, den ich jetzt nicht nachsuchen kann, da uns die Herzogthümer, deren Verblendung ich beklage, verschlossen sind. Gehabe Dich wohl und grüße die Mutter und die theure Agathe.«

Andreas warf den Brief zornig bei Seite und stützte sein Haupt gedankenvoll auf die Hand. »Der leichtsinnige Knabe,« sagte er, – »von einer Verblendung zu sprechen, in der er selbst befangen ist! Er thut gar nicht, als ob er fühlte, welches Herzeleid dieses Schreiben mir verursachen muß. Doch – seien wir gerecht. Wenn ich es recht bedenke, kann es kaum anders sein. Tag und Nacht unter Dänen, immer und ewig ihr Geschwätz vom großen Dänenthum zu hören, wofür sie schwärmen und was sie sich im Geiste vorspiegeln, ist es da anders möglich, als daß

ihr Ruhm sein Ruhm, ihr Triumph sein Triumph geworden ist? So mag es denn Gott wenden, wie er will, ihn befördern oder nicht – einer von uns Beiden wird auf diese oder jene Weise Vortheil daraus ziehen. Doch diese allgemeine Ausrüstung in Kopenhagen, das ist etwas sehr Bedeutungsvolles und Beachtungswerthes. Woher nehmen sie das Geld dazu? Denn Christian den Achten und die Gefion auszurüsten, übersteigt die dänischen Kräfte. Ein Linienschiff, das größte und beste, was sie haben! Und die Gefion, ihre schönste Fregatte! Dänemark scheint es groß vorzuhaben. Gnade Gott den armen Deutschen, die diesen Batterieen gegenüber zu stehen kommen! Wehe den Herzogthümern! Wenn sie mit ihren Breitseiten auf unsere Ufer losdonnern, werden sie unsere kleine Armee in Splitter schießen. Wie Gott will, sage ich! Aber wohin wollen sie mit diesen Schiffen? Ich möchte es wohl sehen, wenn sie damit den Kampf eröffnen, denn es wird doch wohl deutsche Männer geben, die sie nicht fürchten. Gott gebe nur, daß sie unser stilles unvertheidigtes Ufer nicht zur Zielscheibe wählen. Doch nein, hier ist kein Feind für sie, hier können sie nicht landen – höchstens in Apenrade. Warten wir es ab, die Zeit wird es lehren.« –

Ja, und die Zeit sollte es lehren, aber auf eine andere Weise, als der Sohn es hoffte, der Vater aber nach Lage der Sache es fürchten mußte.

Auf die andern Mitglieder der Familie brachte dieser Brief ganz verschiedene und von einander abweichende Wirkungen hervor. Die Mutter war glücklich, endlich

einmal etwas zu lesen, was von dem Leben und der Gesundheit ihres Sohnes zeugte, über den anderweitigen Inhalt ging sie nach Art überzärtlicher Mütter nachsichtig hinweg. Agathe und Helene dagegen fühlten Mitleid mit dem tief in's Herz getroffenen Vater, dessen Schweigen und trüb bewölkte Stirn allein den Kummer verrieth, den ihm das gedankenlose Schreiben des Sohnes verursacht hatte. Friedrich aber fühlte sich ergrimmt wie nie, und man mußte sich alle mögliche Mühe geben, um ihn von lauten Verwünschungen und Zornesausbrüchen in Gegenwart der Mutter abzuhalten.

»Wartet nur,« sagte er eines Tages zu Helenen, »dieser niederträchtigste Brief, den je ein undankbarer Sohn an einen so vortrefflichen Vater geschrieben hat, wird ihm einst schwer angerechnet werden, wenn das Gericht des Höchsten seine Stimme erschallen läßt. Jetzt hat er gänzlich meine Liebe verloren. Denn eine solche Gedankenlosigkeit, die an dänische Frechheit gränzt, dergleichen an Andreas Burns zu schreiben, übersteigt allen Glauben. Aber *ein* Gutes hat dieser Brief doch bei mir gewirkt. Er erinnert mich, daß wir Deutschen alle uns gegen die Dänen rüsten müssen; auch meine Zeit ist also gekommen, zu der auf dem Papiere schon besiegten Armee abzugehen.«

Er hielt Wort. Von seiner Verwundung gänzlich wiederhergestellt, mit seiner früheren Kraft begabt und so weit entfernt von den Strecken, wo sich das Schicksal seines Vaterlandes entscheiden sollte, hatte er keine Ruhe, keine Rast mehr in dem stillen Hause. Er wartete nur das

Ende des Februar ab, um sein lange überlegtes Vorhaben auszuführen.

Endlich schmolz der Schnee des Winters und das raselnde Eis im Meerbusen zerrann unter den mächtiger wirkenden Strahlen der Sonne des jungen Jahres. Stürme und Wogendrang beruhigten sich und nur heftige Winde und Regengüsse erinnerten noch von Zeit zu Zeit daran, daß die gebrochene Macht des Winters vor dem siegreichen Frühlinge den Rückzug antrete.

Es war am 1. März, als Friedrich vor seinen Vater trat, ihm die Hand reichte und einfach sagte: »Gieb mir Deinen Segen, Vater, zum zweiten Male; denn ich will gehen, wohin mich meine Pflicht ruft!«

»Hier hast Du ihn, mein Sohn; gehe mit Gott und zeige Dich Deines Vaterlandes würdig!« Und er umarmte ihn herzlich, nachdem er seine Hand auf den Scheitel des Knieenden gelegt. Darauf trat er zur Mutter und sagte ihr Lebewohl. Es durchschnitt ihm das Herz, als er die würdige liebevolle Frau weinen sah, aber er bezwang sich und schied. Auch Agathen reichte er freundlicher, als er sich die letzte Zeit gegen sie bewiesen, die Hand, und als sie ihm bleich und ruhig, völlig in ihr Schicksal ergeben, Gottes Segen wünschte, glaubte er vollauf zu seinem Vorhaben gerüstet zu sein.

Noch an demselben Tage ritt er davon, nach Schleswig zu, in dessen Gegend sein Regiment in Quartier lag.

ZWEITES KAPITEL. ECKERNFÖRDE.

Capitain Mevissen war in der Mitte des März nach Kiel gereist, um einige nothwendige Geschäfte abzuwickeln. Am letzten Tage des Monats kehrte er zurück, und überbrachte dem Commodore die Nachricht, daß wahrscheinlich in den ersten Tagen des Aprils die Feindseligkeiten wieder beginnen würden, daß die Führer der schleswig-holsteinischen Armee aber beschlossen hätten, den Angriff des Feindes im Sundewitt zwar zu erwarten, sich aber langsam auf ihre Hauptpunkte zurückzuziehen, um ihn von den Schiffen wegzulocken und inmitten des Landes zu empfangen, wo sie ihm zu widerstehen allein die Mittel besäßen.

Außer dieser allgemeinen Mittheilung aber überbrachte er noch eine besondere, die auf Andreas einen bei Weitem stärkeren Eindruck machte, daß man nämlich durch Spione die Meldung empfangen habe, die Dänen hätten auf Alsen einen großen Kriegs Rath gehalten und beschlossen, mit ihrer ganzen Seemacht Eckernförde zu überfallen, die dort aufgepflanzten Batterieen in den Grund zu

schießen, die schleswig-holsteinische Armee, die nördlich von Eckernförde um Flensburg und Apenrade herum stand, von aller südlichen Hülfe abzuschneiden, indem sie in Eckernförde selbst eine starke Truppenabtheilung landeten und auf diese Weise nicht allein die deutschen Hauptmächte trennten, sondern auch deren Aufmerksamkeit zersplitterten, wodurch sie selbst eine vortheilhaftere und ihren Feinden gefahrdrohende Stellung gewinnen würden.

Dieser nicht üble Plan war in der That zur Ausführung bestimmt. Von deutscher Seite indessen hatte man denselben vorhergesehen, und, um ihn zu vereiteln, den Hafen von Eckernförde durch Aufwerfung zweier Batterien zu schützen gesucht, was allerdings eine sehr kleine Schutzwehr gegen die ganze Machtentfaltung der großen dänischen Schiffe war. Hätte man frühzeitiger sichere Nachrichten darüber gehabt, so wäre es Pflicht gewesen, den zur Landung des Feindes, inmitten der Stellung des deutschen Heeres so günstig gelegenen Hafen fester zu machen und gleich von Anfang an mit einer stärkeren Macht dem von der See kommenden Feinde entgegenzutreten. Das war aber nicht geschehen, und so mußte man sich mit Kühnheit wappnen, auf das Glück vertrauen und der Vorsehung das Uebrige anheimstellen.

Die deutschen Hülfsstruppen, unter General Prittwitz Oberbefehl gestellt, rückten indessen allmählig heran, und es war diesmal beschlossen, im Gegensatze zum vorigen Jahre, größere Armeen auf einem Punkte zu vereinigen,

um, wo ein vertheilhafter Schlag ausführbar wäre, denselben um so verderblicher für die leicht zu Schiffe wegflüchtenden Dänen zu machen.

Andreas hörte dem Capitain Mevissen, der alle diese Einzelheiten mit überzeugender Miene vortrug, mit großer Spannung zu. Die großen Schiffe waren theilweise wirklich schon bei Alsen eingetroffen und bereit, ihren ersten Gewaltstreich mit Nachdruck zu beginnen. Also der Kampf stand unzweifelhaft bevor. Als Gertrud hiervon Kenntniß erhielt und nun zum ersten Male ihren Erik auf einem entscheidenden Kampfplatze wußte, erbebte ihr Herz. Anfangs nur leise und im Stillen wehklagend, erhob sich ihr Schmerz von Stunde zu Stunde zu lauterem Ausbruche, und vergebens waren die Tröstungen der Ihrigen, den mütterlichen Jammer zu besänftigen, indem sie die Hoffnung auf einen möglicher Weise unblutigen Ausgang nicht aufzugeben schienen. Aber diese Hoffnung wies sie als eine sehr unwahrscheinliche zurück, der Kampf konnte ihrer Meinung nach nicht ausbleiben, und wie er auch ausfiel, der Verlust, die Gefahr wenigstens war stets auf ihrer Seite. Siegten die Dänen, so unterlag ihr Vaterland, ihr ältester Sohn, ihre Freunde, so wurden alle Hoffnungen und Wünsche ihres Mannes, ja auch ihre eigenen in Bezug auf die Erlangung ihrer Rechte und auf die Bestätigung ihrer Freiheiten begraben; siegten die Deutschen, so sank vielleicht ihr geliebtestes Kind in dem Kugelregen der erbitterten Freunde.

Das war allerdings eine üble Voraussicht und auf Niemanden machte sie einen stärkeren Eindruck, als auf Andreas selber, so viel er sich auch Mühe gab, seine innere Spannung und Aufregung den Augen der Seinigen zu verbergen.

Waren aber in dem Herzen seines Weibes die Gefühle der Mutter bei Weitem vorherrschend und sah sie aus diesem Punkte die nächste Zukunft schwarz, so litt bei ihm der deutsche patriotische Geist und Sinn mehr, und doch hatte auch er Gefühle für den abtrünnigen Sohn, die sich aus keinem Vaterherzen wohl je ganz verbannen lassen. Ja, um die Wahrheit zu gestehen, er fürchtete diesmal mehr eine Niederlage der Deutschen, da ihre Macht den Schiffen gegenüber eine mehr als zehnfach geringere war, als er auf einen Sieg über die Dänen hoffte, so groß sein Vertrauen auf die Kühnheit und Kampfeslust seiner Landsleute war. In dieser Weise zwischen Hoffnung und Besorgniß hin und her schwankend, schwebte bald seine Kindes-, bald seine Vaterlandsliebe auf der höchsten Spitze der schaukelnden Schicksalswoge, und dieser innere Zwiespalt sich so lebhaft widersprechender Gefühle, wie sie nicht tiefer ein edles Männerherz zerfleischen können, war groß genug, selbst einen so starken Mann, wie er war, bis in's innerste Mark zu erschüttern.

Die zwei ersten Tage, nachdem Capitain Mevissen mit seiner verhängnißvollen Meldung zurückgekehrt, trieb es ihn unstät und rathlos umher. Er sprach fast kein Wort, er hatte fast keinen Blick für das, was um ihn geschah. Zu seinen Ohren schien das Klagegeschrei seines Weibes

kaum zu dringen, und doch weckte es in seinem Herzen allmählig einen echoartigen Widerhall, der endlich, seine Nerven auf das Aeüßerste anspannend, seiner hin- und herschwankenden Neigung eine entschiedene Wendung zu geben anfang.

Zwei Pflichten stritten zuletzt in ihm um die Oberge-  
walt und beide wog er genau prüfend gegen einander ab, beide zerlegte er in ihre einzelnen, sein ganzes Wesen erfüllenden und durchdringenden Theile, denn sein Geist litt nicht, wie bei Gertrud, unter den einschlagenden Stößen des Schicksals, im Gegentheil verdoppelte sich seine natürliche Kraft und Begabung bei dem zunehmenden Widerstande derselben. Hielt ihn einerseits das nahende Kriegsunheil in seinem Hause, bei den Seinigen zurück, so trieb ihn andererseits die Theilnahme an dem bevorstehenden großen Kampfe unwiderstehlich nach Süden. Mit eigenen Augen hätte er am liebsten, da er mit den Armen nicht kämpfen durfte, dem nie erlebten Schauspiele beigewohnt, welches sich nach der allgemeinen Meinung im Hafen von Eckernförde entwickeln sollte. Bald überwog das eine Bedenken, die eine Neigung, die eine Pflicht die andere. Endlich, da er mit sich selbst nicht zum Abschlusse kam, entschloß er sich darüber zu reden. Zuerst sprach er mit Helenen, die seine Vertraute geworden war, wenn er sich in Herzensnöthen befand. Helene durchschaute sogleich mit ihrem klaren Blicke das Ganze, seine Lage, seine Wünsche, die widerstreitenden Punkte in seinen verschiedenen Pflichten als Familienhaupt. Auch sie fing an zu überlegen; aber nicht

langsam wie der kalt berechnende Mann ging sie dabei zu Werke, sondern blitzschnell griff sie mit kühnem Instinkte in das umtreibende Rad der Geschicke der ihr so innig befreundeten Familie ein.

»Aber Sie haben ja hier für Ihr Haus und die Ihrigen nichts zu fürchten,« sagte sie endlich mit dem ganzen Stolze ihres großen persönlichen Muthes; »wir befinden uns hier in tiefster Ruhe, kein Feind bedroht Emmerslund, keiner wird sich ihm nahen, wenn der gewaltige Kampf im Süden tobt. Der Andreasberg liegt nicht an der großen Straße, welcher die Armeen folgen, und keine besondere Beute lockt die vorübersegelnden Schiffe an. Ihre Rache haben die Dänen hier voriges Jahr gekühlt, sollten sie dieses Jahr noch einmal unvertheidigte Häuser harmloser Menschen beschießen? Das glaube ich nicht. Selbst wenn Emmerslund von einem ähnlichen Schicksale heimgesucht würde, was könnten Sie allein gegen so Viele leisten? Und wenn auch Ihr unbezweifeltes Muth, Ihre männliche Kraft und Ausdauer, Ihre größere Einsicht hier von Nutzen sein kann, so können Sie sich doch nicht gegen eine feindliche Ueberrnacht siegreich verteidigen, und gegen einen etwaigen räuberischen Ueberfall kann Sorge getragen werden, dazu sind Männer genug hier. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Andreas, ich ginge auch, wohin mich die Neigung oder das größere Bedürfniß ruft – und Beides ruft Sie nach Eckernförde – denken Sie nur an Hoptrup und was Ihre Gegenwart bei jenem Kampfe für Ihre Familie Gutes geleistet hat. – Wie weit ist es von hier bis Eckernförde?«

»Wenn ich den kürzesten Weg reite und mein schnellstes Pferd nehme, so ist es nicht weit. Höchstens zwölf Meilen, und die reite ich in einem Tage.«

»So reiten Sie, mein Freund. Ich habe noch einen anderen Grund, der mich dazu treibt, Ihnen zu diesem Ausfluge zu rathen.«

»Welcher ist das?«

»Ich glaube, Sie werden Gertrud damit außerordentlich beruhigen. Wenn sie Sie selbst in der Nähe des Kampfplatzes weiß, so wird sie einen Schutzengel an Erik's Seite glauben, und wenn Sie ihm auch nicht beistehen können, so werden Sie doch sichere Nachricht von seinem Schicksale mit zurückbringen können. Das wird der Einbildung oder vielleicht auch dem Wahne der übermäßig besorgten Mutter als eine große Tröstung erscheinen.«

»Das läßt sich hören. Sagen Sie noch Niemandem von diesem Plane, ich will erst mit meinen Freunden sprechen.«

Sogleich berief er die alten Capitaine zusammen und legte ihnen seinen Wunsch, die Gründe zu demselben, so wie auch die Besorgniß für den Fall vor, daß irgend etwas Feindseliges gegen Emmerslund geschehe, wenn er abwesend wäre.

»Pah!« rief Capitain Köhlwetter, der immer der Erste in der Beistimmung zu einem kühnen Unternehmen war. »Was soll hier Feindseliges geschehen? Zu uns kommen sie diesmal nicht. Für diesen Feldzug habe ich um uns

keine Sorge; die Dänen haben stärkere Feinde zu besiegen. Und für den Fall, daß sie ihr Kuckucksei in Eure Koje legen wollten, Commodore, stehen wir Alle hier für einen Mann, verlaßt Euch darauf. Ihr sollt mit uns zufrieden sein.

»Seid Ihr derselben Meinung, meine Freunde?« fragte Andreas die beiden Anderen, die schon beifällig genickt hatten.

»Ganz gewiß,« sagte Capitain Mevissen, »es giebt nur eine Meinung für mich, und die ist, nach Eckernförde zu segeln. Nehmt mich mit, Commodore, ich möchte auch ein dänisches Linienschiff mit deutschen Kugeln stopfen sehen.«

»Ja!« rief der alte Bardow triumphirend, »und macht es, wie wir es mit dem Odin gemacht haben; schießt ihn zusammen wie einen tollen Hund und laßt ihn Seewasser saufen, bis er berstet – der Racker!«

Andreas lächelte matt bei diesem kriegerischen Ausfalle des Veteranen. »So weit sind wir noch nicht, Bardow,« sagte er. »Euch steckt immer noch die alte Lore im Kopfe und darum seid Ihr so rachsüchtig. Ein Linienschiff, alter Freund, ist aber kein kleiner Dampfer, es wird sich nicht so leicht der Gefahr aussetzen, auf eine Sandbank fest zu gerathen und sich mit glühenden Kugeln beschießen zu lassen. Ich besorge sogar das Gegentheil, sie werden in unser armes Herzogthum ein tüchtiges Loch mit ihren Zähnen reißen.«

»Um so mehr müßt Ihr dabei sein, das Loch stopfen zu helfen. Geht, geht, Cap'tain, wir wollen zu Eurer Beruhigung alle Drei so lange auf Emmerslund wohnen, bis Ihr wieder da seid, und Tag und Nacht Wache stehen, um die feindliche Flagge von Weitem zu respektiren. Hol's der Teufel, aber wenn es sein muß, ist Vorsicht besser als Naseweisheit.«

»Es ist gut und ich danke Euch,« sagte Andreas, der seinen Entschluß gefaßt hatte. »Mit Euch bin ich fertig, nun will ich noch mit meiner Frau reden.«

Am Abende desselben Tages – es war der 2. April – war die Stunde dieses Zwiegesprächs gekommen. Andreas hatte Widerspruch von Seiten Gertrud's befürchtet, aber er hatte sich diesmal geirrt. Kaum hatte er nur von ferne seine Neigung verrathen, nach Eckernförde zu gehen, so schaute Gertrud aus ihren Thränen hell auf und fiel ihm vor Freude laut schluchzend um den Hals.

»O Andreas!« rief sie, »was für ein herrlicher Mann bist Du! Jetzt erkenne ich Deinen Werth erst ganz. Du hast mir aus der Seele gesprochen, denn ich habe auch schon an die Möglichkeit dieser Reise gedacht, aber sie nur nicht auszusprechen gewagt. O gehe, gehe nach Eckernförde und beruhige mein Herz. Wenn ich Dich in Erik's Nähe weiß, bin ich getröstet. Dir ist es schon einmal gelungen, einen blutenden Sohn den Händen der Feinde zu entreißen und zu retten – o rette mir auch diesmal meinen Erik, und ich werde keinen Wunsch mehr auf der Welt haben.«

»So werde ich gehen, Gertrud, und werde Gott bitten, daß er mich begleitet, denn weiter will ich Niemand neben mir haben. Was Er dann beschließt, dem müssen wir uns fügen, Frau, das bedenke, wenn ich fort bin. Aber höre, ich muß schon morgen fort, der Weg ist weit und die Dänen warten nicht auf mich.«

»So gehe in Gottes Namen, und wenn es sogleich sein muß; ich werde auch im Geiste bei Dir und Erik sein, und wenn Du zurückkehrst, sollst Du eine dankbare Frau in mir finden.«

»So soll es sein. Aber ich kann vielleicht nicht sogleich wiederkommen – wer weiß, wie lange es dauert, bis etwas Entscheidendes vorfällt. Wirst Du auch nicht unruhig werden, wenn ich mehrere Tage ausbleibe?«

»Nein, Andreas, denn ich werde mir sagen, daß Gott Deine Anwesenheit so lange will und Dich auf der Reise hält, die Du unserem Kinde zu Liebe und zu meiner Beruhigung unternommen hast. Reise getrost und kehre erst zurück, wenn Du mir etwas Gutes heimbringen kannst.«

Andreas küßte ihre Stirn, wie er gewöhnlich that, wenn sie ein ernstes Gespräch geführt, und drückte ihr die Hand. Dann ging er in den Stall und trat zu seinem Lieblingspferde, dessen schönen Hals er liebevoll streichelte. »Nun, mein guter Schimmel,« sagte er, als das Pferd den kleinen Kopf nach ihm umwandte und das kluge Auge auf den bekannten Herrn richtete, »Du ahnst noch nicht, daß Du einen gewaltigen Marsch vor Dir hast. Auf und tummle Dich, wir wollen wie bei Hoptrup unter die Feinde gehen und ihnen zeigen, daß wir keine Furcht

haben. Diesmal aber werden sie nicht mit Pistolen- und Flintenkugeln, sondern mit Vierundachtzigpfündern auf uns schießen.«

Das edle Pferd wieherte laut, als ob es ihm eine muthige Antwort auf seine Anrede geben wollte. Andreas befahl das Thier wohl zu pflegen und stark mit Gerste zu füttern, und ließ dann Alles zu seinem weiten Ritte am nächsten Morgen in Bereitschaft setzen. \*\*\*

Am 3. April, Morgens um 11 Uhr, nachdem er ein gutes Frühstück zu sich genommen und für den langen Ritt mit Waffen, Nahrungsmitteln und gegen Wind und Regen schützenden Kleidern sich wohl versorgt hatte, nahm Andreas Burns Abschied von den Seinigen. Viele Thränen zwar wurden dabei vergossen, aber man tröstete sich, daß seine Wiederkehr sie alle trocken würde. Nachdem er sein Weib und Agathen umarmt, drückte er Helenen herzlich die Hand und schüttelte sie den drei Capitainen und allen Dienern, die sich im Hofe um sein Pferd drängten. Muthig scharrte der Schimmel den Boden und schien froh zu sein, als sein Herr endlich in den Sattel stieg und ihn in's Freie hinaus lenkte.

Alle liefen hinter ihm her und schauten und winkten mit Tüchern so lange, als sie ihn mit den Augen erreichen konnten. Endlich war er hinter einer Biegung des Weges verschwunden und nun erst kehrten die Zurückbleibenden schweigend und stille Gebete zu Gott emporsendend in das Haus zurück, in welchem eine ungewöhnliche Ruhe zu herrschen pflegte, wenn der rastlose Gebieter fern war.

Begleiten wir aber den einsamen Reiter auf seinem langen und bedeutungsschweren Wege, denn auch wir wollen Zeuge sein von einem so seltsamen, wunderbaren und verhängnißvollen Kampfe, wie ihn die Weltgeschichte noch auf keinem Meere der Erde bis dahin hatte entrollen sehen.

Von Apenrade ritt Andreas unangefochten auf der Landstraße, die nach Flensburg führt, nach Süden, denn nur Schleswig-Holsteiner standen in dieser Gegend und belebten mit ihren Märschen, durch fröhliche Gesänge sich zum bevorstehenden Kampfe ermuthigend, den mitunter sehr langweiligen Weg. Friedrich, nach dem er mehrmals forschte, hatte er nicht das Glück zu treffen, denn das Regiment, zu dem derselbe gehörte, war schon seitwärts gerückt und erwartete die Dänen im Sundewitt, wo der erste Schlag zufällig an diesem Tage geschehen sollte. Die Kanonen von Eckensund her aber hörte er aus der Ferne brummen; daselbst griffen die Dänen mit Dampfern und Kanonenbooten die Schleswig-Holsteiner an, setzten viele Truppen an's Land und glaubten schon an einen Sieg, da die Deutschen, wohlweislich die Schiffskugeln vermeidend, langsam bis Gravenstein zurückwichen, wohin ihnen zu folgen indessen die Dänen zögerten. In Flensburg traf er Nachmittags gegen vier Uhr ein, ohne sein Pferd im Mindesten angestrengt zu haben, denn er wollte seine Kräfte nicht unnütz opfern. Nach kurzer Rast brach er von Flensburg gegen sechs Uhr wieder auf, wählte aber diesmal nicht die Landstraße nach Schleswig, sondern durchschnitt im rascheren

Trabe quer das Angeler Land, indem er den kürzeren und bequemeren Weg über Solt, Hastrup und Scholde-  
rup wählte, um sich bei Missunde mit der Fähre über die  
Schley setzen zu lassen, wo er die Nacht bei einem Freun-  
de blieb, deren er nirgends in diesen gastfreien Landstri-  
chen entbehrte.

Von Missunde bis Eckernförde hatte er nur noch einen  
kurzen Weg, und diesen legte er am 4. April in einer  
Stunde zurück, wo er denn endlich das vielbesproche-  
ne Städtchen vor sich liegen sah, aber seinen Hafen noch  
frei von allen Schiffen fand, was man ihm schon in Mis-  
sunde verkündet hatte, denn erst am Nachmittage dieses  
Tages segelte die stolze Danebrogsflotte heran. In Eckern-  
förde selbst wohnten mehrere seiner Freunde und er war  
unschlüssig, bei welchem er einkehren sollte, da er von  
Allen wußte, daß sie ihn mit offenen Armen empfangen  
würden. Bei dem wackeren Bürgermeister, den er beson-  
ders schätzte, wollte er nicht einsprechen, denn die Be-  
hörden bekamen ohne Zweifel in den nächsten Tagen viel  
zu thun, und darum wollte er nicht störend dazwischen  
treten. So entschloß er sich denn endlich, bei einem jün-  
geren Bruder des alten Wundarztes einzukehren, der in  
Apenrade wohnte und dessen wir bei Friedrich's Verwun-  
dung früher Erwähnung gethan haben. Es war ein alter

Seekamerad des Capitains und ihm also seit langen Jahren befreundet, ein biederer, ächt deutscher, warmblütiger Mann, der eben so viel Muth und vaterländische Gesinnung wie Andreas besaß. Von diesem auf das Herzlichste empfangen, ruhte er sich kurze Zeit von seinem langen Ritte aus, theilte ihm sein Vorhaben mit und vernahm die Billigung des Freundes, der mit ihm den Kampf, wenn er wirklich bevorstände, aus nächster Nähe beschauen wollte, ihm auch die Oertlichkeiten um Eckernförde, und wie sie die Deutschen bis zu diesem Augenblicke benutzt, bald darauf zeigte.

Um dem Leser, der diese Oertlichkeit nicht mit eigenen Augen gesehen, ein deutliches Bild von den einzelnen Abtheilungen des bevorstehenden Kampfes zu geben, ist es nöthig, daß wir ihm dieselbe, so wie die Vertheidigungsanstalten der Schleswig-Holsteiner, etwas genauer beschreiben.

Das massiv gebaute und 4000 Einwohner zählende Städtchen Eckernförde liegt an der innersten nördlichen Ecke des gleichnamigen Meerbusens, ist von Kiel, Schleswig und Rendsburg ziemlich gleich weit, etwa drei Meilen, entfernt und mit beiden ersteren durch eine schöne Chaussee, mit letzterem durch einen leidlichen Sandweg verbunden, auf denen von Strecke zu Strecke tragbare Telegraphen in einigen Richtungen aufgestellt waren. Die kleinen, ziemlich wohnlichen Häuser stehen nicht weit vom Strande entfernt auf einer Landzunge, welche den Meerbusen von einem Binnensee, dem Windebyer Noer,

trennt. Eine tiefe Wasserverbindung zwischen beiden bildet den eigentlichen Stadthafen, über den eine Brücke nach dem nördlichen Strande des Meerbusens führt, an welchem zunächst an der Stadt das als Seebad bekannte Dorf Borby liegt. Der Meerbusen selber, an seiner Mündung zwei Meilen breit, verengt sich trichterförmig gegen die Stadt hin bis zu einer Breite von einer Viertelmeile, ist außerordentlich tief und gewährt den schwersten Schiffen ein sicheres Fahrwasser. Die Ufer, die sich von der Stadt aus nach dem Meere erstrecken, sind am Strande dünenartig verflacht, mit weichem Kiessande bedeckt, und erst hinter den von den drei vorhergenannten Städten herlaufenden Straßen erheben sie sich zu ziemlich bedeutenden Hügelrücken, die im Süden, nach dem Meere hin, schön bewaldet, im Norden, vorn am Strande ziemlich kahl sind, auf den weiter zurückliegenden Anhöhen aber ebenfalls reichen Baumwuchs zeigen.

Zur Vertheidigung des Hafens nun waren zwei Batterien angelegt, deren Erdarbeiten größtentheils noch aus dem ersten Feldzuge herrührten. Betrachten wir zuerst die sogenannte Nordbatterie. Diese lag etwa zwanzig Minuten von der Stadt entfernt auf einer in den Meerbusen auslaufenden Landzunge des nördlichen Ufers und beherrschte den Eingang des Hafens, war also einem feindlichen Angriffe zunächst ausgesetzt. Hinter ihr hob sich das Ufer allmähig empor und zeigte den reich bewaldeten Louisenberg, von dessen Höhe aus man in das Innere

der Schanze hineinsehen konnte. Sie war auf dem Meeressande erbaut, der mit Geröllsteinen und Kieseln vermischt war, die Böschungen mit Rasen belegt, eben so die Brustwehrkronen, damit der Wind der bedienenden Mannschaft nicht den feinen Sand in die Augen wehe. Die Feuerlinie lag sieben Fuß über dem Geschützstande und alle Geschütze feuerten über Bank.

Der innere Raum der Schanze lag zwei Fuß tiefer als der Geschützstand, war also durch neun Fuß Brustwehrhöhe gedeckt. Bei mittlerem Wasserstande lag die Feuerlinie zwölf bis vierzehn Fuß über dem Meeresspiegel. Die obere Brustwehrdicke betrug siebzehn Fuß, die innere Böschung war fünf Fuß hoch und mit dicken Eichenbohlen und Rasen bekleidet.

In der Kehle war die Batterie mit Palissaden geschlossen. Das Blockhaus inmitten derselben lag halb innerhalb, halb außerhalb der Batterie, war mit Schießscharten versehen und durch ungeheure Balken, Faschinen und Erde granatenfest gedeckt. In den Kehlpalissaden, welche senkrechte Schießscharten hatten, befand sich ein Flügelthor, der einzige Ein- und Ausgang der Batterie. Die Munition der Kanonen ward in einem Magazine nahe am Thore der Kehle aufbewahrt. Innerhalb der Batterie befand sich ein aus Backsteinen erbauter Ofen mit eisernem Roste zum Glühen der Kugeln. Daneben war ein Brunnen gegraben. In der Mitte des kleinen Raumes war ein Bretterhäuschen für den Commandeur aufgeschlagen.

Rings um die Batterie lief ein breiter und tiefer Graben, der das Material zum Baue derselben geliefert hatte und ziemlich mit Grundwasser gefüllt war. Ihre Gestalt war fünfeckig; die breiteste Seite nahm die Kehle ein. Von ihrem linken Flügel aus zog sich eine starke Brustwehr bis zum Fuße des Louisenberges, die eine Art gedeckten Weges bildete. Bewaffnet war die Batterie mit sechs eisernen Geschützen, zwei 24-Pfündern, zwei 18-Pfündern und zwei 84-pfündigen Bombenkanonen, die 55 Pfund schwere Kugeln schossen. Die vier ersten waren mit ihren Mündungen dem gegenüberliegenden Ufer, eine Bombenkanone in der Richtung nach der südlichen Hafenecke, die andere dem inneren Hafen zugewandt. Zu den Geschützen führten vom inneren Raume aus treppenartige Auftritte an der inneren Böschung hinauf. Die Besatzung bestand aus einem alten Feldwebel, zwei Unteroffizieren, vier Bombardieren und 46 Kanonieren, mit Ausnahme des Feldwebels und eines Kanoniers sämtlich Rekruten, die den Feind zum ersten Male in ihrem Leben sehen sollten. Alle Leute aber waren ruhig, ja kaltblütig, und von athletischer Kraft, wie sie nur der Norden Deutschlands hervorbringt. Alle waren nüchtern, von vortrefflichem Humor und äußerst willig und anständig. Der Commandeur war der Hauptmann Jungmann, ein ehemaliger preußischer Offizier, der erst vor wenigen Wochen aus dem Oriente zurückgekehrt war, wo er die Armee des Sultans im Artilleriewesen unterwies und schöne Erfahrungen gesammelt hatte, die er

nun als freiwilliger Streiter im gegenwärtigen Kriege werthen wollte, ein kühner, umsichtiger, entschlossener Mann, den der Ruhm herbeigerufen zu haben schien, um seine Schläfe mit dem Lorbeerkranze zu schmücken. Er war zugleich Obercommandant beider Batterieen, hatte aber seinen Standplatz in der Nordbatterie.

Die Südbatterie, südlich und kaum fünf Minuten von der Stadt entfernt, unmittelbar am Strande gelegen, zeigte im Rücken einen hohen Uferrand, an dessen Fuße die Kielerstraße vorbeilief. Auch sie konnte von den hinter ihr liegenden Höhen eingesehen werden. Das Material, aus dem sie erbaut, war dem der Nordbatterie gleich. Auch ihre Feuerlinie lag etwa zwölf Fuß über dem Meeresspiegel. Sie war viereckig gebaut; ihre zwei Pulvermagazine lagen in ihrer linken Flanke und ragten mit ihrer Decke vier Fuß über die Brustwehrkrone hinaus. In den Flügelecken ihrer Kehlpalissaden befand sich rechts und links je ein Flügelthor. Auch hier war ein Ofen zum Glühen der Kugeln erbaut, aber anstatt des Brunnens war sie mit gefüllten hölzernen Wassertonnen versehen. Das Bretterhäuschen für den Commandeur fehlte auch hier nicht, ebenso wenig der rings herumlaufende Graben. In ihrem Rücken befand sich eine Redoute mit Blockhaus und Geschützbänken. Diese Redoute war nur mit Infanterie besetzt. Die Geschützfeuerlinie der Südbatterie war länger als die der Nordbatterie. Armirt war sie allein mit vier 18-Pfündern, welche den Meerbusen der Länge nach bestrichen. Im Uebrigen war ihre innere Einrichtung der der Nordbatterie gleich. Ihre Besatzung bestand aus zwei

*Unteroffizieren*, v. Preußner und Stinde, zwei Bombardieren und 33 Kanonieren, die ebenfalls sämtlich Rekruten waren. Ihr spezieller Commandeur war der Unteroffizier Theodor von Preußner, ein freiwilliger Streiter, Sohn eines Majors in der schleswig-holsteinischen Armee, aus Rendsburg gebürtig. Eigentlich war er Oekonom, obgleich er zum Artilleriedienste in der königlichen Kadettenschule zu Kopenhagen erzogen war. Er zählte erst 24 Jahre, war ein Mann von außerordentlicher Energie und zugleich dem bescheidensten Wesen. Er war vom Schicksale bestimmt, der eigentliche Held des Tages zu werden, aber – doch greifen wir unserer Erzählung nicht vor.

Das waren alle Vertheidigungswerke im Eckernförder Hafen. Fürwahr! eine kleine, beinahe winzige Macht gegen die ungeheuern Angriffsmittel der Dänen, die wir nachher kennen lernen werden. Außer dieser Besatzung beider Batterien, auf denen die dreifarbige deutsche Flagge unverzagt im frischen Winde flatterte, stand das 3. schleswig-holsteinische Reservebataillon unter Commando des Hauptmann Irminger in Eckernförde. Am 2. April aber ward noch eine Reservebrigade und eine Nassauer leichte Feldbatterie von sechs Geschützen unter den Befehlen des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha in die Umgegend der Stadt cantonnirt, eine Truppenmacht, die nicht in's Treffen kam, da den Dänen die beabsichtigte Landung verwehrt wurde.

Als Capitain Burns diese Vertheidigungsmittel am Morgen des 4. April genau besichtigt hatte, schüttelte er wehmüthig den Kopf.

»Das sind schwache Anstalten,« sagte er zu seinem Freunde, um Linienschiffe aufzuhalten, und ich würde fast verzagen, wenn nicht Gott selbst unseren braven Truppen zwei große Beistände zugesagt hätte.«

»Was sind das für Beistände, die ich nicht sehe?« fragte der Freund sorgenvoll.

»Das ist erstens der ungebrochene Muth in der Brust jener wackeren Krieger, wie ich mich mit eigenen Augen überzeugt habe, ein Muth, auf den ich stark baue und der sich weder vor Menschen noch vor ihren Zerstörungswerkzeugen fürchtet. Sodann aber, und ich wundere mich, daß Du ihn nicht siehst, ist es jener sausende Ostwind, der vom Meere in den Busen hinein fegt und das Unternehmen der Dänen bedenklich machen zu wollen scheint. Bei diesem Winde werden sie nicht so tollkühn sein, die Battereien anzugreifen, denn im Falle sie beschädigt würden, könnte ihnen der Rückzug dadurch abgeschnitten werden.«

»Oho! Dafür werden sie Dampfer mitbringen, um ihre großen Schiffe aus dem Gefechte zu schleppen, wenn Gefahr da ist – verlaß Dich darauf.«

Andreas nickte mit dem Kopfe und zuckte die Achseln. »Ja,« sagte er traurig, »wenn das ist, haben sie doppelte Uebermacht. Sie sind unwiderstehlich im Angriff und unbesorgt um ihren Rückzug. O, welche trübe Aussichten,

welche schwache Hoffnungen! Doch, verzagen wir nicht  
– vielleicht hilft Gott.«

---

In dem kleinen Städtchen selbst befand sich Alles in einer leicht erklärlichen Unruhe, der eine eigenthümliche Neugierde beigemischt war, welche von den vielen Vermuthungen wahr werden, ob die Dänen kommen, ob sie angreifen, ob sie landen und, was die Hauptsache war, ob sie die Batterieen, von denen man Großes erwartete, zum Schweigen bringen, also siegen würden. Für letzteren Fall hatten mehrere vorsorgliche Leute schon verschiedene Vorkehrungen getroffen, wenigstens wollte man die Kranken retten und mancherlei Besitzthümer in Sicherheit bringen. Zaghaftere hatten ihre Sachen gepackt, um zu rechter Zeit die Stadt verlassen zu können. Auf ein ruhiges Osterfest, welches unmittelbar vor der Thür stand, konnte Niemand mehr rechnen, zumal man sich sehr lebhaft erinnerte, daß auch am vorjährigen Ostersonntage die Schlacht bei Schleswig geschlagen war, und ein gewisser Aberglaube auch die kriegerischen Ereignisse dieses Jahres damit in Verbindung setzte. Niedergeschlagen und hoffnungslos waren gewiß nur sehr Wenige; ernst, sorgenvoll und bedächtig dagegen Alle; zuversichtlich und freudestrahlend Viele, denen namentlich die in der Nähe lagernden Truppen Muth einflößten, obgleich diese

bei dem bevorstehenden Bombardement gerade am wenigsten leisten konnten. Auch die Anwesenheit des Herzogs von Sachsen-Coburg, der auf einem Gute am Wege nach Kiel, Gottorf, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, beruhigte Manchen, denn wenn ein regierender Fürst das Schicksal der Stadt in Person theilen wollte, konnte es nach ihrer Meinung doch nicht so arg hergehen. Alles das und noch vieles Andere wurde lebhaft in den Straßen, in den Wirthshäusern, am Strande und in der Nähe der Battereien besprochen, um die sich viele Neugierige versammelt hatten, wengleich kein Mensch bestimmt wußte, ob und wann die Dänen erscheinen würden, denn nur das allgemeine Gerücht hatte bisher ihre Annäherung vorausgesagt.

So verstrich den Bewohnern der Stadt, obwohl sie innerhalb tief bewegt waren, der Nachmittag ohne alle äußere Störung; nichts geschah, was von Bedeutung gewesen wäre; Andreas, vom Ritte des vorigen, vom vielen Laufen dieses Tages und von seiner inneren Aufregung, die er mit Gewalt bezwingen wollte, ermüdet, saß im Hause seines Freundes, welches eines der nächsten am Christians-Pflegehause war, aus dem man die Invaliden und Kinder fortschaffen wollte, wenn die Schiffe sich zeigten, da es dicht am Strande in der Nähe der Südbatterie, also den feindlichen Kugeln zumeist ausgesetzt lag. Es war Nachmittags fünf Uhr geworden; die Freunde saßen bei einem Glase Wein am Fenster, welches nach der See hinausführte, und hatten ihre Ferngläser bei der Hand, durch die sie von Zeit zu Zeit nach dem

Meere blickten. Aber nichts zeigte sich, so sehr auch ihre Ungeduld den heißen Augenblick ersehnte, um der lästigen Spannung, dieser aufreibenden Qual, überhoben zu sein. Da wirbelte plötzlich von der Nordbatterie, die man bequem mit den Augen erreichen konnte, eine kleine Rauchsäule auf und gleich darauf donnerte ein blinder Alarmschuß über das hochauf fluthende Meer. Alles sprang hinaus an den Strand, die Ursache davon zu ergründen, und bald hörte und sah man, daß eine halbe Meile außerhalb des Hafens, nahe dem südlichen Ufer, ein großes feindliches Schiff sich zeigte, dem nach und nach mehrere folgten, die alle unter vollen Segeln heranwogten und um welche herum, wie jagende Falken, mächtige Dampfer schwärmten, als wollten sie mit ihren raschen Schwingen das Lager umkreisen, in dem der König der Meere diese Nacht ruhen sollte.

Schnell ließ der Freund unsers Capitains sein kleines Gig in Bereitschaft setzen, und kaum zehn Minuten später rollten sie, von einem muntern Pony gezogen, auf dem Wege, der nach Kiel führt, nach Altenhof, dem siegreichen Kampfplatze der Freischaaren im vorigen Jahre, hinter dessen Gehöfte sie ausstiegen und über die Sandhügel dem Strande zuschritten, um das Meer und seine neuen Bewohner aus der Nähe zu betrachten.

Da hatten sie denn in der That ein großes, und wengleich erwartetes, doch immer Erstaunen erregendes Schauspiel dicht vor Augen. Das ganze dänische Geschwader, welches das Gerücht im Anzuge erklärt, hatte sich in angemessener Entfernung vom Strande versammelt und in gehörigen Zwischenräumen dem Dorfe Aschau gegenüber, Anker geworfen. Da lag der Riese der dänischen Marine, der schöne Christian der Achte, in seinem ganzen vollendeten Prachtbau, erst in den Jahren 1840–45 mit großer Eleganz gebaut, strotzend von seinen 84 schweren Kanonen und 800 Mann Besatzung; sodann die leichtfüßige schwarze Gefion, der beste Segler der dänischen Marine, die erst 1846 ihre erste Fahrt vollbracht hatte. Ihr weiter Bauch schloß 48 schwere Kanonen und 500 Mann Besatzung in sich ein. Ihnen zunächst schaukelten sich die beiden großen Dampfer, der Hekla und der Geiser, mit je zehn 60-pfündigen Bombenkanonen ausgerüstet, jener dem Linienschiffe, dieser der Fregatte als Hülfsmacht beigesellt; sodann drei große Transportschiffe mit zum Landen bestimmten Mannschaften gefüllt, und endlich ganz im Hintergrunde ein unstät flankirender Avisodampfer, der Adjutantendienste versah, im Ganzen also acht Segel, alle voll feuerspeiender Schlünde und todbringender Geschosse, und von Männern geführt, von denen man erwarten konnte, daß sie dem Tode kühn in's Auge schauen würden, denn den Christian befahligte der Commandeur Capitain Paludan, ein altersgrauer, aber erfahrener zäher Seemann, und die

Gefion der Capitain Meyer, ein feuriger, handfester Draufgänger, der stolz auf sein schönes Schiff war und sich der Ehre werth zeigen wollte, dasselbe zu befehligen.

Alle Erwartungen, die man gehegt, waren also pünktlich und wirklich eingetroffen; die feindlichen Schiffe waren da und der Kampf konnte nicht ausbleiben, wenn Gott nicht durch seinen zornig daher brausenden Wind Einhalt gebot. Jetzt galt es, den Kopf oben und die Augen offen zu halten, die Sorge aus der beklommenen Brust zu verbannen und den männlichen Muth allein zu bewahren, um dem nicht mehr entrinnbaren Gesckicke kühn die Stirn zu bieten.

Keiner von Allen aber, welche die auf dem Meere schwebenden Schiffe mit funkelnden Augen musterten, mochte wohl von solchen Gefühlen hin- und hergerissen werden, wie Andreas Burns, als er die anscheinend schlummernden Riesen vor sich liegen sah. Schnell und fast springend flog sein scharfer Blick von einem schwarzen Rumpfe zum andern, nur auf einem haftete er länger, durchdringender, und das war der dunkle Koloß, an dessen hochragendem Bord er seinen Erik wußte. Von Mast zu Mast, von Tauwerk zu Tauwerk spähte sein forschender Blick, auf jeder Spiere weilte sein Auge, in jede Fuge drang sein Herz, denn an irgend einer Stelle dieser wogenden Festung mußte ja sein Sohn seine Pflicht erfüllen. Welche Gedanken in diesem Augenblicke durch sein im Stillen arbeitendes Gehirn, welche Empfindungen durch sein hochklopfendes Herz fuhren, wer möchte es wissen oder gar beschreiben? Daß aber ein wilder Schmerz – um

so schneidender, weil er ohne Aeußering getragen werden mußte – seine Nerven erbeben machte, eine großartige Besorgniß für irgend ein Leid, welches ihm begegnen würde, sein ganzes Gebein erschütterte, das verrieth sein bleiches, marmorkaltes Antlitz und sein düster und unendlich traurig blickendes Auge. Alles, was er jetzt von der äußeren Natur, welche ihn umgab, in seine Sinne fassen konnte, das erfaßte er mit blitzschnellem Geiste; Für und Wider wog er gegen einander ab, und wenn ihn das Eine bangen ließ, so glaubte er in dem Andern wieder eine Hoffnung zu finden – welches Bangen, welche Hoffnung – für sein Vaterland, für seinen Sohn? – das ist unmöglich auseinander zu setzen, denn Beides war in ein einziges dumpfes Gefühl namenloser Beklemmung verflochten, wie er nie in seinem Leben ein ähnliches empfunden hatte.

Aber welche Erscheinungen in der äußeren Natur waren es, die auf die Ereignisse des kommenden Tages von so großem Einflusse sein konnten? – Schauen wir uns den Himmel, die Luft und das Meer an, und ein einziger Blick, wenn wir auch keine Seemänner sind, wird uns belehren, welche wichtige Rolle in dem bevorstehenden Kampfe die Natur selber zu spielen gesonnen schien.

In heiterer Bläue strahlte der abendliche Himmel über Erde und Meer, und nur im Westen von Eckernförde schwoll ein riesiges Wolkenbett auf, in welches so eben die Sonne gesunken war. Rings um dieses Wolkenbett herum aber, den ganzen westlichen Horizont umfassend, wogte ein feuriger Glanz am Himmel, der so schnell

und mächtig war, daß er mit seinem Widerscheine die taumelnden Wellenberge rosig übermalte, die sich von Osten stürmisch daher und übereinanderwälzten. Denn der schneidende Ostwind, der den ganzen Tag geweht, jagte auch jetzt noch brausend über die weite Fläche, fuhr mit seiner erkältenden Schärfe durch Mark und Bein alles Lebendigen und wühlte von Grund auf das Meer aus, so daß es mit wuthschnaubendem Toben an die Ufer emporbrodelte und seine salzigen Schaumkronen bis hoch auf den Strand schleuderte, wo seine feinsten Atome wie ein feiner Staubregen mit den Atomen der Luft durch einander wirbelten.

Dieser Wind, diese Wellen waren es, auf die der erfahrene Seemann hauptsächlich sein Augenmerk gerichtet hatte und welche in der That geeignet waren, jene widerstreitenden Empfindungen in seiner Seele hervorzurufen, die wir oben anzudeuten versuchten.

»Sprich, Burns, alter Kamerad,« sagte der Freund endlich, der den qualvollen Zustand seines Gefährten wohl bemerkte, da er ihn den ganzen Tag beobachtet hatte, »sprich, und befreie Deine Seele von den Befürchtungen, die auf ihr lasten. Glaubst Du, daß die schlaunen Dänen bei diesem Winde herankommen und unsere Batterieen angreifen werden?«

Andreas hörte die Worte wohl, aber er begriff sie nur langsam, denn er dachte so eben an Gertrud und an das, was sie sagen würde, wenn sie hier wäre. Einen Blick

nach dem Himmel, und den zweiten auf die schäumenden Wellen werfend, sagte er endlich mit fest auf einander gebissenen Zähnen: »Sie werden nicht so dumm sein, das zu unternehmen. Aber sie haben ja Dampfer, sagst Du, und da sind sie ja wirklich vor uns. Ich bin darin aber anderer Meinung als Du. Diese sonst große Hülfe verringert hier ihre Gefahr kaum, wenn sie den Angriff bei dieser steifen Kühle beginnen. Denn ein Dampfer ist auch verwundbar und als Kranker noch weniger werth, als ein Segelschiff. Und das weiß der Jungmann da drüben, den wir heute Morgen gesprochen haben, so gut wie wir. Er scheint mir der Mann zu sein, festzuhalten, wenn er angebissen hat, und die Dampfer, seine schlimmsten Feinde, wird er zunächst vor's Messer nehmen. Meiner Meinung nach bleibt den Dänen nur Eins übrig.«

»Und was ist das?«

»Ihre Boote herabzulassen, sie vollkommen zu beman-  
nen und die Batterieen von der Kehle anzugreifen, eine  
nach der anderen. Wenn ich Paludan wäre, ich thäte es in  
der Nacht – drauf und dran! sagte ich, wir müssen sie ha-  
ben, nur so ist der Sieg möglich – wohlverstanden, wenn  
der Ostwind so fortbläst.«

»Hm, hm!« sagte der Freund und lächelte. »Du bist  
noch immer der Alte – Gott steh mir bei, mich mit Dir her-  
umzuhauen! Nicht wahr, den Säbel zwischen den Zäh-  
nen und die Pistolen in beiden Fäusten hurrah! – Freilich,  
freilich, wenn sie das thun, oder thäten – denn das thut  
kein Däne – dann zitterte ich für das arme Eckernförde.«

Abermals schwiegen die beiden Männer und fuhren fort, den Horizont, das Meer und die Schiffe zu betrachten, die allmählig in einer anderen Beleuchtung wie magische Luftbilder vor ihren erstaunten Augen hin und her zu gleiten schienen. Denn während ihres eifrigen Gesprächs hatte sich ein zweites Schauspiel entwickelt, das an Pracht, Großartigkeit und geheimnißvollem Schauer das vorhergegangene bei Weitem überbot.

Die Sonne hatte mit ihren letzten rosigen Strahlen das im abendlichen Dunkel ruhende, Eckernförde und seine ganze Umgebung schon lange verlassen, dafür aber war der beinahe volle Mond über das Land heraufgestiegen und übergieß mit seinem perlreinen Lichte den sternklaren Himmel und die Spitze des Meerbusens. Allmählig stieg er höher herauf und trotz Wellen und Wind segelte er gerade dem Drange der Elemente entgegen, und thronte bald siegreich über den Schiffen, die unter ihm in auf- und abfluthender Bewegung wie elfenartige Erscheinungen der Nacht tanzten. Ihre dunklen Rümpfe wurden alle sichtbar, ihre zarteren Linien, das feine Fadennetz ihres Tauwerks, ihre weithin flatternden Wimpel traten klarer hervor, und die zu kurzen Festons aufgereeften Segel schienen silberne Nester zu sein, in denen sich der brausende Wind gern festgesetzt, wenn er nicht, von dem ihm zunächst folgenden Luftzuge weiter getrieben, fortgemußt hätte, ohne mit seiner dämonischen Gewalt die elementarische Grundkraft zu überwinden, an welche die dräuenden Seeriesen mit festen Ketten geschmiedet waren.

Das schönste Schauspiel aber bot in diesem Augenblicke das Meer in seinem wunderbaren Glanze und seiner auf- und abwälzenden Wellenbewegung dar. Denn da das Licht von Westen kam, also die andringenden Wogenberge von vorn beleuchtete, die von Osten her aus dem Meere heranstürzten, so sah das Meer selbst wie ein großmächtiger Wasserfall aus, der vom Himmel zur Erde herniederrollte, als wolle er das feste Land vor sich umstürzen und verschlingen. Wie eine hochaufgethürmtes Mauer, die von rollenden Rädern getragen wird und sich immer näher und näher wälzt, deren Kämme und Kronen aber von dem glitzernden Mondlichte vergoldet sind, weit hin nach allen Seiten leuchten und alle Lichtkörper des Himmelsgewölbes widerstrahlen, so wälzte sich in dieser Nacht das gewaltige Meer heran, welches der kalte Ostwind zu durchwühlen fortfuhr, als hätte er nicht genug die fluthende Welle geküßt und müßte noch aus tieferer Tiefe die Geheimnisse seines Schooßes austrinken.

Aber bei all dem Schönen und Wunderbaren, was dieses Schauspiel dem staunenden Menschenaue bot, fing doch der nächtliche Wind etwas zu kalt zu wehen und die Gebeine der so lange am Strande unbeweglich stehenden Männer zu durchschauern an. Der Seemann aus Eckernförde glaubte lange genug das Meer, den Himmel und die Schiffe betrachtet zu haben, und seine wachsende Ungeduld machte sich durch verschiedene Anzeigen dem Freunde bemerkbar. Aber dieser hörte und sah ihn nicht; sein Nachtrohr fest an das Auge gedrückt, schaute

er noch immer das schwer wogende Linienschiff an, und wandte bisweilen sein Ohr in die Richtung, wo es lag, als wollte er die geheimnißvolle Töne belauschen, die sich von Zeit zu Zeit an seinem Bord vernehmen ließen.

»Hast Du noch nicht genug gesehen?« fragte endlich der nachsichtige Freund. »Komm, laß uns nach Hause fahren; mich friert wie einen Knaben, der zum ersten Mal die Wache auf dem Vormars hat, und Dein dünner Regenrock hält auch nicht den scharfen Zug dieser Nachtkühle ab.«

»Was willst Du?« fragte Andreas barsch. »Horch! Hörst Du nichts? War das nicht Trommelwirbel vom Schiffe her? Da – jetzt schrillt der Ton der Hochbootsmannspfeife über die Wellen. Er ruft die Mannschaft zusammen und heißt sie zu Bette gehen.«

»Das wollen wir auch, Kamerad, komm, folge mir.«

»So geh Du, wenn Du willst. Mich friert nicht. Ich werde die Nacht hierbleiben, damit ich am Morgen der Erste bin, der ihre Kugeln pfeifen hört.«

»Ich glaube, Du wärest dazu im Stande, Du alter Eisenmensch, denn Du fühlst nicht wie Andere weder Regen noch Wind, wenn Deine Seele im Kampfe ist. Aber was willst Du hier, Andreas? Hier siehst Du nichts. Ich denke, wir gehen nach der Stadt und schlafen ein paar Stunden, dann, mit Tagesanbruch fahren wir nach Borby und verkriechen uns in irgend einen Winkel in der Nähe der Nordschanze, um den Kampf aus der Nähe zu betrachten, denn dahinüber zieht er sich. So dachte ich es

mir und Du wirst mir beistimmen, wenn Du Dir es überlegst.«

Andreas besann sich nicht lange, denn ersah die Wahrheit des Gesagten ein. »Du hast Recht,« sagte er, »warum sollte ich uns die Nacht rauben, helfen kann ich nicht. Diese Nacht wollen wir noch zu schlafen versuchen; wer weiß, ob uns die folgende nicht von selbst den Schlummer rauben wird. So komm, ich folge Dir, Dein Rath war gut.« Und sein Rohr zusammenschiebend und noch einen langen Blick auf Meer und Schiffe werfend, stieß er einen lauten Seufzer aus, worauf er mit dem Freunde nach dem Hause bei Altenhof zurückkehrte, wo sie ihr Fuhrwerk gelassen hatten. Dieses bestiegen sie sogleich und fuhren so rasch wie möglich nach der Stadt zurück.

### DRITTES KAPITEL. DAS GEFECHT MIT DER NORDBATTERIE.

Selten, oder wohl nie, war eine unruhigere Nacht auf Eckernförde herabgesunken, als die vor dem grünen Donnerstage, den 5. April 1849. Nur wenige Menschen schlossen die Augen, viele blieben angekleidet auf ihren Betten liegen, da man jeden Augenblick einen Angriff erwartete, und nur die Kinder erfreuten sich eines vollkommen erquickenden Schlafes. Tausendfältige Phantasiegebilde drängten sich den besorgten Gemüthern auf, und fast Alle hörten in dem traumreichen Halbschlummer, der sie umgaukelte, den Kanonendonner des kommenden Tages schon im Voraus, sahen ihre Häuser in Trümmer stürzen und ihr Hab und Gut in Flammen aufgehen.

Aber unaufhaltsam rückte die Nacht in ihrem gewöhnlichen Laufe fort, der Feind unternahm keinen Angriff – und der Morgen des verhängnisvollen Gründonnerstags dämmerte endlich langsam im Osten herauf.

Schon lange vor vier Uhr war Andreas seinem Lager entstiegen und auch sein Freund hatte nun keine Ruhe mehr. Rasch ordnete dieser Alles im Hause an, nahm sein Geld zu sich, ließ sein Vieh nach Westen treiben, löschte alle Feuer im Hause aus und, nachdem er mit Andreas gefrühstückt und sein Gig mit Lebensmitteln und andern Dingen beladen, schloß er das Haus selbst zu und stieg mit seinem Gaste auf, um nach Borby zu fahren. Auch waren sie nicht die Einzigen, die in der Frühe des Morgens diesen Weg betraten. Viele trieb die Furcht, viele die Neugierde eben dahin, um den ersten Angriff des Feindes aus möglichster Nähe zu sehen. Rasch aber zog sie der Pony, dem zur Seite des Capitains Grauschimmel trabte, nach dem Dorfe. Hier ließen sie Wagen und Pferde zurück, und machten sich nun zu Fuß auf, indem sie den Weg in der Richtung nach der Nordschanze längs der Bergkette einschlugen. Ungefähr 300 Schritte davor blieben sie auf einer Hügelspitze stehen, von wo aus sie in die Schanze hineinblicken konnten, machten daselbst einen tiefen Graben ausfindig, vor dem ein halbes Dutzend riesiger Buchen wurzelte, und beschlossen, von hier aus dem Kampfe zuzuschauen, denn da die feindlichen Kugeln sich alle auf die Batterie concentriren würden, glaubten sie an diesem Orte keiner Gefahr ausgesetzt zu

sein, was auch in der That der Fall war. Von diesem Graben aus hatten sie das ganze Schlachtfeld vor sich. Zu ihrer Linken, nur tiefer unter ihnen, lag die Nordbatterie; 7–8000 Schritte jenseit des Meerbusens, und noch mehr zur Linken, ankerte die feindliche Flotte. Zur Rechten, ebenfalls in der Tiefe, lag die Stadt, dahinter die Südbatterie mit ihrer lustig wehenden Flagge, und etwas höher hinaus die schon erwähnte Redoute, die sie zu erreichen hofften, wenn der Kampf sich nach der Stadt wenden sollte, da man von dort aus eben so die Südbatterie einblicken und alles Vorgehende beobachten konnte, wie von ihrem gegenwärtigen Standpunkte den vordersten Kampfplatz. Für jetzt aber waren sie mit ihrer Stellung vollkommen zufrieden, es fehlte ihnen nichts als die feste Ueberzeugung eines unbestrittenen Sieges. Und das war freilich etwas Viel.

Noch immer blies der Wind stark aus Osten, aber doch gelinder, als am Abende zuvor. Der Horizont und das Meer waren zwar noch von leichtem Nebelgewölk verschleiert, aber die Sonne, die man bald erwartete, mußte es ja durchbrechen, und dann lag Alles, was zu sehen war, vor den Augen der Kämpfenden und Zuschauenden.

In der Nordbatterie war auch bereits Alles aus seinem Posten. Um vier Uhr wurde Hauptmann Jungmann,<sup>1</sup> der im festen Schlafe lag, von seinem Feldwebel Clairmont wach gerüttelt, der sich bei seinem Chef beklagte, daß er

---

<sup>1</sup>Siehe Eckernförde und der 5. April 1849. Von Eduard Jungmann. Hamburg 1852.

nicht habe schlafen können. Der Hauptmann ging nach dem Ofen, wo die 18-pfündigen Kugeln glühend gemacht wurden und wo die Artilleristen sich wärmten und das Frühstück bereiteten, denn es war kalt und windig zugleich. Auf einen ›Guten Morgen!‹, den ihnen der Befehlshaber bot, antworteten sie Alle fröhlich und frisch, und der Trompeter Hansen, der seinen Herrn als Ordonnanz, die Trompete auf dem Rücken und die Brieftasche auf der Brust, wie ein Schatten auf Schritt und Tritt begleitete, antwortete für seine Kameraden, daß sie sich freuten, bald wacker arbeiten zu müssen.

So graute auch ihnen der Gründonnerstag-Morgen. Die Artilleristen traten an ihre Geschütze. Es wurde ihnen der Befehl ertheilt, nur den Rollschuß anzuwenden und das Feuer eines Geschützes in dem Augenblicke abzugeben, wenn die Spitze eines heransegelnden Schiffes in die Schußlinie käme. Dann wurde scharf geladen.

Jetzt stieg der Commandeur mit festem Schritte die kleine Treppe hinauf, die auf die Brustwehrkrone führte, und betrachtete durch sein Fernrohr genau die eine Meile jenseits vor Anker liegende Flotte. In dieser Stellung blieb der muthige Mann unverzagt, denn um seine junge Mannschaft anzufeuern, hatte er kühnlich beschlossen, im Falle eines Angriffs frei und frank auf der Brustwehr stehend die ersten Lagen des Feindes zu empfangen.

Doch müssen wir jetzt einen Blick auf die Flotte werfen, denn auch hier war Bewegung genug vorhanden,

und aus zuverlässigen Mittheilungen<sup>1</sup> wissen wir, was sich an Bord derselben begab.

Um die vom Eskadre-Commandeur Garde ihm gegebenen Befehle zu befolgen, hatte sich Commandeur Paludan mit den ihm untergeordneten Schiffen von Alsen aus an seinen Ankerplatz bei Aschau begeben, wie wir oben gesehen haben. Diese Befehle bestanden in dem Auftrage: in der Dämmerung in den Hafen von Eckernförde einzulaufen, den Feind zu beunruhigen, auf verschiedenen Orten eine Landung zu bewerkstelligen, die Strandbatterien anzugreifen, sie wo möglich zu nehmen oder zu zerstören und sich zum Herrn von Eckernförde zu machen. Diesem Befehle gemäß war die Flotte in den Hafen eingelaufen; da aber der Wind zu stark aus Osten wehte, um noch denselben Abend die Aufgabe zu lösen, so sah sie sich genöthigt, die Nacht über vor Anker liegen zu bleiben und den nächsten Tag mit vielleicht günstigerem Winde zu erwarten. Gleich nachdem die Anker gefallen waren, begab sich Capitain Meyer von der Gefion an Bord des Linienschiffs und vernahm hier zuerst den

---

<sup>1</sup>Rapporte des Commandeurcapitain Paludan und des Capitain Meyer an das dänische Marine-Ministerium über das Gefecht bei Eckernförde. Von Rendsburg den 8. und 9. April datirt. – Da diese Rapporte dem Verfasser in einem aus dem Dänischen übersetzten Manuscripte vorgelegen haben, so können sich leicht einige kleine Irrthümer in Benennung einzelner Schiffsgegenstände eingeschlichen haben, die in demselben unübersetzt geblieben waren, weshalb er in diesem Falle den kundigeren Leser um Entschuldigung bittet. Die Ereignisse auf und um die Schiffe selbst aber sind Zug für Zug der Wahrheit gemäß geschildert.

Zweck seiner Anwesenheit vor Eckernförde, worauf er mit dem Befehle, Morgens vier Uhr wiederzukommen, zu seinem Schiffe zurückkehrte und Alles zur bevorstehenden Schlacht klar machte, namentlich aber seine beiden vordersten und hintersten Kanonen, zur größeren Concentrirung des Feuers, in den Spiegel und die Bugpforten setzen ließ.

Punkt vier Uhr am anderen Morgen erschien seine Schaluppe wieder neben dem Linienschiffe und mit ihm zugleich die Capitaine Aschlund und Wulff vom Hekla und Geiser, um sich am nächstfolgenden Kriegsrathe zu betheiligen. Nicht ganz ohne Widerspruch verständigte man sich dahin, die gegebenen Befehle so weit auszuführen, wie es in Anbetracht des heftigen Windes möglich wäre, und da derselbe um diese Zeit schwächer geworden war und hoffentlich noch mehr nachließ, so wurde der Kampf beschlossen, und die Capitaine erhielten den Befehl, diejenigen Stellungen einzunehmen, welche wir sogleich vom Lande aus beobachten wollen, die aber durch den bald widriger werdenden Wind und die schnell auf einander folgenden Unglücksfälle bedeutenden Abänderungen unterworfen wurden, so daß fast Nichts von Allem geschah, was nach der Verabredung geschehen sollte, vielmehr der Einsicht eines jeden Schiffsführers überlassen blieb, sich so gut wie möglich aus der Schlinge zu ziehen. Wie weit ihnen das nun gelang, soll die folgende wahrheitsgetreue Schilderung darzutun versuchen.

Kaum waren die Capitaine wieder zu ihren Schiffen zurückgekehrt, wo sie, um ihren nachherigen Manövern vorzuarbeiten, die Anker am Bug und Spiegel auf Pack- und Steuerbord an ihren Kabeltauen beweglich aufhängen, so hißte Christian der Achte das Signal zum Lichten auf. Sobald dies geschehen, ging die Flotte unter Segel, dergestalt, daß ein Schiff im Kielwasser des andern folgte und auf diese Weise seine spätere Stellung einzunehmen begann. Aller Augen waren auf das vorangehende Linienschiff, den König des Tages, gerichtet, und jeder Mann brannte vor Verlangen, an dem Ruhme Theil zu nehmen, den zu erringen ihm ohne Zweifel beschieden sein würde. Nachdem die Mannschaften auf den verschiedenen Schiffen zur Ausdauer und Thätigkeit ermahnt waren, zeigten sich überall gleich reger Eifer und Lust, für's Vaterland zu kämpfen; vom ältesten Lieutenant bis zum kleinsten Jungen herab war Alles von der Hoffnung be-seelt, den besten Erfolg zu erzielen.

Was aber die Mannschaft des Linienschiffes selbst betrifft, so erzählt man sich – verbürgt kann diese Nachricht nicht werden, obwohl sie dem Verfasser am Tage nach der Schlacht in Eckernförde von einem gefangenen Dänen als sicher berichtet wurde – so erzählt man sich, sage ich, daß vor der Abfahrt am Morgen sich zwei, an sich sehr unbedeutende, für den abergläubischen Seemann aber bedeutungsvolle Zufälle an Bord Christian des Achten zutrug. Als nämlich der Commandeur Paludan die Capitaine der anderen Schiffe zum Kriegsrathe um

sich versammelt sah, wollte er ihnen die Depesche vorlesen, die ihm behufs des Unternehmens auf Eckernförde zugekommen war. Als er aber in die Tasche griff, um sie hervorzuholen, fand sie sich zu seinem höchsten Erstaunen nicht mehr vor. In allen Taschen darauf suchte sie der Commandeur: da er sie aber nicht bei sich zu haben schien, ging er in seine Privatkajüte zurück, um sie unter seinen Papieren zu suchen und ließ während dieser Zeit die kopfschüttelnden Capitaine allein. Aber auch hier war das wichtige Dokument nicht zu finden. Betroffen und einigermaßen verwirrt kehrte der Commandeur nach einiger Zeit in das Versammlungszimmer zurück, um seinen Capitainen den Inhalt der Depesche wenigstens mündlich mitzutheilen. Da aber habe er sie plötzlich zufällig in dem Unterfutter seines Rockes entdeckt, indem die Tasche, worin er sie aufbewahrt, schadhaft gewesen war und das Papier hatte hindurchgleiten lassen. Dieser Vorfall hätte die Capitaine sichtbar bedrückt und sie hätten von vornherein kein großes Vertrauen zu ihrem Unternehmen gehabt.

Einen bei Weitem größeren Eindruck aber, der die ganze Mannschaft des Linienschiffes betraf, habe der zweite sonderbare Zufall hervorgerufen. Als nämlich der Flottenbefehlshaber im Augenblicke des Absegelns Ordre erteilt, das Zeichen zum Anfange der Schlacht zu geben, das heißt, die Flagge aufzuziehen, habe sich der Flaggenoffizier vergriffen oder wenigstens zwei Flaggen statt einer emporgehißt, denn mit dem Danebrog sei zugleich die schwarze Trauerflagge in die Luft gestiegen, wäre

aber, da der Fehlgriff sehr bald bemerkt worden, augenblicklich wieder herabgezogen. Dieser Vorfall habe selbst die wenigen alten Matrosen und Seesoldaten, die auf dem Schiffe gewesen, stutzig gemacht; mißmuthig und schweigend seien alle an ihre Stelle gegangen und jeder habe eine bestimmte Vorahnung gehabt, der Danebrog werde am Abende des Tages der Trauerflagge Platz machen müssen.

Man verzeihe die Unterbrechung; da wir aber in Erzählung des Kampfes von Eckernförde so treu wie möglich sein möchten, so haben wir vorstehende Mittheilung nicht für überflüssig gehalten.

So segelte denn die stolze Flotte, sicher auf ihre ungeheure Uebermacht bauend, rasch und kühn heran. Voran unter Marssegeln das schwere Linienschiff, einen weiten Bogen nach dem Meere hin beschreibend, als wolle es den Hafen verlassen, gleich darauf aber wieder in den Meerbusen umlegend, wodurch es näher an die Batterie herankam; hinter ihm in angemessener Entfernung die leicht schwebende Gefion, auch unter Marssegeln, daneben die Dampfer, schwarze Rauchwolken hinter sich lassend, womit sie die klare Morgenluft, welche die Sonne strahlend erleuchtete, verfinsterten. Hinter den Dampfern aber, der letzte Kämpfe, segelte die Corvette Najade heran, die erst vor kurzer Zeit zur Flotte gestoßen war, während die Transportschiffe und ein kleiner Dampfer sich außerhalb des Hafens hielten.

Es war ein prachtvoller Anblick, die fünf mächtigen Schiffe in streng geregelttem Laufe heranziehen zu sehen;

Allen, die es sahen, klopfte hoch und voll das Herz. Die vor Kurzem beim Ankerlichten stattgefundene Rührigkeit auf den großen Verdecken war geschwunden, Alles an Bord war still und hatte nur Augen und Sinn mordgierig auf's Land gerichtet. Der Hekla, als wolle er seine schnellere Triebkraft beweisen, kam dem Linienschiffe bald zur Seite, dann voran. Als er etwa 1000 Schritte von der Batterie entfernt war, ließ Hauptmann Jungmann den Befehl zum Feuern ertheilen. Der 24-Pfünder des linken Flügels eröffnete das Gefecht. Es war funfzehn Minuten vor sieben Uhr. Die Kugel schlug auf das Meer, spritzte die Wasser hoch empor und fuhr dann dem Dampfer, den sie sich zum Ziele genommen, in die Flanke.

Vom Feinde feuerte ebenfalls der vorderste Dampfer zuerst. Blitz, Rauchwolke, Knall und Kugel machten sich in demselben Augenblicke bemerkbar und letztere schlug zwei Fuß unter dem immer noch auf der Brustwehr stehenden Commandeur Jungmann ein. \*\*\*

»Ihr seht, Leute,« sagte er, ruhig sich umdrehend, »es trifft nicht jede Kugel.«

Dem ersten Schusse folgten von beiden Seiten die anderen schnell; die Schiffe überschütteten lagenweise die kleine Batterie mit Geschossen jeder Art.

Unter solchen Umständen, sagt General von Rahden, hätte die ganze Batterie Fuß für Fuß müssen abgekämmt, die bloßstehenden Geschütze demontirt, die Mannschaften niedergeschossen werden. Von der immer als tüchtig

genannten dänischen Marine durfte man solches erwarten. Aber nichts von diesem geschah. Tausende von Kugeln, Granaten und Kartätschen umsausten die braven Vertheidiger, durchwühlten die Brustwehr, zerschmetterten Pallisaden und Blockhaus in tausend kleine Stücke, aber die schleswig-holsteinischen Kanonen schossen ruhig weiter. Jeder ihrer Schüsse traf. Man konnte es hören und sehen, wie das Holz krachte, die Splitter flogen, das Tauwerk zerriß, und der stolze Christian stöhnte beinahe laut bei jedem Schusse, der seinen Bug traf, seine Battereien leer fegte und ganze Reihen seiner Kanoniere niederstreckte.

Vom Worte ihres Führers ermuntert, beeilten sich die deutschen Kanoniere, und trotz jenes Kugelregens, von fünf Breitseiten immer zugleich abgeschickt, blieben sie niemals die Antwort schuldig, zeigten sich immer ruhig, bedacht, sicher zielend.

Die fünf Schiffe umzingelten jetzt in weitem Bogen die Nordbatterie, im Centrum die Dampfer, auf dem rechten Flügel des Feindes die Corvette, auf dem linken die Gefion und zuletzt Christian: alle fünf blieben so unbeweglich wie möglich auf dem eingenommenen Standpunkt liegen und schienen denselben nicht eher verlassen zu wollen, als bis die Nordbatterie in Staub verwandelt wäre.

»Die Thoren!« rief Andreas' Freund von seinem Standpunkte aus, von wo er den ganzen Vorgang genau übersah. »Wie kann man so dumm sein! Sie feuern alle fünf mit ganzen Lagen auf einmal und bedenken nicht, daß

sie der Batterie dadurch Zeit lassen, in der freien Zwischenzeit ihre Geschütze zu bedienen. Eins nach dem andern müßten sie feuern und keine Minute zum Laden lassen. O, o! Höre, wie die Kugeln der Unsrigen in ihren Eingeweiden wühlen.«

Die ersten Verwundungen in der Batterie fanden gleich in der ersten Stunde des Gefechts statt. Dem Trompeter Hansen riß eine Kugel die Wade weg und er brach zusammen. Gleich darauf wurde ein Kanonier von einem Granatenstücke niedergeschmettert. Die Mannschaften des Geschützes, zu dem der Verwundete gehörte, sprangen ihm zu Hülfe und vergaßen ihr Geschütz. Aber ein kleiner Jude, Elias mit Namen, brachte allein den langen Wischer mit Mühe in die Seele der Kanone, und da ihm die Arbeit zu schwer wurde, rief er: »Ihr verfluchten Kerls, helft mir doch, helft mir doch.« Die Geistesgegenwart dieses Menschen rief die Anderen augenblicklich zu ihrer Pflicht zurück.

Das erste Schiff, welches kampfunfähig seine Stelle verließ, war die Corvette, aber nicht eher, als bis sie einen 24-Pfünder in der Batterie lahm geschossen hatte. Dies Geschütz hatte einen so starken Rückschlag, daß sein Bettungsrahmen bald mit Pflöcken festgeschlagen werden mußte. Als die Corvette, zu sicher geworden, noch um 100 Schritte näher kam, schoß diese Kanone mit Kartätschen auf sie. Das half. Aber ein unglücklicher Rachechuß vom Schiffe traf die Lafette, sie sprang über jene Pflöcke zurück und überschlug sich in das Innere der Batterie hinein, ohne jedoch Jemanden zu beschädigen. Die

Corvette aber lavirte lahmgeschossen mit hängenden Masten und halben Segeln zum Hafen hinaus.

Dennoch wurde die Lage der Batterie mit jedem Augenblicke gefährlicher und zwar durch ein Manöver des Linienschiffes, welches sich langsam westlich in den Hafen vorgedrängt und von seinen Masten aus eine schwache Stelle der Batterie eingesehen hatte. Die weiße Farbe der Holzthür des Pulvermagazins bot ein sicheres Ziel dar und die schweren Kugeln Christians bohrten sich bereits in unmittelbarer Nähe der Thür ein. Traf eine Kugel, so flog die ganze Batterie in die Luft.

Auf Befehl des Commandeurs rief der Feldwebel Clairmont Freiwillige auf, die Thür mit Balken und Bohlen zu decken. Die Artilleristen sprangen wie Rehe nach der Kehle der Palissadenwand und holten das Material herbei, was ein gefährlicher Weg war, denn die Kugeln regneten hageldicht in das freie Innere hinein. Aber das Werk gelang und rettete die Batterie, ohne daß Jemand getroffen wurde.

Bisher hatten die 18-Pfünder mit den Dampfern, die 84-Pfünder mit den Segelschiffen gefochten. Die Schiffe aber, wider Willen langsam vorrückend, wahrscheinlich von Fluth und Wind also getrieben, und die Batterie immer näher umzingelnd, wechselten dabei ihre Stellung. Plötzlich kam der Geiser in den Bereich einer Bombenkanone. Sie feuerte auf ihn und traf seinen Rumpf, daß man den furchtbaren Schlag deutlich krachen hörte. Unmittelbar darauf fuhr die volle Lage des Verwundeten über die Köpfe der Kanoniere dahin, traf aber Keinen. Aber

das Rohr jener Bombenkanone war getroffen und ragte vorn hoch in die Luft, war also nicht mehr zu gebrauchen. Rasch wurde es mit Tauen umwickelt und hinter den Geschützstand gerissen. Das Dampfschiff selbst jedoch schien genug zu haben, so auch der Hekla, beide liefen so rasch sie konnten aus dem Hafen und es blieben also nur noch Christian der Achte und die Gefion zurück.

Unterdeß bemühte man sich ein schwieriges Werk zu Stande zu bringen, nämlich den heruntergeschossenen 24-Pfünder wieder auf seine Bettung zu bringen, wobei die Infanteristen, die Hauptmann Irminger um acht Uhr glücklich vom Louisenberge her zur Hülfleistung in die Batterie gebracht hatte, sehr thätig waren. Doch gelang das Werk erst später.

Einen Hauptangriff hatte die deutsche Flagge zu bestehen, die auf der linken Flanke der Batterie von der Brustwehrkrone herabflatterte. Da sie der Wind parallel mit den Schiffen lang auseinander blähte, so war sie bald durchschossen und ein Ende ganz zerfetzt; als aber auch die Schnur, die sie über eine Rolle zog, zerschossen wurde, fiel sie in den inneren Raum der Schanze hinab. Laut und heiser erscholl bei diesem Falle das Hurräh der Dänen über das Wasser. Damit der Feind aber nicht glaube, die Deutschen hätten die Flagge gestrichen, ließ sie der Commandeur an eine Stange nageln. Er und Lieutenant Schneider von der Infanterie faßten jeder ein Ende der schweren Stange und stiegen mittelst einer Leiter auf das Blockbaus hinauf. Vier Mann folgten mit Schaufeln nach. Im vollen Kugelregen wurde die Stange in die Erde

auf dem Blockhause gegraben und gleich darauf flatterte die Flagge wieder lustig im Winde. Der Commandeur war der letzte, der die Leiter hinabstieg und die gefährliche Stelle verließ. Ueber dieses Meisterstück gränzenlos erbittert, schossen die Dänen wüthend nach dem Blockhause, ganze Lagen aus ihren Breitseiten flogen wie im Wirbelwinde hinauf, die Flagge aber blieb unversehrt.

Bald nach diesem Vorfalle kam vom Louisenberge herab ein Bauernwagen in rasendem Galopp gefahren und hielt zu Aller Erstaunen am Palissadenthore der Batterie. Außerhalb hatte sich das Gerücht verbreitet, die Verwundeten und Todten lägen haufenweise in der Batterie, während es doch bis jetzt nur zwei waren, und nun wollte der brave Bauer, mit eigener Lebensgefahr den beschossenen Weg entlang fahrend, die Unglücklichen in Sicherheit bringen.

Als nun die beiden Verwundeten, von denen der Trompeter Hansen laute Schmerzenstöne von sich gab, aus dem Blockhause, wohin man sie einstweilen gelegt, auf den Wagen gehoben wurden, pfiß eine Kugel zwischen den Pferdeköpfen durch und schlug in die Verbindungsbrustwehr dahinter laut krachend ein, denn man hatte von den Schiffen aus den anlangenden Wagen bemerkt. Die Pferde, schon wild genug, bäumten sich und sprangen hin und her, der Bauer aber, der vor der Deichsel stand und sie am Zügel hielt, bemeisterte sie glücklich. Als der Commandeur seinen Artilleristen zurief, einer

müsse den Wagen begleiten, sprang ein zu allem Schwierigen williger und fortwährend auf die Dänen schimpfender Mann, Andresen mit Namen, vor das Thor. In demselben Augenblicke heulte eine volle Lage durch die Luft und die Granaten prasselten rings herum. Ehe Andresen den Wagen erreicht, war er eine Leiche, denn eine große Kugel hatte ihn mitten am Leibe gepackt. Die wildgewordenen Pferde aber jagten in gestrecktem Laufe davon und den Louisenberg hinaus. So waren die Verwundeten gerettet.

Um 9 1/2 Uhr erschien sein schleswig-holsteinischer Offizier zu Pferde an derselben Thür und fragte an, ob die Nassauer Batterie nicht am Gefechte Theil nehmen könne. Mit dem Befehle, zwei Geschütze am südlichen Rande des Louisenberges aufzufahren, die anderen aber zwischen Südbatterie und Stadt aufzustellen, sprengte er wieder davon. Gleich darauf kamen die zwei Geschütze und beschossen das Linienschiff, wodurch dieses sein Feuer theilen mußte und so der Mannschaft der Batterie Luft gab, was diese sich zu Nutze machte und den oben-erwähnten 18-Pfünder wieder in's Feuer brachte. –

Man kann sich lebhaft die Gefühle vorstellen, mit welchen Capitain Burns bisher in so unmittelbarer Nähe des Kampfes verweilt hatte, an dessen Erfolge nicht allein sein Vaterherz, sondern von anderer Seite auch seine ganze männliche Neigung, sein Patriotismus hing. Bei jedem Schusse, der das bretteerne Bollwerk des Linienschiffes traf und seine Flanken erbeben machte, bebte auch

sein Herz, denn er konnte ihm einen Sohn getödtet haben; bei jeder vollen Lage aber, die von den Breitseiten der Schiffe über die Batterie rasselte, erhielt er einen neuen Stoß, denn auch er wie alle Uebrigen mußte befürchten, daß diese mörderischen Geschosse, die bald zischend, bald sausend durch die Luft flogen und deren krachenden Anschlag auf die getroffenen Gegenstände man deutlich unterscheiden konnte, die ganze Batterie mit allen Menschen darin in die Luft sprengen würden.

Besonders im Anfange des Treffens, als seine Sinne des gewaltigen Lärms und Feuers noch ungewohnt waren, machten sich diese widerstreitenden Gefühle in ihm durch eine entsetzliche Besorgniß bemerklich; als aber bei ununterbrochenem Getöse und Gekrache der Schlacht seine Aufregung stieg, seine Aufmerksamkeit mehr und mehr angespannt wurde und die Erfolge auf beiden Seiten immer deutlicher zu Tage traten, mit einem Worte, als er erst eine bis auf einzelne Kleinigkeiten sich erstreckende Uebersicht des großartigen Ereignisses gewonnen hatte, da wurde seine väterliche Sorge durch das bedeutende Gegengewicht eines siegreichen Fortschrittes seiner Landsleute um Vieles gemildert, so daß er sich selbst in der traurigen Lage, in welcher er sich befand, allmählig gelassener und leichter zu Muthe werden fühlte. So war er denn ein ruhiger und auf alle einzelnen Vorfälle, die anderen Augen entgingen, sehr aufmerkamer Beobachter geworden und namentlich hatten sich alle seine Sinne mit einer wahren Adlerschärfe auf die Vorgänge an Bord der Schiffe gerichtet, deren Verhalten

unter so bedeutungsvollen Umständen ihn als alten Seemann und in seiner jetzigen persönlichen Beziehung zu einem derselben doppelt in Anspruch nahm.

Trotzdem die beiden Männer von der Natur mit festen Nerven begabt und an die gewaltigen Stimmen der entfesselten Elemente gewöhnt waren, so schauerten sie doch zuerst vor dem furchtbaren Donner unwillkürlich zusammen, der sich in diesem seltsamen Kampfe so dicht vor ihnen hören ließ. Dieser Donner, durch mannigfachen Widerhall verstärkt, war aber auch von ganz fürchterlicher, nie gehörter Art. Es war ihnen zu Muthe, als ob sie das Gehör und die Sprache dabei verlieren müßten und als legte sich eine schleierartige Betäubung auf ihr Gehirn, welcher bald ein dumpfer Kopfschmerz folgte, von so eigenthümlicher Beschaffenheit, als würde ihr ganzer Schädel von allen Seiten in eine bleierne Presse zusammengedrückt. Dabei hatte sich ringsum der Horizont verdüstert, denn die Sonne hatte längst ihr leuchtendes Angesicht wie hinter ein Trauertuch verhüllt. Ein dicker nebelartiger Rauch, mit Schwefelgeruch verbunden, schwebte über den Gewässern, und namentlich die Stadt und die Südbatterie waren oft ganz hinter undurchdringbaren Wolkenmassen verschwunden, aus denen nur von Zeit zu Zeit der krachende Blitz der abgefeuerten Geschütze brach. Am freisten davon blieb die Nordbatterie; der blaue Rauch ihrer paar Geschütze verflog immer rasch nach Westen und wälzte sich, vom Ostwinde getrieben, über die schwimmenden Festungen der Stadt

zu. Die Schiffe selbst, vorzüglich das Linienschiff, waren schon mehr und mehr in graues Gewölk gehüllt, aus dem ihre Masten und ihr Takelwerk hie und da geisterhaft hervortauchten, denn ihre 138 Kanonen, die nach beiden Landbatterieen zugleich Verderben spien, glichen unaufhörlich brüllenden Vulkanen, die Blitz, Donner und Qualm in einer Sekunde von sich gaben.

Es mochte zwischen neun und zehn Uhr sein – die Stunden waren ihnen wie Minuten verflogen – als Andreas seinen Freund auf eine Erscheinung aufmerksam machte, die er schon einige Zeit auf dem Linienschiffe zu bemerken glaubte und wobei sein gequältes Herz einen neuen Stoß erhielt. Jedesmal, das sah er bestimmt, wenn nach einer vollen Lage der blaue Rauch von dem Borde Christian des Achten verflogen war, blieb eine gelbliche Wolke über seinem Verdecke schweben, die, unten dunkler gefärbt, nach oben hin breiter und lichter auseinander flatterte.

»Siehst Du das?« schrie er seinem Kameraden zu, denn bei dem höllischen Getöse um sie her war die gewöhnliche Menschenstimme unhörbar.

Der Gefragte richtete sein Glas aufmerksam auf das Schiff, sah eine Weile hindurch und nickte dann mit dem Kopfe bejahend. »Ja,« schrie auch er, »ich glaube, es brennt an Bord!«

Und in der That, das Linienschiff hatte Feuer gefangen, man sagt sogar schon bei dem ersten Schusse, denn eine glühende Kugel war in seine Taukammer gefallen und hatte gezündet, aber man konnte, so viel Mühe man

sich an Bord gab, bei den während des Suchens sich verwickelnden Taumassen die Brandstelle nicht finden und löschen. Dem genauen Beobachter am Lande machte sich auch eine ausfallende Rührigkeit an Bord des Schiffes bemerkbar, die sichtbar von Augenblick zu Augenblick zunahm und der Batterie um so mehr Gegenstände zum mörderischen Zielen bot.

Die Aufmerksamkeit auf dieses Ereigniß wurde jedoch dadurch wieder abgelenkt, daß die Schiffe jetzt ihre Stellung wechselten und diejenige endlich einzunehmen begannen, welche von Hause aus als die beschlossene und wirksamste im Auge behalten worden war. Offenbar glaubten die Schiffsführer, daß die Nordbatterie zum Schweigen gebracht sei, da ihr Feuer sich bedeutend vermindert hatte, denn zwei ihrer Kanonen waren demontirt und die beiden nach Osten gerichteten konnten von keiner Wirkung mehr sein, da die Schiffe unterdeß selbst zu weit nach Westen gegangen waren.

Bisher hatte Christian und die Gefion, die, wie wir wissen, allein auf dem Kampfplatze geblieben waren, ihre Steuerbordseiten der Nordbatterie zugewandt, während sie mit ihren Backbordkanonen die Südbatterie aus weiter Ferne beschossen. Jetzt aber führte man ein Manöver aus, welches die Schiffe, je weiter es sie von der Nordbatterie entfernte, der Südbatterie und der Stadt um so näher brachte, ihnen aber bei dem wachsenden Winde und der von Osten her starken Strömung gefährlich zu

werden anfang. Das Linienschiff nämlich beschrieb, zuerst vor- und südwärts steuernd und dann wieder nordwärts wendend, einen förmigen Bogen und legte sich breit vor die Südbatterie, in einer Entfernung von etwa 600 Schritten, so daß also sein Bugspriet gegen das Dorf Borby, nach Norden, sein Spiegel nach Süden und sein Backbord der Südbatterie zugekehrt war, während es so sein Steuerbord frei behielt, um von Zeit zu Zeit Kugeln nach der Nordbatterie zurück zu werfen. Die Gefion dagegen beschrieb einen ähnlichen kleineren Bogen nach Süden, legte sich in gleicher Stellung, aber etwas nördlicher als das Linienschiff, quer vor die neu aufgefahrene Nassauer Batterie und lag also unmittelbar zwischen dieser und der Nordbatterie.

In dieser Lage beschlossen sie zu verharren und mit der Südbatterie eben so schnell fertig zu werden, wie sie es mit der Nordbatterie zu sein glaubten, ein verhängnißvoller Irrthum, der schwer in die Waagschale des späteren Erfolges fiel. Um nun bei dem herrschenden Winde nicht näher an den Strand getrieben zu werden und frei ohne alle Störung mit vollen Breitseiten die Batterie in den Grund zu schießen, ließen sie die bereits vor Beginn des Gefechts vorbereiteten Anker fallen und begannen mit steigender Hast ihr mörderisches Werk. Da ereignete sich aber für die Gefion, die bisher schon am härtesten mitgenommen war, ein bedeutungsschwerer Unfall. Ihr Spiegelankertau ward zerschossen und nun trieb die Strömung ihren Spiegel der Südbatterie zu, die sich diesen Umstand zu nutze machte und sie mit Vollkugeln

von hinten her bestrich, die der ganzen Länge nach über Deck fegten und entsetzliche Verwüstungen anrichteten. Da diese Stellung nun für die weggemähte Mannschaft nicht auszuhalten war, sie auch während derselben nur mit ihren paar Spiegelkanonen gegen die Batterie wirken konnte, indem ihre Breitseiten lahm waren, so bemühte sich Capitain Meyer, durch Hülfe der Segel den Spiegel wieder nach Außen und vom Lande wegzuwenden. Dieses Manöver erkannten die beiden im Graben neben der Nordbatterie liegenden Seemänner durch ihre Gläser sehr deutlich. Aber so sehr man sich an Bord abmühte – das Manöver gelang nicht. Daher gab die Fregatte dem Dampfer Geiser, ihrem Trabanten, der nach Ausbesserung seiner Schäden zur rechten Zeit wieder im Hafen erschien, ein Signal, ihr zu Hülfe zu kommen, und zwar dadurch, daß er den Spiegel der Fregatte an's Schlepptau nahm und nach dem Meere hinzog, während ihr Bug an seinen Ankern auf der Stelle, wo er lag, liegen blieb. Capitain Wulff steuerte den Geiser augenblicklich auf die Gefion zu, erhielt aber auf seinem Wege eine derbe Lehre von der wieder schußfertigen Nordbatterie. Aber dennoch rauschte der Dampfer heran, nahte der Fregatte und nahm das zugeworfene Tau in Empfang. Kaum aber zog die Maschine es an, so ward es durch einen glücklichen Schuß aus der Südbatterie zerschossen. Ein zweites angelegtes Tau traf, wunderbar genug, derselbe Unfall. Daher ging der Dampfer wieder zurück und legte sich wieder vor die Nordbatterie und die beiden Nassauer Geschütze am Louisenberge, um diese wenigstens zum

Schweigen zu bringen, erhielt aber hier den Gnadenstoß und strich völlig lahm aus dem Bereiche der Kanonen zum Hafen hinaus.

Unterdessen war es der rastlos arbeitenden Fregatte gelungen, durch eigene Anstrengung die gewünschte Stellung einzunehmen, aber leider erst, nachdem sie stark mitgenommen war. Da aber jetzt Paludan zur Einsicht gelangte, daß bei so vielem unvorhergesehenen Mißgeschicke der ersehnte Erfolg, die ungemein gut feuernde Südbatterie mit einem Gewaltstreiche zum Schweigen zu bringen, nicht gelang und die Nordbatterie auch wieder kräftig zu feuern anfang, so faßte er den Entschluß, den Kampf aufzugeben, beide Schiffe noch, so lange es Zeit sei, aus dem Feuer zu bringen und in See zu stechen. Er signalisirte daher den Hekla herbei, der jetzt ebenfalls seine Wunden verbunden hatte, um den Christian selbst in's Schlepptau zu nehmen.

Und der Dampfer, augenblicklich gehorchend und vielleicht schon diesen Befehl erwartend, rauschte kühn heran. Als er aber quer vor das Linienschiff kam, erhielt er von jeder Batterie einen Schuß in den Ruderstamm dicht über dem Wassergange, so daß sein Steuer gänzlich zerschossen wurde, was den Capitain Aschlund nöthigte, dem Linienschiffe die Hülfe zu versagen und sich aus der Schußlinie zu begeben, um den Schaden vor Anker wieder herzustellen.

Es war jetzt zehn Uhr Morgens. Da von dem Orte aus, wo Capitain Burns und sein Gefährte sich befanden, die nun folgenden Manöver nicht mehr genau beobachtet

werden konnten, so beschlossen sie, denselben zu verlassen und sich auf die Südseite der Stadt zu begeben. Rasch ward dieser Entschluß ausgeführt, wie er gefaßt worden war, und im vollen Laufe rannten sie dem Dorfe Borby zu, um zu ihrem Wagen zu gelangen.

#### VIERTES KAPITEL. DAS GEFECHT MIT DER SÜDBATTERIE.

Als die beiden Männer außer Athem bei dem Hause anlangten, wo sie ihren Wagen und ihre Pferde untergebracht hatten, fanden sie letztere am ganzen Leibe zitternd und mit Schweiß bedeckt. Der furchtbare, nie gehörte Kanonendonner hatte die wackeren Thiere in eine gränzenlose Angst versetzt. Laut wieherten und schnaufeten sie vor Schrecken, ihre Mähnen sträubten sich empor und ihre Hufe zerstampften wüthend den Boden. Dennoch versagten sie nicht den Dienst; vielleicht waren sie froh, von ihren Ketten erlöst zu werden und aus der Nähe des schrecklichen Gekrachs zu kommen. Andreas saß zuerst im Sattel und, von seinem Gefährten im Wagen gefolgt, flog er im Galopp durch die menschenöde Stadt, stellte sein Pferd in ein Gasthaus ein und eilte, was er laufen konnte, der vorerwähnten Südreoute zu, deren Besatzung ausgeschwärmt war und sich auf verschiedenen Punkten des Strandes außerhalb der Schußlinie aufgestellt hatte, ein Manöver, welches dem Commandeur Paludan, wie er selbst sagt, die traurige Ueberzeugung gab, daß Eckernförde stärker besetzt sei, als er anfangs geglaubt hatte.

So waren die Freunde bald wieder an einem zweiten sicheren Orte vereinigt und nun im besten Stande, die sich jetzt entwickelnden Begebenheiten auf das Genaueste zu verfolgen.

In der Südbatterie hatte von Tagesanbruch an ein eben so reges Leben geherrscht wie in der Nordbatterie. Jedermann war auf den Verlauf des Kampfes gespannt, der sich so frühzeitig vor letzterer entwickelt hatte. Theodor Preußner war in jeder Beziehung der Mann, dem Vertrauen seiner Vorgesetzten zu entsprechen und die ehrenvolle Aufgabe, die sie ihm aufgebürdet, vollkommen zu lösen. Er war zwar nur noch ein junger Unteroffizier, aber mit dem Herzen eines Helden, mit der Umsicht eines erfahrenen Kriegers und mit der Standhaftigkeit eines Veteranen ausgerüstet. Als die jungen Leute, denen er vorgesetzt war, mit Herzklopfen die mächtigen Schiffskolosse heranschwimmen sahen, trat er unter sie, redete ihnen männlich zu und schloß seine Worte: »So geben wir uns denn die Hand, daß wir diese Batterie nicht verlassen bis auf den letzten Mann und den letzten Schuß Pulver.« Alle reichten ihm ihre Hände hin und er schüttelte sie Jedem kräftig und herzlich.

Im Beginne des Gefechts war die Südbatterie von den Schiffen nur nebenbei bedacht und mit Kugeln begrüßt worden, ihr war erst der zweite Stoß vorbehalten, nachdem der erste vollbracht war. Die weitere Entfernung hatte die Sicherheit der beiderseitigen Kanonade beeinträchtigt. Als aber um zehn Uhr, wie wir berichtet, die angreifenden Schiffe sich mit ihren Breitseiten dicht vor den

Strand legten, da war der Augenblick des Handelns, der Umsicht, der Unerschrockenheit gekommen und nun galt es, sich eben so wacker zu halten, wie die Kameraden in der Nordbatterie. Die erste volle Lage begrüßte die junge Mannschaft mit einem kräftigen Hurrah, und als sie sah, daß ihre eigenen Kugeln die Schiffe trafen, da wuchs ihnen der Muth sichtbar und bald ward das wilde Draufjagen der Kugeln ein planmäßiges Schießen, worin bei solchen Angriffen die geistige Ueberlegenheit der bedienenden Mannschaft sich ausspricht.

Mit einem unglaublichen Nachdrucke aber und einem frisch erneuten Eifer, trotzdem sie auf ihren Schiffen alle Hände voll mit Löschung des Feuers, mit Wegschleppung der Todten und Verwundeten und mit der Leitung des Schiffes selber zu thun hatten, wurden die Schiffsbatterien bedient. Volle glatte Lagen wechselten unaufhörlich mit einzelnen wohlgezielten Schüssen, und bald wurde die Südbatterie mit demselben Eisen- und Feuerregen überschüttet, wie früher die Nordbatterie. In tausend Splitter wurde Alles, was von Holz war, fünf Fuß dicke Balken des Blockhauses und die Palissaden zerschmettert; Sand, Kieselsteine, Rasenstücke flogen wie ein Sprühregen umher, und der berauschte Pulverdampf wälzte sich in undurchdringlichen Wolken von den Schiffen herüber, so daß die Kanoniere diese oft nicht einmal sehen konnten. Kaum aber hatte der Ostwind den Dampf verjagt, so gaben sie schon wieder ihr Feuer ab. Ueberall war der junge Commandeur selber zur Hand. ›Frisch auf, Leute, frisch auf!‹ rufend, spornte er jedes

Einzelnen Eifer, und wo eine Hand fehlte, legte er augenblicklich die seinige an. Auch hier wurde die Flagge heruntergeschossen und dieser Glücksschuß von den Dänen mit heiserem Hurräh begrüßt. Schnell aber wurde eine neue zu diesem Behufe schon vorgerichtete Stange mitten im inneren Raume der Batterie aufgerichtet, und als die Flagge wieder siegreich in die Lüfte emporstieg, sprang der junge Preußer mit dem ganzen Leibe auf die Brustwehr, schwang den blanken Säbel über den Kopf und donnerte ein ächt deutsches Hurrah über das Wasser hin, während die Dänen von ihrem Takelwerke aus verblüfft auf das sonderbare Schauspiel blickten und den Helden des Tages mit Kartätschen beschossen. Keine Kugel traf ihn, wohl aber merkten die Dänen, daß sie es mit entschlossenen Leuten zu thun hatten.

Bald darauf wurden fünf Mann in der Südbatterie durch eine Kartusche, die Feuer gefangen, ehe sie eingesetzt war, kampfunfähig, sonst aber war noch Niemand verwundet; denn sobald die Leute geschossen, was immer nach einer vollen Lage der Schiffe geschah, sprangen sie hinter die Brustwehr und duckten sich nieder, so daß die Kugeln über ihre Köpfe hinwegpiffen und verschiedene Dächer der Stadt durchbohrten. Bald nach Beginn des heißesten Kampfes aber schlug eine feindliche Kugel auf den Kopf der Kanone, welche den linken Flügel einnahm, brach ein Stück Eisen los und trieb es in die Seele, wobei der Lauf nach links zu stehen kam und nicht mehr gebraucht werden konnte. So war ein Geschoß weniger

vorhanden, aber Mannschaft zur Ablösung für die anderen gewonnen. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Kanonier durch einen abspringenden Eisensplitter am Kopfe verwundet, der Einzige in der Batterie, der sich rühmen konnte, durch das Feuer des Feindes beschädigt zu sein. Eine Viertelstunde später wurde ein zweites Geschütz unbrauchbar und zwar dadurch, daß eine Kartätschenkugel in seine Mündung geschlagen war. Man merkte es erst, als man es wieder geladen hatte, aber der Schuß nicht losging. So hatte man nur noch zwei Geschütze zur Verteidigung übrig und blickte jetzt sehnsüchtig nach der Nassauer Batterie hinüber, gleichsam als wollte man sie zum eifrigeren Thun anfeuern.

Dies war der Moment, wo eine gewisse Besorgniß, wenn sie überhaupt vorhanden war, in der Südbatterie sich bemerklich machte. Zwei Geschütze gegen zwei voll bewaffnete Breitseiten so großer Schiffe – das war kein einladendes Verhältniß, um ein so ernstes Gefecht mit Hoffnung auf glücklichen Erfolg fortzusetzen. Aber der kritische Augenblick ging vorüber, man dachte nicht mehr an Rückwärts, nur das Vorwärts hatte man im Auge, zumal man sah, daß auch die beiden letzten Geschütze wackere Löcher in die Schiffswände rissen.

Während man bei so angestrenzter Arbeit nur die breiten Schiffsrumpfe vor Augen behielt und wie toll und blind die Verwüstung in ihrem Inneren zu vermehren trachtete, übersah man ganz die Vorgänge an Bord, und doch waren diese von sehr hervorragender Art und hätten, wenn man sie bemerkt, gewiß dazu beigetragen,

dem schwächeren Theile noch größeren Muth und damit eine freudigere Hoffnung einzuflößen.

Unsere beiden Seemänner dagegen, die immer mehr auf die Schiffe als auf die Batterien ihr Auge gerichtet hielten, bemerkten diese Vorgänge sehr wohl und fingen allmählig an, das Loos der Schiffe vorherzusehen, wenn nicht bald Hülfe kam, welche die Dänen selber mit aller Macht herbeizuführen versuchten. Denn als Commandeur Paludan auf den Beistand der Dampfer verzichten und dennoch bei den vielen Schäden, die sein Schiff und namentlich die Gefion erlitten, wünschen mußte, seine Schiffe zu retten, ergriff er das letzte Mittel, mit eigener Anstrengung dem rastlosen Feinde und dem drohenden Untergange zu entrinnen. Während von den Backbordseiten beider Schiffe fortwährend gefeuert wurde, als ob ihnen nicht der geringste Schade geschehen sei, ließ er in der Stille auf der dem Meere zugewandten Steuerbordseite des Linienschiffes Schaluppen und Jollen herunter, bemannte sie stark mit Ruderern, ließ ein langes Warptau daran befestigen, um zu versuchen, bei dem augenblicklich leiser wehenden Winde das Schiff dadurch vom Ufer fort zu bugsiren. Aber die Arbeit war schwer genug und ging langsam von Statten, als plötzlich bei wieder erwachendem Winde ein neues Ereigniß eintrat, welches leider nicht zu den erfreulichen gehörte.

Aus der Gefion nämlich flog ein Signal in die Höhe, welches klar aussprach, daß Capitain Meyer sich außer Stande fühle, das Gefecht länger fortzusetzen. Gleich

darauf erschien auch von der Fregatte ein Offizier in einer Jolle mit dem mündlichen Gesuche, einen Arzt für die zahllosen Verwundeten, und Hilfsmannschaft zum Warpen der Fregatte zu senden, indem an beiden Mangel sei, und die Maste und Takelage derselben sich in einem Zustande befänden, der ihr das Segeln untersage. Augenblicklich gingen in einer großen Schaluppe ein Chirurg und siebzehn Mann ab, mit dem Befehl, die Gefion solle sich, koste es was es wolle, aus dem Feuer ziehen. Zugleich wurde von beiden Schiffen noch einmal der Geiser herbeigerufen, der auch glücklich aus der Ferne her bei der Fregatte anlangte und ein von derselben zugeworfenes Tau auffing. Da dies aber nicht lang genug war, wurde vom Dampfer ein zweites ausgeworfen und ein Mann in einem Boote herabgelassen, um die beiden Enden an einander zu knoten. Kaum aber war dies Wagstück gelungen, so erhielt der Geiser von der Nassauer Batterie einen Schuß in die eine Maschinerie, so daß dieselbe sofort angehalten werden und Capitain Wulff das Bugsirtau wegwerfen mußte, um die unverletzte Maschine mit der zerstörten außer Verbindung zu setzen. Dadurch war die Kraft des Dampfers gelähmt, und da Paludan auch von ihm keine Hülfe mehr erwarten konnte, befahl er ihm, aus dem Feuer zu gehen, was er auch langsam that, um – nicht wiederzukommen.

Jetzt begann man die Fregatte, um sie zu retten, mit aller Macht hinauszuarpen, während die Schüsse aus der Batterie kräftig fortdauerten. Da aber durch den Zug

der rudernden Matrosen ihr Bug nach dem Meere gezogen ward, kam sie auf's Neue in eine üble Lage, und wieder bestrichen die Kugeln der Batterie wie früher das Schiff der Länge nach. Dabei war auch der Wind wieder stärker geworden, die Mannschaft vom Kampfe ermattet und nicht mehr so viele Hände vorhanden, um zugleich die Batterien zu bemannen, die Segel zu beschlagen und die haufenweise herumliegenden Verwundeten wegzuschleppen, die denn auch hilflos auf dem Verdecke liegen blieben, was ein großes und klägliches Hinderniß war.

Unter diesen Umständen und da die Landbatterien nicht mehr zum Schweigen gebracht werden konnten, entschloß sich Commandeur Paludan nach langer Berathung mit seinen Offizieren, das Letzte anzuwenden – eine Kriegslist in seltsamer Form – und da es nicht mehr mit offener Gewalt vorwärts ging, mit der Einschüchterung es zu versuchen, ein ächt dänisches Manöver, was aber daran scheiterte, daß er sich gegenüber Männern hatte, die sich weder schrecken noch blenden ließen.

Es war ein Uhr Mittags, als man zur großen Verwunderung aller Zuschauer am Strande eine weiße Flagge nach der Mastspitze des Linienschiffs emporsteigen sah, und beide Schiffe plötzlich ihr Feuer einstellten, wodurch ein Augenblick der Ruhe eintrat, der im Gegensatze zu dem kurz vorher stattgefundenen Getöse, von wunderbarer und ergreifender Wirkung war. Erst das Schweigen der feindlichen Geschütze machte die eifrigen Kämpfer am

Lande aufmerksam, daß etwas Wichtiges an Bord vorgegangen sei. Man hatte sich also zum Parlamentiren herbeigelassen. Da aber die Nordbatterie nicht sogleich etwas davon erfuhr, setzte sie ihr Schießen fort, bis eine Ordonnanz hinaussprenkte und die unerwartete Nachricht überbrachte, denn man hatte sich am Lande die Lage der Schiffe bei Weitem nicht so bedenklich vorgestellt.

Wenige Minuten nach Ankunft dieser Ordonnanz fuhr ein Wagen am Strande von Borby her nach der Nordbatterie. Drei Herren saßen darin, um den Commandanten der Batterieen zu sprechen. Es waren der Bürgermeister der Stadt, Langheim, der Senator Lange und der Etappen-Commandant Wigand. Im zerschossenen Offizierhäuschen der Batterie fand die Berathung statt. Die Dänen hatten einen Offizier an's Land gesandt mit der kurzen Aufforderung: die Deutschen sollten die Schiffe unbehindert aus dem Hafen lassen. In diesem Falle würde man die Stadt schonen, sonst aber sie in einen Schutthaufen verwandeln. Zur Antwort waren dreiviertel Stunden Frist gewährt. Gleich nach dieser Meldung war der Seeoffizier wieder an Bord gegangen.

Aus diesem Schreiben ging also unzweifelhaft hervor, daß sich die Dänen als Herren der Lage betrachteten.

Anfänglich wollte Hauptmann Wigand nachgeben; ihm schienen die Batterieen zu stark gelitten zu haben und die Feinde noch übermächtig zu sein. Der Bürgermeister überließ die Entscheidung der Militärbehörde. Da aber sagte der Hauptmann Jungmann, er werde so lange schießen, als er eine Kugel habe. Diese Ansicht

stimmte wunderbar mit der Theodor Preußer's überein, der, als er den Vorschlag vernommen, ausgerufen hatte: »Lieber will ich mein Leben lassen, ehe ich sie aus dem Hafen lasse.«

Mit dieser heldenmüthigen Antwort waren auch der Magistrat und die Bürger der Stadt einverstanden; ihnen sei an ihren paar Häusern nicht so viel gelegen, sagten sie, als an den feindlichen Schiffen! Auch der ritterliche Herzog von Sachsen-Coburg, der den ganzen Tag unermüdlich im Feuer gehalten hatte, schloß sich dieser Meinung an, und die schließliche Antwort lautete: Man finde sich nicht veranlaßt, das Schießen einzustellen. Sollte die Drohung, eine offene Stadt in Brand zu schießen, vollführt werden, so fiele der Fluch eines solchen Vandalismus auf Dänemark, welches die Schiffe hier verträten!

Aus den Dreiviertelstunden waren unterdeß ihrer zwei geworden, die sich die Dänen sehr wohl gefallen ließen, denn sie konnten sie gebrauchen. Sie benutzten sie folgendermaßen.

Der Hekla hatte sich draußen im Hafen wieder vermittelst Ruderschaalen und Schinkeln so weit segelfertig gemacht, als er dadurch wieder eine unvollkommene Steuerkraft erlangt hatte, wobei er freilich vierzehn Mann am Ruder mit Talljen und Rad haben mußte. So glaubte er zur Hülfe wieder im Stande zu sein. Er lief unter Parlamentarflagge heran und erhielt von Paludan den Befehl, zuerst die Fregatte hinauszuschleppen, dann aber dem Linienschiffe beizustehen.

Erstere hatte unterdessen eifrig fortgewarpt, war aber nicht weit von der Stelle gekommen, da Kräfte fehlten und Wind und Wellen zu widerspenstig waren. Auch der Hekla mußte seiner Liebespflicht Einhalt thun, denn von Seiten der Nordbatterie wurde dieselbe als ein nicht ausbedungenes Werk des Waffenstillstandes angesehen; er erhielt einen warnenden Schuß, und da er sich selbst sehr schwach fühlte, ging er in einem weiten Bogen um die Nordbatterie herum aus dem Hafen hinaus. Während dieser Zeit sah die Gefion ein, daß ihre Boote sie nicht allein schleppen konnten und noch dazu Gefahr liefen, bei der hohen See mit Wasser gefüllt zu werden und zu sinken; sie rief sie daher zurück. Christian kam dagegen etwas näher an den Strand, wie man sagt, in der Meinung, seiner Drohung, die Stadt zu beschießen, dadurch mehr Nachdruck zu geben; allein das fiel ihm wohl nicht mehr ein; er fing vielmehr an ein Spiel der Wellen zu werden, und diese trugen ihn Schritt vor Schritt seinem nassen Grabe näher. Dennoch besserte er, was er konnte, erfrischte seine Leute und machte sich fertig, wie ein wackerer Kämpfer seinen Waffentanz fortzusetzen, wenn die Unterhandlung sich zerschlagen sollte.

Ein noch regeres Leben aber herrschte am Lande während des Waffenstillstandes. Tausende von Menschen waren plötzlich aus allen Winkeln und Ecken aufgetaucht und erschienen am Strande, Hunderte liefen Hals über Kopf nach der Nordbatterie. Hier wurde die Zeit benutzt, alle Kanonen schußfertig zu machen. Die halb erschöpften, von Schweiß triefenden, vom Pulverdampf bis zur

Unkenntlichkeit entstellten und geschwärzten Leute ruhten sich aus; hier und da saßen sie herum, sprachen und scherzten über das grauenvolle Werk des Tages. Die Stadt hatte einen Wagen mit Lebensmitteln gesandt und man aß und trank nach Herzenslust. Das half und gab neuen Muth, neue Lust zum Kampfe. Was aber am meisten Noth that – auch die Geschütze ruhten sich aus; ihre glühenden Röhre, die man nicht mehr berühren konnte, kühlten sich ab und wurden so wieder handgerecht. Der Commandeur selber aber saß auf der Böschung des Pulvermagazins und schrieb seine Berichte, worin er um Hülfe bat, die er zu brauchen glaubte. Gleich darauf trug eine Stafette sie nach Rendsburg.

Aehnlich, nur noch lebhafter war das Treiben um diese Zeit in der Südbatterie. Große Menschengruppen wogten auf und ab und bemühten sich, diesen oder jenen Artilleristen auf der Batterie zu sehen, ihn zu umarmen oder ihm wenigstens die Hand zu schütteln, wenn sie seiner habhaft werden konnten. Nach Theodor Preußner riefen Alle und er mußte einige Augenblicke heraustreten, um sich beglückwünschen zu lassen, was er dankend ablehnte, da man noch lange nicht am Ende sei. Den wackeren Kriegern bot man Speisen und Getränke aller Art und sprach ihnen Muth ein, was diese, nun im Feuer erprobt, nicht gerade für nothwendig hielten. Dennoch sah man ihnen die Ermattung deutlich an, fast alle waren heiser und der wackere Unteroffizier Stinde hatte sogar beinahe ganz seine Stimme verloren.

Auch Andreas Burns erschien mit seinem Freunde in der Batterie, deren Verwüstung und Zersplitterung ihm einen Begriff von dem heißen Stande der Kämpfenden gab. Auch aß und trank er, aber eigentlich nur maschinenmäßig, denn er schmeckte nichts davon und wußte nicht, was er genoß. Sein Auge, beständig auf das Linienschiff gerichtet, dessen Benehmen ihm von Minute zu Minute verdächtiger vorkam, und dennoch noch an keinen durchaus glücklichen Erfolg der Strandbattereien glaubend, denn man konnte unmöglich eine genaue Einsicht der Lage der Schiffe gewinnen, schritt er in leisem Gespräche mit mehreren zufällig gefundenen Freunden am Strande auf und ab.

»Was meinen Sie dazu, Capitain Burns, wie wird das Ende sein?« fragte ihn ein Bekannter, der ihm begegnete.

»Das weiß Gott allein!« lautete seine ruhige Antwort.

»Aber was hoffen Sie? Oder fürchten Sie etwas?«

»Ich fürchte viel und hoffe wenig, obgleich ich von hier aus noch deutlicher einen großen Fehler des Feindes bemerke, den ich schon früher ausgesprochen.«

»Und welcher ist dies?« fragte der Unteroffizier Preuß, der zu der Gruppe getreten war.

Andreas reichte ihm die Hand und drückte sie ihm warm. Dann aber sprach er mit bleichem Gesichte und bebender Stimme folgende Worte:

»Blicken Sie dahin, mein junger Held! Dort ist die Nordbatterie und hier ist die Südbatterie. Mitten zwischen beiden liegen zwei große Schiffe, ohne die erste zum Schweigen gebracht zu haben. Hinaus aus dem

Hafen können sie nicht – ich habe es mit eigenen Augen gesehen und als alter Seemann beurtheilt. Sie haben also keine Mittel zu entfliehen, denn sehen Sie da, der Wind und die Wellen werden heftiger, als sie je gewesen sind.«

»Nun – und? Fahren Sie fort!«

Andreas bebte krampfhaft zusammen, sein Patriotismus kämpfte in diesem Augenblicke einen Riesenkampf mit der Liebe zu seinem Kinde. »Sagen Sie sich das selbst,« sagte er leise. »Der Feind ist in Ihre Hand gegeben – wenn Sie ihn zerschmettern wollen, thun Sie es ja, denn sobald kommt Ihnen eine ähnliche Gelegenheit nicht wieder!« Und da er vor innerer Bewegung nicht weiter sprechen konnte und seine Rührung nicht blicken lassen wollte, ging er langsam bei Seite.

»Was hat der ernste Mann?« fragte der junge Preußer mit Theilnahme.

»O!« erwiderte Andreas' Freund. »Er ist der edelste Patriot der Herzogthümer – aber – schauen Sie da, sein jüngster Sohn ist gegen seinen Wunsch Kadet auf dem Christian –«

»O!« riefen Alle und wandten einen traurigen Blick auf den dahin eilenden Seemann und einen zweiten auf das dicht vor ihnen liegende Linienschiff.

---

Die in Verzweiflung gefaßte, aber mit dem Scheine der Ruhe und Zuversicht ausgeführte Kriegslist, ihre Schwäche hinter einer prahlerischen Drohung zu verbergen,

war den Dänen also nicht gelungen. Wenn man sie auch nicht durchschaut hatte, so war man doch standhaft genug gewesen, von dem übermüthigen Feinde keinen Pardon nehmen zu wollen. Gleich nach vier Uhr brachte ein Seeoffizier die schriftliche Meldung an's Land, daß die Dänen die Feindseligkeiten sogleich wieder beginnen würden. Eine Viertelstunde später glitt die weiße Flagge vom Maste herab und damit war das Zeichen zum Angriff gegeben. Im Nu stoben die Zuschauer am Strande nach allen Seiten auseinander und verschwanden wie von einer Windsbraut fortgefegt; das weite sandige Ufer, noch so eben von Menschenhaufen wimmelnd, war wieder öde und leer; nur die Nassauer Batterie mit ihren Mannschaften blieb auf dem freien Raume sichtbar, während die am südlichen Hafenende aufgestellte Infanterie sich ebenfalls hinter ihre Verstecke zurückgezogen hatte. Von der Nordbatterie konnte nur die Gefion, wie sie jetzt stand, erreicht werden; gleichsam blind aber in sein Verderben rennend, spannte das Linienschiff einige Segel auf und fuhr, sich unverantwortlicher Weise dadurch zugleich beiden Feuern aussetzend, unmittelbar vor der Südbatterie bis auf Kartätschenschußweite heran. Letztere hatte sich beim ersten Angriffe ziemlich verschossen, während des Waffenstillstandes aber von der Nordbatterie Munition und zugleich den Befehl erhalten, von jetzt an auch mit glühenden Kugeln zu schießen, was bisher nicht geschehen war. So lagen denn die feindlichen Schiffe beiden Batterien mundgerecht, die vier Nassauer Geschütze aber, welche zwischen dem Pflegehause und dem

Strande sich nördlich von der Südbatterie aufgestellt, beschossen vorzüglich die Takelage und die Mastkörbe des Linienschiffs. Um halb fünf Uhr begann das Feuer wieder und steigerte sich schnell bis zu einer Heftigkeit, wie sie selbst vorher im lebhaftesten Gefechte nicht beobachtet worden war.

Die Schiffe ergossen eine wahre Fluth von Kugeln schwersten Kalibers auf die Batterien und zugleich auch theilweise auf die Stadt, um ihre Drohung auszuführen. Die Dächer der Häuser krachten zusammen, aber man hörte kaum den Fall der stürzenden Balken und Steinwände vor dem Donner der auf einmal losbrüllenden Geschütze. Zwischendurch aber klirrten die zerschmetterten Fensterscheiben und das hie und da aufgerissene Straßenpflaster schlug dröhnend und polternd gegen Thüren und Bretterzäune. Das Pflegehaus bekam einige Schüsse davon ab, aber nur eine 82-jährige kranke Frau, die in ihrem Bette von einer Kugel, nachdem sie zwei Wände durchschlagen, getroffen wurde, war das einzige Menschenleben, welches die Stadt dem schonungslosen Feinde zum Opfer brachte.

Aber die Deutschen waren nicht minder thätig in Entladung ihrer todbringenden Geschosse. Die Gefion litt eine Zeit lang am meisten. Ihr Spiegel, auf welchem mit großen goldenen Buchstaben ihr stolzer Name prangte, hatte sich wieder dem Strande zugekehrt, und es gab kein Mittel mehr, ihn seawärts zu wenden. So würgten die Nassauer Kugeln nach Herzenslust über sie hin, immer die Länge des Schiffs bestreichend, in alle Luken

und Oeffnungen hinein jagend, die Masten zersplitternd, das Tauwerk zerreißend, welches in Fetzen und Stücken nach allen Seiten herabhing, und Tod und Verderben in die schon genug gelichteten Reihen der Seeleute tragend. Die glühenden Kugeln der Südbatterie aber, deren Flug man deutlich verfolgen, deren dampfende, brennende Wunden man mit bloßen Augen bemerken kann, bohren sich immer sicherer, heilloser da ein, wohin man sie auf Christian den Achten schleudert, denn sie kommen aus nächster Nähe, und bei jedem ihrer Würfe ertönt ein Wehegeschrei über das Wasser her, und da und dort steigt vom Borde eine flackernde Flamme auf, zum Zeichen, daß ihrer schon mehrere gezündet.

Da wird der chzenden Gefion von einer 84-pfündigen Bombe von der Nordbatterie her das Steuer zerschmettert und zugleich von einer anderen Kugel ihr Ankertau zerrissen; allmälig treibt sie widerstandslos näher an den Strand, und da die Kartätschen aus vierhundert Schritt Entfernung über ihre Battereien fegen, beugt und windet sie sich unter den schrecklichen Stößen und ihr Feuer wird allmälig schwächer und schwächer.

Doch, begeben wir uns selbst an Bord und sehen wir, wie den Schiffsfhrern zu Muthe ist. Capitain Meyer, als er sein schönes Schiff in diese trostlose Lage versetzt sah, berief seine Offiziere in seine Kajüte, in der man kaum vor Pulverdampf athmen konnte, um mit ihnen den letzten, traurigsten Entschluß zu fassen. Alle stimmten darin überein, daß fernere Vertheidigung – denn ein Angriff

war es schon lange nicht mehr – nur vergebliche Menschenopfer fordere und also nutzlos sei. Verbrennen und versenken durfte man das Schiff nicht, weil zahllose Verwundete, so viele, daß man sie nicht rasch genug wegbringen konnte, im untersten Raume, auf den Decken, in allen Kajüten lagen. Auf den Grund setzen wollte man es darum nicht, weil das Linienschiff dadurch sein Fahrwasser verloren hätte, und man wenigstens hoffte, daß dieses sich frei machen und davon gehen würde. So blieb denn nichts weiter übrig, als Ergebung – Ergebung an einen Feind, den man selbst zu vernichten gekommen war. Und so ward es beschlossen. Sogleich sandte Capitain Meyer einen Offizier an Bord seines Vorgesetzten und meldete, daß er die Flagge streichen müsse, eine Mittheilung, die der alte Paludan schweigend und mit ergebener Miene hinnahm. Das Linienschiff dagegen war vielleicht dadurch in seine jetzige schlimme Lage gerathen, weil sein Commandeur die Gefion nicht allein zurücklassen wollte. Da aber seine Bedrängniß von Augenblick zu Augenblick zunahm, namentlich die glühenden Kugeln der Südbatterie immer gräulichere Verwüstung anrichteten, so beschloß er endlich, die Flucht zu versuchen. Während er daher alle möglichen Kräfte zum Feuern aus Batterie und Stadt verwandte, wurden Männer auf die Raaen gesandt, um die Segel zu lösen. Zugleich wurden die Anker mit Macht gehoben. Schon waren Fock-, Klüver- und Besahnsegel beigesetzt, aber auch die Marssegel beizusetzen, wollte nicht gelingen. Dennoch kam das riesige Schiff in langsame Fahrt. Aber in

demselben Augenblicke bemerkten die Schützen am Lande das Manöver, welches ihnen ihre Beute entziehen sollte. Alle Kanonen, mit Granaten und Kartätschen geladen, richteten sich in die Höhe, auf Masten, Segel und Tauwerk zielend, und wie durch eine Windsbraut weggefeht, sank augenblicklich Alles in Fetzen herab, und die getroffenen Männer stürzten kopfüber auf das von Blut schwimmende Deck nieder. Das Schiff war nicht mehr im Stande zu fahren, alles laufende Gut hing todt herab. So trieb es südwestlich dem Landgrunde entgegen, seinen reichverzierten Spiegel zum ersten Male der Südbatterie zeigend, so daß es nun auch der Länge nach beschossen ward, wobei, wie man versichert, eine durchschlagende glühende Kugel auf einen Schlag drei Kanonen demontirte und einer Reihe im Gliede stehender Seeleute die Köpfe wegriß. Plötzlich aber erzitterte es von der höchsten Mastspitze bis zum Kiele, und seine schwarzen Flanken hin und her schüttelnd, stieß es mit dem Hintertheile auf den Grund und saß auf dem Sande felsenfest.

Da gab es denn kein Mittel mehr, das Schiff flott zu machen, immer wüthete das Feuer vom Lande fort und fort und jede Kugel splitterte und krachte in die unteren Räume hinein, so daß Menschen und Holz zugleich in Stücke gerissen wurden. Dabei war an mehreren Stellen zugleich Feuer ausgebrochen, sowohl im Wassergange unter den Rösten, als auch an verschiedenen Stellen der Steuerbordseite und im großen Raume. Da endlich – o viel zu spät! – rief Paludan seine Offiziere zusammen, um ihre Ansicht über die Lage des königlichen Dreideckers

zu vernehmen. Es konnte keine abweichende Meinung mehr geben – man beschloß das traurige Beispiel der Gefion nachzuahmen. Es war jetzt beinahe sechs Uhr. Man ließ mit dem Schießen nach, was man sich am Lande anfangs nicht zu deuten vermochte; denn daß das Schiff sich ergeben wolle, dachte kein Mensch, oder nur sehr Wenige. Nachdem daher Befehl gegeben war, alle Wasserhähne laufen zu lassen, um das Schiff damit zu füllen, die Munition über Bord zu werfen und das Feuer mit allen Händen zu löschen, ertönte auch noch der letzte, das Herz eines Seemanns zermalmende Befehl – *die Flagge zu streichen*.

#### FÜNFTES KAPITEL. DAS GOTTESGERICHT VOR ECKERNFÖRDE.

So war denn dieser für den Befehlshaber eines großen Schiffs so schreckliche und demüthigende Augenblick gekommen. In den Landbatterieen hatte man die letzten Manöver des Feindes nicht recht begriffen, da kein erfahrener Seemann sich unter den Kämpfenden befand. Nur Andreas Burns, sein Freund und noch einige andere aus der Umgegend herbeigeeilte Seecapitaine sahen allmählig den Ausgang des Kampfes sich nähern, den sie auf die Weise, wie er jetzt erfolgte, alle für unmöglich gehalten hatten.

Als die Gefion den stolzen Danebrog, das Zeichen der Herrschaft über die dänischen Meere, langsam und gleichsam so lange wie möglich zögernd sinken ließ und

dafür die weiße um Gnade bittende Flagge schnell emporzog, stießen die Seemänner am Lande einen Schrei des Frohlockens aus. Aber die Deutschen verstanden leider das Signal nicht und feuerten immer weiter. Da ließ aber auch das Linienschiff das weiße Kreuz im blutrothen Felde herab und auf seiner Mastspitze flatterte das Zeichen der Noth und Ergebung, wobei plötzlich alle seine Feuerschlünde verstummten. Diesen Vorgang mit einem Blicke erfassend, erhoben sich nun die beiden Seeleute aus ihrem Verstecke und sprangen mit mehreren von anderen Seiten herbeieilenden Kameraden an den Strand hinab. Noch im Laufe begriffen, schrieten sie schon aus der Ferne, so laut sie vermochten, den Sieg aus, und da sie nicht gleich verstanden wurden, winkten sie mit den Tüchern, um dem Feuer von Seiten der Landbatterien Einhalt zu thun. In demselben Augenblicke stieß von der Gefion ein Boot mit einem Offiziere ab; auch er schwang ein weißes Tuch hoch über seinem Kopfe. In der Nähe der Nassauer Batterie erreichte er durch das Wasser wathend das Land.

»Meine Herren,« sagte er mit traurigem Tone, »warum schießen Sie noch? Sehen Sie die Friedensflagge da oben nicht? Wir haben uns ja ergeben – schonen Sie das Leben derer, die sich nicht mehr vertheidigen können, denn an Bord der Fregatte ist mehr Tod als Leben.«

Schweigend und auf's Höchste verwundert stand die Mannschaft der Batterie und starrte den unbegreiflichen Sendboten an. Da kamen aber auch die Seemänner vom

Lande herbeigelaufen und erklärten den Vorfall. Augenblicklich schwiegen die Kanonen, nur die Nordbatterie feuerte noch von Zeit zu Zeit, da erst ein Bote zu ihr hinausjagen mußte, das wunderbare Ereigniß zu verkünden.

Einer der Ersten zur Stelle war der Herzog von Sachsen-Coburg. »Es ist dies der glücklichste Tag meines Lebens!« soll er geäußert haben.

Wie vom Winde herbeigeweht, füllten zahlreiche Menschengruppen plötzlich den weiten Raum am Strande an. Ein ungestümer und endloser Jubelruf hallte laut an den Häusern der Stadt wieder. Die Thore der Batterie öffneten sich und die Menge strömte unaufhaltsam hinein, die wackeren Kämpfer zu beglückwünschen, zu umarmen. Aber wie sahen sie aus! Es dauerte eine Weile, ehe sie sich besinnen, ehe man sich ihnen verständlich machen konnte. Sie schienen das Gehör verloren zu haben und Einige hatten es wirklich verloren. An ihrer Kleidung war keine Farbe mehr zu erkennen; alles Metall an ihrem Leibe, am Helme, am Degen schien verschwunden zu sein. Eine dicke schwarze Kruste bedeckte sie von der Helmspitze bis zu den Stiefeln hinab; die Gesichter, ebenso schwarz und dabei von der ungeheuren Anstrengung und Aufregung gedunsen, waren vollkommen unkenntlich, als wenn sie Masken vorgelegt hätten. Kaum aber hatte sich der erste Jubel gelegt, so gedachte man der Verwundeten auf den Schiffen. Boote flogen augenblicklich hinüber, um die Befehlshaber der Schiffe und dann die Verwundeten an Land zu holen.

Einer der Ersten, der auf dem Strande erschien, war der alte Paludan. Er wurde von Matrosen durch die Brandung getragen und überreichte dem Herzoge ehrfurchtsvoll und von seinem Geschicke tief gebeugt seinen Degen. Gleich nach ihm langten Schaaren Verwundeter an. O, mit welchem Entzücken mochten die so jungen oder ganz alten Leute, die man gewaltthätig zum Dienste gepreßt, wieder festen Boden unter ihren Füßen fühlen, und wie glücklich waren sie, wenigstens das Leben gerettet zu haben! Von allen Seiten sprang man nun herbei, ihnen einen Labetrunk zu reichen und die Blutenden in warme Betten zu lagern.

Boot an Boot, zu den Schiffen oder den Bewohnern der Stadt gehörig, flog jetzt hin und zurück, das Werk der Liebe zu vollenden und zu retten, was zu retten war; schon war der Strand schwarz von den Gestalten der dunkel gekleideten Matrosen. Unter allen bewegte sich ein einzelner Mann eifrig hin und her, fragend, forschend und suchend, und doch fand er nicht, was er suchte.

»Weiß Keiner von Euch, wo der Kadet Burns ist?« fragte seine tiefe Stimme, hie und da zu einem der Verwundeten tretend.

»Noch an Bord! Noch an Bord!« riefen sie Alle.

»Er ist ein Tollkopf, Herr!« sagte endlich ein alter Steuermann. »Er hat geschworen, das Schiff nicht lebendig zu verlassen und will es in die Luft sprengen.«

»Ist denn noch viel Pulver an Bord?«

»Sechstausend Pfund, Herr!«

Da richteten sich plötzlich Aller Blicke auf das Linienschiff. Die Sonne hatte sich endlich, müde, das Blutvergießen und den Vernichtungskampf der Menschen länger zu schauen, gesenkt und der dämmernde Abend schwebte mit seinem düsteren Fittich hernieder. Noch war das große Schiff in eine undurchdringliche Rauchwolke gehüllt, aber hierhin und dorthin zuckten bereits glühende Flammenströme daraus hervor, die der blasende Wind wie feurige Schlangen nach dem Lande jagte.

Da eilten zwei Männer beflügelten Schrittes von entgegengesetzten Seiten an das Ufer, dicht vor das brennende Linienschiff. Beide trafen am Rande des Wassers zugleich auf einem Punkte zusammen. Es war Theodor Preußner und Andreas Burns. Beide richteten ihre glühenden Blicke auf das glühendere Schiff.

»Wollen Sie mit hinüber, Ihren Sohn zu bergen?« fragte Preußner den Capitain.

»Vorwärts!« donnerte Andreas' gewaltige Stimme. Das war das einzige Wort, welches er sprach. Alle seine Beklommenheit, seine Betäubung, seine Angst war aus ihm verschwunden, nur Muth und Thatkraft allein lebten in seiner Brust, denn die persönliche Gefahr, in die er sich jetzt begab, kannte er nicht, sie existirte für ihn gar nicht. Vergebens war das Bemühen der Umstehenden, die beiden Männer abzuhalten, sich auf das brennende Schiff zu wagen. Den Einen trieb allgemeine Menschenliebe, den Anderen die väterliche Zärtlichkeit, und welche Gewalt hat je diese beiden Riesen bezwungen?

»Ihr braucht uns nicht zu folgen!« schrie Preußler mit heiserer Stimme – »Her das Boot dort!« Aber zwei oder drei wackere Ruderer wollten es nicht verlassen und baten, mitfahren zu dürfen. Schon hatte Andreas die Brandung durchwatet und stand bereits am Steuer des auf- und abgeschleuderten Bootes, und Preußler hatte ein Ruder ergriffen, um seinen Arm wie seinen Kampf dem barmherzigen Werke zu leihen. Wie von unsichtbaren Flügeln in die Lüfte gehoben, tanzte das kleine Schiff über die haushohen Wellen dem leuchtenden Schiffe entgegen. Mit eisernem Arme und unüberwindlicher Willenskraft arbeiteten die paar Männer gegen das feindliche Element, und schon waren sie dem drohenden Feuerherde nahe gekommen. Endlich hatten sie es erreicht. Oben am Spiegel standen mit gesträubtem Haare und zerrissenen Kleidern mehrere Matrosen, die sich zu retten wünschten und doch keine Möglichkeit dazu sahen. Denn schon erleuchtete die mächtiger werdende Flamme des Schiffes das Land weithin und das im feurigen Glanze glitzernde Meer.

»Werft uns einige Taue zu!« donnerte des Capitains Stimme hinauf.

Augenblicklich befolgte man den Ruf und die winzigen Menschen klotzten an dem stöhnenden Riesen in die Höhe, der hier drei Stockwerke hoch aus dem Meere ragte. Andreas war der Erste, der das von Blut schlüpfri-ge Deck betrat. Wie ein irrender Geist der Nacht, mit vorgestrecktem Kopfe, funkelnden Augen und von dem Widerscheine der züngelnden Flammen düster beleuchtet,

stürzte er darüber hin, halb gleitend, halb fallend über Blutlachen und Trümmer. »Ist der Kadet Burns noch am Leben?« fragte er einen alten Matrosen, der sein Schiff nicht verlassen wollte und mit untergeschlagenen Armen an der zersplitterten Schanze lehnte.

»Ja!« sagte der Mann trotzig und wischte sich Blut und Schweiß aus dem geschwärzten Gesichte. »So eben habe ich ihn da vorne gesehen. Aber beeilt Euch – er hatte eine brennende Lunte in der Hand!«

Ohne auf die nahenden Flammen zu achten, stürzte der von seinen innersten Gefühlen gegen die äußeren Schrecken gehärtete Mann dem Feuerwirbel näher. Aber sein Fuß strauchelte jeden Augenblick über die gehäuften Trümmer, todte und blutende Menschenleiber. Eben so erging es dem jungen Preußer, der unmittelbar hinter ihm war, ihn aber plötzlich aus dem Gesichte verlor. Dem jungen kühnen Manne schwindelte es vor Augen, als er die Verwüstung, den Jammer, das Elend sah. Alles war in Fetzen, in Stücken, in Brocken – nichts ganz, nichts heil, nichts gesund.

»Fort, fort – immer hinab!« rief er den verdummt dastehenden Seeleuten zu. – »Da kommen die Boote!«

»Sie kommen zu spät! Das Schiff wird gleich in die Luft fliegen!« rief ein taumelnder Bootsmann.

In demselben Augenblicke stürzte ein Mann mit verbrannten Haaren und Kleidern von der Mitte des Schiffs dem Hinterdecke zu. Es war Andreas, der seinen Sohn nirgends gefunden hatte. Aber da schlugen die knisternden Flammen schon hinter ihm auf. »Rette sich wer

kann!« schrie er – »Es ist Alles verloren, das Schiff fliegt auf! In einem Augenblick wird das Feuer die Pulverkammer erreicht haben!«

Die noch auf dem Christian befindlichen Offiziere und Matrosen, die ihr Schiff nicht verlassen wollten, hatten sich ganz nach hinten gedrängt. Dicker Rauch umhüllte sie alle. Das Feuer leckte schon an den Masten und dem Takelwerke hinauf.

Noch immer unter ihnen stehend, das rettende Tau schon in der Hand, aber den Kopf unverrückt spähend zurückgewendet, stand Andreas Burns. Er wollte nicht weichen, so lange es nicht unumgänglich nöthig war.

Da durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke, der zur rechten Zeit kam. Er dachte an sein Weib und seine übrigen Kinder. Rasch fuhr er am Taue in das Meer hinab und erreichte ein Boot, hinter ihm etwa noch zwölf Menschen. Es war die höchste Zeit. Denn kaum wogte das gefüllte Boot über die Wellenberge hin, so schien sich das Meer gegen den Himmel zu heben. Eine dunkelrothe Lohe, mit breitem Fittich emporstrebend, schlug gegen die Wolken. Stadt, Land, Meer, die am Strande versammelten Menschen – Alles sah man wie in bengalischem Feuer erglänzen. Zugleich erscholl ein Gekrach wie von tausend Donnern, daß Allen die Sinne vergingen, und das feste Land zitterte, wie von einem Erdbeben geschüttelt. Das Schiff war in die Luft geflogen, eine fächerartige, nach Oben sich ausbreitende Hölle ausspeiend. Tausende von Trümmerstücken, Vieles in Atome zersplittert, Kanonen, Kugeln, Holz, Eisen, Kühe, Schafe, Schweine und alles

mögliche Geräth stob wie in einem gewaltigen Feuerregen nach allen Richtungen auseinander. Und unter ihnen zweihundert Menschen, deren Gebrüll, während sie in der Luft schwebten, wie das Wehegeheul abgeschiedener Geister erklang und die Ohren der am Lande stehenden Zuschauer mit Entsetzen erfüllte. Schwer, dumpf, klanglos war das gurgelnde Geräusch, als alle diese Gegenstände in die aufschäumende Fluth sanken – dann war Alles still ringsum. Aber was noch Leben und Kraft in sich hatte, fluthete, schwamm, regte sich nach dem Lande hin, über welches sich trotz der großen Menschenmasse eine plötzliche Grabesstille verbreitet hatte.

Aber bald hatte sich der Schreck und Schauer der in stumme Bildsäulen verwandelten Zuschauer gelegt – der Drang, zu retten was zu retten war, hatte sich aller Gemüther wie mit einem Zauberschlage bemächtigt – Alles stürzte an den Rand des brandenden Wassers, welches seine Opfer todt oder lebend an den Strand spülte. Einige, die den kühnsten Luftsprung ihres Lebens unverseht mitgemacht, kamen athemlos herangeschwommen, als sie aber, von liebevollen Armen aus den Wellen gezogen, den festen Boden betraten, taumelten und sanken sie kraftlos in Bewußtlosigkeit hin.

Unterdessen aber hatte der Tag sein Ende erreicht und die Nacht sank kalt, stürmisch und traurig herab; glühend ging der glänzende Mond auf, glühend vielleicht vor Zorn, so viel Trümmer und Wehklagen bescheinen zu müssen; das frühere Frohlocken der Sieger hatte seinen

Ausdruck verloren. Theodor Preußner war, ein Opfer seiner Menschenliebe, mit in die Luft geflogen. –

Am Strande aber ging einsam, suchend, spähend, hierhin und dahin sich wendend, ein Mann auf und nieder. Aber man täusche sich nicht in ihm. Keine Thräne kam in sein trockenes Auge, kein Jammerlaut entquoll seinen Lippen. Schmerzlich und tief erschüttert schlug zwar sein Herz, aber mannhaft und ungebrochen, ein gottergebener Mensch, hatte er sich unter den Willen seines Schöpfers gebeugt, der diesen schweren Richterspruch über sein Haupt ausgesprochen. Lange nachdem die dumpfe Mitternachtsglocke des Kirchthurms der Stadt über den grabesstillen Hafen erklungen, kehrte Andreas Burns erst in die gastliche und unbeschädigte Wohnung seines Freundes zurück.



Als am anderen Tage die Glocken der Stadtkirche den heiligen Charfreitagmorgen mit festlichem Geläute begrüßten und zugleich den Dank der Bewohner für die wunderbare Rettung zu Gott dem Allmächtigen emporsandten, die er ihnen und ihrer Heimat am vorigen Tage so gnädig gespendet, hallten sie über eine stille, anscheinend in tiefsten Frieden versenkte Gegend hin. Ein feierliches und geheimnißvolles Schweigen lag auf der ganzen Natur; nur die Wellen des Meeres rauschten, wie sie am Tage zuvor gerauscht, aber dennoch war der brausende Lärm, den sie verursachten, wenn sie hoch brandend

das Ufer peitschten, leise Musik gegen das Gebrüll der wüthenden Schlacht am vorigen Tage. Kalt und schneidend wehte derselbe Wind über die See, aber in dem Pfeifen, welches er hören ließ, wenn er durch die Lüfte schwoll, lag allein der kühlende Athem Gottes, nicht die leidenschaftliche Fühllosigkeit des um Leben und Tod, Sieg und Untergang würfelnden Menschen. Nur die Sonne wollte nicht recht aus ihrem Wolkenschleier an diesem Tage hervorbrechen; düstergraue Dunstberge hatte sie vor ihr Antlitz gezogen, als scheue sie sich, mit vollem Auge auf die Verwüstung zu schauen, die am Strande, auf den Gefilden der Stadt und in ihrem sonst so schönen Meerbusen zu sehen war.

Was hätte aber auch die Sonne geschaut, wenn sie frei und klar auf das Schlachtfeld des vorigen Tages geblickt? Ach, sie hätte keine Freude daran gehabt, wie auch viele Menschen keine hatten, die darauf niedersahen. Nur die kleine Batterie am Strande, aus der wenige Stunden zuvor der Tod gespien, stand, in ihrer äußeren Erscheinung wenigstens, rein und unbeschädigt innerhalb ihres mit Wasser gefüllten Grabens da, denn man hatte die Nacht benutzt, sie von den Spuren des Kampfes zu reinigen und zu neuem Kampfe vorzubereiten. Innerhalb ihrer Wälle freilich, obgleich die durchschossene dreifarbige Flagge siegreich und lustig im Morgenwinde wehte, lagen Haufen von Splittern und Trümmern des Blockhauses und der Palissaden herum, in jedem Fußbreit Erde zeigten sich die Spuren der wühlenden Geschosse, und wer noch sprechendere Zeugen des Geschehenen sehen

wollte, brauchte nur die Berge von dänischen Kugeln zu betrachten, die man bereits gesammelt und unter den Kanonenständern aufgehäuft hatte. Außerhalb der Batterie aber, weit die Hügel hinaus und die Straße nach der Stadt hinab, so wie rings am Strande herum, hatte das Grauen seine Körner reichlich ausgesät. Da lag Alles durcheinandergeschüttelt herum, was Lebendiges und Todtes, Weiches und Hartes, Großes und Kleines in dem weiten Bauche des riesigen Schiffes gelegen hatte, aber Nichts war ganz, vollkommen, zusammenhängend, Alles nur Stückwerk, Ruine, Ueberbleibsel irgend eines gewesenen Gegenstandes, Reste eines verblichenen und zerstörten Ganzen. Waffenbruchstücke aller Art, Besitzthümer jederlei Gattung, Kostbares und Gewöhnliches, Nahrungsmittel in zersprengten Tonnen, verkohlte Balken und Bretter, Nägel, Handwerkszeuge, Geräthschaften von Holz und Eisen, vor allen Dingen aber – ein grausiger Anblick – Stücke von Menschen, die noch am Tage vorher geathmet und gelebt, auf Sieg gehofft und sich wie Männer von Eisen gezeigt hatten – alles das hatte nun seine Laufbahn auf Erden vollbracht, seine Bestimmung erfüllt und lag jetzt hier und da zerstreut und zerstückelt auf den Hügeln, den Feldern, den Wegen weit hinter der Stadt herum,<sup>1</sup> und Jeder, der suchen wollte, fand eine reichliche, traurige und lieber nicht gesammelte Erndte.

---

<sup>1</sup>Wie groß die Gewalt dieser Explosion war und wie weit herum die Gegenstände geschleudert wurden, das beweist unter Anderem folgende Thatsache, die zugleich ein anderweitiges Interesse in sich schließt, weshalb wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen

---

glauben. Die Wahrheit derselben aber verbürgen wir, da uns aus hochachtbarer Hand das Dokument zu Gesicht gekommen ist, um welches es sich hier, wie der Leser sogleich sehen wird, handelt, ein Dokument, dessen beglaubigte Abschrift in deutscher wortgetreuer Uebersetzung in unsern eigenen Händen befindlich ist.

Beim Kirchdorfe *Cosel*, eine starke Meile von Eckernförde entfernt, fiel unmittelbar nach jener Explosion ein brennender Gegenstand, unweit der Wohnung des Predigers Rönnekamp, auf's Feld nieder. Die sogleich dahin eilenden Neugierigen fanden ein eben im Verlöschen begriffenes, zusammengeschnürtes Bündelchen Papiere. Es wurde vollends gelöscht und der Prediger nahm es mit nach Hause. Am folgenden Morgen trieb ihn die Neugierde, den ihm auf so seltsame Weise zu Theil gewordenen Fund näher zu untersuchen und er fand darin – welch ein merkwürdiges Geschick! – die, zwei Tage zuvor von dem Commandeur der dänischen Marine, Garde, von Alsen aus datirte und dem Commandeur-Capitain Paludan ertheilte Ordre zu der so unglücklich ablaufenden Expedition gegen Eckernförde. Der Prediger Rönnekamp sandte dieses Dokument sofort mit einem besonderen Boten an den derzeitigen Chef des schleswig-holsteinischen Kriegs-Departements, Herrn General-Major von Krohn in Schleswig, der noch heute in Besitz dieser merkwürdigen Reliquie ist. Das Aktenstück ist auf einen ganzen Bogen geschrieben, freilich an einigen Stellen am Rande, so wie auch an ein paar Stellen in der Mitte durchbrannt, aber noch vollkommen lesbar, so daß die Ordre zum Angriff und die Absicht derselben klar vorliegt.

Dem Leser, der sich dafür interessirt und es anderweitig vielleicht nicht gelesen hat (da es schon – wo, wissen wir nicht – abgedruckt ist), theilen wir auch dieses Aktenstück in der *wortgetreuen* Uebersetzung mit und bemerken nur, daß die ausgebrannten Worte durch die punktirten Stellen bezeichnet sind. Es lautet:

In Folge Ordre vom commandirenden General soll eine Expedition, bestehend aus zwei Dampfschiffen und einigen Transportfahrzeugen, von Horuphav so früh abgehen, daß selbige den Abend des 4. d., bei

So reich und weit aber auch die Saat des Unheils am Lande verbreitet war – es war nur ein Spiel, eine Kleinigkeit,

---

eintretender Dämmerung, vor dem Hafen von Eckernförde eintrifft, wo diese in Verbindung mit dem Linienschiffe Christian VIII. und der Fregatte Gefion, wo möglich in den Hafen einläuft und an verschiedenen Stellen Truppen an's Land setzt, welche indeß bald wieder an Bord genommen werden müssen, darauf die feindlichen Strandbatterien zerstört und sich wo möglich in Besitz von Eckernförde setzt, woselbst Nachrichten vom Feinde eingezogen und alle feindlichen Vorräthe mitgenommen oder zerstört werden. Die Absicht ist, den Feind zu alarmiren und denselben glauben zu machen, daß eine bedeutende Stärke bei Eckernförde landen wolle. – Die Alarmirung muß wo möglich so früh geschehen, daß die Nachrichten davon den 5. Morgens in Flensburg eintreffen können, also wo möglich bald nach Mitternacht; da dieses aber vielleicht nicht ausführbar, so ... Tagesanbruch ... – Dem Herrn-Commandeur-Capitain Paludan wird diese Expedition übertragen, dessen Einsicht ... Aufmerksamkeit gegen Süden ... weshalb Alles so viel wie möglich ...

Dem Chef des Dampfschiffes Hekla ist die Ordre beigelegt, sich unter Ihr Commando zu stellen und mit seinem Schiffe zum Linienschiffe bei Eckernförde ...

Gegen Abenddämmerung ist die Fregatte Gefion mit dem Dampfschiffe Geiser ... außerhalb ... Hafen ... und der Chef ... Ihrem Commando. In drei Jachten ... zur Disposition ... Dampfschiffe ... ausgesetzt werden ...

Während der Expedition besorgt die Corvette Galathea ... vor dem Kieler Hafen ... Wenn die Expedition den 5. geendet ist, so geht die Galathea hierher, nach der dem Chef derselben gegebenen Ordre. Sie werden eines von den Dampfschiffen beordern, die Galathea zu begleiten. Das andere Dampfschiff senden Sie direkt hierher mit dem Rapport über die beendigte Expedition.

Sonderburg den 3. April 1849.

Garde.

mit dem Schauspiele verglichen, welches der Rand des Meeres rings um den Busen herum darbot.

Da lag noch, wo er gestern gelegen, der ungeheure Kiel des einst so königlichen Schiffes; der Grund seines nicht mehr vorhandenen Hintertheils saß noch auf derselben Sandbank fest; nur sein schön geschweifeter Bug, einzig und allein ziemlich zusammengehalten, ragte wie ein dunkler, dräuender Meergeist aus den schäumenden Wellen hervor. Alles Uebrige war verschwunden, im Grunde der See begraben, weit in alle Lüfte zerstreut. Vierhundert Schritte vom Lande entfernt, starrten diese Trümmer acht oder neun Fuß hoch in die Luft, und noch nicht gesättigt in ihrem Grimme, ihrer Leidenschaft und Gier, fraß und nagte die düsterrothe Flamme an den Gegenständen, die ihrer hin und her flackernden Zunge Speise boten. Noch immer schlug der lodernde Brand haushoch empor und sandte einen stinkenden Qualm in die reine Morgenluft, und jedesmal, wenn die wogende Fluth, die noch Berge auf Berge an das Ufer schleuderte, darüber hinwegstürzte, löschte er sich; kaum aber war die salzige Flüssigkeit über die Trümmer gerauscht, so loderte die Flamme wieder mit neuer Gewalt aus dem feuchten Schooße hervor.

Dies Schauspiel dauerte drei Tage hindurch, da erst hatte der Feuer- und Wasserwolf seine Beute verschlungen.

Nur am Strande, unmittelbar das sandige Ufer berührend, lag, etwa 300 Schritte breit und 3000 Schritte lang; ein riesiger leise wogender Gürtel, den die Wellen, so

mächtig sie waren, nicht hoch in die Höhe heben konnten, denn in diesem chaotischen Gürtel war Alles enthalten, in seinen Bereich hatte das Meer Alles herangespült, was gestern Abend in die Luft geflogen und in die Tiefe gesunken war. Millionen zerbrochener, zerrissener, zerfetzter Stücke und Stückchen, von der Größe einer halben Schiffswand bis zur Kleinheit eines Kieselsteins, tauchten auf und nieder in der tanzenden Brandung. Zerschmetterte Maste, zersplitterte Boote, meist ihre Kiele den Lüften zeigend, zerrissenes Tau- und Segelwerk, Flaggen und Ruder, Kisten und Tonnen, Möbel und Waffen – Alles, Alles trieb und rieb sich bunt durcheinander, drückte und preßte, schob und hob Eins das Andere an's Ufer, als wollte ein Jedes aus dem feuchten Grabe gerettet und wieder in warmer Menschenhand geborgen sein.

Dann und wann auch hob sich eine Stelle, wie eine kleine Insel, höher empor, als triebe sie eine lebendige, innere Kraft an das Licht. Die Menschen, die eilfertig hinzusprangen, um vielleicht noch ein Leben zu retten, fanden in der Regel nichts als einen todten Körper, einen Kopf, einen Arm, ein Bein, welches die Seele längst verlassen, das Meer ersäuft und der Tod erkältet hatte.

Da standen sie nun am Ufer und schauten mit stieren, verwunderten Augen und stockendem Athem auf die wogende Wüste, das tanzende Chaos, welches dem Leibe eines Riesen angehört hatte. Je weiter der Morgen in den Tag vorrückte, desto mehr füllte sich der weite Strand mit neugierigen, erschrockenen und vor Staunen nicht

reden könnenden Menschen; aus der ganzen Umgegend, aus Kiel, Schleswig und Rendsburg strömten sie herbei, um das unglaubliche Schauspiel zu sehen, denn schon ist zu ihnen die Kunde des merkwürdigsten aller Siege und Niederlagen gedrungen. Haufenweise umdrängen sie den Strand, holen und fischen heraus, oft mit Lebensgefahr, was ihnen behagt und beliebt, und rollen schon große Fässer an den Strand hinauf, die sie aufschlagen und dann daraus mit köstlichen Leckerbissen und herrlichem Kopenhagener Biere sich erlaben. Auch Waffen und sonstige Erinnerungen an den königlichen Christian sammeln sie sich, Jeder nimmt, was ihm gefällt, denn noch wehrt Niemand die Aneignung, es ist Alles, Alles Eigenthum des siegreichen deutschen Volkes, welches seine Abgeordneten aus allen Ständen hierher gesendet hat.

Aber da naht von der Nordseite der Stadt her, wo die schöne Jungfrau des Meeres, die stattliche Gefion, mit Ketten an die Brücke gebunden ist – eine kostbare Gefangene, weil sie zugleich die einzige sichtbare Trophäe des großen Sieges ist – ein trauriger, unwilliger und unser tiefstes Mitleid in Anspruch nehmender Zug. Man hat die Seeleute der Fregatte aus ihrem blutigen Gefängnisse, in dem sie während der Nacht geblieben waren, entlassen; sie kommen herbei und vereinigen sich mit den geretteten Kameraden des Linienschiffs. Und schon nahen auch die preußischen Musketiere vom 12. Infanterie-Regiment, welche die Gefangenen nach Rendsburg führen sollen. Da fahren auch Wagen auf, kleine holsteinsche Bauernwagen, für die königlichen Offiziere bestimmt,

die kurz vorher noch im Vollgeföhle ihrer Herrschaft auf der Campanje ihres Dreideckers gethront haben. Auf den ersten derselben steigt der greise Paludan, tief geknickt von seinem unerhörten Mißgeschick, das graue Haupt vornübergebeugt, die Hände in die weiten Aermel seines Ueberrocks gesteckt, von Zeit zu Zeit im kalten Morgenwinde schauernd und sich nicht getraugend, einen Blick auf die neben ihm brennende Ruine seiner Herrschaft zu werfen. Als er auf seinem Strohsacke sitzt, nimmt er einige kleine Knaben – ein rothhaariger ist darunter und weint – die jüngsten Kadetten, zwischen seine Kniee, denn es sind Söhne vornehmer Leute in Kopenhagen, die man seiner Leitung und Obhut anvertraut hat. Als seine kleinen Gefährten alle um und neben ihm sitzen, wirft er einen Abschiedsblick auf Eckernförde – er wird es nie vergessen – und fährt davon.

Den zweiten Wagen besteigt ein anderer Offizier, der Capitain Meyer, der Führer der Gefion, die er jetzt verlassen hat, um sie nicht wiederzusehen. Stolz und sicher schreitend, das Antlitz kühn erhoben, wirft er mit Zähneknirschen einen düsteren Blick auf den brennenden Christian, dessen Flammen sich blutig in seinem Herzen widerspiegeln. Fest, ungebrochen, mit auf der Brust gekreuzten Armen sitzt der strenge Mann auf seinem Strohsacke und denkt im Stillen vielleicht an einen neuen Kampf. Wahrlich, es wäre nicht rathsam, ihm in dieser Stimmung noch einmal mit seiner Fregatte auf offenem Meere zu begegnen, denn er würde sich schlagen wie ein Verzweifelter, auf Leben und Tod. Nachdem auch

zu ihm einige junge Leute auf den Wagen gestiegen sind, folgt er, die lautlos umherstehende Menge mit stolzem und feurigem Blicke betrachtend, seinem ehemaligen Befehlshaber. So besteigen denn auch die anderen Offiziere ihre Wagen, unter ihnen der kühne Graf Wedel Jarlsberg, der Adjutant Paludan's, der unmittelbar vor der Explosion des Schiffs vom hohen Borde in die See gesprungen war und trotz ihrer gähnenden Schlünde das Ufer glücklich erreicht hatte. Viele von ihnen tragen um Kopf, Arm oder Leib mit Blut getränkte Binden, Beweise, daß sie mehr oder weniger verwundet sind, was aber jeder so viel wie möglich dem Volke von Eckernförde zu verbergen trachtet.

Als aber die zehn oder zwölf Wagen ihre Last aufgenommen haben und davon gefahren sind, treten die preußischen Musketiere heran und bilden einen großen aber sehr dünnen Kreis um die Matrosen und Seesoldaten, von denen noch über 900, die im Hospitale liegenden eingerechnet, am Leben und gefangen sind, aber auch von den Anwesenden bluten Viele aus verschiedenen Wunden, die sie sich kaum wollen verbinden lassen. Es sind düstere, trotzige Gestalten mit finsterem Blicke, die noch die Folgen des langen Gefechts, Abspannung und Ermüdung, auf ihren bleichen Gesichtern tragen und mit trübem Schweigen den ernst blickenden Kriegern folgen, die sie nach der Festung Rendsburg führen.

Von Hunderten von Menschen begleitet, setzt sich der lange Zug in Bewegung, rückt langsam die Anhöhe hinauf und lockt aus jedem Orte, aus jedem Hause, an dem

er vorüberkommt, Männer, Weiber und Kinder auf die Straße, die über die Maaßen neugierig sind, das große Wunder zu schauen, und nicht begreifen können, wie es möglich war, daß so viele und so starke Männer von so wenig braven Männern besiegt worden sind.

Kaum aber ist dieser Menschenhaufe vom Strande vor Eckernförde weggezogen, so bereitet sich schon ein anderes, nicht weniger ergreifendes, ja ein viel trübseliges Schauspiel vor. Schleswig-holsteinische, thüringische Soldaten und Einwohner der Stadt kommen von langem Suchen zurück und legen am Strande nieder, was sie auf ihrem Wege gefunden haben – verstümmelte Leichen, einzelne Menschenglieder – Alles aber kalt blutlos, von der Starrheit des Todes befangen, geschwärzt vom Pulverdampfe, und bestäubt von dem trockenen Gefilde, wohin es die Gewalt des auffliegenden Vulkans geschleudert.

Unter den Suchern befindet sich – wir ahnen es schon – unser Freund, der Capitain Burns. Mit treuen, scharfen Vateraugen hat er unter den vielen Leichen und Leichentheilen eine einzige gesucht, aber er hat sie noch nicht gefunden. Da zieht ein lauter Aufschrei ihn nach einer großen Gruppe hinüber. Man hat vier Stücke zusammengesetzt, die ungefähr einen Menschen bilden und unzweifelhaft einem einzigen gehörten, und dieser Mensch hieß im Leben Theodor Preußner. Ja, er ist es, man erkennt sein Antlitz, das selbst der gräßliche Tod nicht verzerrt und verunstaltet hat. Stumm, mitleidsvoll und tief bewegt tragen ihn die Bürger nach der Stadt, um ihn vom

Staub zu reinigen und ihm eine ehrenvolle Ruhestätte anzuweisen.

Aber was ist das – wem gehört jener Kopf mit den blond gelockten Haaren, die die Flamme verschont und nur der Staub des Feldes, worauf er gefunden, befleckt hat? – Es ist ein zartes, feines Gesicht und muß einem kaum bärtigen Jünglinge gehört haben. Ein Mann hält ihn an den Haaren empor und fragt, ob vielleicht Jemand ihn kenne?

Andreas wirft nur einen Blick darauf – und er hat ihn erkannt; ja, es ist seines Sohnes Kopf, seines Erik, des Lieblingskindes seiner Gertrud, deren liebliche Züge er selbst im Tode noch trägt. Mit einem Satze, wie ihn der Löwe auf sein gefährdetes Junge vollführt, springt er darauf zu und nennt das traurige Ueberbleibsel eines Menschen sein Eigenthum.

Er hebt ihn in die Höhe, betrachtet ihn beim Lichte der Sonne, die eben ihr Antlitz enthüllt und dem unglücklichen Vater über dem todten Auge des Kindes das lebendige, allgegenwärtige Auge Gottes zeigt, und ruft: »Ja, ja, er ist es – ich kenne ihn.«

Und rasch ein seidenes Tuch um das geliebte Kindes-  
haupt schlingend, trägt er es auf seinem Arme in das Haus des Freundes, schließt sich in sein Zimmer ein und läßt Niemanden sehen, von welchen Gefühlen er durchdrungen, von welchen Schmerzen er erschüttert ist.

SECHSTES KAPITEL. DIE RÜCKKEHR VOM SIEGE BEI  
ECKERNFÖRDE.

Es war beinahe der Mittag des Charfreitages herangekommen, als der Besitzer des Hauses, der bis dahin seinen Gast absichtlich nicht gestört hatte, an Andreas' Thür pochte.

»Wer ist da?« fragte eine ruhige, tiefe und ernste Stimme heraus.

»Ich bin es, Andreas, Dein Freund – darf ich nicht zu Dir eintreten?«

Die Thür öffnete sich und dem Eintretenden bot sich ein seltsamer Anblick dar. Außer dem bleichen Freunde, dessen energisches Gesicht aber seine vollkommen wiedergewonnene Fassung verrieth, sah er – eine traurige und früh verblühte Blume – auf einem geleerten Blumentopfe das rein gewaschene und wohlgekämmte Haupt des toden Jünglings stehen. Stillschweigend, von Niemandem bedient und unterstützt, hatte der Vater mit liebevoller Hand dies Werk allein verrichtet, und als es vollendet war, zu seinem Schöpfer gebetet und um Kraft gefleht, nicht den eigenen Schmerz, denn der war schon bezwungen, sondern den einer anderen Seele siegreich zu bekämpfen, der er dies theure und letzte Andenken überbringen wollte.

»Sieh,« sagte Andreas zu seinem Freunde, »das war mein Erik, mein jüngster Sohn, auf den ich einst große Hoffnungen baute, denn er hatte vortreffliche Anlagen für einen tüchtigen Seemann, und Lust und Neigung zu

dem schönen und kühnen Berufe, wie wir selber, da wir so jung waren, wie er. Aber Gott wollte es anders, und ihm müssen wir Menschen ja kindlich gehorchen, denn er ist ja unser Aller Herr und Vater. Auch soll der Mensch auf Nichts in dieser Welt fest und sicher rechnen, denn je sicherer er zu rechnen glaubt, um so gewisser verrechnet er sich, da er die Mächte des Schicksals nicht in Anschlag bringt, die ihm falsche Zahlen unterschieben. Hätten wir eine deutsche Flotte gehabt, er wäre gewiß ein Deutscher geblieben, aber so trifft der allgemeine Fluch unserer nationalen Schwäche auch mein altes Haupt, obgleich ich sie nicht verschulde. Nicht die dänische Gesinnung, nur die dänische Macht und der Glanz ihres Rufes zur See zog ihn zu den Nachbarn hinüber, und in männlichem Kampfe, vielleicht in Verzweiflung, nicht siegen zu können oder gegen sein Vaterland seine Hand erhoben zu haben, hat er sein Leben gelassen. Das ist seine kurze Geschichte. Und nun, mein Freund; danke ich Dir für Deine Gastfreundschaft. Ich habe nur noch ein kleines Geschäft vor mir, dann muß ich Dein Haus verlassen und mein eigenes aufsuchen.«

»Aber warum so eilig, Andreas? Du kommst früh genug mit der traurigen Botschaft heim.«

»Eben darum, damit kein Anderer die Botschaft vor mir bringe, will ich sie selbst so schnell wie möglich bringen. Ach, ich habe hier nur ein leichtes Geschäft vollbracht – zu Hause erwartet mich ein schwereres.«

Der Freund drückte dem Freunde die Hand und ließ ihn gehen, denn er kannte seinen Charakter und

wußte, daß er von einem einmal gefaßten Entschlusse nicht abzubringen war.

Dicht neben dem Hause des Seemanns wohnte ein armer Schreiner. Zu diesem begab sich Andreas, sagte ihm einige Worte und ward in die kleine Werkstatt geführt, wo er Bretter und Werkzeuge empfing. Und der Sonntag ward nicht durch die Arbeit entheiligt, die jetzt von den Händen des bleichen Vaters vollführt wurde. Schnell, geschickt, ohne Hülfe eines Fremden, zimmerte er einen kleinen Kasten und machte sich einen Deckel dazu; als das leichte Werk vollbracht war, trug er es in sein Haus, wickelte das theure Kindeshaupt in mehrere weiße Tücher, die ihm sein Freund gegeben, legte es in den Kasten und nagelte den Deckel darauf. Dann band er das Ganze in ein schwarzes Wachstuch ein und knüpfte eine starke Schnur darum. So sah es aus wie ein kleiner Sarg, der leicht zu handhaben war.

Eine halbe Stunde später ward der treue Grauschimmel vor das Thor des Hofes geführt und Andreas setzte sich auf, nachdem er warmen Abschied von seinem Freunde genommen. Vor sich auf den Sattel aber nahm er das kostbare Kästchen und hielt es fest mit seinem rechten Arme umschlungen, während die Linke die Zügel führte. So, und nur von dem mitleidvollen Blicke seines Freundes verfolgt, ritt er langsam aus der mit Trümmern bedeckten Stadt hinaus, die er nicht hoffnungslos, aber auch nicht voll großer Hoffnung auf ein glückliches Ende betreten hatte, und hinter ihm her erscholl der laute Jubel der Bewohner, der sich jetzt von Stunde zu Stunde

schallender erhob, je weiter die Erinnerung an das Unheil des eben Erlebten von dem wachsenden Siegesgefühl in die Schatten der Vergangenheit zurücksank.

In langsamem Schritte, denn er hatte ja nun keine Eile mehr, setzte der einsame Wanderer seinen Ritt nach Missunde fort, denselben Weg wählend, den er vor drei Tagen gekommen war, und sein braves Pferd, als wüßte es, welche doppelte Last von Schmerz und Leid es trage, bewegte sich ruhig wie nie zuvor der Heimat zu.

Als die Schley mittelst der Fähre überschritten war, stieg der Reiter wieder auf und ritt, in stille Betrachtung versenkt, langsam weiter, denn Vieles hatte er zu bedenken, zu beschließen. Alles, was am Tage zuvor vor seinen Augen geschehen war, wiederholte er sich im Geiste von Anfang bis zu Ende; was er aber zu Hause thun und sagen wollte, das wußte er noch nicht, das konnte er noch nicht bedenken, denn eine Ueberfülle von Sorge und Kummer sah er vor sich liegen, die ihn um so mehr bewegten, weil sie ihn nicht selber betrafen.

So wurde es allmähig Abend und die Dämmerung sank auf die Gegend herab, durch die der einsame Reiter seinen Weg fortsetzte. Trotzdem aber der Wind immer noch durch die Bäume rauschte, ihre Wipfel schüttelte und klagend über die öden Felder strich, dünkte ihn doch die Luft so still zu sein, wie er sie nie gehört zu haben sich erinnerte, denn noch immer, und lange nachher noch, glaubte er das Gebrüll der donnernden Geschütze und den betäubenden Knall des auffliegenden Schiffes in seinen Ohren und seinem Gehirne widerkrachen zu hören.

Und der Abend wandelte sich in die Nacht um, und der Reiter ritt immer in gleichem Schritte weiter. Je weiter er aber ritt, je dunkler es um ihn ward und je stiller die Nacht auf die unruhige Erde sank, um so ruhiger, friedlicher wurde es in seinem Herzen, das sich vertrauensvoll zu Gott erhob und von ihm Segen in Fülle, eben den erbetenen Frieden, erhalten hatte. So langte er erst bei hellem Mondenschein in Flensburg an. Hier blieb er bis zum Morgen, ruhte sein Pferd und nahm selbst einige Nahrung zu sich, deren er sehr bedurfte, denn er hatte in den letzten zwei Tagen wenig oder gar nichts genossen.

In Flensburg vernahm er, daß auch im Sundewitt wieder der Kampf begonnen hatte, und gerade an diesem Tage, dem 7. April, dem Ostersonnabend, entspann sich ein hartnäckiger Kampf, denn die Dänen waren in großen Schaaren von Alsen herübergekommen und drängten die Deutschen bis Baurup zurück, also wieder in die Nähe von Rasmus Harms' kaum hergestelltem Hause, so daß auch in Emmerslund Unruhe herrschen mußte.

Wohl hörte Andreas auf seinem Wege nach Apenrade das Feuer der kämpfenden Geschicke, aber das schien ihm Alles jetzt nur ein Kinderspiel, Tand und Scherz, nachdem er bei Eckernförde viel Größeres gesehen und gehört. Als er gegen Mittag in Apenrade einzog, fand er auch hier Alles in Kampf und Aufruhr. Die Dänen waren, überall dasselbe Spiel versuchend, mit einer Corvette und sechs Kanonenbooten gekommen, und hatten das Apenrader Schloß und die Schanzen vor der Stadt eifrig beschossen, mußten aber, von den Schleswig-Holsteinern

zurückgedrängt, ihr Heil in der Flucht suchen, so rasch sie konnten. Und gerade als sie auf ihre Schiffe flüchteten, kam Andreas vor der Stadt an, und mußte einen weiten Umweg nehmen, um nicht zwischen die kämpfenden Schaaren zu gerathen. So langte er erst Nachmittags bei dem alten Wundarzte an, der in der nördlichen Vorstadt wohnte, und bei ihm trat er ab und rastete einige Stunden, weil er daselbst am wenigsten von Neugierigen gestört war.

Sobald er aber den alten Freund begrüßt hatte, sandte er einen zuverlässigen Boten nach dem Andreasberge, um Capitain Kühlwetter zu benachrichtigen, daß er von Eckernförde nach Hause zurückkehre. Er fügte aber den Wunsch hinzu, Niemand diese Rückkehr und die Stunde seiner Ankunft wissen zu lassen; Capitain Kühlwetter allein solle ihm bis an einen, eine Viertelstunde von Emmerslund gelegenen Ort, den er genau bezeichnete, entgegenkommen, um daselbst seine weiteren Wünsche zu vernehmen. Auf die gewissenhafte Erfüllung dieses Auftrages hatte er den Plan gebaut, den er auszuführen entschlossen war.

Gegen Abend endlich, eine Stunde vor der bestimmten Zeit, verließ Andreas das Haus des alten Wundarztes. Langsam, immer langsamer setzte er seinen Weg fort; denn je weiter er kam, um so schwerer und beklommener wurde sein Herz. Die ruhige Fassung, die er mit so viel Mühe und Selbstüberwindung errungen, wurde tief erschüttert, als er sich die schmerzliche Ueberraschung vorstellte, welche seine Erscheinung und seine Mittheilung

in Emmerslund hervorbringen würde. Wiederholt sprach er zu Gott und bat ihn, seine Hand gütig und milde über das Mutterherz zu breiten und der Schwachen mit seiner Stärke beizustehen, damit sie den großen Schmerz, der ihr bevorstehe, leichter ertrage.

Während er dies so bei sich bedachte, war er im langsamsten Schritt seines Pferdes bis an die Stelle gelangt, wohin er Capitain Köhlwetter beschieden hatte. Aber vergebens sah er sich nach ihm um, er war noch nicht da, und auch sonst kein Mensch, dem er in Ermangelung des alten Seemanns den Auftrag hätte anvertrauen können, den er im Sinne trug. Aber er hatte ja keine Eile, es drängte ihn diesmal nicht mit so herzlicher Gewalt nach Hause, wie früher, wenn er Tage lang davon entfernt gewesen war, im Gegentheil, wider Wissen und Willen versuchte er den Augenblick des Wiedersehens so lange wie möglich hinauszuschieben. Daher beschloß er zu warten und stieg aus dem Sattel, immer noch sorgsam sein schwarzes Kästchen auf dem Arme tragend, ohne von dessen Schwere ermüdet zu werden, denn ein Vater vermag mit Arm und Herz eine große Last zu tragen, wenn sie das Wohl oder Weh eines Kindes, eines Sohnes betrifft.

So stand er im Dunkel des Abends, der seine Schatten schon lange über die Erde gebreitet, hinter einem noch blattlosen Gebüsch, langsam auf- und abgehend und bisweilen einen erwartungsvollen Blick in die Richtung nach Emmerslund werfend. Aber Capitain Köhlwetter kam noch immer nicht. Statt seiner jedoch stieg der

Vollmond hinter Apenrade herauf und übergöß mit seinem strahlenden Lichte das ganze vor ihm liegende herrliche Land. O, auch auf den Andreasberg fiel sein glänzendes Auge, und Andreas konnte nicht nur das Dach, sondern sogar die Fenster der Gartenseite seines Hauses im Widerstrahl des Mondlichtes schimmern sehen.

O, wie wurde ihm da mit einem Male so weich und wehmüthig um's Herz, denn den Frieden und die häusliche Stille, die er dort oben innerhalb der Mauern jenes Hauses wohnen wußte, sollte er stören, die Hoffnung in Schmerz verwandeln und dem treuesten Herzen auf Erden die bitterste Qual bereiten!

Nie wie in diesem schweren Augenblicke hatte Captain Burns so tief und süß das Familienglück empfunden, welches ihn schon so viele Jahre an Gertrud und ihre Kinder fesselte, nie hatte er die Schwingung des menschlichen Schicksalsrades, das ihn und die Seinigen jetzt zermalmte, für so wandelbar und die Gaben der Erde für so trügerisch gehalten. Beinahe zwölf Jahre wohnte er nun schon unter diesem Dache und unendlich viel Glück und Segen hatte ihn Gott bisher darin genießen lassen, und nun war der Augenblick gekommen, wo ihm zum ersten Male der Herrscher im Himmel sein leuchtendes Antlitz verhüllte und ihn mit nächtiger Trübsal anblickte.

Als er in diesem durchbohrenden Schmerzgeföhle, von den geisterhaft dämmernden Mondstrahlen und dem Geflüster des über die Felder rauschenden Nachtwindes umschauert, so einsam und nachdenkend stand, erfaßte plötzlich eine trübe Ahnung sein männliches Herz. »Das

ist der Anfang des kommenden Leids,« sprach eine geheimnißvolle Stimme in seiner Brust, »und auf die erste Niederlage werden noch mehrere folgen. Bisher hat Dein Lebensweg hoffnungsvoll und glücklich den Berg hinaufgeführt – jetzt, jetzt aber, Andreas, schreitest Du abwärts dem dunklen Ziele des irdischen Lebens entgegen, welches Der da, dessen Haupt Du an Deinem Herzen hältst, schon erreicht hat!« – »Nun, wohlan denn,« antwortete dieser Unheil verkündenden Stimme sein sich wieder erhebender Muth, »wenn es ausgestanden sein muß, so wollen wir es ausstehen, denn dem Schicksale und Gottes Willen uns widersetzen können wir Menschen ja einmal nicht. Und müßte ich selbst den Frieden und die Freude jenes Daches verlassen, und hinausziehen in die fremde Welt, wie so Viele – auch das, ja, auch das wollte ich – nicht freudig zwar – aber doch willig erdulden, wenn ich nur mein Weib und meine übrigen Kinder behalte!«

»Mein Weib! O, was soll ich ihr sagen, wenn ich nun still und wehmüthig nach Hause komme? Ich weiß es noch nicht. Vielleicht aber giebt mir Gott den rechten Gedanken ein, wenn ich ihr fragendes Auge schaue, und leitet meine unbeholfene Zunge, daß ich sie nicht entsetze. Ach, wie freudig ließ sie mich von sich gehen, wie voll Hoffnung blickte sie mich an, als ich schied – bringe mir Gutes zurück, Andreas, sagte sie zu mir – und was bringe ich ihr? Da hier – dieses Haupt – blaß und kalt – denn es ist Alles, was auf der Welt von dem Kinde übrig ist, was sie so heil und gesund unter ihrem Herzen getragen hat!«

Und zum ersten Male, seitdem ihm so viel Schreckliches begegnet, kam ihm eine Thräne in's Auge, ein seltener Gast bei ihm, und er zerdrückte sie nicht, sondern ließ ihr freien Lauf, denn er fühlte mit Wollust, wie sie die Last von seiner Seele hob, als hätte ein Engel mit sanftem Flügelschlage die heiße Wunde seines Herzens gekühlt, und fest an dieses Herg preßte er den kleinen Sarg, mit dem Kopf darin, als wollte er ihn daran erwärmen, doch er – blieb starr, kalt und unempfindlich für Alles auf Erden, denn sein Gefühl, sein Leben war schon lange in die Gefilde des Himmels hinaufgestiegen.



Verlassen wir hier einen Augenblick den harrenden Vater und gewähren wir ihm Zeit, im Stillen seine traurigen Gefühle niederzukämpfen, seine Seele wird sich schon wieder emporringen aus dem irdischen Wirrsal, wie sie es schon so oft gethan – und begeben wir uns nach Emmerlund, um zu erfahren, wie es dort während seiner Abwesenheit hergegangen war.

In tiefster äußerlicher Ruhe hatte die Familie gelebt, seitdem der Hausherr von ihr geschieden war, aber nicht so in innerlicher Ruhe und Zufriedenheit. Voll Sorge hatte Gertrud ihren Mann entlassen, und nur die Hoffnung, eine angenehme Nachricht von ihm zu erfahren, wenn er zurückkehrte, hatte diese Sorge in etwas erleichtert. Kaum aber war er davon geritten, so hätte sie ihn gern

wieder zurückgerufen, wenn es nur möglich gewesen wäre; denn nach Art der Frauen, die nur den augenblicklichen Antrieben ihrer Gefühle folgen, hatte sie in diese bedenkliche Reise gewilligt. Als sie ihn nicht mehr sah, ihn, der der ganze Trost und Schatz ihres Lebens war, fiel ihr plötzlich eine größere Sorge auf's Herz, als je zuvor, und selbst die Betrübniß um das Schicksal ihres Lieblingskindes trat davor in den Schatten zurück. »Es ist unrecht,« sagte sie wiederholt zu sich, »daß ich ihn von mir gelassen habe. Wenn ihn nun ein Unheil ereilte, wenn nun Beiden etwas Gefährliches begegnete – o, ich Thörin, wie habe ich blind und unklug gehandelt! Was kann er denn Erik helfen, wenn er am Lande und dieser auf dem Schiffe ist? O großer Gott, beschütze meine beiden Lieben – aber halte vor Allem Deine Hand über Andreas, denn er ist mein Alles, ohne ihn könnte ich nicht leben.«

Dieser Gedanke, den vielleicht Gott geschickt hatte, um der Mutter Herz auf einen großen Schlag vorzubereiten, sollte für Andreas selbst eine ungeahnte Hülfe sein, obgleich er für die Tage seiner Abwesenheit der Gattin Herz zerriß. Von Stunde zu Stunde lauerte sie nun selbst auf seine Rückkehr, aber er konnte ja in so kurzer Zeit nicht zurückkommen. In solchen Lagen aber halten die Frauen oft das Unmögliche für möglich, sie klammern sich an ein Wunderwerk der Vorsehung und vergessen über ihre Empfindungen den Zusammenhang der Verhältnisse der Welt, das Wirkliche und nur Erreichbare. So auch Gertrud. Am 3. April Mittags war Andreas fortgeritten, am Mittag des nächsten Tages also mußte er

spätestens in Eckernförde anlangen, denn er ritt ja immer so rasch. Das war am Mittwoch. Er würde Zeit genug an diesem Tage haben, sich von den Verhältnissen zu unterrichten, und am Donnerstag zurückreiten, also Freitag Mittags zu Hause sein. So rechnete die Gattin; sie bedachte aber nicht, wie die Mutter vorher gerechnet, die nur ein ihrem Sohne begegnendes Ereigniß im Sinne gehabt hatte, welches herbeizuführen oder zu beilegen ja nicht in der Machtvollkommenheit ihres Mannes lag. Doch sie rechnete einmal so, und wir wissen, was die Frauen einmal sich ausgerechnet haben, das wollen sie auch stimmen und eintreffen sehen. Als nun aber der Mittag des Freitags kam und Andreas ausblieb, ward sie schon unruhig. Der Abend kam, die Nacht – und sie wurde beinahe krank vor Sehnsucht nach dem Manne ihrer Liebe. Am Sonnabend Morgen endlich, durch Helenens und Agathens tröstlichen Zuspruch ermuthigt, faßte sie sich wieder und sprach wiederholt den Gedanken aus, sie wolle Alles erdulden, wenn sie nur Andreas noch einmal wohlbehalten im Leben wiedersähe. Ob ihr dieser Gedanke ohne alle Nebengedanken aus dem Herzen kam, wissen wir nicht, daß er aber schon oft ausgesprochen ist, haben wir im Leben zur Genüge erfahren.

Eine ähnliche Sorge hatte seit dem vorigen Tage die drei alten Seemänner ergriffen. Seit des Capitains Abreise hatten Köhlwetter und Mevissen ihre Wohnung auf Emmerslund aufgeschlagen, und treulich ihr Versprechen gehalten, das Haus und die Umgegend bewacht. Aber nichts geschah, was sie hätte beunruhigen können. Am

3. April waren zwar im Sundewitt die ersten Kanonenschüsse des wiederausbrechenden Krieges gefallen, aber das war nichts Neues, Aufregendes mehr, das hatten sie lange erwartet und darauf waren sie vorbereitet. Auch die im Meerbusen vorbeisegelnden Schiffe beunruhigten sie nicht; beim Beginne eines ernstlichen Krieges konnten die Dänen ihr Augenmerk nicht mehr auf kleine Häuser und Höfe gerichtet halten, sie mußten alle Kräfte für den schlagfertigen Feind aufsparen. So war ihnen der 3. und 4. April verstrichen. Am 5. früh Morgens aber standen sie alle Drei auf der Warte und horchten aufmerksam nach dem Süden hinüber, denn die fürchterliche Kanonade von Eckernförde drang bis Apenrade und vielleicht noch weiter hinauf nach Norden. Daß etwas Ernstliches, Großes in jener Gegend vorgefallen sei, berechneten sie schnell, und jetzt fing ihre Sorge an, daß ihr Freund nicht vergeblich seine Reise angetreten habe. Als aber am Abende dieses Tages jene furchtbare Explosion geschah, die durch beide Herzogthümer gehört und deren himmelhohe Feuersäule theilweise auch von geeigneten Orten gesehen wurde, da schrakten sie ernstlich zusammen, denn jener dumpfe, aus der Ferne herüberdringende Widerhall konnte nichts Anderes bedeuten, als das Auffliegen eines Pulverthurms oder eines großen Schiffes.

Und als nun nach jenem dumpfen Donner Ruhe eintrat und sich auch den andern Tag keine Schüsse mehr hören ließen, wurden sie dadurch nur um so mehr in ihrer Meinung bestärkt, aber sie hüteten sich sehr wohl, Frau

Burns ihre Befürchtung mitzutheilen, denn sie kannten ihre Stimmung und Sorge.

So verging ihnen der Freitag; als aber auch da ihr Comodore nicht zurückkam, gaben sie sich sogar der Besorgniß hin, ihn selbst könne ein Unheil betroffen haben. Den ganzen Sonnabend standen sie, fast immer zusammen, auf der Warte und schauten sehnsüchtig nach dem Wege von Apenrade aus. Aber der Erwartete kam nicht, statt seiner aber die Kunde, daß die Dänen in Apenrade angegriffen hätten und zurückgeschlagen seien, was denn auch Nachmittag die in's Meer zurücksteuernden Kriegsschiffe bestätigten.

Da endlich traf gegen Abend der Bote aus Apenrade ein. Er war einem Knechte auf dem Felde begegnet und hatte diesen zu Capitain Kühlwetter geschickt, um durch seine eigene Erscheinung kein Aufsehen zu erregen, denn also hatte es ihm der vorsorgliche Capitain geheißen. Als der Knecht auf die Warte trat und den Capitain herunterrief, folgten ihm seine Kameraden auf dem Fuße, sogleich ein wichtiges Ereigniß vermuthend, denn dergleichen Boten waren bis jetzt an Keinen von ihnen geschickt worden. Als sie außerhalb des Hofes in's Freie traten, fanden sie den Mann und vernahmen die Botschaft, und da sie ihnen wenig Aufschluß gab, schauten sie sich bedenklich an. Capitain Kühlwetter machte sich aber sogleich bereit, den Weg anzutreten, sobald die bestimmte Stunde gekommen wäre, die nicht mehr fern war. Als er im

Begriff war, seinen Vorsatz auszuführen, trat zufällig Gertrud in den Hof, und da sie den Freund zum Ausgehen bekleidet sah, fragte sie ihn, wohin er so spät wolle.

Der alte Kühlwetter, sonst nicht auf den Kopf gefallen, war doch etwas verduzt, denn gerade von Frau Burns ließ er sich diesen Augenblick am wenigstens gern befragen, da er ja ihrem Manne entgegen gehen wollte und ihr nichts davon sagen sollte. Er gebrauchte also eine etwas matt klingende Ausrede und sagte, er wolle nach Barsmark, um mit Hans Blachmann ein Abkommen zu treffen.

Als er diesen Namen nannte, rief ihn Gertrud in's Zimmer – und das hatte des Seemanns Verzögerung verursacht – und bat ihn, ein kleines Packet an die alte Mutter Blachmann's mitzunehmen, die etwas leidend war. Ehe dieses Packet zusammengesucht war, verging einige Zeit; kaum aber hatte der Capitain es in Händen, so lief er rasch zum Hofe hinaus, und wiederholt nach seiner Uhr sehend, sprang er mit eiligen Schritten den Hügel hinunter, auf die Stelle zu, wohin ihn der Commodore bestellt hatte.

Und da sah oder glaubte er ihn schon von Weitem zu sehen, wie er im hellen Mondlichte neben seinem Pferde stand und gleich ihm ein Packet auf dem Arme hielt.

»Aber was Teufel!« dachte der alte Kühlwetter, »was hält er denn da so still, wenn er es wirklich ist? Warum kommt er nicht in sein Haus? Ist er oder sein Pferd lahm? Beim lieben Gott, das hat was zu bedeuten – und ich merke nichts Gutes, so wahr ich Kühlwetter heiße! – Guten

Abend, Commodore – ja, ja, Ihr seid's!« rief er laut und schwenkte schon von Weitem seinen Hut, als er deutlich den Grauschimmel und daneben seinen Herrn im Schatten des Gebüsches halten sah. Langsam trat er an ihn heran und wunderte sich über das sonderbare Schweigen und die steife Unbeweglichkeit des Mannes. »Nun,« fing er wieder an, »was giebt's denn? Ihr seid doch wohlauf? Da habt Ihr meine Hand, Cap'tain.«

»Guten Abend, Köhlwetter. Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid. Da habt Ihr auch meine Hand. Wie geht es zu Hause?«

»Gut, gut – zum Teufel, ganz vortrefflich, sage ich Euch. Aber Ihr – Ihr antwortet mir nicht – Ihr seid doch nicht krank? Ihr sprecht ja nicht?«

»Ich bin gesund, Köhlwetter, Gott sei Dank!«

Köhlwetter wurde jetzt ernster betroffen und stiller als gewöhnlich, denn er bemerkte an dem Wesen des Capitains und an dem Tone, womit er sprach, daß ein Unglück geschehen sei.

»Cap'tain!« sagte er warm – »Habet Vertrauen zu mir – der alte Köhlwetter ist's, mit dem Ihr sprecht. Euch ist etwas begegnet – soll ich es nicht wissen? Was habt Ihr in dem schwarzen Dinge da?«

»Den Kopf meines Sohnes Erik, Köhlwetter – er ist mit dem Linienschiffe in die Luft geflogen.«

Capitain Köhlwetter wurde kreideweiß und zitterte. Er nahm seinen Hut ab und sprach ein leises Gebet. Jetzt hatte er den stillen Mann vor sich verstanden.

»Also Gott hat es so gewollt, Cap'tain – und in die Luft geflogen ist er, sagt Ihr – und mit dem Linienschiff?«

»Ja!« – Und Andreas erzählte kurz, was geschehen war, in Bezug auf den allgemeinen Sieg und den persönlichen Schmerz.

Der alte Kühlwetter stand auf das Heftigste erschüttert vor ihm; er hielt noch immer den Hut in der Hand und sein weißes Haar flatterte im Winde. »In die Luft geflogen – der Christian! Und die Gefion genommen! – Und der Junge, der Erik, o!« Dabei rollten ihm die hellen Zähren über die Wangen und er legte seinen Arm liebevoll auf die Schulter des Vaters. »O Andreas,« schluchzte er laut – »wie weh thut mir das! Ich kann es Euch kaum sagen. Aber der verteufelte Junge – warum ist er zu den Dänen gegangen?«

»Still!« rief Andreas laut und ernst. »Still von Erik – kein Wort über ihn. Schmähet den Todten nicht. Er steht vor seinem Schöpfer, der ihn richten mag. Er hat einen Irrthum auf Erden begangen und den hat er gebüßt. Wenn Jemand die Strafe erduldet, hat Niemand das Recht, ihn seines Vergehens anzuklagen. Er hat sie mit seinem Blute abgewaschen. Auch ist es nicht seine Schuld, daß er sich irrte, sondern die meinige. Warum habe ich es gelitten, daß er zu den Dänen ging? müßt Ihr fragen. Ich allein habe es zugegeben und darum hat Gott mich gestraft, denn er, der Todte, fühlt keinen Schmerz – er ist bei Gott – ich und die Mutter allein tragen das Schwerste und um ihrer willen bin ich am meisten betrübt.«

»Ja, die Mutter!« rief Kühlwetter angstvoll aus, und die Haare standen ihm bei diesem Gedanken zu Berge.

Da brach Andreas seinen traurigen Gedankengang ab und sagte ruhig: »Hört nun, warum ich Euch hierher gerufen habe. Ich wollte nicht, daß man dies Kästchen sogleich bei meiner Ankunft sähe. Man würde mich fragen, was es enthält, und ich will danach nicht gefragt sein. Da, nehmt es und bewahrt es wohl. Laßt keinen Menschen es berühren, noch weniger öffnet Ihr es. Erst, wenn ich es von Euch fordere, bringt es zum Vorschein. Will die Mutter das Haupt ihres Kindes sehen, so müssen wir es ihr zeigen, wo nicht – und das wäre mir das Liebste – so wollen wir Beide es morgen bei Sonnenuntergang bestatten – unter den schönen Buchen auf der Insel, Kühlwetter, – die immer sein Lieblingsplatz war, wo er dem Winde und der Welle am nächsten ist – da soll er ruhen, – habt Ihr mich verstanden, Mann?«

»Ja!« schluchzte Kühlwetter. »Ich habe Euch verstanden.« Und schon hatte er das Kästchen auf dem Arme, das er nicht so schwer vermuthet, wie es wirklich war, und liebte es, als wenn es ein lebendiges Kind gewesen wäre.

Kaum aber hatte er es in der Hand, so stieg Andreas in den Sattel. Die aus seiner Brust aufsteigenden Seufzer mit Gewalt zurückdrängend, sein Auge nur auf das vom Mondlichte erleuchtete Haus richtend, ritt er langsam auf dasselbe zu, während der alte Seemann mit seiner Bürde noch langsamer hinter ihm herschlich, denn er war über die Maaßen betrübt.

Einige Minuten später hatte der Capitain den Hof und das Haus erreicht. Kaum aber ließen die Hunde ihr gewöhnliches Freudengeheul hören, so stürzte Alles, was lebendig darin war, aus den Thüren hervor, diesmal war Gertrud von Allen die Erste, hinter ihr kamen Agathe, Helene und die beiden Capitaine, um sie herum alle Knechte und Mägde. Andreas stand noch mit einem Fuße im Bügel, da hing sein Weib schon an seinem Halse, so leidenschaftlich und zärtlich, wie er es nie zuvor gesehen.

»Andreas, Andreas!« rief sie mit ungewöhnlicher Hast. »Gott sei gelobt und gedankt, daß ich Dich wieder habe, daß Du lebst und gesund bist – o komm herein, komm herein!«

Stumm, ihre Liebkosungen nur matt erwidern, und innerlich beinahe vernichtet, folgte Andreas der ihn leitenden Hand, aber er war verwundert über einen so seltsamen Empfang, denn er hatte als erstes Begrüßungswort den Namen Erik erwartet. Bald stand er inmitten des hell erleuchteten Zimmers, Helene, Agathe und die beiden Capitaine dicht um ihn und Gertrud herum. Aber nun sprang diese wieder an seinen Hals, wie sie es vor vielen, vielen Jahren gethan, und nochmals dankte und lobte sie Gott, daß er ihr ihren Andreas wiedergegeben habe.

Endlich stand er frei mitten im Zimmer, mit hoch erhobenem Haupte, aber bleichem Gesichte und bebenden Lippen, denn er suchte nach Worten und fand keine.

Helene, die ihr Auge fest auf sein Antlitz geheftet hielt, war die Erste, die eine Ahnung des Vorgefallenen ergriff.

Sie schauderte zusammen und gab Agathen einen ver-stohlenen Wink.

»Nun, Geliebtester, Theuerster,« rief Gertrud, die nur für die Gegenwart ihres Mannes, nicht für sein entstelltes Wesen Augen hatte, »da bist Du endlich, und unversehrt. O wie glücklich bin ich – und was bringst Du uns für Nachricht mit?«

Andreas öffnete den Mund, die Worte aber blieben ihm in der Kehle stecken. »Was für Nachricht?« wiederholte er fast tonlos. »O, eine wichtige, bedeutungsvolle Nachricht, Gertrud – der allmächtige Gott im Himmel, dem Du so eben für meine Rückkehr gedankt hast, hat ein großes Gericht gehalten bei Eckernförde – er hat die Dänen in unsere Hand gegeben und wir – wir haben einen großen Sieg erfochten.«

»Haben wir? Wirklich? – O, dann ist aber Erik nicht befördert, Andreas!?!«

Andreas faßte seine ganze männliche Kraft zusammen. Das ihm dargereichte Wort wie mit Entzücken empfan-gend, sagte er fest und klar: »O ja, Gertrud, er ist doch befördert – aber so hoch, daß er nicht höher kommen kann.« Und er deutete mit der Rechten gegen den Him-mel und schlug dabei die Augen zur Decke des Zimmers empor.

Das Wort war gesprochen und die Wirkung eine au-genblickliche. Beide Hände vor die Stirn schlagend, als ob sie die so plötzlich verstörten Gedanken sammeln wol-le, und ihre Augen in die ihres Mannes bohrend, deren Ausdruck sie erst jetzt erfaßte, öffnete die Mutter den

Mund, aber nun konnte sie kein Wort hervorbringen. Mit den Blicken von Einem zum Andern irrend, fragend, lauschend, hatte sie alle ihre Sinne geöffnet, aber Niemand gab einen Laut von sich, der wie ein Trost oder Widerspruch geklungen hätte. Alle schrieen dann mit einem Male auf, und im Gefühle, daß die Mutter die am tödtlichsten Getroffene wäre, stürzten sie mit offenen Armen zu ihr hin.

Sie aber wehrte Alle von sich ab; mit bleichen Lippen hing sie nur an ihres Mannes Antlitz, um von diesem die Bejahung oder Verneinung einer Frage zu erlangen. »Ist er todt, Andreas?« fragte sie hohl.

»Ja, Gertrud, er ist todt!« Und er schloß sie fest an seine Brust und weinte laut.

»O Gott, o Gott,« rief sie dann und sah ihm in die Augen – »und hast Du es ertragen?«

»Der Mensch kann Alles ertragen, Gertrud; – ich habe mich in Gottes unabänderlichen Willen gefügt. Warum sollte ich auch nicht – was ist denn Leben und Sterben, Kinder, wenn man auf dieser Welt nicht glücklich ist? Und er – er war nicht glücklich, das weiß ich bestimmt, denn er hatte sich von uns gewandt. Ohne uns war ihm das Leben eine Qual – und darum war ihm der Tod ein Gewinnst. Und er ist groß gestorben, meine Lieben, er hat durch seinen Tod sein Leben geadelt. Wie er mir selbst einst in ernster Stunde das Gelübde gethan, nie seine Hand gegen sein Vaterhaus zu erheben, lieber Feuer in die Pulverkammer zu werfen, wenn man Solches von ihm

verlange – so hat er – man sagte es mir – seine Hand gegen das Schiff erhoben, welches gegen seine deutschen Brüder gekämpft, und hat es – so glaube ich – selbst in die Luft gesprengt.«

»O Andreas!« rief die Mutter athemlos und sank vor ihrem Manne auf die Kniee. »Vergieb mir, vergieb mir, ich habe schwer gesündigt, und in den trostlosen Stunden, wo Du abwesend und meinetwegen zu Erik gegangen warst, habe ich es erst erkannt. Aber ich klage mich selber an und habe schon meine Strafe. Erik's wegen habe ich oft den Dänen den Sieg gewünscht und jetzt, jetzt hat mich Gott durch seinen Tod für diese Sünde gestraft. O Vater, Vater – da hast Du mich – ich traure und bereue zugleich – nie, nie will ich wieder von Dir und Deinen edlen Gefühlen weichen – ich bin jetzt wieder ganz Dein treues Weib und weine mit Dir über unsern Sohn!«

Halb ohnmächtig vor Aufregung und Selbstüberwindung fiel sie an seine Brust, und er umfing sie mit seinen Armen liebevoll und rief sie mit Küssen in's Leben zurück.

Nach einer Weile, als Gertrud sich erholt und den Bericht des Todes ihres Kindes zu hören die Kraft gewonnen hatte, verlangte sie selbst sogleich Alles zu vernehmen, jede Einzelheit sogar, und Andreas konnte nicht genau genug in der Erzählung des Erlebten sein. Mit ihren Augen an seinem Munde hangend, seine Hand in der ihrigen haltend, schlürfte sie jedes Wort von seinen Lippen ein und, bleich wie der Tod, hatte sie doch Leben genug in sich, den Schmerz zu bewältigen, der an ihrem Herzen fraß.

Endlich war Andreas mit seiner Erzählung zu Ende gekommen, und alle Zuhörer athmeten laut vor Entsetzen und wußten nicht, was sie sagen sollten; aber daß er von Erik's Leiche einen Theil mitgebracht, hatte er noch verschwiegen. Da senkte Gertrud das Haupt auf die Brust, faltete die Hände auf dem Schooße zusammen und sagte matt, wie zu sich selbst sprechend: »Also so ist es gekommen – er ist todt! Ja, die Eltern *müssen* sterben und die Kinder *können* sterben, und ich habe mir das recht oft als möglich gedacht, obwohl ich davor schauderte, denn ich bin eines Seemannes Weib und kenne die Gefahren, die einem solchen drohen. So ist er also dahin – wohl! Auch ich muß es ertragen. Aber, daß ich nicht einmal eine Locke von seinem Haare habe, ihm nicht die Augen zudrücken kann mit der Hand, die ihn auferzogen und gepflegt, daß ihn ganz und gar die kalte See verschlungen, – das ist bitter, das ist trüb, das ist schmerzlich. O! Könnte ich nur einmal noch sein liebes Gesicht im Tode sehen – ich wäre glücklich – glücklich selbst in dieser Stunde!«

»Wie?« rief Andreas erstaunt und erhob sich – »Ist das Dein Ernst, Gertrud? Hast Du den Muth, das Antlitz Deines Erik im Tode zu sehen?«

»Ja, ja, ich habe ihn – zeige es mir, und Du sollst keine Klage mehr aus meinem Munde vernehmen.«

Andreas winkte Köhlwetter zu, der schon längst in's Zimmer getreten war. Derselbe ging rasch hinaus, kehrte

aber bald zurück, auf seinem Arme das schwarze Kästchen tragend, welches ihm vorher der Capitain gegeben hatte.

»Du hast es verlangt, Gertrud,« sagte dieser fest, »und Du hast ein Recht dazu. Sieh, Gott ist mir noch barmherzig gewesen und hat mich das Haupt meines Sohnes finden lassen. Wohlan denn – da ist es!«

Und rasch die Schnur durchschneidend, öffnete er den kleinen Sarg, und hob das geliebte Kindeshaupt, dessen lange Haare noch lockig um seinen blassen Scheitel fielen, daraus hervor.



Werfen wir einen Schleier über den Vorgang der nächsten Stunde und der folgenden Nacht. Die zärtliche Mutter hatte ihren Wunsch erfüllt gesehen, sie hatte dem lieben Todten die Augen zgedrückt, und sich die Locken seines Kopfes genommen, die sie auf ihrem Busen bewahrte. Am nächsten Morgen aber war sie mit ihrem Manne, Agathen, Helenen und den drei treuen Capitains nach der kleinen Insel am Fuße des Andreasberges gefahren, wo Andreas selbst zwischen zwei gewaltigen Bäumen das kleine Grab gegraben, das Haupt bestattet und den Segen gesprochen hatte. –

Große Trauer war zwar in Emmerslund eingekehrt, Gott aber hatte durch seine wunderbare Hülfe Allen die Kraft gegeben, das Unvermeidliche zu ertragen, und Andreas hatte also nicht umsonst zu ihm gefleht. Wie tief

aber der Schmerz um den Verlorenen auch war – jede Stunde, die vom neuen Tage in's Leben rauschte oder glitt, wehte besänftigenden Flügelschlag heran und kühlte die brennende Wunde, wie wir es Alle empfunden, die wir ein theures Haupt auf Erden schon verloren oder begraben haben.

#### SIEBENTES KAPITEL. BESUCH VON FREUND UND FEIND.

An demselben Tage, wo Andreas Eckernförde verließ, um nach Norden zurückzureiten, ja fast in derselben Stunde, erschien Henrik Paulsen in Begleitung vieler Herren aus Rendsburg von Süden her, um den Kampfplatz und die Trophäen des größten und merkwürdigsten Ereignisses des ganzen Krieges in Augenschein zu nehmen. Tief erschüttert durch den Anblick der feindlichen Trümmer und freudig bewegt über die kühne That der Seinen, ward er dagegen sehr schmerzlich ergriffen, als er zufällig durch die Erzählung eines Offiziers den Vorgang bei der Sammlung der Leichen vernahm und den traurigen Antheil erfuhr, den sein Freund Andreas Burns daran gehabt. Durch genaueres Nachfragen war es ihm endlich möglich geworden, das Haus zu ermitteln, worin der brave Capitain zwei Nächte zugebracht hatte. Sogleich begab sich Henrik dahin und erfuhr nun hier den ganzen Zusammenhang des unglücklichen Ereignisses. Augenblicklich beschloß er, sobald es seine Zeit erlaubte, sich nach Emmerslund zu begeben, da er sich vorstellen konnte, in welcher trostlosen Lage die Familie seines Freundes sich befand. Nachdem er daher am Sonnabend

Morgen verschiedene Geschäfte beendet, beurlaubte er sich von seinen Vorgesetzten, die mit ihm in Eckernförde waren, und schlug dieselbe Straße nach Norden ein, die auch Andreas einen Tag vor ihm betreten hatte. Wie lieb war es ihm nun, daß ein dunkles Vorgefühl einer möglichen Verlängerung seiner Reise ihn veranlaßt hatte, Helenens Tasche und alle Papiere darin mit sich zu nehmen, die sich auf die von ihr und Andreas der Statthalterschaft vorgeschossenen Gelder bezogen, so konnte er sie ihnen sogleich übergeben und auch persönlich einige mündliche Bestellungen ihres Bankiers hinzufügen.

Aber auch sein Weg wurde diesmal nicht so schnell wie gewöhnlich zurückgelegt, denn endlose Züge marschirender Krieger, Kanonen und Munitionswagen, Feldlazarethe, Bagagetrains und was Alles zu einer beweglichen und großen Kriegsunternehmung gehört, füllten alle Straßen und Wege an und eine wahre Völkerwanderung wälzte sich unaufhaltsam vom Süden dem Norden entgegen. Nach dem Sundewitt zogen die Sachsen, Baiern und Hannoveraner, nach der jütischen Gränze, aber nur allmählig und langsam vorrückend, die Preußen, Hessen, Würtemberger und Badenser, und die neuen Truppen der schleswig-holsteinischen Armee flutheten wie ein blinkender Stern nach verschiedenen Richtungen einher, von Kampfeslust brennend, dem gehaßten Feinde auch ein Eckernförde zu Lande zu bereiten. Fast jede Stunde begegnete Henrik einem glänzenden Generalstabe oder gar einem fürstlichen Gefolge, denn an der Spitze ihrer Truppen zogen viele deutsche Fürsten mit in den Ruhm

und Sieg verheißenden Kampf. In der That, wenn man diese Menge hülfsgestützter und kampfesmüthiger Krieger sah, mußte man glauben, sie würden die 40,000 Dänen, die ihnen an verschiedenen Orten gegenüberstanden, mit Leichtigkeit verschlingen oder in's Meer werfen und so ein für alle mal den Krieg zu Gunsten der geknechteten Herzogthümer entscheiden. Darum wurden sie auch überall in jeder Stadt, in jedem Dorfe, ja vor jedem einzeln stehenden Käthnerhäuschen mit Frohlocken empfangen, brüderlich begrüßt und gastfrei mit allem vorhandenen Hab und Gut bewirthet. Denn im Anfange des Krieges 1849 dachte noch Jedermann in Schleswig und Holstein an einen glücklichen Erfolg der gerechten, und darum von allen deutschen Regierungen gebilligten und unterstützten Erhebung der Herzogthümer; da war noch nicht der unerklärlich geheimnißvolle und beinahe wunderbare Umschwung in der Betrachtung und Würdigung der Thatsachen geschehen, wie am Ende dieses Jahres, denn die damals für allmächtig gehaltenen Russen hatten noch nicht ihren Commandostab über die deutschen Fürsten und Völker geschwungen, und diese konnten noch thun, was sie selbst für gerecht, menschlich und fürstlich hielten.

Auch Henrik Paulsen war von den vorwärts marschirenden Hülfsstruppen auf das Höchste angefeuert und ermunthigt, und darum ließ er sich wohl die Zögerung gefallen, die seine Eile mäßigte, welche ihm sonst bei dem heißen Verlangen, seine Lieben in Emmerslund bald zu begrüßen, gewiß sehr unwillkommen gewesen wäre. So

war er endlich erst gegen Abend nach Flensburg gelangt, und da sein Pferd noch nicht ermüdet war und er selbst sehr lebhaft wünschte, am Ostermorgen früh auf dem Andreasberge zu sein, so beschloß er, einen weniger betretenen Seitenweg einzuschlagen und bis dicht vor Apenrade auf ein Gut zu gelangen, wo einer seiner Freunde wohnte. In scharfem Trabe flog er daher, sobald er freie Bahn gewann, in die seitwärts führende Richtung und langte Abends spät bei seinem Freunde an, der ihn gastfrei wie immer empfing, obgleich sein Haus voller schleswig-holsteinischer Truppen war. Aber man war in diesen Zeiten gewohnt, sich auch mit kleinem Raume zu behelfen, und so brachte er die Nacht in angenehmem Verkehre mit Freunden und Landsleuten zu, denn einige der schleswig-holsteinischen Offiziere waren ihm schon von Rendsburg her bekannt.

Um sieben Uhr am Ostersonntag-Morgen ritt er in Gesellschaft dieser Offiziere nach Apenrade und langte daselbst um acht Uhr an. Hier aber begegnete ihm eine Ueberraschung, deren wir gedenken müssen, da sie ihm nicht allein sehr unerwartet kam, sondern wahrscheinlich auch mit den künftigen Ereignissen, die wir bald zu berichten haben werden, im Zusammenhange steht.

Langsamem Schrittes ritt Henrik Paulsen zur Linken zweier Offiziere durch Apenrade, und da die Straße dieser Stadt, die nach Norden führt, eng ist, so nahmen die drei Reiter beinahe den ganzen Raum derselben ein. Wie es in der Regel bei solchen Gelegenheiten geschieht,

schaute die Reiter in die Fenster der Häuser, an denen sie vorüber ritten, aus welchen schon in aller Frühe zahllose Menschenköpfe blickten, um mit Freude und Hoffnung, oder mit Haß und Erbitterung, je nachdem man deutsch oder dänisch gesinnt war, die marschirenden Truppen zu betrachten.

Beinahe waren sie so, dicht vor den scherzenden Soldaten reitend, bis an das Ende der Stadt gelangt, als Henrik plötzlich hinter dem geschlossenen Fenster eines ziemlich unsauberen Hauses, das einem Gastwirth ge hörte, ein Gesicht zu erblicken glaubte, welches er hier und jetzt zu sehen am wenigsten erwartet hatte. Aber er kam so schnell an dem Hause vorüber und hatte dieses Gesicht nur so flüchtig erfaßt, daß er sich anfangs geirrt zu haben meinte. Als er aber kaum einige Schritte weiter geritten war, besann er sich, daß dieses Gesicht, wenn es wirklich das vermuthete gewesen, an diesem Orte für ihn und Andere von großer Bedeutung sei, und er hielt sogleich sein Pferd an und theilte seinen Verdacht den beiden Offizieren mit. Kaum hatten diese den Freund angehört, so machten sie selber Halt und ließen ihre Truppen mitten in der Straße stehen bleiben.

Die drei Männer sprangen von den Pferden und begaben sich schnell in das Haus zurück. Hier verursachte ihr unerwarteter Eintritt eine sichtbare Störung, denn die Gesichter der darin Befindlichen, Männer und Frauen, schauten sie mit unverholnem Erstaunen an, das sich noch höher steigerte, als sie die Fragen Henrik Paulsen's vernahmen.

»Wo ist der Wirth dieses Hauses?« fragte er hastig und streng, sobald er im Zimmer war und sich rings darin umgeblickt hatte.

Ein Mann, mit wüstem und unfreundlichem Gesicht, stellte sich als Wirth vor, verbeugte sich aber nicht, noch weniger nahm er seine wollene Hausmütze ab.

»Wer war der blondhaarige Mann, der so eben neben Euch dort am Fenster stand?« fragte Henrik gebieterisch.

Der Wirth und alle im Zimmer Befindlichen blickten sich sehr natürlich nach dem Fenster um, als suchten sie selber die bezeichnete Person, die aber nirgends zu sehen war.

»Er ist jetzt nicht im Zimmer,« sagte Henrik ernst, »aber er war bestimmt hier, ich weiß es. Heraus mit der Sprache. Wie heißt Ihr?«

Der Mann nannte seinen Namen und betheuerte, daß er Niemand im Zimmer gesehen, als diejenigen, die noch jetzt darin wären.

Aber Henrik bestand auf seiner Meinung, und da die ihn begleitenden Offiziere derselben Meinung waren, so wurden sogleich acht Mann beordert, das ganze Haus nach der bezeichneten Person zu durchsuchen.

Aber die Mühe war vergeblich. So eilig und genau man zu Werke ging, das Haus vom Boden bis zum Keller nach allen Richtungen und in allen Winkeln durchstöberte – man fand den bezeichneten Mann nicht. Einschüchterung der Wirthsleute, von den Offizieren versucht, fruchtete auch nichts, sie blieben gleichgültig und starr bei der

Behauptung, man habe die Person nicht gesehen, sie könne nicht dagewesen sein und die Herren müßten sich geirrt haben.

Auch die Offiziere glaubten das endlich, und da sie einsehen, daß ein längerer Aufenthalt nicht rathsam war, da hinter ihren Truppen andere heranrückten, so stiegen sie wieder auf ihre Pferde und ritten zur Stadt hinaus.

Kopfschüttelnd aber, und keineswegs zweifelnd setzte Henrik seinen Weg fort. »Ich habe mich nicht geirrt,« sagte er wiederholt, »und den Schurken bestimmt erkannt. Es war Herr Olaf Larssen, so gewiß ich sein gedunsenes rothes Gesicht und seinen Flachskopf gesehen und seine gläsernen Augen mich lüstern und erschrocken zugleich angeglotzt haben. Es ist ein gefährlicher Mensch, meine Herren, und wo er sich blicken läßt, da pflegt das Unheil mit ihm einzukehren, denn er ist ein eben so verschlagener wie kühner Spion der Dänen.«

Man sprach noch einige Zeit von der Möglichkeit, daß Henrik sich dennoch geirrt haben könne, als man schon an den Scheidepunkt des Wegs gekommen war; die schleswig-holsteinischen Truppen rückten nach Norden auf Hadersleben vor und Henrik schlug seinen Weg gegen Osten nach dem Andreasberge ein.

Es war ein trüber, wolkiger, windiger Morgen. Unerträglicher Staub wirbelte von allen Straßen und Feldern empor, denn es hatte lange nicht geregnet und der anhaltende Ostwind hatte alle Feuchtigkeit der Luft und der Erde mit fortgenommen. Langsamer als sonst daher und immer noch nachdenklich über die seltsame Begegnung

seines Feindes, verfolgte Henrik seinen Weg und nach einer guten Stunde erst, etwa Morgens zehn Uhr, traf er auf dem Hofe des Capitains ein.

Ein wie lieber Gast Henrik Paulsen auf Emmerslund auch immer gewesen war, diesmal, am Ostertage, wo nur Trauer und Trübsal in der Familie herrschte und jede Zerstreuung eine Wohlthat sein mußte, war er ein hochwillkommener und namentlich für Andreas sehr erwünschter Besuch. Das bewies ihm sogleich der erste Empfang. Als er vom Pferde stieg, eilte Alles vor die Thür, als wenn ein Sohn vom Hause gekommen wäre; Gertrud aber war zumeist entzückt, denn nun hatte sie Gelegenheit, mit einem vertrauten Freunde recht nach Herzenslust über das Hauptthema des Tages zu reden, wovon ihr Herz überschwoll und worüber zu schweigen sie ja ihrem Manne aus eigenem Antriebe gelobt hatte, um den kaum überstandenen Kummer nicht immer von Neuem zu wecken.

Und Helene, fühlte sie nicht auch die herzlichste Freude, als sie diesmal so unerwartet Denjenigen vor sich sah, der ihr seit seinem letzten Besuche unstreitig viel näher gerückt war, als sie sich selbst gestehen wollte? Wir mögen es wohl glauben, wenigstens widersprachen dieser Annahme nicht die sanft gerötheten Wangen, die doch kurz vorher noch so bleich gewesen waren, und die lebhaft leuchtenden Augen, mit denen sie dem Freunde an der Thür entgegentrat, obwohl sie noch deutlich die Spuren so eben vergossener Thränen zeigten.

Als man aber im späteren Laufe des Gesprächs vernahm, daß Henrik aus reiner Theilnahme nach Emmerslund gekommen, nachdem er in Eckernförde den Verlust der Familie erfahren, da schlugen ihm erst recht alle Herzen entgegen und Alle fühlten in der trüben Zeit um so mehr, wie glücklich der Mensch und die Familie sei, die noch Freunde habe, in deren Brust das fremde Leid wie das eigene empfunden werde.

Nach Friedrich wagte Henrik kaum laut zu fragen; einmal wollte er Agathen nicht in Aller Gegenwart erröthen lassen, sodann aber fürchtete er sich, der Mutter Sorge auch auf diesen Sohn zu lenken, denn wo einmal das Unglück waltet, malt die Phantasie des Furchtsamen sich dasselbe in allen möglichen Formen und Gestalten aus. Aber von Andreas erfuhr er, daß Friedrich bei der vorrückenden Armee und wahrscheinlich auf dem Marsche nach der jütischen Gränze begriffen sei. Näheres wußte er selber nicht.

Im Laufe des Tages sprach sich Henrik mehrmals hoffnungsvoll über den Ausfall des Krieges und die allgemeine Theilnahme in Deutschland dafür aus. Er glaubte bestimmt, und Viele in Rendsburg mit ihm, daß mit diesem Feldzuge der Streit beendigt und der Friede hergestellt sein werde. Andreas dagegen konnte oder wollte dieser Ansicht nicht mit ganzer Seele beistimmen, mochte er nun durch den Unglücksfall in der Familie bedenklich geworden, oder seine Beurtheilung der Verhältnisse eine richtigere sein, als die des jüngeren Freundes.

»Wißt Ihr,« sagte Henrik im Verfolg des Gesprächs nach Tische, »daß Dänemark den vierten Theil seiner Flotte bei Eckernförde eingebüßt hat, daß es also dadurch ungeheure Verluste erlitten, die es beim besten Willen wegen Mangels an Mitteln nicht ersetzen kann, zumal es die Steuern der Herzogthümer – seine reichste Erwerbsquelle – verloren hat?«

»Ich bin nicht Deiner Meinung,« erwiderte Andreas ruhig, »wenn Du glaubst, daß Das, was Du eben anführst, zur schnelleren Erzielung des Friedens beitragen werde. Gerade dieser Verlust zur See, wo Dänemark am empfindlichsten, weil am mächtigsten ist, gerade dieser Sieg, den wir errungen, wird den Krieg verlängern und die Versöhnung erschweren, indem er die Dänen erbitterter, halstarriger und eifriger bemüht machen muß, die erlittene Scharte auszuwetzen. Und das werden sie wollen, ich kenne sie, glaube es mir, mein lieber Henrik.«

»Aber was wollen sie gegen die vortrefflichen deutschen Truppen ausrichten, die sie schlagen werden, wo sie sich blicken lassen? Sie *können* gegen diese keinen Sieg erringen.«

»Das werden sie vielleicht auch gar nicht wollen. Die Deutschen in Deutschland, wenn sie sie auch gerade nicht zärtlich lieben, hassen sie bei Weitem nicht so sehr, wie sie die Deutschen in den Herzogthümern hassen. Nur mit *uns* wollen sie Krieg führen, nur an *uns* wollen sie sich rächen, nur *uns* wollen sie strafen, und wenn ihnen die Gelegenheit günstig ist, werden sie sie nicht fahren

lassen. Gieb Acht! Den deutschen Reichstruppen dagegen werden sie aus dem Wege gehen, wo sie können, werden sich vor ihnen auf ihre Inseln, hinter ihre Meere zurückziehen, und nur wenn sie eines Vortheils sicher sind, werden sie wie die Geier aus ihren Verstecken hervorbrechen und die Beute heimholen. Das wird die Folge lehren.«

»Aber werden sich die fremden Mächte solchen heimlichen Krieg gefallen, werden sie sich von den Dänen an der Nase herumziehen lassen?«

»Ich weiß es nicht, aber ich glaube beinahe. Denn sie werden zu edel und zu sehr ächte Krieger sein, um die künstlichen Winkelzüge jener Insulaner mit gleicher Münze zu bezahlen. Das verstehen sie nicht, das wollen sie nicht. Sie zeigen ihrem Feinde ehrlich das Gesicht, die Dänen aber zeigen ihnen nur eine Maske. Sie werden die fremden Truppen und ihre Anführer durch Hin- und Herzüge, durch Ein- und Ausschiffungen ermüden, ihre Fürsten werden eines lästigen Krieges, der ihnen statt Vortheil nur Schaden, statt Ruhm nur Verdruß bietet, überdrüssig werden und endlich sagen: Ihr Schleswig-Holsteiner, Ihr seht, wir haben den besten Willen gehabt, Euch zu helfen; zwei Jahre lang haben wir unsere Truppen mobil gemacht und Euch gesendet, auch viele Kosten getragen und genug Blut verloren, aber – die Dänen lassen sich nicht schlagen, sie entwischen uns immer, und wir – wir armen Teufel, wir haben ja keine Schiffe und

können doch nicht über das Wasser laufen und sie in ihrem Kopenhagen angreifen. Wir also sind fertig, wir kehren in unser eigenes Haus zurück, wo wir bei Gott! selber genug Geschäfte haben – nun seht Ihr zu, wie Ihr allein damit fertig werdet; wir haben nichts dagegen, wenn Ihr sie schlagen, besiegen, bezwingen könnt – schlagt sie, besiegt sie, bezwingt sie mit Euerm Ueberfluß an Menschen und Mitteln, und je vortheilhafter die Bedingungen für Euch sind, die Ihr ihnen abtrotzen werdet, um so mehr Achtung werden wir vor Euern starken Armen haben und um so herzlicher werden wir Euch Glück wünschen.«

»Wenn sie so handelten, Andreas, würden sie ihre Versprechungen nicht erfüllen, ihre fürstlichen Zusagen nicht lösen, und wo wären Treu und Glauben in der Welt, wenn sie nicht bei den Herrschern der Menschen sind?«

»Mein Lieber, in der höheren Politik giebt es keine Versprechungen, keine Zusagen, wenn der eigene Vortheil sie zu brechen und zu lösen befiehlt; das sind Dinge, die sich auf die niedrigen, alltäglichen Vorfälle des Lebens beziehen – wir aber befinden uns in einer ausnahmsweisen Zeit, in der nicht die gewöhnlichen Gesetze Kraft und die vernünftigen Anschauungen Geltung haben. Und dann, mein Freund, wer bürgt Dir dafür, ob die Fürsten, die heute für uns sind und kämpfen, morgen noch die Macht haben, es zu thun, wenn ihnen auch der Wille dazu bleibt? Wenn nun die Dänen, wie es schon lange heißt, sich einen mächtigen Bundesgenossen gewinnen – und gestehe ein, daß sie geschickt genug ihren Vortheil nach dem Lichte zu drehen wissen – wenn die Engländer, die

Franzosen oder gar die Russen kommen, ihre ungeheuren Flotten senden und die guten Deutschen aus unserem Lande jagen oder sie bei sich selber bedrohen – wie dann?«

Henrik schwieg. Der Horizont seiner Hoffnungen wurde plötzlich finsterer, als er bisher gewesen war; wo er allein das Licht der Sonne gesehen, trieben Gespenster mit düsteren Wolkengesichtern auf und ab. »Ihr nehmt mir meine ganze leichte Stimmung, Andreas,« sagte er traurig, »ich bin so froh hierher gekommen, um Euch meine freudigen Nachrichten mitzutheilen, und nun hat Eure kalte Betrachtung, die leider vielleicht die richtige ist, mein warmes Herz getroffen und mein Blut schwer und dick gemacht.«

»Mein lieber Henrik – glaube es mir, so leid mir das thut, ich bereue es dennoch nicht, so herbe auf Dich gewirkt zu haben. Wenn *ich* es Dir nicht gesagt hätte, so würde es Dir bald die Geschichte der nächsten Zeit entwickelt haben, und es ist besser, daß wir mit offenem Auge in die Zukunft blicken und uns dieselbe zurecht zu legen beginnen, als daß wir blind in unser Schicksal rennen und erwürgt werden, wo wir es am wenigsten erwarteten.«

»Ihr sprecht so sicher, Andreas, wißt Ihr denn das so bestimmt? Ihr hattet doch früher eine andere Ansicht und viel mehr Hoffnung und Vertrauen!«

Andreas schüttelte wehmüthig den Kopf. »Das ist jetzt vorbei, mein Freund. Schon der erste Waffenstillstand

hat mir gezeigt, was wir von Außen her zu erwarten haben. Hätte man uns ernstlich helfen wollen – oder können, muß ich richtiger sagen, so hätte man das gleich mit Ernst gethan, mit Nachdruck Hand angelegt und die Dänen hätten ihre Unverschämtheit im Sacke behalten müssen. Nein, nein, mein Freund, ich habe da bei dem fürchterlichen Gekrach vor Eckernförde, wo ich nichts sah und hörte, als Tod und Verderben, eine Art von Vision gehabt und diese Vision ist eine traurige gewesen.«

»Welche war das? Laßt sie uns wenigstens hören, wenn wir sie auch nicht sehen.«

»Wohlan denn, wenn Du die Wahrheit hören willst, wie sie mir schwer in den Gliedern und im Herzen liegt – so höre sie: das Spiel der Herzogthümer mit Dänemark wird bald ausgespielt sein und wir – werden die Partie verloren haben und bezahlen müssen.«

Die Frauen mischten sich jetzt in das Gespräch, denn sie wollten es nicht länger dauern lassen, da sie sahen, daß Henrik darunter litt, obwohl sie mehr Andreas als ihm glaubten. Man kam auch nicht wieder darauf zurück, und da Henrik's Aufenthalt nicht lange dauern konnte, denn er mußte am Dienstag nach dem Feste schon wieder nach Rendsburg zurückkehren, so bemühte man sich um so mehr, ihn in eine wohlthätigere Stimmung zu versetzen. Aber es war vergebens; der Giftstoff des Capitains hatte Aufnahme in ihm gefunden und wühlte und wirkte fort, wie eine ansteckende Krankheit, die, wenn sie sich erst einmal im Organismus eingenistet, daraus nicht wieder so leicht vertreiben läßt.

So blieb man den Sonntag Abend in gedrückter Stimmung zusammen, wie es auch kaum bei der Lage der Dinge anders möglich war. Andreas mußte noch einmal den Vorgang des Seetreffens erzählen, ohne dabei auf Erik zurückzukommen, und Henrik gab die Versicherungen zum Besten, welche die deutschen Regierungen der Statthalterschaft gegeben hatten, um den leidigen Krieg so bald wie möglich zu Ende zu führen.

So war der Montag Morgen gekommen und mit ihm schleswig-holsteinische Fouriere, die zum nächsten Tage dreißig Mann Einquartierung ansagten, eine Bürde, die man von nun an in Emmerslund so bald nicht wieder los werden sollte, die man aber mit Freuden ertrug, da sie zur Führung des Krieges unerläßlich war. Das war denn die Zeit für die Hausfrau, wo nebst allen ihren Mitteln und Vorräthen auch ihre ganze Thätigkeit in Anspruch genommen wurde, und wenn es hier auch nicht wie im Sundewitt herging, wo 20 Mann auf wenigen Quadratmeilen wie die Heuschrecken Alles leer und kahl fraßen, so sollte man doch sehr bald merken, daß es ein Unterschied sei, zwanzig Personen oder fünfzig im Hause zu haben und zu sättigen, die außer ihrem gesunden Appetit auch noch mancherlei Aufregung und Unruhe in das stille Haus brachten.

Als die Mannschaft auf dem Hofe angesagt war und Andreas die Meldung in's Zimmer brachte, damit Gertrud bei Zeiten ihre Vorkehrungen treffen könne, sagte Henrik: »Morgen schon? Nun, da gehe ich ja gerade zur rechten Zeit weg, um Ihnen ein Zimmer leer zu machen.«

»Für Sie haben wir immer ein Plätzchen, Henrik,« erwiderte Gertrud und reichte ihm die Hand. »Im Nothfall schliefen wir Frauen alle in einem Zimmer, um den Männern Platz zu machen, die doch am übelsten daran sind, denn sie müssen kämpfen und erwerben zugleich.«

»Beharren Sie immer noch darauf, hier zu bleiben?« fragte Henrik Helenen leise.

»Immer, mein Freund, die Sache ist abgemacht. Aber seht – da kommt die Sonne freundlich und warm hervor. Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang unternehmen?«

Gertrud stimmte sogleich bei, denn sie verband eine Absicht damit. Sonst war sie selten an den Strand gegangen, denn es war ihr beschwerlich, den Berg zu steigen; seit zwei Tagen aber war sie schon viermal unten gewesen und immer hatte sie die Insel zum Endpunkt ihres Weges gewählt, vielleicht in der Meinung, die Seele Erik's schwebte zwischen den Wipfeln über der Stätte, wo das Behältniß lag, in welches sie eingeschlossen war, so lange sie auf Erden gewelt hatte.

Außer Agathen, die im Hause geblieben, befanden sich Alle bald am Strande und warfen schweigend einen Blick auf die Insel hinüber, als grüßten sie im Stillen das abgeschiedene Familienglied. Andreas aber gab Henrik einen Wink, mit Helenen vorauszugehen, denn er wußte wohl, daß Gertrud sich nicht so leicht von der Stelle trennen würde, die ihr Theuerstes umschloß. So wandelten denn

die Beiden langsam voran, dem Epheuhaus zu, wo Henrik dem alten Barlow einen guten Tag sagen und Hele ne sich ihr Petschaft holen wollte, um damit die neue Vollmacht, die sie in Betreff ihrer Gelder Henrik zu übergeben versprochen, zu untersiegeln. Als sie beinahe am Hause waren, drehten sie sich herum und erwarteten die Nachkommenden, die am Strande Arm in Arm langsam daherschritten. In diesem Augenblick wurde vom Warnitz-Kopf her, wo schon lange zwei Schiffe vor Anker gelegen halten, ein kleiner Schooner sichtbar, den der günstige Ostwind unter vollen Segeln wie einen Wettrenner heranschießen ließ. Man bemerkte ihn wohl; da man aber jetzt täglich und fast zu jeder Stunde ein oder das andere Kriegsschiff nach Apenrade gehen sah, so richtete man keine besondere Aufmerksamkeit mehr darauf. Als nun Andreas die beiden jüngeren Leute erreicht hatte, hieß er sie ihre Geschäfte im Hause verrichten und versprach, ihre Rückkehr mit Gertrud am Strande abwarten zu wollen.

Sogleich befolgten sie den Wunsch des Freundes und schritten rasch dem Hause zu, hinter dessen Thür sie auch bald verschwanden. Andreas hatte sie mit den Augen verfolgt, so lange er sie noch sehen konnte, dann drehte er sich mit Gertrud herum und wandelte der Insel zu, auf diese Weise dem Epheuhaus und dem Meere den Rücken zukehrend.

»Welch ein schönes Paar,« sagte er zur schweigenden und nur bisweilen leise aufseufzenden Gattin, – »wie für einander geschaffen! Wie glücklich wäre ich, wenn ich

sie noch als Mann und Weib in jenes Haus treten sähe – sie würden sich auch so lieb haben, wie wir, – nicht wahr, Gertrud?»

Gertrud nickte mit dem Kopfe, denn sie konnte in diesem Augenblicke nicht sprechen, da sie die Augen voll Thränen hatte. An den Worten ihres Mannes merkte sie stets, wie er es sich angelegen sein ließ, sie zu zerstreuen, und eben das riß immer wieder von Neuem ihre blutende Wunde auf.

»Aber sie sind sonderbar, diese jungen Menschen,« fuhr Andreas fort, »sie gehen Jahre lang neben einander her, lieben sich wahrscheinlich gegenseitig und wagen es nicht, ihr Herz zu öffnen. »Als ich Dich liebte, Gertrud, da sagte ich es Dir gleich, nicht wahr, und doch war ich viel jünger damals, als Henrik jetzt ist.«

Gertrud bejahte freundlich und drückte seinen Arm an ihre Brust. Endlich bezwang sie sich und ging auf die Gedanken ihres Mannes ein. »Den Grund, Andreas,« sagte sie, »warum sich ihre Herzen nicht eröffnen, kann ich mir wohl erklären. Henrik wird nie in seinem großen Zartgefühl um Helenens Hand werben, so lange er ein armer Mensch und Helene eine reichbegüterte Frau ist. Du kennst ihn ja in diesem Punkte – gerade sein Edelmuth verzögert sein Glück. Ob aber Helene ihn eben so aufrichtig wieder liebt, wie er sie, und wie man einen Mann lieben muß, den man heirathen will, das bezweifle ich noch sehr.«

»Wie so? Hat sie Dir etwa darüber ihre Meinung gesagt?«

»Nie ganz bestimmt, Andreas; aber aus manchen Andeutungen konnte ich so ziemlich entnehmen, daß sie Henrik wohl werthschätzt und auch lieb hat, aber nicht liebt, und das ist eben ein Unterschied bei einer Frau, guter Mann.«

»Wohl! Aber ich sehe den Grund nicht ein, warum sie Henrik nicht wirklich lieben sollte, der dieser Liebe so werth ist.«

»Den Grund? Das ist eine Frage! Warum liebte ich Dich und sagte es Dir? *Weil* ich Dich liebte. Warum liebt also Helene Henrik nicht? *Weil* sie ihn nicht, vielleicht aber einen Anderen liebt, wie ich mir das bisweilen denke, da sie höchst seltsame Aeußerungen darüber fallen läßt.«

»O!« sagte Andreas mit schmerzlichem Tone. »Das thäte mir sehr leid um unsern guten Henrik. Aber ich glaube es nicht. Sie liebt vielleicht auf dieselbe Art einen Anderen, wie ich ihr scherzhaft gesagt, daß Henrik auch eine Andere liebt.«

»Wie, das hast Du ihr wirklich gesagt?«

»Ja, denn ich wollte sie dadurch reizen, mir ihre Neigung zu Henrik auf irgend eine Art zu bekennen. Aber ich sehe ein, ich habe das vielleicht nicht geschickt genug eingefädelt, ich verstehe mich nicht auf dergleichen Geschäfte. Meine Hand ist zu rauh, einen so feinen Knoten zu schürzen und meine Zunge zu ungelenk. Ich werde auch künftig meine Finger aus dem Spiele lassen.«

In dieses Gespräch vertieft, waren sie unterdessen nach der Insel hinuntergeschritten und hatten weiter nicht auf den Schooner Acht gegeben. Als sie sich jetzt

aber umdrehten und wieder dem Epheuhaus zuwanderten, bemerkte Andreas, daß derselbe viel näher gekommen und bereits dem Ufer zugesteuert war, als wollte er mit demselben in irgend einen Verkehr treten. Halb neugierig, halb unruhig, blieb er mit Gertrud unmittelbar am Strande stehen und schaute auf das niedliche Schiff hin, welches das Land genau zu beobachten schien, denn schon mit bloßen Augen konnte man wahrnehmen, daß seine Mastspitzen mit auslugenden Männern stark besetzt waren. Plötzlich schoß ein Boot hinter seinem Spiegel hervor und ruderte, schnell wie ein abgeschossener Pfeil, der Stelle des Landes zu, wo Andreas und seine Frau stand. Aber kaum hatte der Capitain dieses unerwartete und nicht bedeutungslose Manöver in's Auge gefaßt, so nahm er auch eine weiße Flagge wahr, die über dem Helmstock des Bootes statterte und die er sogleich für eine Parlamentärflagge erkannte.

»Nun!« rief der Capitain mit Befremdung aus, – »Was bedeutet denn das? – Eine weiße Flagge? Wollen sie mit *uns* reden?«

»Andreas, ich bitte Dich, laß uns rasch umkehren – sie werden doch nicht auf uns schießen?«

Andreas antwortete nicht. Starren Blicks das sich rasch nähernde Boot betrachtend, stand er wie angewurzelt, als wäre sein Auge bezaubert, obgleich sein Herzblut gerann. Augenblicklich aber faßte er sich wieder, preßte Gertrud fest an sich und sagte: »Ruhig, mein Kind; ent-rinnen können wir nicht, ohne uns größerer Gefahr aus-zusetzen, denn sie würden uns bald verfolgen. So laß uns

getrosten Muthes der kommenden Stunde entgegensehen; daß sie nichts Böses beabsichtigen, läßt mich die Flagge erkennen – und doch ist das Boot Mann an Mann besetzt.«

Die Schaluppe, denn das war sie, wie man jetzt sah, kam noch näher heran und wollte augenscheinlich landen, wußte aber nicht die Stelle zu finden, wo dies am leichtesten zu bewerkstelligen wäre. Als Andreas dies Vorhaben erkannte, erwachte das stolze Gefühl seines Berufes in seiner Brust, und bei dem commandirenden Offiziere, der aufrecht im Spiegel stand, wie durch innere Eingebung gleichen Edelmuth voraussetzend, beschloß er sogar den Lootsen zu machen.

»Hollah!« rief eine Stimme aus dem Boot, die frisch und kräftig klang und also aus dem Munde eines jungen Mannes kam. »Wo steigen wir bequem an's Land – ich habe ein Wort mit Ihnen zu reden.«

Andreas deutete mit der Hand auf eine Stelle, dicht vor Capitain Bardow's Hause. Der Bug der Schaluppe wandte sich sofort dahin und einige Minuten später sprang der Offizier an's Land, während das Boot wieder einige Klafter in das Wasser zurückging. Mit leichtem Schritt und gefälligen Bewegungen trat der junge Mann einher, grüßte schon freundlich aus der Ferne und näherte sich dem verwunderten Paar.

»Guten Morgen, meine Dame und mein Herr!« sagte der Offizier verbindlich. »Bin ich hier auf dem Wege zu Capitain Burns?«

Andreas erbleichte unwillkürlich, Gertrud aber zitterte an seinem Arme wie Espenlaub, als sie den Namen ihres Mannes von dem feindlichen Offizier aussprechen hörte.

»Was wollen Sie von Capitain Burns?« fragte Andreas mit so festem Stimmtone, daß selbst Gertrud wieder Muth schöpfte.

»Ich habe den Auftrag, ihn zu besuchen, bevor er morgen seine Einquartierung erhält.«

»Wissen Sie das so bestimmt, daß er sie erst morgen erhält?«

»Ganz bestimmt, mein Herr! Wir sind von allen Bewegungen unserer Feinde genau unterrichtet.«

»Und was bedeutet die weiße Flagge auf Ihrem Spiegel?«

»Da ich eine Dame am Lande sah« – und der Offizier verbeugte sich artig vor Gertrud – »so glaubte ich sie nicht erschrecken zu dürfen, und darum bin ich auch allein an Land gekommen.«

»So danke ich Ihnen, mein Herr – ich bin der Capitain Burns selber.«

»Wie – Sie selbst sind es? Das ist ein glückliches Begegnen. Darf ich Ihnen meine Hand reichen, um Ihnen meine Achtung auszudrücken? Ich bin zwar ein Däne, aber ich bin auch ein Seemann, wie Sie es sind, und weiß den friedlichen Mann vom Feinde zu unterscheiden.«

Andreas reichte die Hand hin, die der Fremde auf eigenthümliche Art drückte, und augenblicklich verstand ihn jener, obgleich der Offizier kein Wort sprach, aber die Trauerkleidung Gertrud's mit einem Blicke überflog, der

eine genügende Erklärung seiner Gedanken abgab. »Was wünschen Sie von mir?« fragte der ältere den jüngeren Seemann, des Letzteren Blick von Gertrud ablenkend.

Dieser zögerte eine Weile, denn es schien ihm schwer zu werden, seinen Auftrag in Worte zu kleiden. »Haben Sie vielleicht Waffen in Ihrem Hause?« fragte er endlich stockend und erröthend.

»Waffen? Gewiß! Da ich allein in einem Hause am Strande wohne und ein alter Seemann bin, so können Sie sich denken, daß ich damit versehen bin.«

»Und können Sie es über sich gewinnen, mir dieselben auszuliefern, ohne daß ich danach zu suchen brauche?«

»Auch das zu thun bin ich im Stande, mein Herr; denn wenn ich mich weigerte, könnten Sie mich leicht dazu zwingen. Darf ich Sie bitten, mich nach meinem Hause zu begleiten, so soll Ihnen zu Diensten stehen, was Sie wünschen.«

»Sogleich, Herr Capitain. Ich habe noch eine Frage zuvor. Wer wohnt in diesem niedlichen Hause, welches hier vor uns liegt?«

»Ein alter Seemann, Bardow mit Namen, dessen Frau der Odin im vorigen Jahre erschossen hat, und der selbst lahm und ohne Vertheidigung ist.«

»Ich weiß das, leider, mein Herr! Aber im oberen Stock, dessen kostbare Vorhänge noch einen anderen Bewohner verkünden – wer wohnt da?«

»Eine Dame, die sich von der Welt zurückgezogen hat, um ihren verlorenen Gatten zu betrauern und in stiller

Einsamkeit sich selbst zu leben,« versetzte Andreas unbefangen.

»So! Dürfte ich Sie wohl bitten, mich in dieses Haus zu begleiten, damit ich dem alten Manne mein Begehren kund thue?«

Andreas durchschaute sogleich die feine Absicht des dänischen Offiziers, der sich übrigens mit der Höflichkeit eines gebildeten Weltmannes seiner traurigen Pflicht entledigte. Denn es war klar, daß er nur darum Andreas' Begleitung nach Bardow's Hause in Anspruch nahm, um ihm nicht Zeit zu lassen, vor ihm nach Emmerslund zu gelangen und daselbst Vorkehrungen zur Entfernung der Waffen zu treffen. Wenigstens sah Capitain Burns so die Aufforderung an. Da der junge Mann aber zuvorkommend, ja freundlich blieb und offenbar nichts Feindseliges beabsichtigte, so stimmte er sogleich bei und forderte Gertrud auf, ihnen zu folgen, welcher der Offizier jedoch den Vortritt ließ. Bevor er aber in's Haus ging, trat er hart an's Ufer, gab seinen Leuten einen Wink mit der Hand, den sie wahrscheinlich einer früheren Verabredung gemäß sogleich verstanden, und folgte unmittelbar dem Capitain in das Haus. –

Sehen wir nun, was sich während dieses unerwarteten Vorfalles in dem Hause selbst ereignet hatte. Henrik war mit Helenen eingetreten, und hatte sich zunächst zu dem alten Bardow begeben, der in derselben Stube saß, wo früher die alte Lore gehaust, und an einem großen Netze strickte. Während er ihn begrüßte, stieg Helene die Treppe hinauf, öffnete die Thür ihres Zimmers und suchte

aus ihrem Schreibtisch das gewünschte Petschaft hervor. Da sie aber etwas länger verweilte, als sie selber wußte, kam Henrik ihr nach und Helene lud ihn zum Sitzen ein, worauf sich wie gewöhnlich ein trauliches Gespräch zwischen ihnen entspann. Unterdeß war der Schooner herangekommen, das Boot hatte sich davon entfernt und dem Lande genähert. Da warf Helene zufällig ihren Blick auf das Meer und entdeckte den Vorgang zwischen Andreas und dem Offizier. Henrik, der ihre Bewegungen aufmerksam verfolgte, sah sie plötzlich erbeben und Leichenblässe ihr Gesicht überziehen.

»Um Gottes willen, was ist Ihnen?« rief er und sprang von seinem Stuhle aus.

»Still!« erwiderte sie und wehrte ihn mit der Hand vom Fenster zurück. »Das Schiff hat ein Boot an's Land geschickt und ein Offizier ist ausgestiegen und spricht mit Andreas.«

»Wie?« rief Henrik besorgt – »Ein dänischer Offizier – mit Andreas?«

»Ja – rasch, Henrik, rasch – fassen wir einen Entschluß – er kommt mit ihm hierher. Es ist möglich, daß er Sie sucht.«

»Mich?« fragte Henrik, und auch seine Wange erbleichte, obwohl er von Natur eben nicht ängstlich war.

Der dänische Offizier war während dieser Zeit mit Andreas und Gertrud schon in das Haus getreten und sprach mit dem alten Bardow. Ohne sich ihres Thuns eigentlich bewußt zu sein, und nur von einem inneren Instinkt getrieben, öffnete Helene die Thür, die in ihr Schlafgemach

führte, welches noch nie ein Mann betreten, und ehe sich Henrik besinnen konnte, was vorging, sah er sich in demselben allein und hörte, wie Helene hinter ihm den Schlüssel abzog.

Einen Augenblick später vernahm sie Schritte auf der Treppe und gleich darauf trat Gertrud, verstörten Angeichts, Andreas ruhig wie immer, und hinter ihm der dänische Seeoffizier mit neugieriger Miene ein.

»Helene,« sagte Andreas ernst, aber mit funkelndem Auge, das indessen sogleich einen befriedigten Ausdruck annahm, als er die Angeredete allein vor sich sah – »entschuldigen Sie unsern unangemeldeten Besuch – aber hier ist ein Herr, der sich überzeugen will, ob ich die Wahrheit sprach, als ich ihm sagte, daß nur eine Dame hier oben wohne.«

Der dänische Seemann trat in's Zimmer, blickte sich darin um und verbeugte sich, indem er erstaunt schien, ein so schönes Weib im Traueranzuge vor sich zu sehen.

»Um Vergebung, Madame,« sagte er, »daß ich Sie in Ihrer Einsamkeit störe, aber ich handle auf Befehl meiner Vorgesetzten. Wohnen Sie allein in diesem Stockwerk und haben Sie nichts darin verborgen, was – was auf den Krieg Bezug hat?« Und er lächelte selbst bei diesen Worten, die er mit leisem Zögern sprach.

Helene richtete sich hoch auf; ihre Wange brannte und ihr Auge leuchtete, denn sie dachte nur an Henrik und ihr Instinkt belehrte sie, daß ihm allein der seltene Besuch gelte. Aber sie fühlte auch, daß der Augenblick des

Handelns gekommen sei und sogleich hatte sie sich gefaßt. »Ich wohne allein hier, mein Herr,« erwiderte sie stolz, »und falls Sie daran zweifeln, so steht Ihnen nichts im Wege, sich durch den Augenschein davon zu überzeugen.«

»Haben Sie auch keinen Diener um sich, der Sie beschützt in dieser Einsamkeit?«

»Einen Diener und eine Dienerin – letztere aber ist auf Emmerslund, wo ich mich gewöhnlich aufhalte.«

»Wohl – aber kann ich den Diener nicht sehen?«

Helene zog die Glocke. Im Augenblick darauf erschien Ernst Baring in der Thür, erschrockenen Gesichts, aber in seine dunkle Livrée gekleidet, die er gewöhnlich trug.

Der junge Seemann warf nur einen oberflächlichen Blick auf ihn, dann winkte er mit der Hand, als wolle er ihm andeuten, er möge sich wieder entfernen. Als dies geschehen, senkte der höfliche Feind die Stirn, als besänne er sich auf Etwas. »Es genügt mir,« sagte er endlich, »was ich sehe. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.« Mit Hand und Augen darauf grüßend, schritt er langsam zum Zimmer hinaus, sogleich von Andreas und Gertrud gefolgt, während Helene bebend zurückblieb, bleich vor Schrecken auf ihren Sessel sank und ihr Gesicht mit den Händen bedeckte.

Unterdeß war der Offizier mit seinen Begleitern an den Strand zurückgekehrt, hatte mit Andreas einige Worte gewechselt und sein Boot herbeigewinkt. Acht Männer

stiegen sofort an's Land und in ehrfurchtsvoller Entfernung hinter ihrem Offizier herschreitend, folgten sie der Gesellschaft nach dem Andreasberge hinauf.

Hier angekommen, blieb die Schiffsmannschaft, von den anwesenden Knechten mit Erstaunen betrachtet, auf dem Hofe stehen, während der Offizier in das Haus trat und von Andreas einige Waffen ausgeliefert erhielt, die dieser nicht verborgen hatte, während seine besten Gewehre und Pistolen in sicherem Verwahrsam ruhten, wohin er sie aus Vorsicht längst gelegt hatte.

Als der Offizier die alten Waffen auf dem Tische liegen sah, lächelte er. »Darf ich Sie bitten, mir diese Waffen anzuvertrauen,« sagte er zögernd, – »ich muß so handeln, denn mir ward der Befehl dazu.«

»Nehmen Sie, ich verweigere Ihnen nichts; Sie haben die Macht dazu, und ich bin nicht gesonnen, mich derselben zu widersetzen.«

»Ich danke Ihnen. Da jetzt aber Ihre Gattin nicht gegenwärtig ist, so darf ich wohl fragen, ob die Trauerkleider, die ich hier sehe, Ihrem Sohne gelten?«

»Sie gelten ihm, mein Herr – ja, Sie haben Recht.«

»Ich spreche Ihnen mein Beileid aus – erst gestern ist mir die Kunde von seinem Tode geworden. Ich kannte ihn und weiß den Schmerz des Vaters zu würdigen, dessen Ruhe ich übrigens nicht stören will. Darf ich hoffen, daß ich Sie mit der Erfüllung meines Auftrages nicht verletzt habe?«

»Sie haben mich nicht verletzt, sondern sich als ein Ehrenmann erwiesen. Jetzt reiche ich Ihnen meine Hand, obgleich Sie ein Däne und als solcher mein Feind sind.«

Und sie schüttelten sich die Hände, worauf der Offizier mit kurzen Worten sich empfahl.

Nachdem er aus den Hof getreten, rief er seine Leute und stieg mit ihnen denselben Seitenweg hinab, den Andreas ihn absichtlich heraufgeführt, um ihn auf diese Weise von der Insel fern zu halten, wo er sonst leicht den Kutter bemerkt hätte. Andreas hatte ihm das Geleit gegeben, aber erst als er ihn dem Strande zueilen sah, fing sein Herz an zu klopfen, und langsam stieg er die Warte hinauf, auf der Mevissen und Kühlwetter voll Besorgniß standen, und beobachtete mit ihnen, wie die Dänen die Schaluppe bestiegen, dem Schooner entgegenruderten und seinen Bord erkletterten, um die Waffen abzuliefern, die sie so leichten Kaufs erhalten hatten. Aber lange erst nachdem das Schiff aus dem Meerbusen hinaus lavirt war und seinen Standort neben dem andern Schiffe vor Warnitz-Kopf eingenommen hatte, verließen Helene und Henrik das Epheuhaus, und rasch einen selten betretenen Bergpfad einschlagend, kehrten sie Beide nach Emmerslund zurück, wo sie von der ganzen Familie mit lebhafter Freude begrüßt wurden.

ACHTES KAPITEL. EIN EREIGNISS, WELCHES NIEMAND  
ERWARTET HAT.

Im Laufe des Tages hatte Henrik Helenens und Andreas' Vollmachten, abermals neue, von einem Bankier in Altona zu beziehende Gelder an die Statthalterschaft zum Besten des Vaterlandes zu zahlen, erhalten, und sie in der Tasche, die er stets auf bloßer Brust trug, wohl verwahrt. Als es Abend geworden und das Nachtessen eingenommen war, saß die Familie um den Tisch in der Mutter Zimmer beisammen und besprach, wie es gewöhnlich geschah, die Vorfälle des Tages, die heute von so besonderer Art gewesen waren, daß sie ihr hinreichenden Stoff boten, sich nach allen Richtungen lebhaft darüber zu äußern. So drohend der feindliche Besuch anfangs ausgesehen, so war er doch zu allgemeiner Zufriedenheit abgelaufen, und selbst Andreas mußte lächeln, wenn er bedachte, daß er mit dem Verluste einiger unbrauchbarer Flinten, die ihm schon lange zur Last gewesen, davon gekommen war. Nur über die eigentliche Ursache und den wahren Zweck der Landung waren die Meinungen getheilt, denn wenn Gertrud, Agathe und Henrik der Ansicht waren, sie habe allein der Waffensuchung gegolten, so war vielmehr Helene der Ueberzeugung, man habe etwas viel Ernsteres im Auge gehabt, und nur die Höflichkeit und der zufällige Umstand, daß er in Capitain Burns den Vater seines ehemaligen Kameraden gefunden, habe den jungen Seemann von strengeren Forderungen abgehalten. »Wäre er ein alter, griesgrämiger, eisenfresserischer

Inseldäne gewesen,« sagte, sie, »so würde er schärfere Haussuchung gehalten und auch bei mir Etwas gefunden haben, was der Absicht der Dänen näher lag, als diese alten Flinten.« Dabei haftete ihr Blick fest auf Henrik's Antlitz, der noch immer ungläubig den Kopf schüttelte, obgleich auch Andreas endlich nicht abgeneigt schien, Helenen Recht zu geben.

»Jedenfalls,« fuhr diese fort, »können wir uns Glück wünschen, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein, und uns die Warnung zu Herzen nehmen, nicht zu kühn an den Strand zu laufen, wenn feindliche Schiffe in der Nähe kreuzen. Nur etwas Angenehmes hat uns der Vorfall gebracht, und das ist die Bekanntschaft eines ehrenwerthen Mannes, eine seltene Eigenschaft eines Dänen in jetziger Zeit, wenn man bedenkt, wie sie im Allgemeinen den Krieg gegen die Deutschen führen.«

»Er war ein Seemann,« warf Agathe leicht hin, »und die Seeleute sind in der Regel edelmüthiger, als die Landsoldaten – das liegt in ihrem Berufe.«

»O, wenn das Friedrich gehört hätte!« flüsterte ihr Helene zu, und drohte mit dem Finger, eine Anspielung, die Agathens holdes Gesicht mit Purpur übergieß und sie für den ganzen Abend schweigsam machte.

»Am meisten wundere ich mich darüber,« sagte Andreas, »daß sie so gut von allen Vorfällen am Lande unterrichtet sind. Wie genau der Herr wußte, daß wir erst morgen Einquartierung erhalten und daß also sein Besuch für heute bei uns gefahrlos sei.«

»Das ist ein Beweis, wie vortrefflich sie durch Spione bedient sind,« erwiderte Henrik. »Merkwürdig, daß mir sogleich mein Freund Olaf Larssen einfiel, als ich hörte, daß die Dänen gelandet seien.«

»Nimm Dich vor ihm in Acht,« sagte Andreas ernsthaft. »Er scheint Dein böses Verhängniß zu sein und verspricht sich von Deinem Fange vielleicht goldene Berge.«

»Ich fürchte ihn nicht; morgen früh um fünf Uhr reite ich fort, und auf einer Straße, wo kein Däne zu finden ist.«

»Hast Du schon Dein Pferd bestellt?«

»Alles ist abgemacht; Peter wird es mir satteln.«

»Also morgen!« seufzte Andreas. »Wie rasch die Tage verschwinden, wenn sie zu den freudigen zählen, und doch dauert ein Schmerzenstag so lang! Ach ja! Wer weiß, wann wir uns wiedersehen, Henrik, und wie sich unterdeß die Dinge gestalten!«

»Wir wollen das Beste hoffen. Sobald aber der Feldzug zu Ende ist, bin ich wieder bei Euch und dann – und dann –« er schwieg; nur sein Auge schweifte langsam und schüchtern nach Helenen hinüber, die auf ihre Arbeit niedersah, mit der ihre schönen Hände beschäftigt waren.

»Nun, und dann?« fragte Agathe leise. »Sie wollten noch etwas sagen.«

Eben als Henrik den Mund öffnen wollte, um irgend etwas zu erwidern, ging die Thür auf. Capitain Kühlwetter trat herein und sagte Andreas einige Worte leise in's Ohr. Dieser erhob sich, ohne ein Wort zu sprechen, von seinem Stuhle und ging mit ihm hinaus. Beide begaben sich über

den Hof in den Garten und von da auf die Warte, und hier vernahm Andreas die Nachricht, daß Capitain Mevissen, der den Abend auf der Höhe zugebracht, schon seit einer Stunde beobachtet haben wollte, daß eins von den beiden Schiffen, die vor Warnitz-Kopf gelegen, wieder in den Meerbusen eingelaufen sei und einige Boote an's Land geschickt habe, die noch nicht wieder an Bord zurückgegangen wären.

»Wo ist die Landung geschehen?« fragte Andreas.

»An zwei verschiedenen Stellen. Das eine Boot ging drüben an's Ufer, westlich von Warnitz-Kopf. Ich konnte es deutlich im Lichte des Mondes verfolgen, der sich jetzt hinter jene schwarze Wolke verkrochen hat, und das andere etwa tausend Schritte nördlich von Kühlwetter's Hause am diesseitigen Ufer.«

»Habt Ihr auch recht gesehen, Mevissen?«

»Nun habe ich denn nicht noch vortreffliche Augen, Commodore, daß Ihr mich so fragt? Ich hab' es gesehen, das ist Alles, was ich sagen kann.«

Andreas schraubte sich sein Nachtrohr zurecht. Aber es war zu dunkel geworden, um etwas Bestimmtes zu erkennen. Zwar war das feindliche Schiff als ein schwarzer Punkt in der Ferne zu unterscheiden, weiter aber auch nichts. Der ganze Himmel hatte sich mit düsteren Wolken bezogen und diese hatten des Mondes Antlitz verschleiert; kein Stern war am ganzen Firmamente zu finden und man mußte jeden Augenblick einen tüchtigen Regenguß erwarten. Lange standen die drei Männer schweigend neben einander und beobachteten scharf den Horizont und

das Meer, aber kein einziges Anzeichen war vorhanden, was den Verdacht der beiden Capitaine hätte verstärken können. In nächtlicher Stille ruhte das Land, eben so das Meer, und nur leise rauschten die Wasser nach Westen hin, denn auch der Wind war gelinder geworden und zeitweise schien er ganz aufzuhören. Dabei war die Luft wärmer als am Tage, und alle drei Männer sprachen bestimmt die Meinung aus, daß nach dem sehnüchtig erwarteten Regen besseres Wetter folgen würde. –

Unterdessen hatten die im Zimmer Versammelten ihr Gespräch ruhig fortgesetzt, ohne anfangs auf Andreas' Abwesenheit und deren Grund besonders zu achten. Endlich aber, als eine Pause in der Unterhaltung eingetreten war, fiel es Gertrud auf, daß ihr Mann sehr lange ausbleibe und sie sprach sich laut darüber aus. Agathe ging sogleich hinaus und fragte zuerst im Hause, dann im Hofe, wo der Capitain sei, worauf sie von einem Knechte zur Antwort erhielt, daß er mit Capitain Kühlwetter in den Garten und wahrscheinlich auf die Warte gegangen sei.

Mit dieser Meldung trat sie wieder in's Zimmer, und als sie das Wort Warte aussprach, horchten Alle auf, als wäre damit eine ernstere Bedeutung verknüpft. Gertrud seufzte laut; Helene blickte Henrik an und dieser stand endlich auf und trat an's Fenster, um sich den Himmel zu beschauen.

»Es ist sehr finster draußen,« sagte er. »Der Mond hat sich hinter Wolken versteckt. Ich werde einmal auf die Warte steigen und sehen, was die Männer treiben.«

Damit nahm er seinen Hut und ging hinaus. Langsam schritt er über den Hof, und mit beiden Händen tastend gelangte er durch die Gartenthür, denn es war stockfinster in dem eingeschlossenen Raume, zumal er eben aus dem erleuchteten Zimmer in's Freie getreten war. So kam er am Fuße der Warte an und wollte schon die erste Stufe ersteigen, als er ein leises Geräusch neben sich zu hören glaubte.

»Ist Jemand hier?« fragte er laut.

Niemand antwortete. In diesem Augenblick fiel ihm ein, daß Andreas vielleicht nicht auf der Warte sei, und um sich das Hinaufsteigen in der Finsterniß zu ersparen, stellte er sich daneben hin und rief hinauf: »Andreas!«

»Was giebt es?« fragte des Gerufenen klare Stimme herunter.

»Komm Ihr nicht bald in's Haus?« fragte Henrik weiter – »oder habt Ihr etwas Besonderes beobachtet?«

»Bist Du es, Henrik?« rief der Capitain wieder herab.

»Ja, Andreas, ich bin es.«

»Nun, wenn Du es selbst sagst, dann muß es wohl wahr sein!« sagte plötzlich eine rauhe Stimme neben ihm, und ehe er sich erklären konnte, was ihm geschah, faßten ein paar kräftige Arme die des jungen Mannes von hinten, eine Art dicker Pelzkappe stülpte sich über seinen Kopf, von dem der Hut heruntergeschlagen wurde, und einen Augenblick später fühlte er sich von unsichtbaren Händen emporgehoben und mit hastiger Eile davon getragen.

Das Alles war so rasch und unerwartet geschehen, und im ersten Augenblick war der Ergriffene so betroffen gewesen, daß er nicht daran denken konnte, einen Laut von sich zu geben. Jetzt, da er es versuchte, war es ihm unmöglich, auch fühlte er sich so fest von mehreren starken Armen umstrickt, daß er nicht die geringste Gegenwehr zu leisten vermochte. Wohin man ihn trug, er wußte es nicht, aber er ahnte es, denn erst in diesem Augenblicke tagte ihm ein helles Licht, welches Helene allein im Laufe des Tages erblickt, indem sie von vornherein annahm, daß der Besuch der Dänen am Morgen Henrik Paulsen allein gegolten und man seine Anwesenheit in Emmerslund nur habe auskundschaften wollen.

Nicht zehn Minuten waren verstrichen, so fand sich Henrik in ein Boot niedergelegt, welches sechs Ruderer in pfeilschnelle Bewegung setzten. Man nahm ihm die Verhüllung vom Kopfe und nun sah er sich inmitten einer bewaffneten Schaluppe, von dänischen Matrosen umgeben, deren Augen starr auf ihn gerichtet waren, deren Gesichter er aber bei der großen Finsterniß ringsum nicht zu unterscheiden vermochte.

»Wenn Sie jetzt um Hülfe schreien wollen,« sagte eine rauhe Stimme auf Dänisch zu ihm, so können Sie es thun – Sie verstehen mich doch?«

»Ich verstehe Sie – ja! Wohin bringen Sie mich?«

»Auf Sr. Majestät Schiff!«

»Auf dasselbe, welches heute Morgen in die Bucht einlief?«

»Nein, das ist nach Sonderburg gegangen.«

»Und wohin gehen Sie?«

»Sie thäten besser, nicht zu fragen, sondern zu schweigen. Das Uebrige wird sich Ihnen zu rechter Zeit offenbaren. Ich habe meinen Auftrag zu erfüllen und der schließt alle weitere Unterhaltung aus.«

So sah sich denn Henrik gefangen, in einem Augenblick, wo die Freiheit einen so überaus großen Werth für ihn hatte. Aber was half es, sich über sein Schicksal zu beklagen? Er war Mann genug, einzusehen, daß im Kriege Jedermann solchen Widerwärtigkeiten unterworfen sei, namentlich im gegenwärtigen Kriege, wo die Menschenräubereien an der Tagesordnung waren. Und da es den Kriegsgefangenen nicht an's Leben ging, fühlte er sich in dieser Beziehung beruhigt. Nur als er an Emmerlund und die dort Versammelten dachte, legte sich eine drückende Last auf sein Herz. Sehnsüchtig schaute er nach der Höhe zurück, sprach ein leises Gebet zu Gott und dann wandte er getrost seinen Blick der dunkelen Zukunft entgegen.

Andreas jedoch, als er Henrik nicht antworten hörte, glaubte, er würde sich zu ihm auf die Warte begeben, in welcher Meinung ihm das Geräusch, daß sich bei Henrik's Ergreifen am Fuße der Treppe vernehmen ließ, noch mehr bestärkte. Als es auf der Treppe selbst aber ruhig blieb, dagegen forteilende Schritte auf dem Wege nach dem Meere sich hörbar machten, wurde er unruhig und rief wiederholt Henrik's Namen. Da aber auch jetzt keine Antwort erfolgte, stieg er schnell selber hinab, suchte ihn

unten im Garten und da er ihn nicht fand, lief er rasch in's Zimmer.

»Wo ist Henrik?« rief er mit beklommener Stimme, als er die Frauen allein sah.

»Er ist ja zu Dir hinaufgegangen,« sagte Gertrud und Agathe zugleich, während Helene stumm wie eine Bildsäule vor ihm stand und die Hand auf den Busen drückte, der seine Fesseln zu zersprengen drohte.

Andreas hatte kein Wort weiter gesprochen. Athemlos war er wieder in den Garten gelaufen und kam gerade zur rechten Zeit, als Köhlwetter's brüllende Stimme von oben herunterschmetterte: »Cap'tain, Cap'tain – geschwind, geschwind herauf!«

»Was giebt es?« donnerte Andreas zurück.

»So kommt doch herauf!«

Andreas stürzte die Treppe hinauf, so schnell, daß er später selber nicht wußte, wie er die Höhe erreicht, und als er mit fliegendem Athem oben angelangt war, sah er nichts mehr, hörte aber, daß ein Boot unmittelbar vom Ufer vor Emmerslund abgestoßen sei und zwei blaue Leuchtkugeln emporgeworfen habe, worauf es mit Hast nach Osten gerudert.

Und gerade jetzt, als sich Andreas' Augen in die dunkle Ferne nach Osten bohrten, als ob sie Nacht und Finsterniß mit Gewalt durchdringen wollten, trat der volle Mond unter einer Wolke hervor und goß sein strahlendes Licht über das stillfluthende Meer aus. Da sah er denn, was jetzt zu sehen zu spät war, ein Boot, welches

wie eine über das Meer fliegende Möve dem heransegelnden Schiffe entgegenschwebte und von demselben mit seinem ganzen Inhalte ausgenommen wurde.

---

Als Henrik Paulsen das Deck des Schooners, der zu seiner Aufnahme bestimmt war, betreten hatte, wurde er in die Kajüte des Capitains geführt. Er fand ihn bei einer Flasche Portwein sitzen und mit einem jungen Mann, den Henrik für den Schiffsarzt hielt, im Plaudern begriffen. Zugleich mit ihm trat der Offizier ein, der ihn am Lande gefangen genommen, und meldete, daß dies der Verhaftete sei, nach dem man ihn ausgeschickt.

Der Capitain des Schiffes, ein kleiner Mann mit rothem Gesicht, das zugleich von Weingenuß, munterer Laune und Leutseligkeit glänzte, erhob sich von seinem Sopha, trat dicht vor den Gefangenen hin und musterte ihn vom Scheitel bis zur Sohle. Das edle Ansehen desselben, seine männliche Ruhe, die aus seiner ganzen Haltung wie aus seinem klugen Auge sprach, schienen dem Seemann zu behagen und den achtungsvollen Ton einzugehen, mit dem er sogleich zu sprechen begann.

»Mein Herr,« sagte er, indem er sich der deutschen Sprache bediente, die er so gut wie jeder gebildete Däne sprach, »sind Sie Henrik Paulsen aus Sundewitt, der beim Bauer Rasmus Harms eine Wohnung hatte?«

»Ja, Herr Capitain, der bin ich.«

Der Offizier lächelte den Arzt an, der nahe herangetreten war, und fuhr dann zu Henrik gewendet fort: »Nun, so wünsche ich mir Glück, daß Sie mir die Ehre Ihrer Anwesenheit gönnen. Es hat uns viel Mühe gemacht, Ihrer habhaft zu werden, denn Sie scheinen mit Geistern in Verbindung zu stehen und sind uns oft nur wie durch ein Wunder entschlüpft.«

»So haben Sie mich schon lange gesucht?« fragte Henrik ernst, ohne im Geringsten seinen Gesichtsausdruck zu verändern.

»Gewiß, und auch Andere vor mir. Schon im vorigen Jahre hofften wir Sie abliefern zu können.«

»Darf ich vielleicht wissen, warum man so eifrig sich um meine geringe Person bemüht hat?«

»Seien Sie nicht zu bescheiden, mein Herr; wenn es Ihnen aber angenehm ist, zu hören, daß man Sie für einen gewandten und fähigen Mann hält – was in diesem Kriege gleichbedeutend mit gefährlich ist – so sage ich es Ihnen.«

»Ich bin nicht so eitel, wie Sie vielleicht denken, und schlage meinen Werth nicht höher an, als er wirklich ist, und das mag in Bezug auf öffentliche Angelegenheiten sehr niedrig sein.«

»Wie *Sie* das vielleicht ansehen! Doch, Ihren Werth zu bestimmen ist meine Sache nicht, das mögen die Schriftgelehrten entscheiden. – Haben Sie schon zu Abend gespeist?«

»Vollauf – gönnen Sie mir nur Ruhe, und wenn Sie mir eine Gefälligkeit erweisen wollen, so sagen Sie mir, wohin Sie mich führen.«

Der Capitain zuckte die Achseln. »Das, mein Herr, überschreitet meine Vollmacht. Wenn Sie aber die Küste von Schleswig und Jütland kennen, wie ich bei Ihnen voraussetzen darf, so werden Sie mit eigenen Augen sehen können, wo man Sie an's Land bringt. – Setzen Sie sich, bis Ihr Zimmer in Ordnung gebracht ist.«

Henrik wollte eben von dieser freundlichen Erlaubniß Gebrauch machen, als ein Seesoldat mit gezogenem Degen eintrat und meldete, daß die Koje des Gefangenen in Bereitschaft sei.

»So folgen Sie diesem Mann und schlafen Sie wohl an Bord Sr. Majestät Schooner.«

»Wie heißt dieser Schooner?« fragte Henrik, bevor er dem Befehle Folge leistete.

»Es ist der Neptun, mein Herr.«

»Der Neptun? Auf dem früher Erik Burns Kadet war?«

»Derselbe – frisch aus den Docks gekommen und funkelneuen getakelt. Gute Nacht.«

Henrik folgte seinem Führer und war bald mit seiner Koje bekannt, einem kleinen Raume, sechs Fuß lang, viere breit, weiter nichts als eine hölzerne Pritsche darbietend, mit ein paar wollenen Decken belegt, und der an der Schiffswand ein zolldickes Fensterglas hatte, nicht größer als ein Kindeskopf, und außerdem noch von Außen mit einer eisernen Stange verziert. Als der Seesoldat

mit einer Laterne in diesen behaglichen Raum hineingeleuchtet, brummte er einige Worte, entfernte sich wieder und schloß hinter sich die Thür zu.

Henrik war also allein. Ohne sich zu besinnen, denn es war weiter nichts in diesem engen Wassergrabe zu thun, warf er sich auf das Lager, deckte sich mit einer wollenen Decke zu, stützte beide Hände als Kopfkissen unter den Kopf und gab sich seinen Gedanken hin, die in unaufhörlicher Bewegung, wie Ebbe und Fluth, in seinem Gehirne auf- und niederjagten.

Eine geraume Zeit verstrich, bis sich sein laut schlagendes Herz so weit beruhigt hatte, daß er zum klaren Nachdenken kommen konnte, und als er erst so weit war, fühlte er sich bei Weitem nicht so unglücklich, als man hätte vermuthen sollen, denn sein kräftiger Geist bewältigte die gezwungene Lage seines Leibes und setzte sich weit über Meere und Länder hinweg in eine ruhigere, heiterere Zeit, wo keine Gewaltthat, kein Zwang, keine Zwietracht herrschten, und wo weder die Deutschen die Dänen bekriegten, noch diese die Deutschen in Eisen und Bande schlugen.

Aber zum Schlafe konnte er dennoch nicht gelangen. Das unaufhörliche Rauschen der Wellen, nur wenige Zolle von seinem Ohre entfernt, hielt ihn wach, und nicht weniger die Bekümmerniß um Diejenigen, denen er so unerwartet entzogen war. Erst gegen Morgen machte sich das Bedürfniß der erschöpften Natur bei ihm geltend, und er schlief so sanft ein, wie er es nur je in Rendsburg oder Emmerslund vermocht hatte.

Als er die Augen wieder aufschlug, dämmerte ein trübes Licht durch das kleine Fenster in sein Gemach, und als er sich nun erst genau darin umblicken konnte, erfaßte ihn das bitterste Gefühl, welches ihn seit dem vorigen Abend heimgesucht: denn er mußte sich Schritt für Schritt die letzten Ereignisse erklären und also noch einmal in Gedanken durchleben, was er in Wirklichkeit durchlebt, und eine solche Wiederholung, wenn sie nur Schmerzliches betrifft, drückt den Geist stärker nieder, als das Ereigniß selbst, da sie mit vollkommenem Bewußtsein und ohne die Aufregung des unvorhergesehenen Augenblicks vor sich geht. Da er nicht Raum genug zum Gehen oder Stehen hatte, so blieb er liegen, aber auch das Liegen wurde ihm mit der Zeit eine Last, wie sie der Gesunde leicht empfindet, wenn er durch Zwang in dieser Lage gehalten wird. Bald darauf wurde die Thür der Koje aufgeschlossen; der Soldat, der ihn am Abend hereingeführt, erschien mit einer großen Tasse Thee und Brod und erkundigte sich, ob der Gefangene einen Wunsch habe.

»Ja, bringen Sie mir Waschwasser und ein Handtuch.«

»Ein Handtuch?« fragte der Soldat und lächelte höflich erstaunt. Dennoch ging er, und zu Henrik's eigener Verwunderung brachte er sehr bald das Verlangte und bemerkte dabei, er lasse die Thür offen, und der Gefangene könne auf Deck gehen und zwischen den Masten hin und her wandeln.

Als Henrik sich gewaschen und sein Frühstück genossen, machte er von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch

und trat aus der Koje. Der Soldat, der davor stand, folgte oder vielmehr führte ihn auf das Deck, wo ein schläfriger Kadet, einige Matrosen, zwei Steuerleute und drei oder vier Soldaten zu sehen waren. Kein höherer Offizier aber ließ sich in der Nähe blicken. Das Schiff zog unter halben Segeln dahin und Leinwand und Tauwerk waren naß von dem Thau der Nacht und einem feinen Sprühregen.

Als Henrik sich umschaute, wo er wohl sein mochte, erfaßte ihn anfangs ein nie empfundenes Grauen, denn nichts sah er als dichten Nebel, der das Schiff nach allen Richtungen umgab. Es regnete zwar, aber die kleinen Tropfen, die vom Himmel fielen, waren warm, wie die Luft, die von Südosten über das Meer zog. Land und Himmel waren nirgends zu sehen und nur die graue Woge rieselte trüb und schwer an den Wänden des Schiffes entlang. Da Henrik keinen Hut hatte, denn man hatte ihm denselben ja vom Kopfe geschlagen, so bat er den Soldaten, ihm einen alten Matrosenhut zu verschaffen; und als ein junger Matrose, der in der Nähe stand, diesen Wunsch hörte, nickte er dem Soldaten zu, sprang in eine Luke hinab und kam dann mit einem lackirten und ziemlich neuen Hute wieder hervor. Es war ein aus Holstein gepreßter Matrose, der Mitleiden mit dem deutschen Gefangenen hatte. Henrik bot ihm ein Geldstück an, aber er dankte und entfernte sich, indem er erröthete.

So schritt denn der Gefangene langsam auf dem Schiffe zwischen den beiden Masten und vier Kanonen hin und her, nach allen Seiten spähend, ob er nicht Land erblicken könne. Aber nichts war zu sehen und erst gegen

Mittag hellte sich das Wetter auf und ein dunkler Streifen grauen Landes, hie und da mit freundlichen Häusern und blätterlosen Waldungen bedeckt, machte sich im Osten bemerkbar.

»Ist das nicht Fünen?« fragte Henrik seinen Soldaten.

Dieser nickte. Henrik war neugierig, wohin der Lauf des Schiffes sich richten würde; da er zur Rechten Fünen hatte und der Bug des Schiffes nach Norden ging, so war nur die augenblickliche Stellung klar, aber nicht das Ziel. Nach einer Stunde etwa trat der Capitain auf Deck, musterte den Horizont, sprach mit einem Offizier, der an seiner Seite ging und begrüßte mit Kopfnicken den Gefangenen, ohne ein Wort an ihn zu richten.

Um zwölf Uhr aber, als er eben wieder in seine Koje getreten, kam der Soldat und lud ihn ein, in die Constabelkammer zu kommen und sein Essen einzunehmen. Henrik folgte und saß bald an einem langen Tische unter Säbeln, Flinten und Pistolen, die reihenweise an der Wand aufgehangen waren, und sogleich wurde ihm eine große Schüssel Gemüse und etwas geschnittenes Salzfleisch, aber statt des Messers und der Gabel nur ein Löffel vorgesetzt. Der Gefangene aß, denn er hatte Appetit, und das hielt er selbst für ein gutes Zeichen seines Muthes bei so trübem Geschick. Während er bei Tische saß, kam ein Dampfer in Anrufweite, und der Neptun setzte ein Boot aus und nahm Depeschen in Empfang. Gleich darauf wurden mehr Segel beigesetzt und das Schiff strich scharf nach Norden, dicht an der Küste

von Fünen entlang, die freundlichen Inseln, die so reichlich den kleinen Belt bevölkern und verschönern, rasch hinter sich lassend. So wurde die nördliche Ecke des Belts erreicht und bei leichtem Südostwinde die Landspitze vor dem Busen von Kolding umsegelt. Und als der Nachmittag in den Abend überging und Henrik, der wieder auf Deck gegangen war, sehnsüchtig nach dem nahen Lande blickte, sah er von seinem erhöhten Standpunkte aus die geschwärzten Ruinen des Koldinger Schlosses ragen, die Bucht gleiches Namens sich allmählig verengern und den Schooner in den Hafen einlaufen, der an Romantik einer der schönsten der jütischen Küste ist, aber etwas Düsteres wegen der nahe bei einander liegenden Waldhöhen hat. Hier wurden allmählig die Segel gereeft und endlich die Anker ausgeworfen. Man schien also am Ziele angelangt zu sein.

Da trat der Capitain des Schiffes an den Gefangenen heran und fragte: »Wissen Sie, wo Sie sind?«

»Ja, ich bin im Hafen von Kolding.«

»Nun wohl, dahin sollte ich Sie bringen, und wie Sie sehen, habe ich das gethan. Machen Sie sich fertig, um acht Uhr Abends werden Sie an Land gehen.«

Henrik dankte und bat den Hut behalten zu dürfen, den ihm der Matrose gegeben.

»Machen Sie das mit ihm selbst ab, ich habe mich darum nicht zu kümmern.«

Henrik nahm ein Geldstück in die Hand, um es dem freundlichen Menschen zu geben, wenn er ihn sehen würde, was aber erst beim Einsteigen in's Boot geschah.

Als dasselbe unten am Schiffe lag, ward der Gefangene aufgefordert, hinabzusteigen. Er winkte mit der Hand dem Capitain zu und kletterte hinab. Neben ihm saß der Arzt, den er am Abend vorher in der Kajüte des Capitains gesehen, und dann zunächst der Matrose, dem er seinen Hut verdankte. Als das Boot abgestoßen war, sagte Henrik leise zu dem jungen Manne an seiner Seite: »Mein Herr, Sie sind ein Arzt, wie ich glaube.«

»Ja, der bin ich – sind Sie krank?«

»Nein, aber da Sie sich dem Menschenwohle gewidmet haben, so möchte ich eine Bitte gegen Sie aussprechen, die dasselbe betrifft, und Sie um Ihre Hülfe ersuchen.«

»So sprechen Sie – was ich thun kann, werde ich gewiß und gern thun.«

»Wenn es irgend in der Möglichkeit liegt, so lassen Sie dem Capitain Burns, in dessen Hause ich gefangen genommen bin, die Nachricht zukommen, wohin man mich gebracht hat. Sie werden ihn von großer Unruhe befreien und einen Mann beglücken, der es um Dänemark verdient hat, eine Gnade zu genießen, denn sein Sohn ist mit Christian dem Achten in die Luft geflogen.«

»Ich weiß es,« sagte der Arzt trüb, »und ich kannte den braven jungen Mann sehr wohl. Verlassen Sie sich darauf; sobald ich wieder in die Apenrader Bucht einlaufe, soll der Capitain auf irgend eine Weise von Ihnen hören. Wollen Sie meinen Handschlag darauf?«

Henrik reichte die Hand hin und fühlte sich nun beruhigter denn je.

Während dieses leise geführten Gesprächs war man dem Lande nahe gekommen, über welches sich die Abenddämmerung längst gebreitet hatte. Trotzdem man aber eine so späte Stunde zur Landung gewählt, hatte sich doch eine große Volksmenge versammelt, die neugierig den Nachrichten entgegenzuharren schien, welche der Neptun vom Süden mitbrachte. So dachte wenigstens Henrik. Bald aber sollte er zu seinem Leidwesen erfahren, daß er sich in dieser Beziehung geirrt, denn nicht dem Schooner, sondern ihm selber galt die allgemeine Aufmerksamkeit, da sich sehr bald in der Stadt das Gerücht verbreitet hatte, der Neptun signalisire einen Gefangenen von Bedeutung.

Als das Boot an den Hafendamm anlegte, drängte sich der Pöbel – denn nur dieser hatte sich versammelt – dicht an die Landungsstelle, so daß kein Mensch aussteigen konnte. Während nun die Matrosen die Städter durch Worte und Püffe zurückzutreiben versuchten, machte sich von hinten her ein Corporal mit vier Mann dänischer Infanterie durch die Masse Bahn, um derselben durch seinen rothen Rock und seine Bajonette Respekt einzuflößen. Auch wich sie einen Augenblick zurück und hielt sich noch so ziemlich ruhig. Kaum jedoch hatte sich der Gefangene von seinem Platze im Boote erhoben und war in stolzer Haltung, wie sie ihm so gewöhnlich war, an das Land gestiegen, so erhob sich ein so durchdringendes, widerwärtiges Bewillkommungsgeschrei, daß Henrik anfangs nicht wußte, wem das eigentlich gelte und

was es zu bedeuten habe. Aber bald sah, hörte und fühlte er, daß er allein die Zielscheibe dieses rohen, gemeinen Haufens sei, denn man drang von allen Seiten auf ihn ein, riß ihn zuerst an den Kleidern und fügte diesem Angriff die niedrigsten Schimpfwörter bei.

Henrik blieb stehen, richtete sich hoch auf und warf einen leuchtenden Blick auf diesen Auswurf der dänischen Stadt. Es war nur Gesindel, was er vor sich hatte, bettelhaft, zerlumpt, von jenem widerlichen Anblick, wie man ihn nur damals unter der aufgeregten Bevölkerung sah, die durch politische Wühlerei auf das Höchste fanatisirt war. Einem solchen Haufen gegenüber konnte ein Mann wie Henrik nur mit verächtlichem Stolze und ruhiger Ergebung sich waffnen. Und das that er auf eine so nachdrückliche Weise, daß der Pöbel sich dadurch nur um so mehr verletzt fühlte. Von den fünf Rothröcken in die Mitte genommen, denen sich zuletzt der junge Schiffsarzt anschloß und die von Zeit zu Zeit sich austreckenden Fäuste zurückzuhalten versuchte, schritt der Gefangene nun rasch durch die Hafenstraße in die Stadt hinauf. Da man so dem deutschen Hunde, wie man ihn wiederholt nannte, nicht beikommen konnte, begnügte man sich, ihn anzuspeien, mit Koth zu bewerfen und zur Erläuterung dieser Gunstbezeugung einige lieblich klingende dänische Begrüßungsworte hinzuzufügen. Aber von Straßenecke zu Straßenecke vermehrte sich der lärmende Haufe und mit ihm die zügellose Wuth desselben, und je näher man dem Rathhause kam, wo, wie man wußte, der Gefangene geborgen sein würde, um so mehr

bemühte man sich, ihm ein körperliches Leid anzuthun. Aber die Soldaten, ganz dicht um ihr Schlachtopfer gedrängt, fällten ihre Gewehre, und so erzwang man sich den Durchgang; bis es nahe am Rathhause doch noch einem zerlumpten Vaterlandsfreunde gelang, dem stolzen deutschen Hunde einen dänischen Rippenstoß zu versetzen. Das war die letzte Beleidigung, die ihm widerfuhr. Gleich darauf trat er in's Rathhaus und wurde in ein Zimmer geführt, wo er zwei Männer fand, von denen der Eine an einem Tische schrieb, der Andere aber, ein großes Schlüsselbund in der Hand haltend, ehrerbietig an der Thüre stand. Bleichen Gesichts, innerlich vor Aufregung und Zorn bebend und doch sich zur kaltblütigsten äußerlichen Ruhe bemeisternd, stand Henrik unter der Lampe, die von der Decke herabhing und das große warme Zimmer ziemlich erleuchtete.

Mit ihm, das sah er jetzt, war der Schiffsarzt eingetreten und hatte schon mit dem schreibenden Manne einige Worte gewechselt; dann sagte er dem Gefangenen noch einmal Lebewohl und entfernte sich mit verständlichem Blick, der so viel bedeuten sollte, als: er werde seines Versprechens eingedenk sein.

Als er die Thür schloß, erhob sich der schreibende Mann von seinem Stuhle, trat vor den Gefangenen und betrachtete ihn ziemlich lange und genau. Dennoch aber lag mehr ernstes Wohlwollen und aufrichtige Theilnahme in dem Gesichte des würdig erscheinenden Mannes,

als Strenge und feindliche Drohung, obwohl er sich augenscheinlich Mühe gab, so groß und erhaben wie möglich zu erscheinen.

»Sind Sie Herr Henrik Paulsen aus dem Sundewitt?« fragte auch er mit einer weichen und wohllautenden Stimme.

»Der bin ich.«

»Kennen Sie mich vielleicht, Herr Paulsen?«

»Ich habe nicht das Vergnügen.«

»Ich bin der Bürgermeister von Kolding und habe den Auftrag, Sie zunächst untersuchen zu lassen, sodann Sie streng in einem vorgeschriebenen Lokale zu bewachen und Ihnen jede Erleichterung Ihrer Lage zu versagen. Ich theile Ihnen das mit, damit Sie nicht mir eine Last aufbürden, die ich nicht gern auf meinen Schultern tragen möchte, zumal ich nicht weiß, was Sie verbrochen haben und es aus den Anzeigen, die über Sie an mich eingelaufen sind, nicht hervorgegangen ist.«

Henrik verneigte sich höflich, denn er sah, daß er es mit einem vernünftigen Manne zu thun hatte. »Thun Sie Ihre Pflicht,« sagte er, »ich bin an dänische Gefangenschaft gewöhnt.«

»Sind Sie schon einmal in Haft gewesen?«

»Vor zwei Jahren in Kopenhagen, ja. Und wenn Sie den Grund wissen wollen, so will ich Ihnen denselben nennen.«

Der Bürgermeister sagte weder Ja noch Nein, und doch sah man seinem lauschenden Gesichte an, daß er

gern einen näheren Einblick in des Gefangenen Verhältnisse zu thun wünschte.

»Ich bin ein Privatmann gewesen,« fuhr Henrik fort, »habe aus Neigung geschriftstellert und dabei oft und klar meine patriotische Meinung ausgesprochen, außerdem aber in Kopenhagen eine Erbschaft beansprucht, die mir von Rechtswegen zukam, die man mir aber nur unter der einzigen Bedingung zu bewilligen versprach, wenn ich mich fortan mit allen Kräften dem dänischen und nicht mehr dem deutschen Interesse widmete.«

Der Beamte schwieg, blickte aber fast beschämt zu Boden, als trüge er als Däne mit die Schuld dieser edlen Politik, denn das leuchtende Gesicht, die treuen Augen und die unläugbare Wahrheit, die aus allen Zügen des Gefangenen sprach, brachten eine Wirkung auf ihn hervor, die überzeugend und demüthigend zugleich war. »Darum sind Sie jetzt ein Gefangener?« fragte er endlich beinahe flüsternd.

»Ich fuhr fort, ein Deutscher zu sein und meine Ansichten beizubehalten. Darum erschien ich gefährlich, wie viele Andere, und darum fiel man bei Nacht über mich her, während ich mich bei einem Freunde aufhielt, schleppte mich hierher und ließ mich vom Pöbel besudeln, als ob ich ein gemeiner Verbrecher wäre. Einen anderen Grund wenigstens weiß ich nicht und werde ihn erst erfahren, wenn man mich, wie ich hoffe, bald vor ein Gericht stellt.«

Der Beamte lächelte schmerzlich. »Gute Nacht,« sagte er dann. »Das da ist Ihr Gefängnißwärter. Er wird Sie

nicht hart behandeln, und das Wenige, was ich vielleicht zu Ihrem Besten thun kann, soll geschehen, sobald Sie mich von Ihren Wünschen in Kenntniß setzen.« Mit raschem Schritte, der merken ließ, daß er froh war, aus der Nähe eines solchen Gefangenen zu kommen, verließ er darauf das Zimmer und Henrik befand sich allein seinem Kerkermeister gegenüber.

»Na,« sagte dieser und trat einige Schritte näher heran, »nun sind wir allein, mein Herr. Wollen sehr bald Bekanntschaft mit einander machen. Haben Sie Waffen oder Dinge von Werth bei sich?«

Henrik erschrak, denn in diesem Augenblicke erst fiel ihm die Tasche ein, die er auf der Brust trug und in der sich bedeutende Werthpapiere und Anweisungen befanden, die Helenens und Andreas' Namen trugen, diese also, wenn sie entdeckt wurden, in große Verlegenheit bringen konnten.

»Waffen?« sagte er endlich. »Nein! Und Dinge von Werth: Nichts als meine Uhr, meinen Siegelring und ein wenig Geld.«

»So! Na, das müssen wir sehen. Kleiden Sie sich einmal aus.«

»Auskleiden?« fragte der Gefangene schauernd.

»Ja wohl, das ist hier so Sitte – aber geschwind, mein Herr, so lange wir allein sind, kann ich nur sein, wie mich der Herr Bürgermeister Ihnen geschildert hat – also beeilen Sie sich.«

Henrik's Muth belebte sich wieder. Rasch warf er den Rock ab, kehrte die Taschen um und zeigte dem Gefangenwärter den Inhalt derselben.

»Gut,« sagte dieser – »die Weste und die Beinkleider auch – ich muß sehen, ob sie nicht verborgene Taschen haben.«

»Hier sind sie – sehen Sie sie an.«

»Gut – und nun die Stiefel – bitte, ja, die Stiefel.«

»Die Stiefel?« fragte Henrik und mußte unwillkürlich lächeln.

»Ja, ja, die Stiefel – denn ich muß in meinen Bericht setzen, daß in Ihren Stiefeln nichts verborgen gewesen ist.«

Henrik that, was man verlangte. Als er auch damit fertig war, kleidete er sich wieder an, wobei er plötzlich bemerkte, daß der Mann ihm die rechte Hand entgegenhielt. »Was wünschen Sie?« fragte der Gefangene.

»Ihre Börse. Die Gefangenen in Kolding dürfen kein Geld haben. Befürchten Sie aber nichts; sie bleibt in meinen Händen, und was Sie gebrauchen, werden Sie von mir empfangen, ich werde Ihnen genaue Rechnung ablegen.«

Henrik gab die Börse ab und folgte dann dem voranschreitenden Manne, der sich eine Laterne angezündet hatte, eine Treppe hinabstieg und im Hinterhause eine mit Eisen beschlagene Thür aufschloß, durch die er den Gefangenen treten ließ. »Das ist Ihr Gefängniß,« sagte er. »Es haben seit zwei Jahren sehr viele anständige Leute

darin gesessen; Gott weiß, wo alle die Uebelthäter herkommen. Sehen Sie sich darin um, so lange ich hier bin, denn Sie dürfen kein Licht behalten.«

Henrik warf einen trostlosen Blick in das Gemach, worin so viele anständige Leute gesessen hatten – so kurz aber dieser Blick auch war, er hatte Alles erfaßt, was vorhanden war.

»Gute Nacht!« sagte der freundliche alte Mann – »Oder wollen Sie heute Abend noch etwas essen oder trinken – ich kann Alles bringen – was Sie bezahlen.«

»Nein – ich bin satt – gute Nacht.«

Nach diesen Worten ging der Kerkermeister hinaus, riegelte und schloß die Thür fest hinter sich zu und entfernte sich mit langsamen, schweren Schritten, die Henrik noch lange mit seinen aufmerkenden Ohren verfolgen konnte.

So war er denn im Kerker zu Kolding, der doch noch etwas trauriger aussah, als der zu Kopenhagen. Stumm, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Hände gefaltet, stand er in der Finsterniß, die rings um ihn herrschte, und sprach zu sich selber, da er mit Niemand sonst sprechen konnte. Und doch war er nicht ganz allein, noch mit einem Anderen konnte er sprechen, und dieser Andere erleuchtete – unsichtbar über und in ihm thronend – auch diesen dunkelen Kerker, indem er ihn vor allen Dingen seine Ruhe, seinen Gleichmuth und seine Geistesklarheit wiedergab.

»Wie doch die Menschen sich abmühen,« sagte er zu sich, »einander Uebles zu thun! Was können sie sich thun,

wenn sie dem Duldenden diesen Anker nicht aus der Brust zu reißen vermögen! Wohlan denn, Ihr herrischen Dänen, die Ihr auf der Höhe der Zeit zu stehen tagtäglich vor aller Welt behauptet – Ihr habt mich wieder gefesselt, habt mir die Freiheit, die Luft und das Licht, meine Freunde und mit ihnen das rosige Lebensglück genommen, und doch – habt Ihr nur Wenig von mir, denn mein Herz und mein Geist, meine Phantasie und meine Zukunft – alle meine Triebe und Hoffnungen sind nicht bei Euch. Heute seid Ihr freilich Meister über meinen Leib – morgen vielleicht schon richtet Euch die Welt. Ja, ja – Schleswig-Holstein könnt Ihr einen kurzen Sommertag fesseln und berauben, aber vernichten in alle Ewigkeit könnt Ihr es nicht. Die spätesten Tage werden Euern Enkeln erzählen, daß Ihr vortreffliche Henker, aber sehr erbärmliche Menschen gewesen seid. So will denn auch ich mich in mein Loos ergeben – über Euch und uns steht Gott – Dein Wille geschehe, o Herr!«

Und ohne den Ekel zu empfinden, den schon so viele Gefangene in diesem schaurigen Kerker empfunden, warf er sich auf das dunstige Strohlager, welches in einer Ecke auf einem bretternen Gerüste aufgeschichtet lag, zog eine klebrig feuchte Decke über seine Füße und knüpfte seinen Rock bis unter das Kinn zu. So lag er still, in tiefes Nachsinnen versunken, lange Zeit. Ihn störte nicht die klirrende Schildwache, die auf dem Flure mit gemessenen Schritten während der Nacht auf- und niederging, nicht die nagende Ratte, die unter seinem warmen Leibe im Stroh raschelte, auch nicht das dumpfe Athmen und

Schnarchen, welches aus dem Nebenkerker in seine Ohren drang, wo wüste Verbrecher angefesselt zu sein schienen, und noch lange bevor die Mitternacht mit ihrem geheimen Schauer auf die finsternen Mauern, die ihn umgaben, herabgesunken war, lag er im festesten Schlafe, wie ihn nur der gesunde, der freie, der glückliche Mensch genießen kann.

Als er aber gegen Morgen seine Augen aufschlug und ein fahles Licht durch das eisenvergitterte Fenster in die Höhle, die ihm zum Aufenthaltsorte diente, fallen sah, schauderte er zusammen, wie er auf dem Schiffe zusammengeschaudert, was doch noch eine Stätte der Freiheit und des Lichtes im Verhältniß zu seiner jetzigen gewesen war. Halb erstarrt vor feuchter Kälte, und von einer giftigen Dunstatmosphäre umwallt, dünkte ihm das Athmen sogar erschwert zu sein. Langsam und gleichsam fürchtend, noch Schrecklicheres zu sehen, blickte er sich um und ließ sein Auge von der Decke bis zum Fußboden schweifen, bis es endlich auf dem Fenster haften blieb, durch welches jenes bleiche und kalte Licht hereinfiel, was von nun an seinen Tag bedeuten sollte. Es war ein enger, öder Raum, in dem er sich befand; von klebriger Feuchtigkeit triefende Steinwände, geschwärzt und angefressen von Alterthum und Fäulniß, umgaben ihn. Das erbärmliche harte Strohlager, auf dem er die Nacht zugebracht, war mit einer schmutzigen, halb von Schimmel überzogenen Decke belegt, deren ekelerregendes Ansehen erst der beginnende Tag ihm verrieth. In der Mitte

des Raumes stand ein hölzerner Tisch und eine Bank davor. Auf dem Tische ein irdener Wasserkrug. Weiter war nichts darin zu sehen.

Henrik sprang von seinem Lager empor und schüttelte sich das innere Grauen ab, welches ihn bei dieser Musterrung ergriffen hatte. Er trat an das kleine vergitterte Fenster, welches den draußen beginnenden Tag nur gleichsam tropfenweise einließ. Kein Stückchen blauen Himmels konnte er daraus erspähen. Vor ihm lag ein kothiger enger Hof, von altersgrauem Gemäuer eingeschlossen; seinem Fenster gerade gegenüber ein ähnliches, zwischen dessen Eisenstäbe sich bleiche Gesichter drängten, um den neuen Nachbar in Augenschein zu nehmen. Aber das waren keine politische Gefangene, wie er, deren Gesichter er sah, das waren von Leidenschaft, Elend und Lüderlichkeit ausgemergelte Züge, das waren Verbrecher, Diebe und Herumstreicher, die man in ewigem Verwahrsam hielt, um das Menschengeschlecht vor ihrer unmenschlichen Wuth zu schützen. Als aber der Tag heller wurde und er die Gesichtszüge der ihn beobachtenden Personen genauer entziffern konnte, sah er, daß es Weiber waren, zerlumpt, mit dem Stempel menschlichen Auswurfs bedrückt, die ihm einen hohnlachenden Gruß mit grinsender Lippe entgegenwarfen.

Nach kurzer Zeit schien sich neben ihm ein anderer Gefangener von seinem Lager zu erheben und auch an das Fenster zu treten, denn es begrüßte Jemand die Weiber gegenüber mit satanischem Lachen und einem gurgelnden Spottliede, während diese mit ihren knöchernen

Fingern auf Henrik wiesen, als wollten sie dem Nachbar andeuten, daß sie eine neue Augenweide erhalten hätten. Bald darauf öffnete die eine Megäre ihr Fenster und unterhielt sich mit dem befreundeten Nachbar in einer Sprache, die Henrik nicht verstand, denn sie war weder Deutsch noch Dänisch; aber aus den scheußlichen Geberden, welche ihre Worte begleiteten, konnte er entnehmen, daß sie eben nicht von heiligen Dingen sprachen. Hier waren Studien zu machen, und Henrik machte sie wirklich an diesem und an vielen anderen Tagen, in denen er der unfreiwillige Genosse dieses menschlichen Auswurfs blieb.

Am sieben Uhr Morgens erschien der Kerkermeister und fragte, was sein Gast frühstücken wolle. Nachdem dieser seine Wünsche kundgegeben, brachte er ihm Waschwasser, Handtücher, Kaffee und Brod. Was ihm der gute Mann dabei erzählte, hörte er schweigend an, als er aber fortgegangen war, wußte er nicht, was er gesprochen hatte.

Gegen Mittag besuchte ihn der Bürgermeister und sprach einige trostreiche Worte zu ihm. Auf Henrik's Frage, ob er bald vor Gericht gestellt werden würde, zuckte der Mann die Achseln, was ihm eine geläufige Geberde zu sein schien. Zeitungen, die sich der Gefangene ausbat, durfte er nicht bewilligen, auch keine Bücher, sagte er, und schien befriedigt, als Henrik bemerkte, er trage kein Verlangen, etwas zu lesen, er habe desto mehr zu denken, denn er müsse sich erst in seine Lage zurecht finden, und das erfordere Zeit.

So verging ein Tag und viele andere Tage; Henrik hatte sich an die kühle Luft seines Kerkers gewöhnt; er froh zwar, obgleich ihm der Wärter noch einige Decken gebracht, aber er empfand es nicht so bitter, denn er war von Natur nicht weichlich und durch die Gewohnheit körperlich abgehärtet genug. Das Geschrei, den widerlichen Gesang seiner Nachbarn hörte er kaum noch, denn seine Sinne und seine ganze geistig Thätigkeit waren auf eine in Gedanken vollführte Arbeit gerichtet. So brachte er seine Tage in Nachdenken, seine Nächte in Grübeleien zu. Von den Außendingen erfuhr er nichts, denn der Kerkermeister war selbst darüber in Unwissenheit.

Allmählig aber begann eine dumpfe Gefühllosigkeit – das Erzeugniß der einfachen Haft und der schaurigen Kerkerluft in ihn einzuziehen; das tödtende Einerlei des siechen Lebens, welches er führte, entmuthigte ihn; ein kalter beklemmender Druck bemächtigte sich seiner geistigen Fähigkeiten, und da er Niemand hatte, dem er seine innersten Gefühle mittheilen konnte, so erfaßte ihn eine Sehnsucht nach einem Menschen, wie er sie noch nie gekannt und kaum mit einem Namen bezeichnen konnte. O, hätte er nur Einen gehabt, dem er sein Herz aufschließen gedurft, und wäre es ein Kind gewesen, er würde sich glücklich gefühlt haben, denn eine Menschenbrust in seiner Nähe zu wissen, die menschlich sich regt, fühlt und klopft, das ist für den Menschen ein eben so hoher Genuß wie ein nothwendiges Bedürfniß. Aber gerade das hatte man dem *gefährlichen* Gefangenen versagt, er *sollte* allein sein und Alles entbehren, was das Leben reizvoll

und friedlich macht, so *wollte* man ihn strafen, und ohne daß er es sich selber gestand, hatte man ihm damit doch einen Schaden zugefügt, den er nicht für möglich gehalten hatte.

Von Tage zu Tage wartete er auf das Erscheinen eines Richters; er hatte sich vorbereitet, Alles zu sagen, was ein Mensch in seiner Lage, mit seinen Kenntnissen ausgerüstet, vor seinen Richtern sagen kann, um sie zu beschämen, sie zum Eingeständniß ihrer Schmach zu dringen, das heißt zum Erröthen vor sich selbst, aber es zeigte sich keiner. Und man bedurfte auch keines Richters, denn richten wollte man ja die Männer von Schleswig-Holstein nicht, man wollte sie nur strafen – das war die grausame, unmenschliche und falsche Politik, die damals die Dänen befolgten, und die dennoch nichts vermochte, als Geist und Seele, Herz und Leib der Geknechteten noch unwilliger gegen das Gebiß schäumen zu lassen, welches man ihnen widerrechtlich angelegt hatte, eine Politik, die absichtlich erfunden zu sein schien, um ihnen einen Haß und Widerstandsdrang einzuflößen, der, wenn er auch in der Gegenwart erloschen scheint, doch für alle Zukunft lebendig bleiben wird, und den keine Zeit, kein Machtpruch und kein König von Dänemark jemals wird brechen oder lösen können.

NEUNTES KAPITEL. EINEM KÜHNEN ENTSCHLUSSE FOLGT  
EINE EDLE THAT.

Selten hatte sich auf Emmerslund und seine Bewohner nach einem so friedlich begonnenen Abend eine unruhigere Nacht herabgesenkt, als die war, in deren Beginn das Ereigniß vorfiel, welches wir im vorigen Kapitel erzählt haben. Viele Mitglieder der Familie waren gar nicht zu Bett gegangen, und diejenigen, welche ihr Lager gesucht, hatten vergeblich auf Ruhe und Schlaf gehofft. Nachdem alle Männer des Hauses und Hofes unmittelbar nach dem traurigen Ereigniß zusammengerufen worden waren und sich mit Laternen versehen, hatte man den ganzen Garten durchsucht und sehr bald Henrik's Hut am Fuße der Warte gefunden. Diese Entdeckung hätte schon Aufschluß genug gegeben, selbst wenn man das so eilig abfahrende Boot und das Signal mit den Leuchtkugeln nicht bemerkt hätte. Immer aber schwebte man noch in der Erwartung eines zweiten Ereignisses, welches das erste erklären würde, und man konnte die Hoffnung nicht los werden, es müsse sich Jemand finden, der genaueren Aufschluß über den Hergang der Sache geben könne – aber vergebens; sie blieb, wie sie war, in räthselhaftes Dunkel gehüllt.

Da saßen denn bis tief in die Nacht die Familienglieder und die beiden Capitaine zusammen, deren Wachsamkeit diesmal so arg getäuscht worden war, und überlegten und besprachen Alles, was sich auf Henrik's unfreiwillige

Entfernung bezog; da man jedoch zu keinem erwünschten Ergebnis gelangen konnte – denn was hätte zu seiner Rettungersprießliches geschehen können – so beschloß man auch in diesem Falle, wie in so vielen anderen Fällen, den Verlauf abzuwarten, und auf Gottes Fürsorge zu vertrauen, der ihnen ja auch diese neue Prüfung zugesendet hatte. Dennoch war die Entrüstung über die verwegene That fast eben so groß wie der Schmerz, daß gerade Henrik, der schon so hart geprüfte Freund und Liebling Aller, von dem schweren Schlage zumeist betroffen war. So ohne alle sichtbare Veranlassung, mitten in eine ruhige Familie hinein den Fluch des Krieges zu schleudern, ein Glied aus der schön geschlungenen Kette der Freundschaft zu reißen und es in Kerker und Nacht zu schleppen – das war ein Gedanke, der Allen gleich unerträglich und widerwärtig war. Und doch war man durch die Erfahrung und die traurige Lage der Zeit auf dergleichen Ereignisse vorbereitet, doch wußte man schon lange, daß Hunderte von Familien in den Herzogthümern Aehnliches erlebt und erlitten hatten, aber, mochte das immer als ein hohler Trost bei der Beurtheilung der Verhältnisse im Ganzen erscheinen, für den Einzelnen, den das bittere Geschick traf, war es gewiß stets ein schweres und auf keine Weise durch irgend einen Trost gemildertes Unheil.

Am tiefsten von allen Mitgliedern der Familie aber waren diesmal Andreas und Helene verletzt, und Beide bemühten sich nicht, ihre innere Erregtheit durch äußere Ruhe oder erheuchelte Gleichmüthigkeit zu verdecken.

Ersterer war, seiner Natur gemäß, in eine Art wilden dämonischen Zornes verfallen, der sich durch sein finsternes Gesicht, seine zusammengezogenen Brauen, seinen fast stechenden Blick und seine energische Haltung verrieth, sonst aber schwieg er, wie es seine Weise war, wenn er sich tief bewegt fühlte, und nur von innerem Grolle verzehrt, beide geballte Fäuste auf den Tisch gelegt, hörte er die lebhaften Gefühlsäußerungen der in ganz entgegengesetzter Art ergriffenen Freundin an.

Anfangs war diese, als man die sichere Ueberzeugung erlangt hatte, daß Henrik entführt sei, und sein Hut in's Haus gebracht wurde, in einen Thränenstrom ausgebrochen, wie ihn noch Niemand zuvor sie hatte vergießen gesehen; aber das war nur der erste natürliche und fast unbewußte Reiz gewesen, der wider ihren Willen ihre Nerven in dieser Richtung durchzuckt hatte. Nachdem sie der Natur ihr Recht gegeben, faßte sie sich wunderbar schnell, und ging, wie von einem unsichtbaren Sturme getrieben, in eine der ersten Regung ganz entgegengesetzte Aufwallung über. Nie hatte sie Andreas und seine Familie so reich an Worten, Gründen und Auslegungen gefunden, nie hatte ihr schönes Auge so zornig geflammt, ihr Busen so heftig gewogt, als sie mit klarer Uebersicht und hinreißender Geistesfülle Henrik's ganzes Verhältniß den Anwesenden entwickelte, wie es sich in ihr nur durch langes Nachdenken und die genaueste Einsicht in seine Lebenslage konnte aufgeklärt haben. Verwundert blickte

Andreas, blickten Alle auf, als sie diese ganz neue Erfahrung machten, denn wo hatte in ihr diese innige Theilnahme für ihren Freund so lange und ruhig geschlummert, wie war sie so plötzlich, gleichsam aus dem Schatten der Nacht auftauchend, hellleuchtend hervorgeblitzt, denn so lieb ihr Henrik nach Aller Meinung auch früher gewesen, daß er so tief in ihrer Neigung saß, so hoch in ihrer Achtung stand, hatte kein Mensch vermuthet.

Als die Familie sich endlich für die noch übrige kurze Nacht getrennt hatte, hörte man Helenen noch lange in ihrem Zimmer auf und nieder gehen, und als sie am nächsten Morgen beim Frühstück schon völlig angekleidet erschien, sprachen sowohl ihre bleiche Wange wie ihr hohles Auge es aus, daß sie die Nacht nicht der Ruhe und dem Schlafe gewidmet hatte. Aber wie sie am Abend vorher heftig, laut und gesprächig gewesen, so war sie jetzt still, beinahe wortkarg, jedoch sah man ihr an, daß ihr Inneres in dunkelen Entschlüssen und geheimen Plänen sich abarbeitete. Eine Art gewaltigen, nur in ihren Augen widerglühenden Trotzes hatte sich ihrer ganzen Seele bemächtigt, und wenn sie ein Mann gewesen wäre und den Störenfried des Hauses in einer Person hätte herausfordern können, sie würde es mit einer Erbitterung, einer Ueberzeugung ihres Rechtes und einem so muthigen Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg gethan haben, wie wohl selten ein ähnlicher Entschluß aus einer Menschenbrust hervorgegangen ist.

Gleich nach dem Frühstück ging sie allein an den Strand hinab. Innerlich brütend und mit großer Selbstüberwindung den seltsamen Grimm ihres Herzens bekämpfend, lief sie hastig auf und nieder, die Augen voll und sprühend auf das stillathmende Meer gerichtet, als hätte sie eine gerechte Forderung daran zu richten, und als erwarte sie, die treulose Welle werde ihre Pflicht erfüllen und den Geraubten wieder herausgeben. Aber das Meer giebt selten lebendig wieder, was es vom Glück und Trost des Menschen fortgespült. Vergebens war ihre Erwartung, wenn sie sie gehegt, vergebens ihr Vertrauen, Henrik werde auf dieselbe wunderbare Weise, wie er verschwunden war, irgend wo wieder erscheinen, denn kein befreundetes Segel zeigte sich, kein Lüftchen, das über die Wasser zog, keine Welle, die über die Kiesel zu ihren Füßen rauschte, gab die geringste Kunde von ihm.

Allmähig aber, als ihr Körper zu ermüden anfing, ihre Schritte langsamer und kürzer wurden, beruhigte sich auch ihr Geist, und als ihre Uhr die zehnte Stunde zeigte, trat sie in ihr Haus, schloß sich in ihr Zimmer ein und schlief einige Stunden. Andreas war unterdeß selbst herabgekommen, um zu sehen, was sie treibe, und um sie wo möglich zu beruhigen und zu bewegen, sich in das unvermeidliche Schicksal zu ergeben, da es doch einmal nicht zu ändern sei. Aber wie wunderte er sich, als er nichts mehr zu beruhigen und zu trösten vorfand. Helene war oder schien durch göttliche Eingebung beruhigt und getröstet zu sein, und nie hatte sie ihn so klar und entschlossen angeblickt, als da er jetzt in ihr Zimmer trat.

»Nun, Helene,« sagte er und drückte ihr warm die Hand, denn wie ihm einst Agathe durch ihre Aufopferung für Friedrich theuer geworden war, so war ihm jetzt auch Helene noch lieber und werther geworden, da er den Antheil sah, den sie an Henrik's Schicksal nahm, – »Nun, Helene, wir sind an einem neuen bedeutsamen Punkt unsers Lebens angelangt – nicht wahr?«

»Wie so?« fragte Helene verwundert.

Andreas staunte und schwieg, denn in dem funkeln- den Auge, welches ihn anblitzte, lag eine so gediegene Fassung und eine so selbstbewußte Geistesschärfe, die allen Kummer, alle Sorge ausschloß, daß der Mann nicht zu begreifen vermochte, wie die kurz vorher so leidenschaftlichen Empfindungen in diesem weiblichen Herzen seinem jetzigen Zustande so schnell hatten Platz machen können. »Ich meine nur,« fuhr er mit scharfer Beobachtung fort, »wir haben Beide einen theueren Freund verloren.«

»Ja – das haben wir, Andreas, aber nicht eigentlich verloren, sondern wir vermissen ihn nur für den Augenblick und werden ihn bald wiederfinden.«

»Hoffen Sie das so bestimmt?«

»Ich fühle es – hier! Man streicht einen Menschen nicht so ohne Weiteres, wie eine Zeile aus einem Buche, aus dem Leben aus.«

»Oh! An's Leben wird man ihm nicht gehen, das fürchte ich auch nicht – aber in einen dumpfen, finsternen, liebeleeren Kerker wird man ihn werfen; Nahrung und Licht wird man ihm entziehen und an allem Uebrigen Mangel

leiden lassen, woran ein Mann wie er seine Freude und seinen Genuß hat. Das ist auch schon bitter genug, und um so bitterer, daß man ihn uns und seiner Freiheit gerade jetzt entriß, wo wir ihn glücklich über alle Klippen seines Lebens hinweggeschafft glaubten.«

»Ja – bitter ist es, schmerzlich, höchst betrübt – aber –«

»Nun, Helene, aber –?«

»Andreas!« rief sie plötzlich und faßte kräftig seinen Arm – »Ich bin auf Alles gefaßt, zu Allem entschlossen – wir müssen Henrik zu befreien suchen.«

Andreas stand betroffen da und blickte sie an, als wollte er sagen: was ist das für eine neue Vision! Hat sie den Verstand verloren? – »Wie wollen wir ihn befreien?« fragte er endlich kleinlaut.

»Das weiß ich noch nicht, aber Gott wird uns schon ein Mittel an die Hand geben und wir haben nur die Augen zu öffnen, um es zu erkennen und dann in Ausführung zu bringen.«

»Wie? Ich verstehe Sie nicht.«

»Nicht? Nun – ich kann doch nicht deutlicher sein – wir *wollen* nicht nur, wir *müssen* ihm helfen.«

»Gewiß, aber *wie*, frage ich?«

»Das wissen wir freilich noch nicht, aber es wird sich uns schon offenbaren. Andreas, ich will Ihnen etwas sagen, was Niemand außer uns Beiden zu wissen braucht, damit man mich nicht verkenne und meine Handlungsweise fälschlich deute. Sie haben mir einst – erinnern

Sie sich noch an unsern damaligen Spaziergang – mitgetheilt, daß Henrik ein Weib liebe, welches seiner würdig sei. Gut denn. Dieses Weib, so vortrefflich oder edel es sein mag, ist vielleicht im Stande, ihm zu helfen – es weiß wahrscheinlich nicht einmal, in welcher Lage er sich befindet – so wollen wir uns denn, so will ich mich selbst an ihre Stelle setzen und in ihrem Geiste, in ihrem Gefühle ihrem Geliebten beizustehen suchen, denn dieser ihr Geliebter ist auch unser Freund, er hat also Anspruch auf unsere Fürsorge, unsere Hülfe.«

»Ah – so!« Und der ernste, erst jetzt vollkommen klar-sichtige Mann that in das Innere dieses seltsamen Weibes einen noch tieferen Blick als je zuvor, und eine kleine helle Wolle schwebte an dem dunklen Horizonte seiner Gegenwart heraus, und er sah wenigstens seines jungen Freundes Geschick in nebelartiger Ferne von einem freundlichen Himmelsstrahle erleuchtet.

»Sie haben Recht,« sagte er endlich, absichtlich das Gespräch in eine andere Richtung lenkend – »wir haben sogar unsererwegen selbst die Verpflichtung, Alles aufzubieten, um unserm Freunde mit allen unsern Kräften beizustehen.«

»Unsererwegen? Wie so? Das verstehe ich nicht.«

»Gewiß, Helene. Wir sind schwer betheilt bei seiner Wegschleppung. Haben Sie das nicht bedacht? Er hatte unsere Gelder, unsere Papiere, unsere Namensunterschrift in Händen. Wenn man ihm diese nimmt, wird man uns ergreifen, wo man kann, und ebenfalls in ein dänisches Gefängniß schleppen.«

Helene blickte ihn mit großen Augen an, als wollte sie seine Seele ergründen, ob diese eben ausgesprochenen Gedanken seine Meinung bestimmt und seine Hilfsleistung bedingt hatten. »Auch uns?« fragte sie lächelnd. »Glauben Sie, fürchten Sie das? Nein, Andreas, das fürchte ich nicht. Henrik wird sich die Schrift, die er auf seiner Brust verwahrt, nicht nehmen lassen.«

»Wenn man sie ihm aber mit Gewalt entreißt, wie dann?«

Helene besann sich einen Augenblick. »Das ist Alles nichts,« sagte sie, »daran denke ich gar nicht, – *meine Person* kommt hierbei gar nicht in Betracht. So engherzig muß man nicht sein, und Sie sind es auch nicht.«

Statt aller Antwort reichte ihr Andreas die Hand und blickte sie zärtlich, liebevoll an, wie er es ehemals bei Agathen nach der Schlacht von Hoptrup gethan.

»Nein,« sagte er warm, »ich bin es auch nicht. Jetzt erst verstehen wir uns ganz. Helfen wir also unserm Freunde, wie und wo wir können, und erwarten wir von Gott das Mittel, das Er uns dazu senden wird. Ein so unbedingtes Vertrauen, wie Sie zu Ihm haben, wird er nicht täuschen wollen! – Und nun, fühlen Sie sich jetzt aufgelegt, mit mir nach Emmerslund zurückzukehren, wo viele Menschen eingetroffen sind?«

»Ah – ist die Einquartierung gekommen?«

»Sie ist schon seit einigen Stunden da.«

»Wohlan denn, ich fühle mich zu Allem aufgelegt, was Sie von mir verlangen. So lassen Sie uns denn gehen.«

Sogleich schloß sie ihr Zimmer zu und folgte dem Freunde nach dem Andreasberge, wo Bewegung und Leben in Fülle herrschte, denn eine halbe Compagnie kampflustiger Vaterlandssöhne war angelangt, um nach Norden zu ziehen und den Feind in seinem eigenen Lande anzugreifen.



Acht Tage waren nun schon seit Henrik's Verschwinden verflossen und keine Kunde angelangt, die irgend einen Aufschluß über sein Verbleiben gegeben hätte, so sehnlich man auch danach verlangte, obwohl man sich nach gründlicher Ueberlegung eingestehen mußte, daß man nicht wisse, woher und durch wen diese Kunde nach Emmerslund gelangen könne. Während dieser, in doppelter Trauer verlebten acht Tage hatte der Kampf der sich gegenüberstehenden Armeen auch wieder zu Lande begonnen und wurde von beiden Seiten mit einer Erbitterung und einem Nachdruck geführt, wie es allemal im Beginne eines neuen Kriegsjahres in den Herzogthümern der Fall war. Wie wir wissen, war diesmal der erste Schauplatz ernstlichen Streites, Eckernförde ausgenommen, Apenrade und seine Umgebung gewesen, und die Dänen hatten schon am 7. April das Feld räumen müssen, indem sie ihre Schiffe aus dem Meerbusen zogen und mit ihren Landtruppen über die jütische Gränze gedrängt würden. Während nun hier ein Theil der schleswig-holsteinischen Armee stehen blieb und den überall weichenden Feind

auf eine Stelle zu bannen hoffte, waren auch die deutschen Hülfsstruppen im Sundewitt thätig gewesen, hatten die Dänen bis dicht an den Alsener Sund gejagt und sich endlich entschlossen, den Feind hinter den Dümpeleer Verschanzungen anzugreifen, da er von selbst nicht aus denselben herauskam. Am 13. April erstiegen die Baiern unter Anführung des Oberstlieutnants von der Tann an der südlichen, und die Sachsen von der nördlichen Seite her die vom Feinde besetzten Höhen, während die Hannoveraner in der Reserve blieben. Mit unwiderstehlichem Bajonettangriff rannten die Baiern die vordersten Posten nieder und besetzten ohne heißen Kampf die südlichen Höhen. Als die Sachsen ihnen nachfolgen wollten, eröffneten die Dänen von ihren Alsener Strandbatterieen und rasch herbei geholten Kanonenbooten ein mörderisches Feuer, welches von den Deutschen kräftig erwidert wurde. Trotzdem das dänische ihnen aber überlegen war, drangen die Sachsen siegreich vor und trieben den Feind in seinen stark befestigten Brückenkopf zurück. So war dieser Schlachttag entschieden; die Dänen waren überall gewichen und die Deutschen behaupteten mit Ausnahme jenes Brückenkopfes das ganze Schlachtfeld.

Der anhaltende Donner der Geschütze an diesem Tage war weit über den Apenrader Meerbusen hinaus geschallt, und die Bewohner von Emmerslund hatten in schwerer Sorge geschwebt, bis sie spät Abends den Sieg der Deutschen erfuhren und nun ihrer Beklemmung Meister wurden; denn es hat etwas das menschliche Gemüth ungemein Niederdrückendes, aus der Ferne den wilden

Kampf toben zu hören und nicht zu wissen, wie er sich endlich entscheidet.

Dennoch aber hatte man über diese ferne Sorge nicht die nähere des Hauses aus dem Gesichte verloren und wiederholt das Gespräch auf Henrik gelenkt. Andreas war bald wieder in das alte Geleise seiner Thätigkeit gerathen, obwohl er im Stillen unausgesetzt Augen und Ohren für die Vorfälle des Tages offen erhielt. Und da war es denn wieder hauptsächlich Helene gewesen, deren Thun und Treiben er beobachtete, deren Miene und Haltung er studirte, wo sie es selbst am wenigsten vermuthete. Im Ganzen war sie sich gleich geblieben, wie sie sich am letzten Tage gezeigt, wo wir sie verließen; sie schien ruhig zu sein, sprach mit Jedermann über die Tagesereignisse, widmete sich oft der Unterhaltung der täglich neu erscheinenden Offiziere, so daß ihr kaum Jemand den inneren Zwang anmerkte, von dem sie selbst ihr Herz zusammengeschnürt fühlte. Erst Abends spät, wenn sie sich in ihr Zimmer zurückzog, las oder schrieb, oder es wenigstens versuchte, gab sie sich schrankenlos ihren Gedanken hin, bis sie endlich, die sonst so lieben Bücher bei Seite legend, den Kopf auf die Hand stützte und ungehört die Seufzer aushauchen konnte, von denen ihr Busen bis zum Zerspringen angefüllt war.

So war der 17. April herangekommen, ein Ruhetag für die marschirenden Truppen, welche die ganze Umgegend von Emmerslund und sogar die kleinen Häuser der drei Seemänner am Strande bevölkerten. Die jetzt anwesenden Schleswig-Holsteiner bildeten die Reserve der

bereits nach Norden gezogenen Armee und waren bestimmt, erst in den nächsten Tagen an die jütische Gränze zu rücken, wo man ein ernstes Zusammentreffen mit dem Feinde zunächst erwartete.

Es war einer der ersten warmen und sonnigen Tage, die der Frühling als Vorboten seines längst erwarteten Einzuges voraussandte, denn die kurz vorhergegangenen waren überreich an abwechselndem Regen, Hagel und Schneegestöber gewesen. Es war gegen elf Uhr Morgens, als Helene und Agathe, von dem blauen Himmel und der linden Luft angelockt, aus dem Hause traten, um einen Spaziergang am Strande zu unternehmen, wo an den vorhergegangenen Tagen Helene nur allein oder mit Andreas auf- und abgewandelt war. Beide waren in ernster Stimmung, wie es wohl nicht anders sein konnte, Agathe aber besonders weich und beinahe gerührt von einer ihr unklaren inneren Bewegung, während Helenens Geist mit muthigster Hoffnung auf irgend ein bevorstehendes wichtiges Ereigniß gerichtet war. Als sie eben den Hof verlassen wollten, erhob der Lieblingshund Agathens, der riesige Castor, den wir schon früher in ihrer Begleitung gesehen, ein so kläglich flehendes Geheul, daß Agathe es nicht über ihr Herz bringen konnte, ihn an seiner Kette zu lassen. Sie schloß ihn also los und erlaubte ihm mitzugehen, worüber er ein frohlockendes Freudengeschrei ausstieß und in gewaltigen Sprüngen auf und nieder flog. Langsam schritten die beiden schönen Gestalten, immerwährend von ihrem treuen Begleiter umkreist, den Berg

hinunter, von manchem beobachtenden Auge der jugendlichen Krieger angestaunt und von Allen ehrerbietig begrüßt. Als sie den Strand erreicht, legte Agathe ihren Arm in den ihrer Freundin und so schritten sie schweigend längs der leise brandenden Fluth hin. Helenens Auge, stets nach der See gerichtet, bemerkte nicht, daß Agathe überaus still und nachdenklich war, denn sie hatte genügend mit ihren eigenen, ihr ganzes Innere erfüllenden Gedanken zu thun. Ihre Wange war etwas bleich, das Auge aber klar, und nur dies von Zeit zu Zeit bebende Lippe verrieth die innere Unruhe, von der sie ohne Unterlaß verzehrt wurde. Und in der That, es nagte ein geheimer Kummer an ihr, den wir heute kennen lernen werden, und von Tage zu Tage wurde der Trieb, ihn von sich abzustreifen, größer und mächtiger in ihrer Seele. Wiederholt hatte sie sich von Agathen den Tag von Hoptrup beschreiben lassen und nach allen Gedanken und Gefühlen geforscht, von denen damals die Freundin so heldenmüthig bewegt gewesen war. Wenn wir aufrichtig sein wollen, so müssen wir gestehen, daß sie Agathen um diesen schönsten Tag ihres Lebens, wie diese ihn selbst nannte, beneidete, so wenig der Neid sonst eine Eigenschaft ihres spiegelklaren Herzens war. Vergebens hatte sie bisher Wünsche und Hoffnungen gehegt, einen ähnlichen Tag erleben und auch zeigen zu können, daß sie einer solchen Aufgabe, wie sie Agathe vollführt, gewachsen wäre. Das war das einzige neidische Gefühl, welches sie bis jetzt in ihrem Leben empfunden, das war der Kummer, der an ihrem Herzen nagte, und sie war fest entschlossen, bei

der nächsten Gelegenheit das vorliegende Beispiel nachzuahmen, und Andreas' Familie einen Beweis ihrer Anhänglichkeit und zugleich ihres Muthes zu geben. Wie das geschehen, in welcher Richtung, zu welchem Behufe sie diesen Entschluß ausführen könnte, das wußte, das bedachte sie nicht, ja das war ihr auch einerlei, denn jede ausnahmsweise Handlung war ihr willkommen, wenn sie nur ihrem gehobenen Geiste, ihrer von jugendlicher Schnellkraft emporgetragenen Seele entsprach.

Mit diesen räthselhaften und ächt weiblich-schwärmerischen Gedanken auch jetzt, während des Spazierganges beschäftigt, fiel ihr plötzlich Agathens Schweigen auf; sie wandte den Kopf nach ihr hin und sah, wie die Freundin, das blasse Gesicht zu Boden geneigt, ebenfalls von geheimen Gedanken bedrückt, neben ihr herschritt. »Was mag sie wohl denken?« fragte sie sich, und augenblicklich sprach sie diese Frage laut und liebevoll aus.

Agathe erhob ihr sinnendes Auge, erröthete leicht und blickte sie wieder fragend an. »Was ich denke?« fragte sie leise. »Vielleicht dasselbe, Helene, was Du denkst.«

»Das glaube ich nicht. Was stellst Du Dir denn vor, was ich gedacht habe?«

»Soll ich aufrichtig sein, liebe Helene – ja?«

»Wie immer, hoffe ich. Sprich Dein ganzes Herz aus, Agathe. Niemand stört und hört uns – das meinige soll Dir auch nicht verborgen bleiben.«

Agathe erröthete nun vollends und sagte leise: »Ich glaube, Du hast im Stillen gedacht: wo mag Er wohl jetzt sein?«

»Aha! Also das hast *Du* gedacht. Nun ja, das denke ich immer, mein Kind, obwohl zwischen Deinen und meinen Gedanken dabei ein kleiner Unterschied obwaltet.«

»Wie so?« fragte Agathe verwundert.

»Nun, wenn *Du* denkst: wo mag Er wohl sein? so hast Du doch Deinen Geliebten dabei im Sinne.«

»Meinen Geliebten, Helene? Ich bitte Dich – verwunde nicht mein Herz so tief – Friedrich ist nur mein Bruder!«

»Du Thörin! Mir so etwas zu sagen! Allerdings ist Friedrich Dein Bruder, aber dennoch in Deiner Seele so weit davon entfernt, daß man ihn, glaube ich, viel richtiger als Deinen Geliebten bezeichnen kann. Denn daß Du ihn liebst, herzlich, innig liebst, mehr, viel mehr als man einen Bruder liebt, das wirst Du mir doch nicht verhehlen wollen.«

Agathe seufzte und beinahe kam eine Thräne in ihr blaues Kinderauge. »Ja,« sagte sie mit festem, energischem Tone, der die ganze Kraft und Fülle ihrer Liebe aussprach, »ich liebe ihn, ich gestehe es, ich muß es gestehen, wenn ich aufrichtig sein will. Aber er – ach, Helene, er liebt mich nicht.«

»Nicht? Meinst Du? Nun wohlan, warte noch eine Weile, und Du wirst es so genau wissen, wie ich es weiß.«

Agathe drückte lebhaft Helenens Arm und fragte heftig: »Was weißt Du?«

»Daß er Dich wieder liebt – ich habe es Dir schon so oft gesagt, daß Du es endlich glauben kannst.«

Agathe schwieg, wischte sich mit ihrem Tuche das feuchte Auge, wandte ihren Kopf ab und lächelte heimlich, denn sie war in diesem Augenblicke glücklicher, als sie selbst wußte. »Wir kommen aber von unserm Gespräche ab,« sagte sie gleich darauf – »Du wolltest mir sagen, was für ein Unterschied zwischen uns Beiden ist, wenn auch Du den Gedanken hattest: wo mag Er wohl jetzt sein?«

»Ja – siehst Du – das ist etwas durchaus Anderes. Ich dachte allerdings, wo Henrik sein mag, aber er ist weder mein Bruder, noch mein Geliebter; er ist allein, was er auch stets nur bleiben wird – mein Freund.«

Agathe stand still, lächelte Helene schelmisch an und versetzte fröhlich: »Nun ja, was Du so nennst! Umsonst verzehrt man sich nicht um das Wohl eines Freundes, und magst Du mir immerhin gestatten, ihn Deinen recht zärtlich geliebten Freund zu nennen.«

»Nein, nein, nein!« rief Helene mit gesteigertem Feuer; »Du irrst Dich, Mädchen, das ist er nicht, das ist er wahrhaftig nicht. Aber, um auch ganz aufrichtig gegen Dich zu sein, es zieht mich ein dunkles, unbestimmtes Gefühl, von dem ich mir eigentlich keine Rechenschaft geben kann und was sicherlich nicht Liebe ist, wie Du sie hegst, zu Henrik hin und macht meine Besorgniß um sein Schicksal rege.«

»Nun ja, das ist es ja. Du liebst nicht, wie ich liebe, sondern nach Deiner Art, wie jedes Weib für sich liebt – Dein dunkles, unbestimmtes Gefühl, von dem Du Dir keine Rechenschaft geben kannst, ist eben *Deine* Liebe.«

Helene erröthete jetzt so stark, wie vorher Agathe erröthet war, aber vielleicht mehr aus Unwillen, daß sie sich Agathen nicht verständlich machen konnte, als weil sie sich im innersten Herzen von ihren Worten getroffen fühlte. »Denke Dir, was Du willst,« sagte sie ernst, »Du hast mich doch nicht begriffen und ich kann mich Dir auch nicht deutlicher machen – ich bin nicht ruhig genug dazu, denn ich habe Vieles auf der Seele, was ich nicht in Worte kleiden kann – aber sieh, wonach schauen da unsere Freunde?«

Die beiden Frauen hatten sich während ihres Gesprächs dem Epheuhaus genähert, vor dem, auf drei hinausgetragenen Stühlen stehend, die Capitaine eifrig durch ihre Gläser nach dem Meere schauten, während einige Soldaten, die bei ihnen im Quartiere lagen, am Strande standen und ebenfalls nach Osten blickten.

»Guten Morgen, Bardow, alter Bardow!« rief Helene schon von Weitem – »Was macht Ihr da? Seht Ihr ein Schiff?«

Die drei alten Capitaine waren seit Henrik's Entführung durch die Dänen gegen die Damen des Hauses, ja selbst gegen Andreas, etwas kleinlaut geworden; die nächtliche Ueberrumpelung, während sie auf der Wacht standen, hatte sie tief gekränkt, und sie hatten schon mehrmals geäußert, eigentlich sei ihre Ehre tief verletzt und sie müßten eine große That verrichten, um sie wieder herzustellen. Zugleich mit diesem gekränkten Ehrgefühl war eine nie empfundene Erbitterung in ihr Gemüth

eingezogen und sie hatten geschworen, wenn sie jetzt etwas gegen die Dänen ausführen konnten, würden sie es auf Kosten ihres Blutes und Lebens wagen.

»Ha!« rief der alte Bardow griesgrämig zurück – »Was wir sehen, meine Damen! Was können wir anders sehen, als so ein vertracktes Ding von Schiff, was da eben an den Warnitz-Kopf heransegelt – da – da ist es. Wenn wir nur gleich hier die Warte bei der Hand hätten oder wenigstens in Eurem Zimmer oben ständen, wir würden es bald besser in's Auge fassen können.«

»So kommt schnell hinauf!« rief Helene. »Ich werde Euch das Zimmer aufschließen lassen, welches nach Osten liegt.« Und schon war sie in's Haus getreten und hatte ihrem Diener, der vor wie nach dasselbe bewohnte, ihre Befehle gegeben. Bald waren ihr und Agathen die drei Capitaine gefolgt und standen nun in dem geöffneten Fenster und schauten neugierig durch ihre Gläser, während die beiden Frauen mit wechselndem Verlangen dem in der Ferne auftauchenden Schiffe entgegensahen.

»Bei'm Teufel!« rief plötzlich der alte Kühlwetter frohlockend – »Es ist ein Schooner – jetzt hab' ich seine zwei Maste – der verfluchte Nebel dahinten aber läßt mich gar nicht sicher an ihn herankommen. Ah! den Burschen sollt' ich kennen – aber die Takelage ist mir fremd – Mevissen, was sagst Du dazu?«

»Warte noch einen Augenblick,« erwiderte der bedächtiger lange Freund, »es ist allerdings ein Schooner, aber mehr kann ich auch nicht sagen – er ist jedenfalls neu getakelt, das sieht ein Kajütenjunge.«

Plötzlich schrie der alte Bardow: »Halloh! Jetzt hab' ich's weg! Gewiß kennen wir den Burschen. Es ist derselbe, der neulich den Offizier an's Land setzte, der oben im Hause nach Waffen suchte.«

Helens Busen hob sich krampfhaft; sie drückte Agathens Arm so fest, daß diese einen lebhaften Schmerz empfand.

»Nein!« rief der alte Bardow gleich darauf – »Er ist es doch nicht – ich habe einen falschen Knoten gemacht – es fehlt der weiße Strich – aber ein Schooner ist es.«

»Dann ist es vielleicht der verfluchte Brander selbst, der unsern Freund Paulsen geholt hat,« bemerkte Kühlwetter.

»Wie?« stöhnte Helene und sprang dicht zwischen die drei Männer, deren Körper sie mit ihren elastischen Gliedern berührte, ohne es zu wissen. »O, seht genau hin, Ihr Männer – irrt Euch nicht – ist er es oder ist er es nicht?«

»Sachte, sachte, Madamchen,« sagte Kühlwetter vertraulich. »Das kann man so bestimmt nicht sagen. Wenn es ein Pferd wäre oder ein Kameel, dann könnte man das Ding gleich bei seinem Namen nennen, aber es ist ein Schiff, ein Schooner, und alle diese Seehunde sehen in der Ferne und noch dazu im Nebel gleich grau aus.«

Was Helene in diesem Augenblicke dachte und fühlte, durfte nicht schwer zu enträthseln sein. »Es ist Henrik!« jubelte es in ihr – »sie bringen ihn zurück,« frohlockte ihr Herz. »Doch nein,« erwiderte der kühlere Verstand – »das werden sie nicht – so höflich sind die Dänen nicht – o,

was man thöricht ist, wenn man wie im Strudel zwischen Furcht und Hoffnung umhergetrieben wird.«

»Er kommt heran!« sagte jetzt Mevissen ernst, setzte sein Glas ab und gab einem tiefen Seufzer die Freiheit.

»Na warte!« rief Kühlwetter und trippelte halb vor Ungeduld, halb vor Wuth mit den Füßen, daß man im unteren Stockwerk hätte fürchten können, die Decke breche zusammen. »Willst Du Dir wieder einen Jemand holen, so sollst Du uns diesmal bei Laune finden. Wir haben uns ein Wörtchen in's Ohr zu sagen, mein Lieber!«

»Da, da!« jauchzte der alte Bardow. »Jetzt bricht er aus dem Nebel hervor. Er hat viel Leinwand ausgehängt und giebt sich Mühe, stramm an den Wind zu kommen. Aber er ist unsicher, der Bursche, als wenn er kein gutes Gewissen hätte. Nur herein, nur herein, Gevatter – wir haben diesmal Musketen in Fülle für Deine Jungen!«

Während dieses Gesprächs im Hause hatten sich die in den drei Strandhäusern einquartierten Schleswig-Holsteiner am Strande versammelt und schauten ebenfalls nach dem näher kommenden Schiffe aus. Jetzt aber trat ein Offizier heran und rief ihnen einen Befehl zu. Augenblicklich gehorchten sie, eilten in ihre Wohnungen, holten ihre Gewehre hervor und stellten sich in getrennten Abtheilungen hinter den Häusern auf.

Unterdessen hatte der Schooner, den man jetzt schon mit bloßen Augen ziemlich deutlich bestreichen konnte, die zunehmende Südbrise benutzt und kam mit allen Segeln, die der schwache Wind aufblasen konnte, in die

Bucht gelaufen. Aber er hielt sich gleich weit von beiden Ufern entfernt, wohl wissend, daß jedes derselben mit feindlichen Truppen besetzt sei. Langsam aber stätig fortsegelnd kam er näher und näher, endlich aber holte er bei und blieb in der Mitte der Wasserbreite gerade Bardow's Hause gegenüber liegen. Dieser und mit ihm die anderen Capitaine waren keck vor das Haus getreten und betrachteten neugierig das ihnen seltsam scheinende Manöver des Schiffes, welches in der Entfernung, in der es jetzt lag, nicht sehr gefährlich werden konnte. Plötzlich flog am Fockmast des Schooners ein großes weißes Tuch in die Höhe und unmittelbar darauf wurde ein Boot herabgelassen, in welches einige Männer stiegen. Auch dieses hatte die Parlamentärflagge aufgehißt und ruderte jetzt vorsichtig und langsam dem Lande zu.

»Er will wieder sprechen,« sagte der alte Bardow lustig; »was wird er uns für ein neues Märchen aufzubinden haben? Nun, Kühlwetter, Du wolltest ihm ja ein Wörtchen in's Ohr flüstern und bist doch so mausestill? Willst Du mein Rohr haben, um ihn anzubraien?«

»Ich habe mein Rohr im Munde, er soll mich schon verstehen – brüllen will ich wie ein Seestier – hollah!« Und er gab einen Ton von sich, daß ein Baum vor Schreck hätte umfallen können.

Das Boot war jetzt etwa 400 Schritte vom Lande entfernt. Da hielt es, und ein Mann, der vorn im Buge stand, schwenkte ein weißes Tuch in der Luft.

Helene athmete so laut, daß Agathe sie verwundert von der Seite anblickte, obgleich auch sie eben nicht ruhig war. Jene hatte ein Fernrohr zur Hand genommen und wollte hindurchblicken, aber ihre Finger zitterten so stark, daß es unmöglich war.

»O Bardow – Köhlwetter – Mevissen!« – rief sie aus dem Fenster hinab – »ich bitte Euch, seht durch Euer Glas, ob ein Bekannter im Boote ist.« Und mit der Hand nach dem Herzen fahrend und den Kopf weit zum Fenster hinausbeugend, lauschte sie mit allen Sinnen auf die Antwort, die sie sehnsuchtvoll erwartete.

Alle drei Seeleute hatten auf diesen Zuruf scharf nach dem Boote geschaut, drehten sich aber mit einem Male herum und schüttelten die Köpfe.

Helene wurde still wie ein Bild von Stein, und eben so bleich, wie sie kurz vorher glühend gewesen war.

»Winket doch wieder!« rief jetzt Agathe hinab, da sie sah, daß der Mann im Boote, welches noch immer still hielt, mit dem Tuche fortwährend wehte. Auch erhob sie sogleich ihr eigenes Tuch und fächelte in der Luft damit, während Helene die Hände am Leibe behielt, als wären sie gelähmt. Die drei Seemänner zogen jetzt ebenfalls ihre Taschentücher hervor und breiteten sie im Winde aus. Und obgleich sie roth und blau gewürfelt waren, so hatte das Boot sie doch für Friedensflaggen gehalten und ihre Einladung verstanden. Es ruderte näher heran und hielt hundert Schritte vom Lande wieder still, worauf der junge Mann, der vorn im Buge stand, sein seemännisches ›Halloh‹ rief.

»Was giebt es?« fragte Kühlwetter's Trompetenstimme.

»Ist der Capitain Andreas Burns bei der Hand?«

»Wen will er sprechen?« rief Helene, die schon an den Strand gelaufen war, da sie plötzlich wieder Leben in sich fühlte.

»Nein!« antwortete der redewechselnde Capitain. »Nein, er ist nicht hier – was wollt Ihr von ihm?«

»Ich habe eine persönliche Bestellung an ihn auszurichten. Kann er nicht rasch gerufen werden?«

»Das geht so schnell nicht – wir sind aber seine Freunde, und das da ist seine Tochter – sagt uns, was Ihr zu sagen habt.«

»Meine junge Dame!« rief der Mann aus dem Boote mit freundlicher Stimme herüber und schwenkte höflich seinen Hut – »Sind Sie die Tochter des Capitains Andreas Burns?«

»Ja!« sagte Agathe mit so leiser Stimme, daß sie nicht bis zum Boote hinüberdrang, aber sie nickte dabei und schwenkte verständlich genug ihr Tuch.

»Ich habe meinen Auftrag in einen Brief verschlossen,« rief der junge Mann, »für den Fall, daß ich den Capitain nicht persönlich sprechen konnte. Geben Sie ihm denselben. Aber wie soll ich ihn in Ihre Hände liefern?«

»So kommt doch heran!« brüllten die drei Capitaine und winkten wie drei eifrig arbeitende Telegraphen mit den Armen.

»Das ist mir nicht gestattet. Habt Ihr kein Boot?«

»Ihr habt sie uns ja genommen – seht Ihr, wie dumm das war!« rief der alte Bardow zurück.

»Halt!« rief Agathe mit einem Male – »Lassen Sie ihn den Brief hochhalten und zeigen, dann soll er ihn in's Wasser werfen und der Hund soll ihn holen.«

»Das ist ein prächtiger Vorschlag!« riefen die alten Capitaine, und augenblicklich verdolmetschte ihn Köhlwetter den lauschenden Leuten im Boote.

Der junge Däne lächelte, denn er sah schon, wie die große Dogge herbeigerufen wurde und bereits bis zur Brust in den Wellen stand.

»Hollah, Castor, faß, faß, dort!« rief Agathe und deutete mit der Hand auf das Wasser hin. Der Hund sprang sogleich weiter vor, durchdrang mit seiner breiten Brust die rieselnden Wellen und da der Brief ihm geschickt entgegengeschleudert wurde, als er dicht bei dem Boote war, faßte er ihn bald und brachte ihn wohlbehalten an's Land.

Allgemeiner Jubel, vom Boote und vom Lande her, mischte sich miteinander. Dann grüßte der junge Mann, die Ruder seiner Matrosen senkten sich und das Boot flog wie ein Pfeil dem Schooner entgegen, der wieder alle Segel beisetzte und nach Apenrade hinaufsteuerte.

Schon aber war der durchnächste Brief in Agathens Hand gelangt. Helene, die vorher so heftig gezittert hatte, schritt jetzt fest an ihrer Seite, während sie nach dem Hause gingen, und hatte die Hand schon nach dem Briefe ausgestreckt.

»Rasch, rasch, Agathe,« rief sie ungestüm, »komm hinauf in mein Zimmer, den Brief müssen wir sogleich lesen.«

»Wie, Helene, er ist ja an meinen Vater gerichtet.«

»Wohl, aber ich will es verantworten. Er ist von Henrik – ich kann es beschwören.«

»Ha!« rief auch Agathe frohlockend – »Wäre es möglich!« Aber Helene hatte den Brief schon aus ihrer Hand genommen ihn vorsichtig geöffnet und las nun folgende Worte:

Herr Capitain! Ihr Freund Henrik Paulsen ist wohlbehalten in Kolding angelangt. Dort sitzt er im Gefängniß. Ich habe ihm mein Wort gegeben, Ihnen diese Mittheilung zu überbringen und hiermit löse ich es.

*Harald Ibsen,*  
Schiffsarzt des Neptun.

»In Kolding!« sagte Helene mit langgezogenem Seufzer – »Also in Kolding! Siehst Du – und im Gefängniß – natürlich – aber wie, in Kolding, in Kolding?« Und plötzlich zusammenzuckend – als hätte sie ein Blitzstrahl berührt, schrie sie laut auf, fiel Agathen, die nicht wußte, was geschehen, um den Hals und brach in lautes Schluchzen aus.

»Aber mein Gott, Helene, was ist Dir?« fragte Agathe staunend.

»Was mir ist? O Agathe – ich freue mich – freue Du Dich auch – ich habe ja einen Verwandten in Kolding – weißt Du nicht? – Zu dem muß ich augenblicklich – er ist ein mächtiger Mann!«

»Du mußt nach Kolding?« fragte Agathe langsam, vor Erstaunen kaum zu sich kommend.

»Frage nicht, sondern folge mir. – Da, hier, schließen wir das zu – meine Wäsche ist oben, Geld auch – so, so – das ist das Mittel, welches mir Gott gesandt hat, und ich muß es erfassen, wie ich mir zugeschworen habe!« Alles rasch zusammenraffend, was ihr in die Hände kam, schloß sie darauf die Thür, gab dem alten Bardow die Schlüssel und befahl ihrem Diener, sich augenblicklich zu einer Reise zu rüsten und ihr dann nach Emmerslund zu folgen.



Beinahe laufend, so daß sie bald athemlos war, mußte Agathe neben Helenen den Berg hinauf schreiten, die, Seele und Geist nur von einem einzigen Gedanken erfüllt, wie von unsichtbaren Flügeln gehoben dahin schwebte. Mit Verwunderung schaute sie die selbst so schöne Agathe an, denn ihre Freundin schien sich plötzlich vor ihren Augen verjüngt zu haben. Ihre sonst so ruhig und stolz getragene Gestalt war von einer elastischen Beweglichkeit belebt, die ihr vielleicht nur in ihrer frühesten Jugend eigenthümlich gewesen war und ihre Gesichtszüge waren mit dem Ausdruck einer Begeisterung überhaucht, die ihrer ganzen Erscheinung einen wahrhaft bezaubernden Reiz verlieh. So traten sie in Emmerslund bei Gertrud ein, neben welcher Andreas ruhig saß und irgend eine häusliche Angelegenheit besprach. Als Helene, wie wir sie eben geschildert, in's Zimmer stürzte

und Agathe athemlos hinter ihr her kam, sprang der Capitain auf und trat ihnen entgegen, denn er vermuthete sogleich etwas Ungewöhnliches, erkannte aber zugleich aus der Miene der beiden Frauen, daß es eher etwas Neues als Unheilvolles sei.

»Nun,« sagte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe, »Ihr seid ja Beide außer Athem – und dabei so aufgereggt? Was giebt es?«

»Da, da – leset!« hauchte Helene hervor, reichte ihm den offenen Brief hin, der noch naß vom Seewasser war und sank dann auf einen Stuhl, um zu sich selbst zu kommen.

Andreas las langsam und wiederholt die wenigen Zeilen; je öfter er sie aber las, um so weniger vermochte er zu begreifen, wie eine so natürliche Sache eine so ungewöhnliche Aufregung veranlassen konnte. »Das haben wir ja gewußt,« sagte er endlich, »nur daß es gerade Kolding ist, wo man ihn festhält, ist neu dabei. Was nun?«

»Was nun?« fragte Helene, indem sie von ihrem Sitze aussprang und sich zu ihrer vollen Höhe erhob. »Und das fragen Sie so gleichmüthig?«

»Nicht gleichmüthig, Helene, aber ich betrachte die Sache als eine bekannte. War sie Ihnen denn nicht bekannt? – Wie ist der Brief in Eure Hände gekommen?«

Agathe belehrte ihn mit kurzen Worten, während Gertrud die Zeilen des dänischen Arztes las.

»Was also nun?« fragte er noch einmal, und sah mit festem Blicke Helenen an, die allmählig wieder zu ruhigerer Besinnung zurückgekehrt war.

»Das will ich Euch sagen,« fuhr Helene mit gemäßigtem Eifer fort. »Es ist nicht gleichgültig für uns Alle, daß Henrik sich in Kolding befindet, durchaus nicht, und für ihn und mich am wenigsten. Denkt Ihr denn nicht daran, daß der Oheim meines unglücklichen Mannes,« – es war das erste Mal seit Jahren, daß Helene von diesem öffentlich sprach – »der Conferenzzrath Parrhisius in Kolding wohnt!«

»Freilich, es ist wahr, Helene – aber was hilft unserm Henrik das?«

»Was es ihm hilft? So viel, daß jetzt die Möglichkeit vorliegt, ihm zu helfen, ihm seine Gefangenschaft zu erleichtern, ja, ihn wo möglich daraus zu befreien.«

»Wie wollten wir das möglich machen?«

»Ganz einfach dadurch, daß ich noch heute nach Kolding fahre, meinen Oheim aufsuche und ihn von unserm Wunsche in Kenntniß setze.«

»Helene!« sagte Andreas mit großer Ruhe, und doch sah er schon ein, daß sein Rath zu spät kam, denn daß Helene bereits einen festen Entschluß gefaßt, ging aus ihrem ganzen Wesen hervor. »Helene, Sie wollen nach Kolding? Jetzt, wo unsere Truppen dicht davor liegen und es vielleicht in diesen Tagen angreifen werden?«

»Gerade jetzt; meine Reise dahin wird dadurch um so gefahrloser sein. Es ist auch nicht das, warum ich Sie bitten will.«

»Und um was bitten Sie denn?«

»Um Ihren kleinen Wagen, ein paar gute Pferde und einen zuverlässigen Kutscher – um weiter nichts.«

»Wie, Helene, verstehe ich Dich recht?« fragte jetzt Gertrud ernsthaft, während Andreas sich Helenens Forderung innerlich schon zu fügen begann – »Du willst wirklich nach Kolding? Bedenkst Du auch, daß Du eine Frau bist und daß Frauen nicht an einen Platz gehören, der für Männer selbst gefährlich ist?«

»Gertrud,« sagte Helene mit einer nachdrücklichen Festigkeit, die von ihrem unerschütterlichen Entschlusse Zeugniß gab – »jetzt ist nicht die Zeit, daran zu denken, daß wir Frauen sind und daß ein Ort auf der Welt größere Gefahren als ein anderer bietet. Oder hast Du einen so schwachen Begriff von dem Geschlechte, welchem Du selber angehörst, daß Du es nur zu Haushälterinnen und Nätherinnen herabgewürdigt wissen willst? Ist eine Frau nur dazu da, im Kriege, den freilich die Männer hauptsächlich ausfechten, Charpie zu zupfen, dann und wann einen Verwundeten zu pflegen, ihr Vermögen zum Besten ihrer Landsleute hinzugeben und zu dem Himmel zu beten, daß er Alles zum Besten lenke? Nein, ich habe einen anderen Begriff von unseren Pflichten. Auch wir müssen helfen, retten, wo wir es vermögen, und wenn wir auch nicht den Säbel in die Hand nehmen können, so dürfen wir wenigstens nicht unsere Person hinter dem Ofen verbergen, um in Gemächlichkeit den Ausgang abzuwarten, wenn wir mit dieser Person etwas Gutes auszurichten im Stande sind. Oder sind wir Weiber nur dazu geschaffen, allein unseren Gefühlen zu leben und in Angst und Sorgen unsere Herzen verweilen zu lassen? Dürfen wir uns

nicht zu Thaten emporschwingen, zu denen uns Gott den Gedanken, den Muth und die Befähigung gegeben hat?«

Gertrud schwieg und blickte zu Boden; auch sie sah ein, daß Helene auf ihrem Kopfe bestand, und sie kannte sie hinreichend, um sie für fähig zu halten, ihren Worten durch die That Nachdruck zu geben. Andreas dagegen schritt langsam und überlegend im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor Helenen stehen, blickte sie fest und klar an und sagte: »Ich werde Sie begleiten, Helene!«

»Das werden Sie nicht. Sie würden in Gefahr sein, auf diesem Wege in die Hände der Dänen zu fallen und Henrik's Loos zu theilen, statt es zu erleichtern. Sie gehören in Ihr Haus, in Ihre Familie – ich besitze keins von beiden – meine Sorge ist und darf dem Allgemeinen gewidmet sein.«

»Dieses Allgemeine aber heißt Henrik Paulsen!« dachte Andreas, und eine mächtige Blutwelle trat aus seinem Herzen in seine Wangen und er reichte Helenen zustimmend die Hand.

»Sie hat Recht,« sagte er zu den beiden anderen Frauen, »wir dürfen ihr nicht widerstreben. Sie will es und sie wird es vollbringen, was sie für gut und recht erkannt hat.«

»Ich würde es auch thun!« rief jetzt Agathe stolz, und umschlang die Freundin mit ihren Armen.

Gertrud fing an zu weinen und verließ das Zimmer, da sie sah, daß sie überstimmt war.

»Nun, Andreas, wollen Sie mir meine Bitte erfüllen?« fragte Helene.

»Ja, das will ich – aber ich habe eine Bitte dagegen, auf die ich bestehe, wie Sie auf die Ihrige. Heute reisen Sie nicht – erst morgen mit Anbruch des Tages. Sie können mit den Reitern zugleich abgehen, die vorher angelangt sind und dasselbe Ziel haben wie Sie. So werden Sie sicher gehen und uns zugleich beruhigt zurücklassen.«

»Aber komme ich denn morgen mit denselben Pferden nach Kolding?«

»Dafür lassen Sie mich sorgen. Um elf Uhr sind Sie in Hadersleben. Um zwölf fahren Sie nach Kolding, wo Sie Nachmittags eintreffen, denn ich werde Ihnen meine besten Pferde geben.«

So war es beschlossen und so wurde es in's Werk gesetzt. Ein kleiner Koffer wurde bald mit dem Nothwendigsten versehen. Hans Blachmann wurde zum Kutscher erkoren, und da er sogleich einwilligte, als man ihn rief und ihm sein Benehmen vorzeichnete, so mußte er eine Livrée Ernst Baring's, des Dieners Helenens, anziehen. Schon Nachmittags war Alles im Stande; die Dragoner, welche auch nach Hadersleben abgingen, wurden von der Begleitung der Dame benachrichtigt und ihr Führer versprach, dafür zu sorgen, daß Helene unbehindert bis zu den Vorposten käme. Weiter konnte er nichts versprechen und Helene war damit vollkommen zufrieden. Nie aber war ihr ein Abend länger in der so theuren Familie geworden als der, welcher diesem Tage folgte. Sie hatte keine Ruhe mehr. Jeden Augenblick sah sie nach der Uhr und rechnete im Stillen. Nach dem Abendessen hatte sie mit Andreas noch eine geheime Unterredung,

die sich auf Henrik und die Papiere bezog, die dieser hoffentlich noch bei sich trug. Damit war Alles abgemacht und es lag nur noch eine kurze Nacht zwischen dem Entschluß und seiner Ausführung, und auch diese ging wie alle unruhigen Nächte endlich vorüber. Morgens vier Uhr war Alles im Hofe munter. Die Pferde wurden angeschirrt und vor die leichte Chaise gespannt. Es gab eine zährenreiche Abschiedsscene zwischen den Frauen, von denen Helene sich allein ruhig und gefaßt bewies. Um fünf Uhr saßen die Dragoner auf und ritten zum Hofe hinaus; Helene stieg mit ihrer Jungfer Käthe in den Wagen, Ernst Baring setzte sich neben Hans Blachmann auf den Bock und fort ging es im scharfen Trabe den Reitern nach. Da ließ auch Andreas seinen Schimmel herausführen, denn er hatte sich vorgenommen, der Freundin bis Habersleben das Geleit zu geben. Im Galopp sprengte er ihr nach und hatte sie bald auf dem sandigen Wege eingeholt.

#### ZEHNTES KAPITEL. DIE REISE NACH KOLDING.

Der Tag, an welchem Helene diese unvorhergesehene Reise antrat, der 18. April 1849, war von der launenhaften Aprilsonne nicht so glanzvoll erleuchtet, wie der vorhergehende; im Gegentheil hatten trübe Wolken den blauen Himmel verhüllt und schütteten von Zeit zu Zeit ihren Reichthum an Feuchtigkeit in Gestalt von Hagelschauern, Regengüssen und Schneegestöber auf die kalt und beklommen ruhende Erde, herab. Hinter ihren Fenstern aber trocken und warm sitzend, fühlte Helene von

allen diesen Stürmen der Elemente nichts; ihre Gedanken waren ihrem Leibe schon weit vorausgeeilt und lebhaft beschäftigt, die einfachste Art und Weise zu ersinnen, wie sich der edle Vorsatz, den sie mit kühner Brust ergriffen, am besten in Ausführung bringen lassen werde, ohne sich, selbst dem Oheim gegenüber, eine Blöße zu geben. Nur ging ihr die Fahrt viel zu langsam von Statten, denn da die Reiter, die vor ihr ritten, nicht immer traben konnten, mußte auch sie oft im Schritt hinterher ziehen, und das war für die Gährung ihres Innern, wo Alles im Galopp vorwärts drängte, ein quälender Schneckengang. Dennoch aber kamen sie allmählig vorwärts und schon halb elf Uhr, nachdem sie nur einmal eine halbe Stunde gerastet, langten sie in Hadersleben an, wo Andreas den Wagen zu einer befreundeten Familie geleitete, dann aber Rücksprache mit einigen Offizieren nahm, die für die sichere Weiterbeförderung der Reisenden sogleich zu sorgen versprachen. Auch hierin begünstigte sie der Zufall. Eine Schwadron Dragoner sollte die Vorposten vor Kolding ablösen; der zugführende Offizier verhielß Alles, was er verbeißen konnte, und um zwölf Uhr Mittags setzte sich der Zug in Bewegung, nachdem Andreas Helenen den glücklichsten Erfolg gewünscht hatte und nach Emmerslund zurückgekehrt war.

Jetzt war Helene also allein mit ihrem Vorhaben, und nun mußte sich zeigen, ob sie wirklich gegen alle Ereignisse so fest gepanzert war, wie sie sich selber vorgeredet hatte. Aber die Begeisterung, die bei schwachen Naturen oft eine rasch auflodernde und dann um so schneller

wieder verschwindende Flamme ist, war bei ihr, in deren Herzen Metall war, dauerhaft und wuchs sogar mit der Gefahr, und nur eine einzige Anwendung von Besorgniß und Unruhe hatte sie noch zu bestehen. Und diese betraf gerade Denjenigen, um dessenwillen sie das kühne Vorhaben unternommen hatte. Was würde er selbst sagen oder vielmehr über ihre Handlungsweise denken? fragte sie sich wiederholt. Würde er darin nicht eine unweibliche Einmischung in sein Schicksal erkennen und ihren so rasch ausgeführten Schritt als einen unüberlegten tadeln? Nein! sagte Helene fest, das wird Henrik nicht. Aber wenn er nun darin eine Darlegung von Gefühlen sähe, die sie selbst nicht für ihn hätte, wie dann? Wenn er nur Derjenigen, die, wie Andreas ihr gesagt, über sein Herz und seinen Geist allein gebot, die Freiheit gestattete, so zu handeln, wie sie handelte – wie dann? Das war allerdings ein kritischer Punkt, an dem sie lange mit bangem Herzklopfen hing. Endlich aber hatte sie auch dafür einen Ausweg gefunden. Meine Reise nach Kolding, sprach sie sich vor, kann auf eine doppelte Weise eine ganz natürliche sein. Erstens können mich Familienangelegenheiten dahin rufen, denn ich habe ja einen alten Oheim daselbst, wie auch Henrik weiß, der nach mir verlangt. Sodann aber, wenn er das nicht glaubt, da ich so selten von diesem Oheim gesprochen, werde ich ihm sagen, meine Besorgniß, durch die Papiere, die er bei sich trägt, in Verlegenheit zu gerathen, habe mich zu dem sonderbaren Schritte bewogen, nur ich allein konnte ihn unternehmen, da ich zumeist dabei betheilt bin,

Andreas sein Haus und seine trauernde Gattin nicht verlassen konnte und kein Anderer in das Geheimniß eingeweiht werden durfte. – So wird es gehen, so muß es gehen, sagte sie schließlich, gleichsam über ihren Erfindungsgeist triumphirend, und als sie erst so weit gekommen war, öffnete sie ihre Augen für die Außendinge, die sie umgaben, und die allerdings dazu angethan waren, die Aufmerksamkeit eines weiblichen Auges auf sich zu ziehen, denn sie waren ihr alle neu und ernsthaft genug. War schon der Weg von Emmerslund nach Hadersleben mit marschirenden Truppen, Artillerie, Bagagen und Ordonnanzen bedeckt, so schien hinter Hadersleben eine wahre Völkerwanderung zu beginnen, die oft ihren Wagen stocken machte und sie länger aufhielt, als sie gewünscht hätte. Auf beiden Seiten des Weges zeigten verlassene Nachtlager, rauchende Holzstücke und niedergetrete Waldstellen, daß Truppen daselbst die Nacht im Bivouak zugebracht hatten; Zufuhren jeder Art, Wagenreihen ohne Ende, Pferde, Menschen, Kriegsmaterial allerlei Gattung wurden vorwärts geschafft, und ein Gewoge, ein Treiben, ein Drang nach Kampf und Sieg machte sich in jeder Bewegung bemerklich, wie Helene sie kaum erwartet hatte.

Aber immer langsamer ging es jetzt vorwärts, denn man näherte sich der Gegend der Königsau, von der man erfahren hatte, daß sich in den Häusern, Hecken und Gräben derselben die Dänen verschanzt hatten. Endlich wurde Halt gemacht; der Offizier, der bis hierher den Wagen geleitet, kam an den Schlag geritten und meldete,

daß man die Vorposten erreicht habe, die man abzulösen gekommen sei. Er verabschiedete sich daher von Helenen und glaubte ihr Trostworte zusprechen zu müssen, und wie er der Meinung sei, daß die Dänen sie nicht aufhalten würden, wenn sie ihnen anzeigte, daß sie eine dänische Familie in der Stadt besuchen wolle. Eben hatte er Helenens Danksagungen empfangen und sich vom Wagen entfernt, als diese einen Reiter vor dem zurückgehenden Zuge ankommen sah, bei dessen Anblick ihr Herz vor Freude schlug. Anfangs glaubte sie sich zu irren, aber es war nicht der Fall, er war es wirklich Friedrich Burns, der auf seinem schönen Goldfuchse langsam dahergeritten kam und voller Verwunderung aus der Ferne schon das bekannte Gespann musterte. Kaum aber hatte Helene das Fenster ganz aufgeschlagen, so kam er auch schon herangesprengt, denn er hatte Hans Blachmann trotz seiner Livrée, Helenens Diener und endlich diese selbst erkannt.

Man kann sich das Erstaunen des guten Friedrich vorstellen, hier, vor Kolding, zwischen den feindlichen Vorposten Helenen wiederzufinden, die er ruhig im elterlichen Hause vermuthete. Mit einem lauten Freudenrufe sprang er vom Pferde, näherte sich dem Schlage und faßte Helenens beide Hände, die sie ihm herzlich entgegenstreckte. Bald war ihm alle Aufklärung zu Theil geworden, Helene hatte ihm mit kurzen Worten das Nothwendigste gesagt und Alles hinzugefügt, was ihn vom elterlichen Hause erfreuen konnte. Als sie auf Erik zu sprechen kamen, dessen Schicksal Friedrich schon kannte, vergoß

er Thränen, aber er faßte sich bald, als er vernahm, daß seine Mutter den größten Schmerz ihres Lebens wie eine Heldin ertrage.

Nachdem sie noch eine Weile über Emmerslund gesprochen, sagte Helene leise, damit es Käthe nicht höre, Friedrich – und Du fragst gar nicht nach *ihr*?«

»Nach wem sollte ich noch fragen, da Du mir Alles erzählst hast?«

»Hast Du Agathen ganz und gar vergessen?«

Friedrich wurde bleich wie der Tod. »Nein,« sagte er mit bebender Lippe – »aber sie ist wohl sehr traurig?«

»Worüber?«

»Daß Erik todt ist –«

»O ja, darüber ist sie so traurig wie wir Alle, aber sie hat sich darin gefunden, daß *ihr Bruder* gestorben ist.«

»Ihr Bruder?«

»Friedrich – bist Du noch immer in dem alten Irrthum befangen? Giebt Dir Dein sonst so edles Herz keinen anderen Gedanken ein? Wie, hier unter Gottes freiem Himmel, vor mir, Deiner aufrichtigen Freundin, willst Du Dein Herz verhüllen, wo die Gefahr des Todes Dein Haupt umschwebt?«

Friedrich wandte sich ab, die Rührung zu verbergen, die ihn bei Helenens ernster Rede ergriffen hatte.

»Höre mich an,« fuhr sie fort, »komm dicht heran – ich werde sie von Dir grüßen, wenn ich zurückkehre, – gieb mir aber ein Zeichen von Dir mit, daß Du liebevoll an sie denkst –«

»Liebevoll? Wer sagte Dir das? – Doch, ich habe ja nichts –«

»Gieb mir einen Handschuh, ein Tuch, was es auch sei; es wird ihr genügen, wenn ich ihr sage, daß es von Dir kommt, und sie wird darüber glücklich sein.«

Friedrich blickte verwundert auf. »Ist das Dein Ernst, Helene?«

Helene legte die Hand auf's Herz und schaute Andreas' Sohn mit ihren leuchtenden Augen an. Er holte ein seidenes Tuch aus der Tasche, drückte die Lippen darauf und sagte:

»Da – thue damit, was Du willst – ich muß fort – Gott geleite Dich, und grüße Henrik!«

Und da die Trompete schon weit vor ihm schmetterte und ihn zum Abreiten rief, drückte er Helenen die Hand, warf sich auf sein Pferd und jagte mit verhängtem Zügel davon.

»Selbst am Vorabende einer blutigen Schlacht werden Gefühle und Pfänder der Liebe ausgetauscht – sonderbare, unglücklich glückliche Menschen,« dachte Helene, als sie das Tuch verbarg und ihr Wagen langsam vorwärts rollte.

---

Nach kurzer Zeit, während welcher das eben noch so belebte Feld, die von Menschen gefüllten Wege, der vom Hufe der Pferde raschelnde Wald stiller und einsamer wurden, gelangte Helene in die Nähe der jütischen

Gränze, was ihr Hans Blachmann, der hier genau Bescheid wußte, durch wiederholte Winke und lauten Zuruf zu erkennen gab. Die verwahrloste Landstraße, auf der vor Morast bisweilen nicht durchzukommen war – denn die vortrefflichen Chausseen, welche die egoistischen Dänen mit schleswig'schem Gelde bis in den hohen Norden hinauf erbaut haben, beginnen erst hart an der jütischen Gränze, dicht vor Kolding, – ging hier in einen breiten Sandweg über, der zu beiden Seiten von tiefen Gräben und damit parallel laufenden Baumhecken eingefast war. Während auf der linken Seite dieser Hecken, wenn man nach Kolding fährt, nirgends ein Haus zu sehen, der Anbau überhaupt vernachlässigt ist – wir haben hier das Jahr 1849 vor Augen, wo wir im Herbst zum letzten Male diese Straße südwärts zogen – zeigten sich zur Rechten von Zeit zu Zeit ziemlich ansehnliche Bauernhäuser, die mit ihren Giebeln sämmtlich der Straße zukehrt stehen. Sie sind meist mit der Leibfarbe der Dänen, das heißt schmutzig roth angestrichen, und unterscheiden sich nicht sonderlich von unseren Bauernhäusern, sind indeß mit Ziegeln gedeckt und verrathen leidlich wohlhabende Bewohner. Auf diese einzeln nach und nach hervortretenden Häuser hatten die auf dem Bocke des Wagens sitzenden Männer scharf ihr Augenmerk gerichtet, denn es war ihnen gesagt worden, daß sie hinter denselben die ersten Dänen zu vermuthen hätten. Und so war es auch. Unmittelbar an der Gränze, etwa hundert Schritte vor Anfang der herrlichen Granitstraße, die bis Aalborg läuft, trat ein dänischer Infanterist, nicht eben

malerisch in seine ziegelrothe Jacke mit kreuzweise laufendem weißen Bandelier und in hellblaue Schlotterhosen gekleidet, auf dem Kopfe den unförmlichen Tschako wie ein Butterfaß tragend, mit angeschlagenem Gewehr hervor und krächte sein: Hvem der! (Halt werda!) mit so furchtbarem Schnarrtone hervor, daß das sonst so ruhige Handpferd heftig zu scheuen anfing. Augenblicklich zog Hans Blachmann die Zügel an, um das Fuhrwerk zum Stehen zu bringen, und wartete ruhig ab, was weiter geschehen würde. Sogleich sprangen drei bis vier Mann hinter einem Gebüsch hervor, gingen auf den Wagen zu und fragten den Kutscher, wem das Fuhrwerk gehöre.

»Meiner gnädigen Frau!« sagte Hans Blachmann in seinem besten Dänisch, was er so gut wie jeder nordschleswig'sche Bauer sprach.

»Hol' der Teufel Deine gnädige Frau!« brummte der Corporal, denn diesen hohen Rang bekleidete der Frager. Kenne ich sie etwa? Nein! Wie heißt sie also?«

»Das mögt Ihr sie selber fragen,« erwiderte Hans Blachmann trotzig, der gehört hatte, daß Helene das Fenster geöffnet.

»Was wünschen Sie, mein Herr?« fragte Helene sehr höflich im reinsten Dänisch.

Der Corporal grüßte militairisch und artig genug und wiederholte seine erste Frage.

»Der Wagen gehört mir,« sagte Helene furchtlos. »Ich bin die Wittve Parrhisius aus Altona, und auf dem Wege, den Conferenzzrath Parrhisius in Kolding, meinen Oheim, in Familienangelegenheiten zu besuchen.«

»In Familienangelegenheiten? Die müssen sehr wichtig sein, daß Sie gerade jetzt kommen.«

»Allerdings, mein Freund, sind sie das, sonst hätte ich mich nicht bei so schlechtem Wetter auf den Weg gemacht.«

»Nun, was das Wetter betrifft – aber haben Sie keine Papiere, die Ihre Absicht genauer aussprechen?«

»Wer sollte mir die gegeben haben? Im Süden stehen die Deutschen und in Altona giebt es kein dänisches Amt. Wollen Sie meine deutschen Papiere sehen?«

»Ich danke, die kann ich nicht lesen – 's ist Teufelszeug!«

»So lassen Sie mich vorwärts – oder ist vielleicht ein Offizier in der Nähe, der den Conferenzzrath persönlich kennt?«

Der Corporal brummte in den Bart, drehte sich um und rief einen Fähnrich herbei. In demselben Augenblicke aber kam ein höherer Offizier mit zwei Husaren angesprengt, die wahrscheinlich auf Recognoscirung gewesen waren und fragte, was vorgehe.

Der Corporal stattete seine Meldung ab und der Offizier, ein ältlicher, freundlicher Mann, ritt dem Schlage näher und grüßte höflich hinein. Helene wiederholte sogleich ihren ersten Ausspruch und hatte diesmal den richtigen Mann getroffen.

»Den Conferenzzrath Parrhisius wollen Sie besuchen?« fragte er. »Sehr wohl, den kenne ich genau, und wenn es

sich verhält, wie Sie sagen, meine Dame, so wird Ihre Reise keine Schwierigkeiten haben. Ich reite selbst nach Kolding und werde mich von Ihrer Verwandtschaft mit dem Herrn Conferenzzrath überzeugen. Vorwärts, Kutscher!« Dabei grüßte er Helenen höflich, und setzte sich vor dem Wagen in Trab, während die Husaren auf seinen Wink sich hinter denselben begaben.

So ging es denn rasch weiter, und da man jetzt die breite Chaussee erreicht hatte, die stark bergan führte, so war Helene froh, ihrem Ziele so nahe gekommen zu sein. Die feindlichen Vorposten mehrten sich jetzt; rechts und links von der Chaussee hatten sie Feldschanzen aufgeworfen, hinter denen man sie stehen und liegen sah, wenn man sie im Rücken hatte. Da war der höchste Punkt der Landstraße erreicht und wie durch einen Zauberschlag öffnete sich plötzlich eine Aussicht, wie man sie selten so schön finden wird und die den Reisenden um so mehr hier überrascht, da er sich von Hadersleben her durch einen langweiligen Sandweg durcharbeiten muß. Geradeaus, aber in bedeutender Tiefe, sah man die Häuser der Stadt hervortauchen, die in einem Kesselthale zwischen graugrünen, kahlen aber anmuthig gewölbten Bergen liegt. Diese Berge erheben sich jenseit der Stadt ziemlich steil, und auf der äußersten kahlen Spitze zur Linken, an welcher vorbei der Weg nach dem schönen Veile führt, gewahrt man die berühmte Koldinger Mühle, wo der König von Dänemark während der Schlacht von Kolding hielt, die erst in einigen Tagen geschlagen werden sollte. Etwas

zur Rechten von dieser Mühle, nur wenig tiefer, erheben sich die schwarz angerauchten Ruinen des alten sogenannten Königshuuses, eines ehemaligen königlichen Residenzschlosses, welches die Spanier im französischen Kriege bewohnten und, da sie mit alten Königsbildern ihr Feuer nährten, aus Unvorsichtigkeit abbrannten. Bis jetzt ist es nicht wieder hergestellt und die Zeit nagt erbarmungslos daran, wie sie endlich Alles zerstört, was die rastlose Menschenhand zu schützen versäumt! Ganz rechts in der Tiefe und in unabsehbarer Ferne aber wogte das blaugrüne Meer bis dicht an die Stadt heran, und in dem etwas verfallenen Hafen lagen drei Kanonenboote, zum Kugeltanze gerüstet, ihre großen Feuerschlünde gerade auf die Brücke gerichtet, die dicht vor der Stadt über den Fluß Koldinger Au führt, der sich hier in die Ostsee ergießt.

Als Helene diesen wahrhaft schönen Anblick, den die letzten Strahlen der untergehenden Sonne erleuchteten, gewahr wurde, faßte sie frischen Muth, denn, die Schanzen, Verpfählungen und Barrikaden abgerechnet, die sie dicht vor und hinter der Brücke sah, hatte die ländlich romantische Gegend einen so friedlichen Anstrich, daß sie wohl begreifen konnte, wie ihr alter Oheim seinen Wohnsitz in diesem verlorenen Erdwinkel aufzuschlagen vermocht hatte.

Als man sich der murmelnden Koldinger Au näherte, ritt der Offizier im Schritt vorwärts, denn er mußte theils mehreren Posten und ihm begegnenden Offizieren über sein ungewöhnliches Gefolge Bericht abstaten, theils hinderte ihn auch am rascheren Vorrücken die große Zahl verschiedener Vertheidigungsanstalten, die sich immer mehr häuften, je näher man an die Stadt kam, und sich sogar, wie Helene später bemerkte, bis auf viele der kleinen Häuser in den Straßen erstreckte. Endlich war die Brücke erreicht, der Wagen donnerte darüber hin und rassend flog er nun die holprigen engen Straßen der von einem lebhaften Menschengewoge gedrängt vollen Stadt. Ueberall aber, wohin Helene ihre spähenden Augen richtete, sah sie Haufen roth und grün gekleideter Soldaten, und ihr Herz pochte stürmisch, als sie bedachte, daß alle diese Männer nur darum herbeigerufen wären, um so vielen ihrer Landsleute wie möglich das Leben zu nehmen.

Seines Weges sicher, führte der voranreitende Offizier den Zug durch die halbe Stadt, bog dann in eine zum Hafen führende Straße ein, galoppierte eine kleine Anhöhe außerhalb der Stadt wieder hinauf und hielt endlich vor einem stattlichen Herrenhause, welches auf halber Höhe eines kahlen Berges lag und den Hafen, die Stadt und weit hinaus die Straße beherrschte, die man so eben herabgekommen war.

---

Der Conferenzzrath und Commandeur des Danebrogordens, Johann Parrhisius, war ein allgemein bekannter und wegen seines liebenswürdigen Charakters und seines zum Wohlthun aller Art geneigten Herzens hochgeehrter Mann in Kolding. In früheren Jahren ein angesehenes Mitglied des dänischen Ministeriums, hatte er in Kopenhagen gewohnt, war aber seit seiner Entlassung aus Staatsdiensten auf ein Gut dicht bei Kolding und fast in der Stadt selbst liegend gezogen, welches zum Erbtheil seiner Frau gehörte, die daselbst geboren war. Seit sechs Jahren hatte er sich von allen Geschäften zurückgezogen, und verlebte wie ein ruhig genießender Philosoph seinen Lebensabend in dem kleinen Städtchen, welchem seine Gattin mit fast übertriebener Heimatsschwärmerei zugethan war. Aber nur bis zum Ausbruche der Feindseligkeiten mit den Herzogthümern hatte sein gemüthliches Stillleben in Kolding gedauert. Seine Gattin, mit ihm in kinderloser Ehe lebend, war eine eifrige Dänin, also eine Feindin von Allem, was Schleswig und Holstein hieß, und hatte nicht allein gegen diese, sondern auch gegen ihren Mann Partei genommen, der, selbst ein Holsteiner, den Ursprung des unnatürlichen Kampfes kannte und innerlich von ganzem Herzen mit den Gesinnungen seiner Landsleute übereinstimmte, obwohl er in seiner Lage es nicht für gerathen hielt, das größere Publicum von dieser Neigung Kenntniß nehmen zu lassen. Als daher seine Frau den Wunsch aussprach, die Nähe des Kampfschauplatzes zu verlassen und nach Kopenhagen überzusiedeln, stimmte er ihr vollkommen bei, insofern

dieser Wohnungswechsel sie allein betraf, er aber zog es für seine Person vor, in Kolding zu bleiben und das Ende des Krieges in Geduld abzuwarten, obschon er wohl nicht gedacht hatte, daß derselbe bis weit nach Jütland hinein seine Schrecken tragen würde. So wohnte er also jetzt in seinem bequemen Hause allein und sah mit schwerem Herzen den kommenden Zeiten entgegen, denn daß diese sich weder für Dänemark noch für die Herzogthümer ersprießlich gestalten würden, hatte er lange und klar genug erkannt.

Nach Altona zu seinem verstorbenen Bruder, Helenens Schwiegervater, war er nur selten gekommen, dennoch aber hatte er stets den herzlichsten Antheil an dem traurigen Schicksale der Familie desselben genommen. Er war auch einer der vielen aus der Ferne gekommenen Hochzeitsgäste gewesen, die Zeugen des Unglückstages Helenens waren; er vor Allen hatte die unglückliche Braut seines verlorenen Neffen bedauert und diese selbst nicht wegen ihrer großen Schönheit, sondern auch wegen ihrer geistigen Fähigkeiten und ihrer Herzensgüte schätzen und lieben gelernt. Anfangs, als Helenens Mann noch bei ihr lebte, hatte er oft theilnehmende Briefe an sie gerichtet und sich nach ihrem Schicksal erkundigt, später aber, als den Unglücklichen das Irrenhaus aufgenommen, hatte er sich gescheut, Kohlen zum Feuer zu tragen, wie er sagte, und so war er von Helenen gänzlich getrennt worden, obwohl er von Freunden in Erfahrung gebracht, daß dieselbe in ihrer Heimat in der Familie des ehrenwerthen Capitain Burns' zurückgezogen lebte. Er bewahrte

ihr aber auch jetzt noch eine väterliche Zärtlichkeit und würde es unter allen Umständen gern gesehen haben, wenn sie sich einmal entschlossen hätte, Schleswig zu verlassen und zu ihm nach Jütland zu ziehen.

In der letzten Zeit war er selbst etwas kränklich gewesen, litt zuweilen an Gicht und Asthma, liebte aber immer noch wie früher einen guten Tisch und fröhliche Gesellschaft, sah sich also höchst ungern in die Wirrsale eines Krieges versetzt, der jeden Lebensgenuß unmöglich machte.

An dem Tage, bis zu welchem wir nun in unserer Erzählung gelangt sind, befand er sich nicht in angenehmer und behaglicher Laune: verschiedene kleine Mißgeschicke hatten den Tag in seinen Augen als einen Unglückstag bezeichnet, und je weiter der Nachmittag vorschritt, um so weniger Aussicht war vorhanden, ihn besser enden zu sehen. Schon am frühen Morgen war ein Brief aus Kopenhagen von seiner Frau angekommen, der ihm die größte Freude, die er seit langer Zeit gehabt, den Sieg der Deutschen bei Eckernförde, höchlichst verbittert hatte. Sie schmählte auf die Herzogthümer, wie immer, aber diesmal mehr als sonst, und beklagte sich über den ungeheuren Verlust und den unauslöschlichen Jammer, der an diesem Unglückstage über das herrliche Dänemark hereingebrochen war. Daher wäre es denn auch natürlich, schrieb sie, daß Dänemark alle seine Macht aufböte, den Tag von Eckernförde durch einen andern zu

rächen, der den Schleswig-Holsteinern eben so viel Jammer und Weh bereitere; und wenn sich die glorreiche dänische Armee rücksichtlich der deutschen Hülfsstruppen nicht gerade kampflustig zeigte, so hätte das allein darin seinen Grund, daß sie alle ihre Kräfte aufsparte, um den Rebellen zu beweisen, daß sie auch in Gewalt der Waffen ihrer Meister wäre.

Kaum hatte der gute Conferenzzrath diesen Brief zu Ende gelesen, so stand er hastig von seinem Stuhle auf und schleuderte ihn in's Feuer. Ein solcher Brief sollte sein Haus nicht entweihen. War es nun der Verdruß, den ihm dieser Brief verursacht, oder ein anderer Grund, genug, gegen Mittag stellte sich ein geringer Gichtanfall ein, der seine Laune noch mehr verdarb. Auch das Wetter war so schlecht, so unbeständig und kalt; viele ihm befreundete Familien hatten Kolding verlassen, er war also auch allein, und so vollendete die Einsamkeit, in der er an sein Zimmer gefesselt war, und die Langeweile, von der er gefoltet wurde, das Werk – er wurde unwillig, schalt die Diener, die die Oefen zu kalt hielten, und schob endlich alles Unheil auf den verteufelten Krieg, der sein Blut in Galle verwandete und ihn zwingte, seine *besten* Jahre in Kummer, Sorge und Einsamkeit hinzubringen.

So sehen wir ihn denn im Laufe des Nachmittags, nachdem er wenig zu Mittag gespeist, beim beginnenden Zwielft auf seinem weichen Sessel am Fenster sitzen. Das trauliche Zimmer ist behaglich warm, mit allen Bequemlichkeiten eines reichen Mannes ausgestattet. Der untere Theil der etwas mageren Gestalt des alten Herrn

ist bis zum Leibe hinauf fest in seidene Decken gehüllt, man sieht nur den oberen Theil seiner Brust und seine Arme, die mit einem sammtnen Schlafrock bekleidet sind; sein etwas dunkelfarbiges, wohlwollendes Gesicht, welches ein dichtes weißes Haupthaar schmückt, erscheint aber heute in Folge des in ihm kochenden Grolles nicht so liebenswürdig wie sonst.

Vor ihm auf einem Tischchen liegt ein großes Packet heute Morgen mit dem unseligen Briefe zugleich angelangter, dänischer Zeitungen, die er schon alle durchflogen hat, außer dem Faedrelandet, den er eben in der Hand hält. Plötzlich wirft er ihn voll Abscheu in den gemüthlichen Zügen zu Boden, reibt sich mißmuthig die Hände und blickt grollend zum Fenster hinaus.

»Diese erbärmlichen Zeitungen!« ruft er ingrimmig aus: »Ist Alles nicht wahr, was darin steht! Die Dänen sind immer nur Engel und die Deutschen Hunde, die das liebe Brod nicht verdienen, welches sie essen. Wenn ich nur mal den Hamburger Correspondenten bekommen könnte – aber ach! was kann ich hier lesen! Ich wollte, ich wäre, wo der Pfeffer wächst, aber nicht in Kolding! O, wie ich allein auf der Welt bin mit meinen Gedanken – und meine Frau – o! – doch halt – was ist das? Will er zu mir?«

Und er schaute verwundert auf, denn in diesem Augenblick kam der Offizier, der Helenen geleitete, im Galopp den Berg heraufgesprengt; nur wenige Schritte hinterher folgte der Wagen, dessen Hinterrädern sich die Husaren so nahe wie möglich hielten. Der Offizier war

schon aus den Bügeln und die kleine Steintreppe des Hauses heraufgeeilt, wo er heftig die Glocke zog. Nachdem er mit dem Diener, der sogleich die Thür geöffnet, einige Worte gewechselt, ward er in's Zimmer geführt und stand nun dem Conferenzzrath, der erschrocken unter seinen Decken liegen blieb, gegenüber.

»O, Herr Conferenzzrath,« rief jener sogleich, »sind Sie krank? Das thut mir leid. Sie müssen aber meine Eile entschuldigen – ich habe nur eine Frage im Dienste an Sie. Haben Sie – kennen Sie – eine Wittwe Parrhisius aus Altona, die sich für Ihre Verwandte ausgiebt?«

»Wie? Wer? Aus Altona – Parrhisius, sagen Sie, und ob ich sie kenne? Zum Teufel, Herr, das ist meine Nichte, wenn's beliebt – aber was wollen Sie von ihr?«

»Ich muß mich überzeugen, ob die Dame, die dort eben aus dem Wagen steigt, diese Ihre Frau Nichte ist – sie ist durch die Vorposten gefahren, hat keine Papiere bei sich und beruft sich einzig und allein auf Sie.«

Die Miene des eben noch grollenden Conferenzzraths war eine ganz andere geworden, auch sein Podagra schien plötzlich verschwunden zu sein, denn er sprang wie ein junger Mensch vom Sessel auf, schüttelte seine Decken ab und streckte sprachlos den Kopf zum Fenster hinaus. Wenn ihm ein Geschenk vom Himmel in seine Stube gefallen wäre, er hätte nicht mehr erstaunt und beglückt sein können, als über die Nachricht, die er so eben vernommen, deren Bestätigung er aber noch keineswegs für wahrscheinlich hielt.

Aber da öffnete sich die Thür und herein schwebte eine Gestalt, wie der alte Oheim nur eine in seinem Leben erblickt hatte, und mit rosigem Lächeln auf dem schönen Gesicht das einzige Wort: »Mein Oheim!« ausrufend, stürzte sie in seine Arme.

Während dieses rasch sich entwickelnden Vorganges hatte der Offizier, der genug gesehen, sich stillschweigend entfernt, war mit seinen Husaren abgeritten und so fanden sich die beiden Verwandten, als sie ihre Blicke wieder erhoben, im Zimmer allein.

»Mein Gott, mein Gott! Helene, Helene!« das war Alles, was der gute Alte über seine Lippen bringen konnte, aber er trippelte hin und her im Zimmer, eilte dann wieder auf die Nichte zu und umarmte und küßte sie immer von Neuem, bis er sich endlich genügend überzeugt zu haben schien, daß Helene Parrhisius wirklich bei ihm, in seinem Hause, seinem Zimmer in Kolding sei.



Eine Stunde später hatte es sich Helene ganz bequem bei ihrem entzückten Oheim gemacht. Sie saß mit ihm an einem mit perlendem Weine und allen möglichen Leckereien besetzten Tische, in der Nähe des strahlenden Ofens, und hatte ihm fast ihr ganzes Herz ausgeschüttet. Der alte Conferenzzrath wußte bereits die ganze Lebensgeschichte Henrik Paulsen's, sein früheres Unglück und seine Gefangenschaft in Kopenhagen den Verlust seiner rechtmäßigen Erbschaft, die Verwüstung seines letzten

Zuflucht es im Sundewitt und endlich seine gewaltthätige Entführung von Emmerslund in abermalige Gefangenschaft nach Kolding. War es die lebenswarme Darstellung der schönen Erzählerin und ihr beredter Mund, oder war es das eigene Mitgefühl für einen verfolgten deutschen Mann, was den alten Herrn bezwang – genug, Helene konnte mit dem Erfolge ihrer Bemühungen bis jetzt zufrieden sein, denn der Oheim versprach, Alles aufzubieten, was ihren Wünschen entsprechend wäre. »Aber höre mal, Helenchen,« sagte er zuletzt und faßte ihre beiden Hände – Eins hast Du mir vergessen zu sagen. In welchem Verhältniß stehst denn Du selbst zu dem Herrn, daß Du Dich so lebhaft für ihn interessirst, in diesen trostlosen Tagen eine Reise hierher machst und Dich in Gefahren begiebst, die für Dich nicht geschaffen sind?«

»Mein theurer Oheim, wer sollte die Reise, die rasch vor sich gehen mußte, unternehmen, wenn ich mich nicht dazu entschloß,« sagte Helene ganz einfach und nur die letzte Frage des alten Herrn beantwortend. »Es war keiner seiner Freunde, der mich vertreten konnte, in der Nähe. Sein bester Freund, Capitain Burns, konnte seine Familie nicht verlassen und hätte sich auch in größere Gefahren begeben, als ich – und daß diese in der That nicht so erheblich waren, siehst Du darin, daß ich ganz gesund und munter hier neben Dir sitze.«

»Gelobt sei Gott – ja! Aber höre mal, das ist also ein bloßes Freundschaftsstück von Dir?« – Helene nickte zustimmend mit abgewandtem Blicke. – »Das muß ich sagen, das ist eine Seltenheit heut' zu Tage. Ich bin in der

That sehr begierig, diesen Henrik Paulsen kennen zu lernen. Er ist aber gewiß schon ein Mann in gesetzten Jahren – he?«

»Er ist etwa sechs Jahre älter als ich – also kein Jüngling mehr –«

»Oho! Das ist gerade das rechte Alter – haha! Sage mir doch, hat vielleicht Dein Herzchen da auch eine kleine Rechnung mit ihm abzuschließen – mir kannst Du das wohl vertrauen.«

Helene erröthete, aber sie lächelte auch, denn des alten Oheims Frage kam so milde und wohlwollend über seine Lippen, daß sie ihm nicht zürnen konnte. »Nein! mein lieber Oheim,« sagte sie ernst, »mein Herz hat nichts mit ihm zu thun – wohl aber giebt es einen andern sehr wichtigen Grund, der es durchaus nothwendig erscheinen läßt, daß ich ihn persönlich und allein spreche.«

»Einen sehr wichtigen! Aha! Ich verstehe – einen politischen vielleicht?«

»Ja, mein Oheim! Er ist ein Vaterlandsfreund – ich auch!«

»O, ich auch, meine Liebe – was denkst Du von mir!«

»Ich wußte es wohl und freue mich jetzt doppelt, daß mir Gott den Gedanken eingegeben hat, mich an Dich zu wenden.«

»Ich danke ihm auch, ich danke ihm auch!« rief der alte Herr und lief frohlockend wie ein Knabe im Zimmer umher. »O, welch ein Tag, welch ein Tag! Und er begann

so trübe, so einsam, so langweilig – und nun, und nun, – aber höre, mein Kind, es hat doch bis morgen Zeit?«

»Was denn, mein Oheim?«

»Daß ich mich nach dem jungen Menschen – wie heißt er doch – ja, Henrik Paulsen – erkundige?«

»Bei Leibe nicht, mein Oheim! Du mußt sogleich zu ihm gehen und mir die Nachricht überbringen, ob er noch in Kolding ist und wie es ihm geht.«

»Muß ich, muß ich wirklich?« fragte der alte Mann und liebte die strahlende Wange der schönen jungen Frau. »Nun freilich, wenn Du das sagst, wird es wohl nöthig sein – aber höre, gehen, kann ich nicht, ich habe – nein, ich hatte vorher das Zipperlein.«

»So will ich meinen Wagen wieder vorfahren lassen –«

»Bewahre, mein Kind, ich habe ja meinen eigenen.« Und er schellte so heftig, daß seine beiden alten Diener mit einem Sprunge in's Zimmer stürzten.



In einer Viertelstunde saß der Conferenzzath in seinem Wagen und fuhr nach dem Rathhause, um sich bei seinem Freunde, dem Bürgermeister, nach dem Gefangenen Henrik Paulsen zu erkundigen, und falls er noch da wäre, diesen selbst zu besuchen.

Helene, die allein im Zimmer des Oheims zurückgeblieben war, ging in großer Bewegung auf und nieder, da

sie sich so plötzlich und unter so glücklichen Verhältnissen ihrem Ziele nahe sah. Daß unterdessen der Nachmittag in den Abend übergegangen war, bemerkte sie eben so wenig wie daß ein Diener eintrat und zwei Lampen auf den Tisch vor'm Sopha setzte. Sie dachte jetzt nur an Den, um dessenwillen sie die kurze Reise unternommen hatte. »Wird er auch noch in Kolding sein, werde ich ihn sehen – was soll ich ihm sagen?« Das waren die Hauptgedanken, die ihr durch den Kopf fuhren und von denen sie sich keinen einzigen zu beantworten wußte, denn was sie sich früher in ihrem Geiste zurechtgelegt, sie hatte Alles vergessen, Alles hatte sich vor ihren Augen so durchaus anders gestaltet, daß es ihr fast in dem sonst so klaren Kopfe schwindelte. – Aber wo blieb der Oheim? Er war schon eine halbe Stunde fort – endlich eine Stunde, und er kehrte noch immer nicht zurück. Da kam sein Wagen die dunkle Anhöhe heraufgerasselt, und einen Augenblick später kletterte er daraus hervor und stieg langsamen Schrittes die Treppe herauf.

Helene trat ihm schon in der Thür entgegen; beinahe versagte ihr die Sprache, denn ihr Herz schlug so laut, daß sie es hören konnte. »Nun,« brachte sie endlich mit Mühe leise hervor, indem sie mehr mit den funkelnden Augen als mit Worten fragte, »Nun, was bringst Du für Nachricht?«

Der alte Mann trat langsam in's Zimmer; er sah ernster, blasser, wehmüthiger aus als zuvor. Er schüttelte sich wiederholt, wie vor Frost, oder wie Jemand, der etwas

Schreckliches erlebt hat und keine Worte finden kann, seine Gedanken darin zu kleiden.

»Aber um Gottes willen, Oheim, was ist Dir?«

»Nichts, mein Kind, nichts, aber – aber – es ist schrecklich!«

»Was ist schrecklich? Du tödtest mich, wenn Du nicht sprichst –«

»Oho! So schlimm ist es nicht – nur ruhig, mein Kind, – er ist noch hier, Dein Freund Henrik Paulsen!«

»Er ist noch hier – großer Gott, aber was ist mit ihm?«

»Nun, laß mich nur zu mir kommen und mich erst ein wenig erwärmen. Ich bin zuerst beim Bürgermeister gewesen und habe mit dem gesprochen. Er muß ihn in strenger Haft halten, sagte er mir, obgleich er nicht weiß warum.«

»Das dachte ich mir wohl. Aber weiter!«

»Und da bin ich denn mit ihm selber in's das Gefängniß gegangen – Helene – mich schaudert noch, wenn ich daran denke.«

»Weiter, weiter – war er gesund?«

»Ja, er war gesund. Ich aber würde sterben, wenn ich nur eine Stunde in diesem Loche leben müßte. Denke Dir einen finsternen, kalten, einsamen Kerker – ein feuchtes Strohlager an tiefender Wand – einen Tisch und eine Bank darin, worauf ein Krug mit Wasser steht und ein Stück Brod liegt –«

Helene stand mit bleichen Wangen, zitternden Händen und fliegendem Busen vor ihm – ihr Auge bohrte sich in

seinen Mund ein, gleichsam als wolle sie ihm die Worte aus der Seele ablesen.

»Und wie sah der Arme aus?«

»Bleich sah er aus – aber er lächelte und schien sich zu freuen, als er mich sah, denn er hielt mich für seinen Richter. Ach, mein Kind, dieser Anblick hat bei mir ganz zu seinen Gunsten entschieden, wenn Du auch nicht für ihn bei mir gesprochen hättest. Ich werde Alles thun, um sein Leiden zu erleichtern, und glücklicher Weise hat mir das der Bürgermeister gestattet. Ich werde sogleich meine Befehle geben, ihm ein gutes Bette, Wäsche, eine Lampe, Speise und Trank zu senden, und so lange er hier ist, soll es ihm an keinem Lebensbedürfniß mangeln.«

»Mein Oheim!« rief Helene und warf sich schluchzend an seine Brust. »Gott sei Dank, ich bin nicht vergebens hierher gekommen – er hat meine Schritte mit seinem Vaterauge erleuchtet. – Hast Du ihm auch von mir etwas gesagt?«

»Kein Wort; ich konnte gar nichts sprechen, ich war so verwirrt und meine Sinne tanzten wie im Kreise herum. Willst Du denn wirklich noch zu ihm – in diese finstere Mördergrube?«

»Gewiß, nun erst recht – und eilen wir!«

»Geduld mein Kind – willst Du nicht warten, bis man sie in Stand gesetzt?«

»Nein, nein, mein theurer Oheim – sogleich muß ich hin – ich will ihn sehen, wie er im Elend sitzt.«

»So komm' in Gottes Namen!« Und durch den erlebten Schrecken vollends gesund geworden, aber mit viel langsameren Bewegungen als vorher, stieg der alte Herr in den Wagen, nachdem sich Helene rasch zu dem Besuche angekleidet hatte.

#### ELFTES KAPITEL. DIE ERSCHENUNG IM KERKER UND DIE VERLORENE TASCHE.

Im Ganzen finden wir Henrik in derselben Lage und Stimmung wieder, wie wir ihn am Ende des achten Kapitels verlassen haben. Langsam verstrichen ihm die qualvollsten Stunden seines Lebens und eine bleierne Schwere lag auf seinem Geiste, eine dumpfe Gefühllosigkeit auf seinem Herzen. Vergebens raffte er alle seine körperliche und geistige Widerstandskraft zusammen, um der stündlich drückender werdenden Last entgegenzustreben, allmählig aber überwältigten ihn dennoch die Einsamkeit, der Mangel an frischer Luft, die feuchte Kälte seines Kerkers und endlich die schmerzlichen Empfindungen, mit denen er innerlich alle ihm verborgenen Ereignisse verfolgte, die außerhalb seines Gefängnisses, inmitten des fortschreitenden Krieges und im Schooße seiner Freunde sich abrollen mußten. Er verlor den Appetit; kaum rührte er die wenigen Speisen an, die er von seinem Kerkermeister verlangte und mit seinem Gelde bezahlte. Bisweilen schüttelte schon Fieberfrost seine Gebeine und er warf sich dann auf sein ekelhaftes Lager hin, um vielleicht im erbarmungsvollen Schlummer seine traurige Lage zu vergessen; aber auch der Schlaf beglückte ihn nur

selten noch. Kaum war er in eine Art betäubender Gefühllosigkeit versunken, so fuhr er entsetzt empor, denn düstere Traumgestalten und nie gesehene Schreckbilder wankten vor seiner aufgeregten Phantasie hin und her. Wenn er sich dann überzeugt, daß kein Gespenst in seiner Nähe sei, daß seine Einbildung allein die tanzenden Schatten heraufbeschworen, dann fühlte er stundenlang sein Herz in kalten Schlägen klopfen, und ehe er es mit Vernunftgründen beschwichtigt hatte, war ein Theil der Nacht vergangen und der bleiche Tag dämmerte wieder mit neuer Hoffnung auf.

Von den niederschlagenden Gefühlen, die in solcher trostlosen Einsamkeit und in so ekelhafter Umgebung einen Gefangenen erfüllen, hat der Mensch, der in süßer Freiheit, unter den beglückenden Strahlen des sonnigen Lichts, im Schooße der menschlichen Gesellschaft lebt, keinen Begriff. Sie sind, mehr denn leiblicher Tod, der geistigen Vernichtung zu vergleichen, die absichtlich und gewaltsam herbeigeführt wird, und wenn es eine Hölle auf Erden giebt, so kann es nur diese sein. Der Verbrecher, der in einem solchen Kerker nur wie eine Pflanze sein Leben im Dunkeln fristet, fühlt das nicht so lebendig, wie der unschuldige Mensch, der nicht weiß, warum ihn die Strafe seiner unbekanntenen Richter trifft. Des Verbrechers Gedanken, die sich nur im chaotischen Kreise unbezähmbarer Vorstellungen bewegen, sind fest auf die begangene Schandthat gerichtet, er weiß warum er leidet und sieht seine Strafe als eine gerechte Vergeltung

seiner Unthaten an. Und selbst wenn er mit Schmerz diese Vergeltung trägt, er muß sie tragen zum Wohle der gesitteten Welt, aus der er sich selbst ausgestoßen hat, denn er hat die Freiheit, das Licht und den Verkehr mit seines Gleichen verwirkt.

Wer aber so unschuldig leidet wie Henrik, und wie vor und nach ihm viele Männer damals litten, der hat ein Recht gegen sein Schicksal zu murren und Diejenigen zu verfluchen, die ihm Alles genommen haben, was Gott in seiner Güte ihm zum Genusse des Lebens, zum Bewußtwerden seiner geistigen Fähigkeiten und zur Entwicklung seiner Kräfte für das Wohl der menschlichen Gesellschaft verliehen hat. Dennoch murrte Henrik nicht gegen sein Schicksal; er würde Alles, was er gethan, mit voller Ueberlegung noch einmal gethan haben und hätte er auch vorher gewußt, daß er die schwerste Buße dafür zu erleiden haben würde; denn er war ein Mann, der allein seiner Ueberzeugung gemäß handeln und leben konnte und diese hatte ihn belehrt, daß er im Rechte und seine Kerkermeister im Unrechte seien. »Endlich,« sagte er sich, »wird es Tag in meinem Kerker werden, man wird mich an die Luft und das Licht des Lebens zurückführen, man wird mir wiedergeben, was man mir genommen hat, – warten wir also in Ruhe und Ergebenheit ab, was uns zu erleiden bestimmt ist.«

Diesen Gedanken hatte er sich eben zum tausendsten Male vorgesprochen, als er am Abend des vorhergenannten Tages, während schon die Finsterniß der beginnenden Nacht schwer auf seinem Kerker lag, die eisernen Riegel rasseln hörte, welche die Thür seines Gefängnisses verschlossen. Verwundert über die zu so ungewohnter Zeit vorfallende Störung, erhob er sich von seinem Strohlager und wandte die Augen auf die Thür. Da ging sie auf und hinter dem mit einer Laterne eintretenden Gefängnißwärter erschien der Bürgermeister und ein fremder alter Mann mit weißem Haupthaar, dessen wohlwollendes Gesicht eine gewisse ängstliche Spannung verrieth und dessen Auge neugierig auf dem Gefangenen haftete. »Das ist mein Richter!« sagte frohlockend eine Stimme in ihm. »Er hat ein freundliches Ansehen – wohlan denn, Henrik, Muth, die Stunde der Befreiung hat geschlagen!«

Aber er hatte sich geirrt, wie wir wissen, und das gewahrte und hörte er sehr bald. Der alte Herr schauderte zusammen, als er ihn und seine dunkle Kammer sah, blickte sich theilnehmend ringsum und richtete dann einige unbedeutende Fragen an ihn, deren er sich kaum erinnerte, als er nach kurzem Verweilen wieder davongegangen war. »Was hat das zu bedeuten?« fragte er sich, als er wieder allein war, »wer war das und was wollte der

alte Mann? Ein Däne war es nicht, das hörte ich an seiner reinen deutschen Sprache, die mir noch immer wohlthuend im Ohre klingt. Aber warum ist er so schnell wieder gegangen, hat er mir keinen anderen Trost spenden können, als den er in seinen wenigen Worten verrathen?«

Trübe nachsinnend ging der Gefangene in seinem Kerker auf und ab – da fing sein Herz mächtig an zu schlagen, wie schon so oft, und ein quälender Durst machte sich auf seinen trockenen Lippen bemerklich. Er hob zitternd den schweren Wasserkrug auf und leerte ihn halb. Als er aber das kalte Wasser getrunken, schüttelte ihn ein wilder Fieberfrost und er warf sich auf sein Lager und hüllte sich, so fest er konnte, in die dunstigen Decken ein. So war fast eine halbe Stunde wieder verstrichen, als er abermals Stimmen und Schritte im Gange vor seinem Gefängnisse zu hören glaubte. Ja, es kam wieder Jemand; schon rasselten die rostigen Riegel, und nochmals sprang er von seinem Lager auf. Aber da war es, als wenn er plötzlich seine Denkkraft, seine Besinnung verloren hätte – starr blickte er auf die Eintretenden hin, die beinahe den ganzen kleinen Raum vor ihm mit ihren Gestalten ausfüllten. Voran trat der Kerkermeister und setzte, was er sonst nicht that, seine Laterne auf den Tisch, worauf er sich sogleich wieder entfernte. Das düster brennende Licht warf einen trägen Schimmer über die Anwesenden, und erst allmählig entwickelten sich in diesem Schimmer ihre Gestalten, ihre Gesichtszüge.

Es war wieder der Bürgermeister und der alte Herr von vorher – aber hinter ihnen hervor bewegte sich jetzt eine

Gestalt, die, unfähig, einen unwillkürlichen Schrei zu unterdrücken, als sie in dem bleichen Manne ihren Freund erkannte, ihm selber wie eine Erscheinung aus luftigen Höhen entgegenschweben schien.

Gleichsam verworren, betäubt vor Schreck und Ueerraschung, trat der Gefangene einen Schritt zurück; es brauste vor seinen Ohren, Flammen sprühten aus seinen Augen und von seiner Lippe bebte das Wort scheu zurück, welches sich aus seiner Seele mühsam empor arbeitete.

»Mein Herr,« sagte der Bürgermeister, während der alte Herr mit gefalteten Händen daneben stand und bald auf den Gefangenen, bald auf Helenen blickte, – »hier ist Jemand, der Sie zu besuchen wünscht. Ich gebe Ihnen eine halbe Stunde Zeit dazu.« Darauf dem alten Herrn zuwinkend, war er sogleich mit ihm verschwunden, und Henrik blieb allein mit der Erscheinung zurück, die er am wenigsten hier zu sehen erwartet hatte.

»Henrik!« hauchte es von Helenens Lippen leise hervor – »Henrik!« Und beide Hände ihm liebevoll entgegen reichend, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Da erst erlangte der also Angeredete seine volle Besinnung wieder. Auch über sein bleiches, abgezehrttes Gesicht ergoß sich ein Thränenstrom, und statt Worte hervorzubringen, die ihm noch immer versagten, küßte er wiederholt die warmen Finger des schönen Wesens, welche seine kalten Hände fest und krampfhaft gefaßt hielten.

Keines von Beiden wußte nachher, welches die ersten Worte gewesen waren, die sie zu einander gesprochen

hatten; längere Zeit verging, ehe sie sich so weit fassen konnten, daß sie ihren Gefühlen einen Ausdruck zu geben vermochten. Als sie aber erst so weit gekommen, sprachen sie kaum; unabgewendeten Blickes Angesicht auf Angesicht geheftet, standen sie noch immer dicht vor einander und fragten und sagten sich gegenseitig schweigend, was auf dem Grunde ihrer Seelen lag.

Nie vorher aber hatte Helenens Erscheinung einen so gewaltigen Eindruck auf Henrik hervorgebracht, wie jetzt, wie hier. So schön, so vollkommen er sie immer gesehen und in seiner Erinnerung bewahrt hatte, nie war ihr herrlicher Wuchs, ihr seelenvolles Gesicht, ihr glänzendes Auge ihm so lieblich erschienen, wie an diesem Abende, in diesem öden und dunklen Kerker. Wie auf unsichtbaren Schwingen in ein reineres Element emporgetragen, glaubte er auch eine reinere Luft zu athmen, die von ihr ausströmte, und sein Herz, das vorher so dumpf und bang geschlagen, sandte seine verstockten Blutwellen so leicht und flüssig wie nie durch seine Adern.

Und Helene – welchen Gefühlen gab sie in diesem Augenblicke Raum? Es war vielleicht der wichtigste Moment ihres Lebens, der über ihre ganze Zukunft entschied. Eine Ahnung davon durchzitterte wohl ihr Herz, in dem es sich plötzlich wie der laute Schall einer silbernen Glocke regte und ihren Blick wie verklärt in eine noch ungeborene Zeit dringen ließ. Nie vorher war ihr Henrik, trotz seiner scheinbaren Erniedrigung, seiner farblosen Blässe, seiner gebrochenen Kraft so bedeutend, so männlich, so würdevoll erschienen; sie wußte, daß er

für sein Vaterland, seine Landsleute, für sie selber litt, und das erhob ihn in ihren Augen weit über die Grenzen der Hochschätzung hinaus, mit der sie ihm bis jetzt ergeben gewesen war.

Wie flogen nun wider Beider Wissen und Vermuthen die Minuten rasch und beinahe stürmisch dahin, und doch ließ man sie länger als eine halbe Stunde zusammen. Was Helene ihm hatte sagen wollen, was sie sich so genau im Geiste zurecht gelegt, um ihr Kommen zu rechtfertigen und nicht in einem falschen Lichte vor ihm zu erscheinen – keine Sylbe kam davon über ihre Lippen, sie hatte es vergessen und Henrik fragte sie auch nicht darum, denn das war nur Nebensache für ihn; er sah sie, und das war Alles, was er verlangen konnte. So sprachen sie denn, ohne zu wissen, was sie sprachen, ihre augenblicklichen Gedanken aus, und diese sind in solchen Momenten nicht in Folge großer Ueberlegung entstanden und nach einem angelegten Plane entwickelt, sie strömen aus dem Herzen und fliegen zum Herzen und können allein als der unwillkürliche Ausfluß einer von ihren Fesseln befreiten Seele betrachtet werden.

Aber da fuhr Helene plötzlich empor – ihr fielen die wichtigen Papiere ein, die er auf seiner Brust, wie sie wußte, in der gestickten Tasche trug. Und auch ihn bewegte in demselben Augenblicke derselbe Gedanke. »Helene,« sagte er, »Gott allein weiß, wie ich zu dem Glück komme, Sie hier zu sehen – Sie werden mir das morgen sagen, wie Sie versprochen haben – nicht wahr? Nun gut

denn, dann werde ich meine Fassung wieder erlangt haben und klar meine Gedanken entwickeln können, über die ich jetzt nicht Herr bin. Aber der Augenblick ist kostbar; wer weiß, ob wir wieder so viele Muße haben – wollen Sie mich nicht von den Papieren befreien, die in meiner Lage für Sie und Andreas gefährlich werden könnten und die ich, da sie versiegelt sind, nicht den Muth hatte zu erbrechen und vielleicht zu zerstören, was mir das Beste scheint?«

»Ja, Henrik, geben Sie her, ich hatte es ganz vergessen, danach zu fragen. Also Sie haben sie noch?«

»Ja, ich habe sie noch.« Und er trat rasch bei Seite, löste die Schnalle, die das Band der Tasche auf seiner Brust fest hielt, und reichte sie ihr hin. Sie war noch warm von dem Blute, welches traurig darunter gekreist hatte, das fühlte sie, als sie sie in den Händen hielt.

Da aber rasselten die Riegel dumpf an der Thür. Schnell hatte sie ihren Muff von der Erde erhoben, der ihr beim Eintreten, als sie Henrik die Hände gereicht, entfallen war, und die Tasche darin verborgen. Gleich darauf traten der Bürgermeister und der Conferenzzrath ein, den Helene ihrem Freunde erst jetzt als ihren Oheim vorstellte und der nun selber einige freundliche Worte an den Gefangenen richtete. Auch der Bürgermeister verkündete ihm, daß er noch heute Abend auf Veranlassung des Herrn mit verschiedenen Bequemlichkeiten versehen werden würde – jetzt aber sei die Scheidestunde gekommen. Mit festem Händedrucke schieden die beiden Verwandten von ihm – »Auf morgen!« rief ihm Helene zu,

dann war sie verschwunden – die Thür ward hinter ihr zugeschlagen und Henrik war wieder in der Dunkelheit seines Kerkers allein.

Lange blieb er auf demselben Flecke stehen, auf dem er gestanden, als Helene ihm die Hand gereicht oder vielmehr gedrückt hatte, wie sie sie ihm noch nie gedrückt. Starr, von einer neuen Gefühlswooge fast überfluthet, betäubt, die aber himmelweit von seinen früheren Gefühlen verschieden war, blickte er ihr nach, wie man einer Erscheinung des Himmels nachblicken würde, wenn sie dem Menschen auf Erden sichtbar werden könnte, und lange Zeit verging, ehe er seine Gedanken in das ruhige Geleise klaren Selbstbewußtseins zurückzuführen vermochte.

»Helene!« war das erste Wort, welches er zu sich sprach – »Ist es möglich!« – Und von einem inneren unaussprechlichen Dankgefühl ergriffen, sank er auf den kalten Boden nieder und dankte seinem Schöpfer, daß er ihm eine so reiche Gnade gesandt. Was war jetzt sein Kerker für ihn, was bedeutete ihm Gefangenschaft! O, um eine solche Stunde noch einmal zu erleben, hätte er Jahre lang im dunkelsten Verließ geschmachtet, denn diese Gestalt, dieses Antlitz, dieses Weib, das er so namenlos und lange liebte, es hatte durch diesen Besuch seine Seele und mit ihr seine ganze Umgebung erleuchtet, erwärmt und verherrlicht.

Nur Minuten schienen ihm verstrichen zu sein, als abermals seine Kerkerthür sich öffnete. Man brachte ein köstliches Bett, feine reine Wäsche, eine hell brennende

Lampe, dann herrlichen Wein und Speisen herein, die er fast aus seiner Erinnerung verloren hatte, und erst als er wieder allein war, sich in seinem Gefängniß umgeblickt und diese Folgen der Anwesenheit eines Engels erkannt hatte, da wurde ihm vollkommen klar, welch unerwartetes und unermessliches Glück ihm begegnet war. –

Lassen wir ihn in dem unbeschreiblichen Gefühle des Genusses dieses Glückes allein und folgen wir dem Conferenzzrath und seiner Nichte in das glänzende Zimmer, in welches sie zurückgekehrt waren, nachdem sie das Rathhaus verlassen hatten. Erst hier warf sich Helene in großer Bewegung an die Brust des alten Mannes, weinte sich aus und dankte ihm in flüsternden Worten für die Liebe, die er ihr erwiesen hatte.

Der alte Mann war tief gerührt. Er wußte jetzt – oder glaubte es wenigstens zu wissen – was er von der Theilnahme Helenens an des Gefangenen Schicksal zu denken hatte, und da er von den wohlwollendsten Gefühlen für Beide erfüllt war, so pries er sich glücklich, im Stande gewesen zu sein, zweien sich so nahe stehenden Menschen eine so süße Stunde bereitet zu haben.

Im traulichen Gespräche saßen sie jetzt neben einander an dem Sopha, hinter einem reich besetzten Tische, dessen leckere Speisen Helene aber kaum berührte, denn ihr Herz war zu voll von dem, was sie so eben erlebt hatte.

»Nun,« sagte der gute Alte, »und habt Ihr Euch denn Alles gesagt, was Ihr Euch zu sagen hattet?«

»Ach, theurer Oheim, ich weiß es nicht. Ich war so bedrückt von dem traurigen Aufenthalt, daß ich kaum meine Besinnung zusammen hatte.«

»Ich kann mir das wohl denken. Aber hast Du denn auch die wichtige Angelegenheit nicht vergessen, die Du mit ihm besprechen wolltest, wie Du mir sagtest!«

»Nein!« rief Helene und fuhr von ihrem Sitze auf – »Aber jetzt hätte ich sie beinahe vergessen, wenn Du mich nicht daran erinnert.« Sogleich begab sie sich in das Zimmer, welches sie bewohnen sollte und worin sie ihre Ueberkleider abgelegt, um aus ihrem Muffe die Tasche zu holen, die sie von Henrik empfangen hatte. Aber welcher Schreck erfaßte sie da plötzlich! Die Tasche war fort. Vergebens war auch ihr Suchen. Mit verstörtem Gesicht kehrte sie zum Oheim zurück und theilte ihm ihren Verlust mit, den sie ihm jetzt erst genauer bezeichnete.

Der alte Mann war noch mehr erschrocken als sie. Auch er half ihr beim Suchen. Der Wagen, in dem sie gefahren waren, wurde beinahe umgekehrt, ein Diener mit einer Laterne nach dem Rathhause gesandt, um nachzusehen, ob die Tasche Helenen vielleicht auf dem Flure entfallen sei, aber auch er kam unverrichteter Sache zurück.

Da blickten sich die beiden Verwandten ernst und bedenklich an. Sie schwiegen, denn sie hatten keine Worte für ihre Gedanken, aber ihre Freude, bei einander zu sein, war dadurch bedeutend verkümmert und ihre nächtliche Ruhe getrübt, wenn sie auch Beide sich bewußt waren, keine absichtliche Schuld an den Folgen zu

tragen, die mögliche Weise aus dem Verluste dieser Papiere entspringen konnten.

So verging Helenen die erste Nacht in Kolding, und der Morgen des 19. Aprils dämmerte herauf. Noch einmal durchsuchte sie, ehe der Conferenzzrath aufgestanden war, alle Winkel, alle Kleider – aber die Tasche war und blieb verloren.



Um zehn Uhr Morgens hatte sich Helene vorgesetzt, mit ihrem Oheim nach dem Rathhause zu gehen, denn der Bürgermeister hatte ihr den wiederholten Besuch des Gefangenen um diese Stunde zugesagt. Aber schon eine Stunde vorher, als sie im gemüthlichsten Plaudern noch am Frühstückstische saßen, wurden sie durch die Meldung eines Dieners überrascht, daß der Herr Bürgermeister draußen sei, um den Conferenzzrath in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Sogleich etwas Ungewöhnliches vermuthend, erhoben sich Beide und traten dem wohlwollenden Manne entgegen, der ihren Wünschen so förderlich gewesen war. Aber wie erstaunten sie, als sie ihn mit bestürzter Miene und hastigem Schritte bei sich eintreten sahen.

»Entschuldigen Sie,« sagte der Beamte eilig, »daß ich Sie so früh störe. Aber es ist mir, und wahrscheinlich auch Ihnen, etwas sehr Unangenehmes begegnet, was meinen

frühen Besuch nothwendig macht. Haben Sie, meine Dame, vielleicht etwas verloren, was Sie gestern bei sich trugen, als Sie im Rathhause waren?»

»Ich, mein Herr?« entgegnete Helene mit erzwungener Ruhe, obgleich ihr Herz bis zum Zerspringen schlug.

»Nun wohl – ist es die?« Und er zog die Tasche aus seinem Rocke, die Helene sogleich für die ihrige erkannte.

»Ja, mein Herr, das gehört mir.«

»Fühlen Sie keine Unruhe, daß Sie diese Papiere gerade in Kolding verloren haben?«

»Also Sie wissen, daß sie Papiere enthält?«

»Freilich weiß ich es und ich habe die Papiere auch lesen müssen, denn als sie in meine Hände gelangten, waren die versiegelten Schreiben bereits geöffnet. Leider ist das von einem Anderen geschehen, der sie gefunden hat. Durch einen Zufall erfuhr ich von diesem unglücklichen Funde, und da ich hörte, daß des Herrn Conferenzzraths Name darin steht –«

»Wie, mein Name?« fragte der alte Herr mit dem höchsten Erstaunen.

Der Beamte richtete verwundert sein Auge auf ihn. »Nun ja, Ihr Name! Denn Ihre Frau Nichte, welche diese Dame ist, wie Sie mir sagten, führt ja Ihren Namen, und da das Gewicht des Inhalts dieser Papiere auf sie zurückfällt und Sie denselben Namen tragen, so sind auch Sie in den Augen mißtrauischer Menschen nicht außer Schuld.«

Der Conferenzzrath hing erschrocken an Helenens kaltem Gesicht, die sich schon wieder gefaßt hatte und auch

dieser neuen Gefahr kühn in's Auge zu sehen entschlossen war.

»Welches Gewicht können diese Papiere haben, und auf wen können sie irgend einen Schatten werfen, als auf den Inhaber, der ich war?« fragte sie ernst.

»Das, meine Dame, wage ich noch nicht zu entscheiden. Derjenige, welcher sie unglücklicher Weise gefunden hat und sich damit fort begeben wollte, denn er ist schon vor zwei Stunden zu Schiffe abgegangen, hat sie mir nur unter der Bedingung einstweilen überlassen, daß ich die Sache vorläufig hier untersuchen will. Sie sehen also, welche traurige Verpflichtung ich auf mir habe, und wenn ich Sie vor dieser Untersuchung davon in Kenntniß setze, so geschieht es einzig und allein darum, weil ich diesen Herrn hier, Ihren Verwandten und meinen alten Freund, einen angesehenen Mann in hiesiger Stadt, nicht in's Verderben ziehen möchte.«

»In's Verderben?« rief der Conferenzzrath in gekränktem Tone. – »Ich weiß davon gar nichts.«

»Ja, in's Verderben, sage ich, mein Freund. Denn der Mann, der von diesen Papieren unbefugter Weise Kenntniß genommen hat, und der ein Mann ist, der die Pflicht auf sich zu haben glaubt, gegen dergleichen Vaterlandsverrätherei – so nennt er es – mit Gewaltmitteln aufzutreten, wenn er geneigt ist, seine Kenntniß zu anderer Leute Kenntniß zu dringen, so gerathen Sie Beide und auch ich in große Verlegenheit, wenn ich nicht nachweisen kann, die Untersuchung gegen Sie eingeleitet zu haben.«

»Wer ist der Mann, der von so eifriger Pflichterfüllung durchdrungen ist?«

»Er ist ein Deutscher wie Sie – leider muß ich Ihnen das sagen, obwohl er einen dänischen Namen trägt, und ein Agent der dänischen Polizei, dessen Bemühungen Ihr Freund im Kerker wahrscheinlich einen großen Theil seines Schicksals verdankt, denn er wußte sehr gut über seine Vergangenheit Bescheid und hat genaue Aufschlüsse über sein Verhalten während dieses Krieges gegeben.«

»O!« rief Helene – »Ist das vielleicht ein gewisser Olaf Larssen?«

»Ich weiß es nicht, meine Dame, aber Sie irren sich vielleicht. Die Frage ist nur die, was Sie in diesem Augenblicke zu thun gedenken?«

»Was ich zu thun gedenke? Folgendes, mein Herr. Es ist sogleich zehn Uhr. Um diese Zeit haben Sie mir einen Besuch bei dem Gefangenen bewilligt.«

Der Beamte schüttelte den Kopf. »Das darf ich jetzt kaum wagen zu gestatten. Der Amtmann von Veile – Sie wissen wohl, daß es der frühere Minister Orla Lehmann ist – ist in der Stadt, und wenn dieser bereits von dem Inhalte Ihrer Papiere Kenntniß hat, so dürfte Ihr Aufenthalt hierselbst nicht von langer Dauer, oder aber von *sehr* langer Dauer sein.«

»Wie verstehen Sie das?«

»Ich kann mich nicht umständlicher ausdrücken; aber die Klugheit, mit der Sie begabt sind, wird Sie belehren, was man darunter verstehen kann.«

»So hören Sie mich an. Sie sagen, Olaf Larssen sei früh am Morgen auf einem Schiffe abgereist. Wahrscheinlich hat er dann noch nicht den Amtmann von Veile gesprochen. Können Sie darüber keine bestimmte Kenntniß erlangen?«

»Das will ich versuchen, denn es dürfte für uns Alle das Nothwendigste sein.

»Wohl, so werde ich so lange auf Sie warten, bis Sie mit dieser Nachricht zurückkommen. Während der Zeit werde ich das Nöthigste beschließen.«

Der menschenfreundliche Beamte entfernte sich und ließ die beiden Verwandten in einiger Verwirrung zurück. Helene öffnete sogleich die Tasche, nahm die bewußten Anweisungen heraus, die Andreas und sie selbst geschrieben, las sie noch einmal durch und warf sie in's Feuer. »Jetzt mögen die Herren kommen,« sagte sie. »Das verbrecherische Papier ist aus der Welt verschwunden.«

»Aber was soll Dir das helfen, mein Kind?«

»Nichts, mein Oheim, ich habe sie nur vernichtet, damit sie nicht noch einmal in die unrechten Hände fallen. Wir können sie zu Hause jeden Augenblick noch einmal schreiben. O, wäre doch Henrik weniger redlich, oder ich vorsichtiger gewesen! Aber der Rausch der Freude hatte mich trunken gemacht.«

Darauf überlegte sie, was ferner zu thun sei, kam aber zu keinem Entschlusse, da sie noch in Ungewißheit war, ob die höchste Obrigkeit der Gegend, der Amtmann von

Veile, zu dessen Districte Kolding gehörte, von dem Vorfalle unterrichtet sei und danach erst die Tragweite desselben ermessen werden konnte.

In etwa einer Stunde erschien der Bürgermeister wieder; er war bei Orla Lehmann gewesen und freundlich empfangen worden. Von dem Funde der Tasche wußte er nichts, sonst hätte er es gewiß gesagt. Das beruhigte den Bürgermeister außerordentlich; es hatte nun keine so große Eile mit der Untersuchung und er schöpfte tief Athem, daß diese Last von seiner Brust genommen war.

»Nun, mein Herr,« sagte Helene fröhlich, »werden Sie mir wohl Erlaubniß geben, den Gefangenen zu besuchen, wie Sie gestern versprochen haben.«

»Ja, unter einer Bedingung: daß Sie nicht über eine Stunde bei ihm bleiben, erst am Abend zu ihm gehen und morgen so früh wie möglich Kolding verlassen, denn übermorgen wollte der Finder der Tasche wiederkommen und Ihr Aufenthalt hier würde dann kein sicherer mehr sein.«

Helenens Herz bewegte sich krampfhaft. »Gut,« erwiderte sie endlich, »da Sie so gütig und menschenfreundlich sind, kann ich Ihnen diese verständigen Bitten nicht abschlagen. Aber ich habe zwei andere dagegen.«

»Sprechen Sie sie aus.«

»Benachrichtigen Sie den Gefangenen, daß er uns erst am Abend zu erwarten hat, denn er zählt, glaube ich, die Minuten, bis er uns wieder sieht. – Sodann aber sagen Sie ihm nichts von den verlorenen Papieren, damit er

sich nicht ohne Noth ängstigt. Ich werde ihm auch nichts davon sagen.«

»Beides verspreche ich sehr gern. Aber ich bitte Sie, verlassen Sie den Tag über nicht dies Haus. Die Bevölkerung von Kolding ist in großer Aufregung. Wenn sie durch irgend einen boshaften Menschen erführe, daß Sie die Haft eines verhaßten Feindes erleichtert haben oder Sie selbst zu ihm gehen sähe, so wäre sie vielleicht tollkühn und fanatisch genug, Sie zu verletzen.«

»Hoho!« rief der alte Conferenzzrath »In meinem Wagen? Das sollte ihnen schlecht bekommen.«

Der Bürgermeister zuckte die Achseln. »Ich stehe für nichts,« sagte er. »Wenn Sie wüßten, was ich weiß, und den Dank dieser rohen Menschen gegen Alles, was Deutsch heißt, so genau kennten wie ich, Sie würden gleich mir in Sorge sein. Und es ist in der That mein Wunsch, Ihrem Oheim, meinem alten Freunde; Ihnen selbst und wo möglich dem Gefangenen zu dienen, wenn meine Menschenpflicht sich mit meiner Amtspflicht verträgt.«

»O, helfen Sie ihm, wo Sie können, Gott wird wieder helfen!« bat Helene mit schwimmendem Auge und reichte ihm die Hand.

Der Bürgermeister nahm die schöne Hand in die seine, sah Helenen liebevoll an und erwiderte: »Ja, meine junge Dame, das will ich, so viel ich nur kann, ich verspreche es. Aber meine Kraft ist gering und die Zeiten sind schwer – schwerer fast, als meine Schultern sie zu tragen vermögen.«

»Ich glaube es gern; hoffen wir aber das Beste, Gott wird endlich Alles zum Guten lenken!«

»O, wie stimme ich darin von Herzen ein – aber zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein – wird niemals Friede sein. Leben Sie wohl!«



Gerade wenn wir wünschen, daß ein Tag recht rasch vergehe, scheint er uns oft übermäßig lange zu dauern. Es ist, als ob ein bleiernes Gewicht jede abrollende Stunde zurückhielte und die sonst so flüchtige Minute ihre Schwingen verloren hätte, so daß der Zeiger der Zeit, trotz unserer rastlos vorwärts strebenden Seele, wie durch einen Zauber auf eine Stelle gebannt bleibt. Aehnlich erging es heute Helenen. Dieser lange, lange Tag wollte kein Ende nehmen, so sehr auch der lebenswürdige Oheim ihn zu verkürzen sich bemühte. Aber alle seine Erzählungen und Gespräche erinnerten sie nur daran, daß er absichtlich die Zeit vergessen machen wollte, und sie mußte daher um so mehr an die weite Spanne denken, die noch zwischen diesem Tag und ihrem Abend lag, wie sie ihn nannte. Mit einem Blick die Uhr, und dem andern den Oheim betrachtend, hatte sie nur halbe Ohren für seine Plaudereien, aber er ließ sich dadurch nicht stören, denn er gehörte zu den vortrefflichen alten Leuten, die der Jugend verzeihen, daß sie jung ist, und die nicht vergessen haben, daß Herzen in ihrem Busen pochen, in denen mehr Flamme als Blut lodert.

Auch das Wetter war unfreundlich und trüb am Morgen und übte einen gespenstischen Druck auf die ohnehin schon belastete Seele aus. Dicker, naßkalter Nebel lag über dem Meere und verhüllte die schöne Fernsicht von Kolding, denn man sah nur die leere, bleifarbig, träge Bucht, welche die Kriegsschiffe seit der letzten Nacht wieder verlassen hatten. Der Wind war unstät; bald wehte er von Süden, bald von Westen her, immer aber brachte er Regenschauer und Hagelschlag zurück, denn die fliegenden und mit Feuchtigkeit geschwängerten Himmelsberge wurden bald hierhin, bald dorthin gescheucht. Endlich war es Mittag geworden und der alte Conferenzzrath, um seiner Nichte die Zeit so gut wie möglich zu vertreiben, hielt sie lange bei Tische fest und goß ihr ein Glas perlenden Weines nach dem andern ein. Das half wirklich die Stunden verjagen, wenigstens sie vergessen und allmähig wurde es düsterer im Osten über dem Meere und nur im fernsten Westen noch flatterten einige blaßgelbe Wölkchen, die letzten Spuren des verschwimmenden Tages, einsam am Horizonte umher:

»Nun wird es Zeit, Helenchen,« sagte der Alte, der in rosiger Laune war, »nun werde ich mir meinen Pelz bringen lassen, denn ich soll ja bei Dir in dem kalten Loche bleiben – oder befreist Du mich davon?«

»Nein, mein lieber Oheim, ich bitte Dich wiederholt: bleibe die Stunde, die uns zu verplaudern vergönnt ist, bei uns, lerne Henrik Paulsen kennen und freue Dich, einem so braven Manne Deine Gunst geschenkt zu haben.«

»*Meine* Gunst! Du Närrchen! Als ob *ich* sie ihm geschenkt hätte! Hast Du sie mir nicht – Na, na – ich sage ja nichts!« Und er hielt sich selbst den Mund zu, auf den Helene schon ihre weiche Hand gedrückt hatte. –

Als es Abend geworden war und man gegen unberufene Späheraugen geschützt zu sein glaubte, ließ der Conferenzzrath den Wagen vorfahren. Leicht hüpfte Helene hinein, langsamer folgte der Alte. In fünf Minuten waren sie im Rathhause. Der Bürgermeister erwartete sie schon und bald darauf rasselten die Riegel und Helene und ihr Oheim saßen bei ihrem Freunde.

Nun erst schütteten sie alle Gedanken aus, die gestern ihre Freiheit nicht gefunden hatten; Helene erzählte von Emmerslund jeden Vorfall nach Henrik's Entfernung bis auf den Brief des ehrenwerthen dänischen Schiffsarztes, und dieser berichtete seine Gefangennahme und seine im Ganzen menschliche Behandlung, den Pöbel am Hafен und den schaurigen Kerker in Kolding selbst abgerechnet. Was aber Helene nach dieser Stadt geführt, wagte er auch diesmal nicht zu fragen, das Gespräch führte Helene jedoch selber darauf und Henrik gab sich sehr bald dem Glauben hin, der Oheim habe sie zu sich gerufen. Aber wie lange sie noch bleiben würde, das erlaubte er sich wenigstens fragend anzudeuten.

»Mein Freund,« sagte Helene ernst und feierlich, »ich gehe schon morgen früh um acht Uhr zurück nach Emmerslund. Ich habe es bestimmt zugesagt; auch sind meine Geschäfte mit dem Oheim beendet, und er – er wird

an meiner Statt Sie recht oft besuchen. Nicht wahr, mein Oheim?«

»Ja, mein Herr, das werde ich. Helene geht freilich fort, das liebe Kind – ach! sie kann ja nicht länger bei mir bleiben, aber ich, ich bleibe hier, so lange es Gott noch gefällt. Sie sollen an Nichts Mangel leiden – ich verspreche es Ihnen heilig – ich werde alle Mittel aufbieten, um Ihre Gefangenschaft erträglich und Ihre Befreiung möglich zu machen. Sorgen Sie um nichts.«

In diesem Augenblicke knarrte die Thür und der Bürgermeister trat ein. Er zeigte die Uhr und Alle verstanden ihn. Wenige Worte nur wurden beim Abschied gesprochen, aber Blicke und Hände führten eine um so beredtere Sprache. »Sind Sie auch hinreichend mit Geld versehen?« fragte Helene flüsternd, als sie ihm die Hand drückte.

Henrik zögerte zu antworten. Er war ja in den letzten Jahren seines Lebens immer arm gewesen und hatte sich mehr behelfen müssen, als die Freunde wußten; jetzt aber war sein kleiner Vorrath bald ganz erschöpft, und er glaubte sich nicht zu erniedrigen, wenn er seiner reichen Freundin diesen Umstand bekannte. »Nein,« sagte er endlich, »ich habe nur noch wenig – bitten Sie Ihren Oheim in meinem Namen um eine kleine Unterstützung, ich könnte sie vielleicht gebrauchen.«

»Nicht meinem Oheim – mir selbst sage ich das, Henrik. – Hier, ich hatte diese Börse schon für Sie eingesteckt.«

Und schon hatte sie, mit vor Wonne bebender Hand, dieselbe in die seinige gleiten lassen – da fühlte er erst, daß schweres Gold darin war. Er wollte etwas sagen, aber in diesem Augenblick erschien der Kerkermeister in der Thür und Helene legte den Finger auf ihren Mund. So schieden sie. Aber schon auf dem Flure stehend, sandte sie noch einen leuchtenden Blick in das dunkle Gemach zurück und Henrik erschien es, als wäre dieser Blick bei ihm zurückgeblieben, denn fortan sollte es nicht mehr düster in seinem Gefängniß sein.

»Auch das ist wieder vorüber,« sagte Helene still zu sich, als sie auf dem Heimwege neben ihrem Oheim im sanft rollenden Wagen saß – »auch das! Nun, guter Gott, Du hast es beginnen lassen, Du wirst es auch vollenden, und wie Du mich sicher zu ihm geleitet hast, wirst Du ihn auch wieder sicher – zu mir geleiten.« Mit diesem Gebet zu Gott in der Seele, nicht auf der Lippe, kam sie zu Hause an.

Von jetzt an war Helene still. Der Vorhang hinter einem Abschnitt ihres Lebens war gefallen und sie blickte unverzagt dem nächsten entgegen. Ihre Gedanken weilten nicht mehr in Kolding, so lieb sie den alten Oheim auch gewonnen hatte, und so sehr er sich fortwährend bemühte, ihr noch die letzten Stunden zu erheitern, zu versüßen. Aber wir wissen ja, wenn ein zart und tiefführendes Weib einen neuen und so mächtigen, so überwältigenden Gedanken in ihr Inneres aufgenommen hat, wie wir glauben, daß es Helene in diesen beiden Tagen in Kolding gethan, dann hört, steht und empfindet sie nichts als

diesen Gedanken allein. Alle Dinge, die zwischen Himmel und Erde kreisen, existiren nicht mehr für sie, sie athmet und lebt nur noch in dem göttlichen Element, in welchem keine Stürme wehen, keine Fesseln drücken, keine Schmerzen brennen – in der Idee der Liebe!

Noch spät am Abend hatte sie ihre Vorbereitungen zur frühen Abreise am nächsten Morgen getroffen. Ihren Koffer hatte Käthe schon gepackt. Wagen und Pferde waren von Ernst Blachmann zur schnellsten Reise gerüstet. Der Oheim hatte ihr einen Paß vom Bürgermeister ausgemacht, der ihr die dänischen Vorposten öffnen sollte, und um sie ja recht sicher durch diese menschliche Mauer zu bringen, hatte der vorsorgliche Alte sogar beschlossen, ihr selbst das Geleit zu geben, bis sie wieder bei ihren Landsleuten wäre. Und das hatte sie von ganzem Herzen dankbar angenommen.

## ZWÖLFTES KAPITEL. DIE SCHRECKENSTAGE VON KOLDING.

Von den Gemüthsbewegungen der letzten Tage und den schlaflos zugebrachten Nächten überaus ermüdet, hatte sich Helene in dieser Nacht frühzeitig zur Ruhe begeben und nachdem sie in einem heißen Gebete dem klar schauenden Auge Gottes offen und ehrlich ihr ganzes Herz dargelegt, war sie in einen süßen und durch keine Störung unterbrochenen Schlaf gesunken. Aber gegen Morgen, als der grauende Tag sein bleiches Haupt

über das Meer erhob, wurde dieser Schlaf durch wunderbar schreckhafte Träume beunruhigt. Wiederholt schauerte sie zusammen, erwachte halb und fühlte den Druck einer geheimnißvollen Macht auf ihrem Herzen liegen. Aber immer schlief sie, von einer Mattigkeit, wie sie sie nie gefühlt, überwältigt, wieder ein und immer kreisten die wilden Traumbilder um ihre von Neuem erbebende Seele. Da schrak sie plötzlich vor einer unaussprechlich düsteren Erscheinung zurück. Aus dem wüsten Wolkenchaos, welches über ihrem Haupte in den Lüften wirbelte, streckte sich eine große, feurig blutige Hand hernieder, die ihre riesigen Finger mit den spitzigen Krallen auf und zu bewegte, als ob sie die Schlummernde ergreifen und in die schwindelerregende Höhe ziehen wollte. Angstvoll wandte sie sich hin und her, bald hierhin, bald dorthin ausweichend, aber immer war die von Blut triefende Hand zuckend hinter ihr her und schon hielt sie ihr seidenweiches Haar in der Faust, dessen schwarze Locken sie mit ihren eigenen Augen sich immer höher erheben sah. Von unaussprechlicher Angst gefoltert, keinen Zufluchtsort im ganzen Umkreise gewahrend, von aller Menschen Hülfe verlassen, kämpfte ihre athemlose Brust laut stöhnend gegen das dämonische Ungethüm, und als ihre Angst endlich den höchsten Gipfel erreicht hatte, erwachte sie mit einem Schrei, der noch in ihren Ohren gellte, als sie schon längst wieder zur Besinnung gekommen war und sich in dem sicheren Bette im Hause ihres Oheims fand. In Angstschweiß gebadet, das Herz hoch auf schlagen fühlend, blickte sie sich rings um, und als

sie die blutige Hand verschwunden und das dämmernde Morgenlicht durch die Vorhänge in's Zimmer fallen sah, fühlte sie sich so wonnig und sicher gebettet, so glücklich und befriedigt im allmählig sich beruhigenden Gemüthe, wie sie eine ähnliche süße Empfindung noch niemals im Leben gekostet zu haben glaubte.

Aber was war das? Welches Gelärm ließ sich da mit einem Male aus der Ferne hören? Kam es nicht immer näher und näher, bis es ganz dicht am Hause zu sein schien? War das nicht Trommelwirbel beinahe unter ihrem Fenster; schmetterten nicht die Signalhörner durch die ganze Stadt, donnerte nicht schweres Geschütz vom Süden herüber?

Schnell erhob sie ihren rosigen Kopf von den Kissen und stützte ihn, um besser hören zu können, auf den schönen entblößten Arm – nein, sie hatte sich nicht getäuscht, ein ungewöhnliches Leben und Bewegen herrschte draußen, Menschen schrieen und lärmten, Pferde jagten auf und ab und das dumpfe Gerassel in Galopp fahrender Kanonen hallte an den Wänden wider, so daß die Fenster klirrten und der ganze Fußboden des Hauses bebte.

Da litt es sie nicht länger mehr im Bette; rasch sprang sie auf und warf sich in die Kleider. Die Glocke, die zu ihrem Mädchen führte, hatte sie schon mehrmals gezogen, aber Käthe, wahrscheinlich vom festen Morgenschlafe befallen, erschien noch immer nicht. In wenigen Minuten hatte sie allein ihre Toilette beendet, und als es nun

heller und heller im Freien wurde, zog sie die dunkelrothen Vorhänge vom Fenster zurück und blickte ängstlich auf die lebendige Stadt hinaus.

In diesem Augenblicke hörte sie im Nebenzimmer Schritte: sie öffnete die Thür, und mit bestürzter Miene, im Nachtgewande, eilte ihr der Oheim entgegen, den das Getümmel auch aus dem Schlafe aufgeschreckt.

»Mein Gott, Helene,« rief der alte Mann mit halb vor Entsetzen erstickter Stimme – »was ist das?«

»Ruhig, mein Oheim, ruhig,« tröstete sie ihn. »Was kann es sein? Man wird an einander gerathen sein, die Deutschen oder die Dänen haben angegriffen; wir können nichts thun als geduldig das Ende abwarten.«

Der Conferenzzrath stand verwundert vor der fest und ruhig blickenden Frau, denn so heldenmüthig hatte er sich seine Nichte nicht gedacht. Und es ist wahr, vor einer geradeaus wandelnden, aufrecht hervortretenden Gefahr hatte Helene keine Furcht, nur die schleichende Heimtücke, die kriechende Feindseligkeit flößte ihr Grauen und Schrecken ein. »Ein Kampf,« sagte sie, »ein ehrlicher Kampf, Mann gegen Mann, hat begonnen – siehst Du es wohl! So laß uns denn Gott bitten, daß er der gerechten Sache den Sieg verleihe!«

Daß die Dänen diesmal nicht die Angreifenden waren, gewahrte man sehr bald. Denn augenscheinlich waren sie überrascht worden, das zeigte sich in allen ihren Bewegungen; eine Art Verwirrung gab sich in ihrem hin- und

Herrennen kund, und die nach einem Punkte hinstürzende Menge bewies, daß der Feind vom Süden her gegen die Stadt gedrungen sei.

Rasch warf sich nun auch der Oheim in die Kleider, und als er wieder zu Helenen zurückkam, um die sich unterdeß ihre Dienerschaft angstvoll versammelt hatte, vernahm er, daß ein Angriff der Deutschen stattgefunden, und daß die Dänen alle nach den Straßen eilten, die jenseits der Stadt auf die Brücke über die Koldinger-Au mündeten.

In diesem Augenblick liefen mehrere Bürger vom Hafen her über den Vorplatz hin, der sich vom Hause des Conferenzzraths gegen die Stadt heruntersenkte. Sie waren bewaffnet und ihre frohlockenden Stimmen sprachen die beste Erwartung aus, die sie von dem ausgebrochenen Kampfe hegten. »Halloh, halloh, vorwärts!« kreischte einer herauf – »die Rebellen haben uns angegriffen; jetzt wollen wir ihnen zeigen, daß wir Dänen sind!«

Der Conferenzzrath hatte ein Fenster geöffnet, um einen oder den andern von ihnen anzurufen; als er aber diese Worte hörte, schlug er das Fenster zu und zog sich schaudernd in das Innere des Zimmers zurück. »Die Rebellen,« sagte er, »die Rebellen! Siehst Du, so nennt man Euch, Helene, ach! welche traurige, verhängnißvolle Zeit!«

Helene hatte ihre Diener wieder fortgesandt und ihre Reise abbestellt. Der Oheim war übergelukkig vor Freude, als er die Befehle dazu aussprechen hörte. »O, Helene,« rief er, »mein theures Kind, Du willst mich nicht

verlassen? Das ist herrlich, das ist göttlich von Dir – wie soll ich Dir das vergelten?«

»Kann ich denn fort?« fragte Helene, über die Freude des alten Herrn lächelnd. »Kann ich denn fort, wenn der Kampf tobt? Muß ich nicht bei Dir bleiben, wenn ich auch nicht wollte? Lege mir nicht für eine Tugend aus, was nur eine Nothwendigkeit ist.«

»O, das bleibt sich ganz gleich; ich erkenne das Glück, nicht allein zu sein, wenn blutiger Kampf und Streit in der Stadt wüthet; Gott sei doppelt gelobt, daß er mir in Dir einen Schutzengel gesandt hat.«

Man brachte das Frühstück herein und wollte sich eben an den Tisch setzen, so wenig man auch aufgelegt dazu war, als plötzlich ein hundertfältiger Donner von der Stadt her krachte und die Erschreckten wieder an's Fenster zog. Salve auf Salve tönte von der Brücke her, Kanonendonner mischte sich mit Kleingewehrfeuer, und das Kampfgetöse scholl so deutlich herüber, als wenn die Schlacht dicht unter den Fenstern stattfände.

Und da, da prasselten schon die Flammen auf; vom leichten Südwinde herangetriebener Brandgeruch wälzte sich schwer und unheilverkündend über die unglückliche Stadt und verdüsterte ringsum den Horizont.

»Es muß irgendwo brennen,« sagte Helene mit gefalteten Händen, »sieh den gelbgrauen Qualm da – das kann nicht von den Geschützen herrühren.«

Sie hatte zwar schon oft, als sie noch in Emmerslund weilte, aus der Ferne den heftigsten Kanonendonner gehört, ihr Ohr war also an diese tosende Schlachtmusik

gewöhnt. So nahe wie jetzt aber war sie ihr nie gewesen, und so stark ihr Herz, so mächtig ihr Wille war, sie mußte zittern, das Gekrach ringsum hallte in den Bergen schreckenerregend wider, die Häuser bebten und die Fenster klirrten, als sollte Alles in Stücke und Trümmer zusammenstürzen.

Der Conferenzzrath hatte sich in einen Winkel zurückgezogen; er hielt sich die Ohren zu, denn er glaubte, sie müßten ihm zerspringen. Helene eilte zu ihm und mit bebender Stimme tröstete sie ihn. Er blickte sie liebevoll an und drückte ihr zärtlich die Hände, aber sprechen konnte er nicht, sein morsches altes Herz war nicht mehr stark genug, solchen schrecklichen Tönen männlich Widerstand zu leisten. Je ängstlicher, hinfälliger er aber wurde, um so muthiger erhob sich Helene, und als der Kampf erst eine Stunde gewüthet, fühlte sie sich jederlei Gefahr gewachsen, denn sie hatte Zeit gehabt, ihre Nerven zu beruhigen und zu stählen.

So flogen in unausgesetzter Aufregung die Stunden rasch und verderbenvoll vorüber. Kein Mensch im Hause wußte, wohin der Sieg sich neigte, denn keiner war dazu zu bewegen, das Haus zu verlassen, in dem man sich sicher glaubte, da es von allen Häusern der Stadt am weitesten vom Kampfplatze entfernt lag. Und das war richtig. Bis hierher zwar konnten die Geschosse der Schleswig-Holsteiner wohl dringen, aber sie richteten sie nicht so hoch, da sie ihre Gegner dicht vor sich hatten.

Als es neun Uhr war und der Kampf immer noch nicht beendigt schien, ja mit kurzen Unterbrechungen sich immer wüthender erhob, fühlte Helene endlich das Bedürfniß, einige Nahrung zu sich zu nehmen. Sie aß und trank, was vor ihr stand, hastig, im Stehen, und darin wenigstens ahmte ihr der Oheim nach.

»Laß uns ein Glas Wein trinken, Oheim,« sagte sie plötzlich, »ich fühle das Bedürfniß danach, und mir ist zu Muthe, als müßte bald Alles entschieden sein, denn es strömt wie von oben her eine Beruhigung in mich ein, die mich wie auf Flügeln des Windes aufwärts hebt.«

Schon war Helene dem Conferenzzrath ein Orakel geworden. Er sprang empor und klingelte nach Wein. Sogleich wurde er gebracht; der Diener hatte die Flasche schon entkorkt, sie auf einen Tisch gestellt und war wieder hinausgegangen, da hörte man den Galopp eines Pferdes den Hügel heraufkommen, und hinter ihm her, näher und näher rückend, krachten die Salven, als würden sie zu einer Lustbarkeit abgefeuert.

Beide sprangen an ein Fenster. In der That, ein einzelner Mann zu Pferde, in Civilkleidern, kam hastig dahergesprengt; er schien keinen sicheren Ausgangspunkt zu wissen, denn er warf sein Pferd bald links, bald rechts herum. Jetzt war er dicht vor dem Hause, und schon glaubte man, er wolle Einlaß begehren, da wandte er sich plötzlich wieder links und schlug die Straße ein, die nach Norden führt. Noch eine Weile hörte man den Galopp seines Pferdes, aber bald war er in dem Hurrahgeschrei und

den einzelnen Schüssen, die aus der Ferne herübertönten, verklungen.

Der Conferenzzrath hatte diesen Mann fest in's Auge gefaßt und beide Arme zum Himmel erhoben, als er dem Hause ganz nahe war. Ein unwillkürlicher Verwunderungsschrei entfuhr seinen Lippen und mit blitzenden Augen schaute er dem Davoneilenden nach.

»Wer war der Mann, kanntest Du ihn?« fragte Helene mit einer seltenen Gemüthsruhe.

»Ha!« rief der Oheim – »hast Du ihn Dir genau angesehen? Die Flucht dieses Mannes scheint mir eine vollkommene Niederlage der Dänen anzudeuten – o, wie ich mich erfrischt fühle!«

»Aber wer war er, wer war er, mein Oheim?«

»Wer er war, mein Kind? Schau die lebendige Gerechtigkeit Gottes, sie hält ihre Waage aufrecht über den Wolken und wankt nicht mit ihrem Arme. Das war der Anstifter des ganzen ruchlosen Krieges, die Seele der Rebellion der Dänen gegen ihren König in Kopenhagen – der Mann, der den Schleswig-Holsteinern mit blutigen Striemen auf den Rücken schreiben wollte, daß sie Dänen seien – das war der Amtmann von Veile – Orla Lehmann.«

»Wie? Dieser blonde, bleiche Mann mit dem lebhaft blitzenden Auge – Orla Lehmann?«

»Ja, mein Kind, das war er. Er ist ein sehr fähiger, verständiger, klarer Mann, das kann ich Dir versichern, denn ich kenne ihn genau, aber sein blinder Fanatismus, der nur die Wolken, aber nicht das Gewitter heraufziehen sieht, hat ihn verführt. Was er sieht, sieht ihm Dänisch

aus, und das ist vielleicht sein und unser Aller Verderben.«

»Aber wie kommt er eigentlich hierher, da er doch Minister in Kopenhagen geworden war?«

»Das ist er gewesen, mein Kind, und die Sache ist sehr einfach zu begreifen. Er hatte dem Könige und dem Lande eine Suppe eingebrockt; da es aber an's Ausessen kam, schmeckte sie ihm selber nicht, und um ihn nicht Hungers sterben zu lassen, machte man ihn zum Amtmann von Veile, der schönste Posten von Jütland – aber sieh da – was ist das?«

Helene wandte sich wieder zum Fenster. Da sah man erst einzeln, dann in stärkeren Haufen die rothen Röcke der Dänen, untermischt mit grünen Järgergestalten, in vollem Laufe dahereilen. Die Straßen mit ihren Blutspuren färbend, dann und wann von einer dazwischen fahrenden Kugel in einem Knäuel zu Boden geworfen, aber immer wieder vorwärts gejagt von den verabscheuten Rebellen, flohen sie, wie Orla Lehmann, dem Norden zu, denn – sie konnten es sich nicht länger verschweigen – sie hatten die Schlacht bei Kolding am 20. April verloren. Und zuletzt ihnen nach, im vollen Rosseslaufe, wie zehn Gewitter rasselnd und donnernd, sprengten die dänischen Geschütze auch davon, hier und da einen blutenden Menschen niederreißend, ohne Aufenthalt, nur um das kostbare Geschütz, viel kostbarer als das dumme Menschenleben, dem Könige von Dänemark zu erhalten.

Ja, die Schleswig-Holsteiner, drei winzige Bataillone, hatten die doppelt so starken Dänen bei Kolding geschlagen!

Schon am frühen Morgen hatten zwei Bataillone, heranstürzend wie die Eber, schnell wie die Hirsche und stark wie die Löwen, alle Verschanzungen, Verhaue und Barrikaden an den Häusern, an denen Helene vorübergekommen war, genommen. Wie die Windsbraut waren sie dahergestürmt, wie der Orkan hatten sie alle Hemmnisse niedergebroschen. In unaufhaltsamer Hast dann, von einer Gluth der Begeisterung vorwärts getrieben, wie sie nur in diesem Kriege sich zeigte, hatten sie sich auf die Posten vor der Brücke geworfen, diese zurückgejagt und waren nun auf die Brücke und ihre Barrikaden selbst losgestürzt. Hier aber hatten sich die Dänen hinter Schanzen und Kanonen festgesetzt und bestrichen mit wohlgezieltem Kreuzfeuer den engen Weg. Selbst aus den zunächst gelegenen Häusern, deren Fenster man in Schießscharten umgemauert hatte, schossen sie auf die andringenden Deutschen herunter; aber diese, keine Kugel achtend, stürmten mit Hurrahgeschrei über die Brücke, warfen Soldaten und Bürger, die sich auch zum Theil bewaffnet, über den Haufen und schlugen sie endlich ganz in die Flucht.

Wild und ordnungslos genug ging diese Flucht vor sich. Aus allen Thoren, nach allen Richtungen liefen und sprengten die Dänen davon, um den verfolgenden Schleswig-Holsteinern zu entkommen, und, hätten diese

nur hinreichende Kavallerie gehabt, sie würden sie noch ärger zugerichtet haben.

So war der Sieg bei Kolding errungen; auf den Thürmen der Stadt flatterte die deutsche Fahne, weiter nach Norden aber vorzudringen, war diesmal nicht gelungen. Vor den Thoren der Stadt hatten sich die Dänen wieder verschanzt und schwärmten außerhalb derselben herum. Das Hauptziel des Tages aber war erreicht, die übermüthigen Dänen waren zum ersten Male aus einer ihrer Städte gejagt, hatten viele Leute verloren, die entweder todt auf dem Platze lagen oder als Gefangene in den Händen der Deutschen geblieben waren, und die Schleswig-Holsteiner saßen nun triumphirend in den Straßen und Häusern der dänischen Stadt und ließen sich wohl schmecken, was für jene bereitet war.

Einen traurigeren Tag hatten die Bewohner Kolding's nie erlebt, und doch sollte er nur das Vorspiel eines viel blutigeren und traurigeren sein. Alles, was sich in seine vier Pfähle zurückziehen und gegen die Feinde abschließen konnte, zog sich zurück und schloß sich ab, und diese waren für jetzt zu schwach, sich mit Gewalt alle Thüren zu öffnen, oder sie wollten die Gewalt, die sie hatten, nicht anwenden, um nicht den Namen von Kannibalen und Rebellenhaufen zu verdienen, womit sie die dänischen Zeitungen ohne Grund zu bezeichnen pflegten. Auch zogen sie es bei der bekannten Stimmung der Einwohner vor, auf den Straßen, Plätzen und in einzelnen unbewohnten öffentlichen Gebäuden ihr Bivouak

aufzuschlagen und sich hier von ihren Strapazen zu erholen. Mit schleichendem Fuße, ingrimmigem Drohblick bewegten sich einzelne Vagabunden spionirend in den Gassen umher und selbst dem verbissenen Wesen der höheren Bürgerschaft, deren Mitglieder hier und da auf den Straßen zu thun hatten, konnte man deutlich anmerken, daß sie noch nicht, wie man zu sagen pflegt, aller Tage Abend gekommen glaubten. Viele Häuser blieben ganz verschlossen, und Niemand beehrte in sie einzutreten, und zu diesen letzteren gehörte des Conferenzzraths Parrhisius Haus. Glücklicherweise war es abgelegen genug, um dem Hauptanlaufe nicht preisgegeben zu sein; wenn ein Deutscher sich aber dahin verirrt hätte, so würde er mit dem Empfange zufrieden gewesen sein, der ihm dasselbst bereitet war. Aber die Schleswig-Holsteiner bewegten sich nicht in so weitem Kreise umher, wahrscheinlich erwarteten sie einen Ueberfall, denn sie arbeiteten fleißig an den Schanzen und Verpfählungen, welche die Dänen gegen sie selbst errichtet, um sie jetzt wieder gegen die Dänen aufzuwerfen, und rissen einige brennende Häuser ein, um das Weitergreifen der Flammen zu verhüten. Außerdem aber betrogen sie sich menschlich, forderten von der Stadtobrigade nur, was sie beanspruchen konnten, und rüsteten sich, einem neuen Angriffe der Dänen gewachsen zu sein, weshalb sie mit der Botschaft ihres Sieges, die sie nach Süden schickten, die Bitte um Beistand verbanden.

Im Hause des Conferenzzrathes ging es an diesem Tage sehr still und beklommen her, denn Helene war von

einer neuen Sorge befallen worden. Wohl hundertmal hatte sie gefragt, in welcher Richtung das Rathhaus liege, und mit Schauern daran gedacht, daß das Feuer es erreichen und dann Niemand aus den finsternen Gewölben gerettet werden könne. Nach Tische hatte der Conferenrath einen vertrauten alten Diener ausgeschickt, dem sich Hans Blachmann freiwillig angeschlossen, und diese brachten die Nachricht zurück, daß das Rathhaus unversehrt sei, daß die Deutschen auch schon die Gefängnisse durchsucht, aber Niemand darin gefunden hätten.

»Wie?« fragte Helene, als sie das hörte – »Niemand gefunden? Sie werden sie doch nicht umgebracht haben?«

»O nein doch,« sagte Hans Blachmann, »erst recht nicht – sie haben sie gewiß heute Morgen fortgeschleppt, denn sie werden nicht so dumm sein, ihre mit so vieler Mühe zusammengesuchten Gefangenen in die Hände ihrer Angehörigen fallen zu lassen.«

Das war nun wieder eine neue Qual, in die man unvermuthet gerathen, und der alte Diener wurde noch einmal nach dem Rathhause geschickt, um womöglich den Bürgermeister zu sprechen und zu fragen: wo der bewußte Gefangene sei.

Als der Diener nach langem Bemühen den Bürgermeister einen Augenblick sprechen konnte, sandte dieser ihn mit einem Gruße heim und versprach, selber vorzusprechen, sobald er einen Augenblick Zeit gewinnen könne. Man solle sich übrigens nicht ängstigen, fügte er hinzu.

An eine Reise konnte also für diesen Tag gar nicht gedacht werden, und den alten Oheim in den jetzigen Verhältnissen allein zu lassen, schien Helenen unmöglich zu sein, auch mußte sie erst Genaueres über Henrik's Verbleiben erfahren, und so hatte sie Grund genug, noch einige Tage in Kolding zu bleiben, und damit war der Oheim vollkommen zufriedengestellt.

Als es finster geworden war, die Bivouakfeuer der Sieger aber die Straßen und Plätze tageshell erleuchteten, kam der Bürgermeister, um sein Versprechen zu halten, in das Haus des Conferenzzraths. Aber wie wunderbar verändert sah der gute Mann aus! Die ungeheure Last und das Weh des einen Tages hatte seine Schultern niedergedrückt, er schien zerknickt an Geist und Leib, er gähnte fortwährend und sank fast erschöpft auf einen Sessel, sobald er in's Zimmer getreten war.

Nachdem er ein Glas kräftigen Weines dankbar angenommen und geleert hatte und schon Helenens Augen erwartungsvoll auf die seinigen gerichtet sah, sagte er: »Ja, meine junge Dame, unser Schicksal hat sich schnell umgewandelt; gestern konnte ich Sie zu meiner Gefangenen machen, und heute bin ich der Ihrige. Unser Reich ist für jetzt aus. Ich kann Sie nicht mehr zur Untersuchung ziehen, der Amtmann von Veile ist fort und ich – ich bin frei von dieser Verantwortung wenigstens. Sie können also gehen, wann und wohin Sie wollen, vorausgesetzt, daß Sie die Richtung nach dem Süden wählen.«

»Ach, was mich betrifft, mein Herr,« erwiderte Helene, »so sorgen Sie ja nicht um mich, ich habe mich längst in

das Unvermeidliche ergeben – aber der Gefangene – Sie sagen ja nichts, von ihm –«

»Ja, der Gefangene, – richtig! Das wollt' ich Ihnen sagen. Der ist auch fort. Kaum hatte das unerwartete Gefecht heute Morgen begonnen, so brachte eine Stafette den Befehl, alle Gefangenen augenblicklich nach Fridericia zu schaffen; die Schiffe, sie weiter zu bringen, lägen schon bereit.«

»Schiffe? Wohin denn? Ich bitte Sie, theilen Sie mir Alles mit, was Sie wissen.«

»Ganz gewiß, meine junge Dame – aber wie soll ich das wissen? Ich vermuthe jedoch, daß man sie nach Kopenhagen bringen wird, um sie dort vor ein Gericht zu stellen.«

»Kopenhagen!« rief Helene Sylbe für Sylbe, und ein tiefer Seufzer drang aus ihrem Herzen hervor.

»Das ist gut, das ist sehr gut!« rief der Conferenzzrath frohlockend.

»Gut, mein Oheim, sehr gut? Und warum? wenn ich fragen darf.«

»Das will ich Dir sagen, mein Kind. Wenn wir bestimmt wissen, daß er nach Kopenhagen gebracht ist, so könnte man dort am meisten für ihn wirken. Ich habe große und mächtige Verbindungen daselbst.«

»O, mein theurer Oheim!« rief Helene und warf sich, von neuer Hoffnung erfüllt, in seine Arme.

Der Bürgermeister erhob sich, versprach Alles aufzubieten, um den Ort zu erfahren, wohin man die Gefangenen gebracht und entfernte sich mit schwankendem

Schritte, um das Wohl der Stadt, der er so lange im Frieden vorgestanden, auch im traurigen Kriege zu bedenken.

»Wolltest Du wirklich Henrik's halber nach Kopenhagen, mein Oheim?« fragte Helene schmeichelnd.

»Nun ja, warum nicht? Wenn das so fort geht, verliere ich ohnedieß den Muth, hier zu bleiben. Gestern waren wir dänisch, heute sind wir deutsch, und wer weiß, ob wir morgen nicht wieder dänisch sind.«

»Das verhüte Gott!«

»Er verhüte es. Darauf aber verlaß Dich, sobald Du dieser Stadt den Rücken gekehrt hast, bleibe ich keine Stunde länger hier.«

»O, mein Oheim, so will ich sogleich aufbrechen, wenn es Dir hier so drückend ist.«

»Bewahre! So rasch kann ich nicht reisen. Zwei, drei Tage gebrauche ich, um mein Haus in gehörigen Stand zu setzen, denn ich habe zu sorgen, zu schaffen; ich bin kein Jüngling mehr, mein Kind, der heute hier, morgen dort zu Hause ist – bewahre! – Aber wenn es Dir nach einigen Tagen beliebt und Du mich nicht nach Kopenhagen begleiten willst, dann in Gottes Namen!«

Helene schüttelte sanft den Kopf. »Gehe Du nach Kopenhagen,« sagte sie, »thue dort Dein Möglichstes – ich verlasse mich auf Dich – ich kehre nach Emmerslund zurück, denn dahin rufen auch mich Pflichten.«

»So sei es, mein Kind; und nun wollen wir uns an das Einpacken meiner Sachen begeben, und wenn wir damit fertig sind, übergebe ich mein Haus einem Diener und

der Köchin, damit Freund oder Feind darin verpflegt werden kann – ich aber gehe auf und davon!«

So war es beschlossen, und Alles im Hause, was Hände hatte, begab sich an's Einpacken der werthvollsten Besitzthümer des reichen Hausherrn. Am 23. April Morgens wollte der Conferenzzrath nach Friedericia fahren, um sich von dort nach Kopenhagen einzuschiffen, während Helene zu derselben Zeit ihre Rückreise nach Emmerslund antrat.

Einige Straßen und Plätze, so wie die Vertheidigungsanstalten der Stadt und einzelne zu Kasernen benutzte Gebäude ausgenommen, herrschte in den übrigen Theilen Kolding's eine unheildrohende Stille. Von den Bürgern sah man fast keinen bei Tage seinen Geschäften nachgehen, nur des Abends regte es sich unheimlich in einigen abgelegenen Winkeln, und namentlich in der Nähe des Hafens machte sich Nachts unter ehemaligen Matrosen und einem gewissen Theile der niedrigen Bevölkerung eine auffallende Bewegung bemerklich. Unter der am fanatischsten dänisch gesinnten Einwohnerschaft liefen schon seit dem Tage der verlorenen Schlacht Gerüchte um, die man sich anfangs nur verstohlen zuflüsterete, allmählig aber mit frohlockender Miene eifriger und kühner verbreitete. Einige wollten wissen, der Amtmann von Veile sei wieder verkleidet in die Stadt gekommen, um die Bürgerschaft zu einer großen That aufzuregen, die sich natürlich auf das Verderben der Feinde bezog; die ganze dänische Armee, vom Norden heranmarschirt und vom Süden her durch Schiffe herbeigezogen, würde

sich jählings auf die Stadt werfen, alle Deutsche vertilgen und eine blutige Rache für die Niederlage am 20. April nehmen. Bis zu des Conferenzzraths Hause drangen diese unheilvollen Gerüchte nicht, sonst würden sie daselbst eine Beschleunigung des beabsichtigten Auszuges veranlaßt haben; die drückende Schwüle einer mißlichen Lage aber verbreitete sich wie eine ansteckende Krankheit durch die ganze Stadt, wirkte also auch beunruhigend auf die Bewohner des einsamen Hauses ein, und je länger sie in derselben verweilten, um so unheimlicher und ängstlicher wurde namentlich Helenen zu Muthe. Den Schleswig-Holsteinern aber hatte man diese Gerüchte nicht verbergen können, denn es waren sehr viele unter ihnen, welche die dänische Sprache verstanden, und die blindlings wüthenden Dänen hatten sich nicht immer so in ihrer Gewalt, ihre feindseligen Blicke, ja nicht einmal ihre Zungen zu beherrschen. Der Haß, der Widerwille, der Groll gegen die siegreiche sogenannte Rebellen-schaar war ein gränzenloser, das verschwiegen sie auf keine Weise, und wenn es noch einmal und hoffentlich bald zum Kampfe käme, drohten sie überall, so würde derselbe nothwendig ein schrecklicher und verderbenbringender sein. Daher hatten die Deutschen denn auch bald alle möglichen Vorkehrungen zur kräftigsten Abwehr getroffen. Zwei Bataillone Infanterie, zwei Jägercorps bivouakirten in der Stadt selbst, und der andere größere Theil der Armee, sofern er nicht ganz im Süden

stand, dehnte sich, aus lauter Schleswig-Holsteinern bestehend, westwärts von Kolding gegen das Dorf Vanderrup aus. So hielten sie die Augen offen und ihre Herzen schlugen getrost einem neuen und gewaltigen Kampfe entgegen.

Die Nacht vor dem 23. April war gekommen. Die Vorbereitungen zur Abreise der Herrschaften im Hause des Conferenzzraths waren beendet; Alles war bestimmt, was in Abwesenheit des Herrn geschehen, wie man den Ansprüchen Aller, wer sie auch sein mochten, begegnen, und was man in diesem oder jenem Falle zu thun bereit sein sollte. Ueber Henrik waren keine genaueren Nachrichten eingegangen; der Bürgermeister aber hatte noch am Abend vorher, als er freundschaftlich die Oberaufsicht des Hauses übernommen, die bestimmte Ueberzeugung ausgesprochen, er sei nach Kopenhagen gebracht, und das wurde denn auch jetzt für das Wahrscheinlichste gehalten.

Helene hatte sich früh zur Ruhe begeben, nicht etwa, weil sie wieder sehr ermüdet war, sondern weil sie allein sein wollte und in ungestörter Ruhe ihre Abreise schneller herbeizuführen sich einbildete. Aber darin hatte sie sich diesmal getäuscht. Zwar war sie bald eingeschlafen, aber sie erwachte mitten in der Nacht, und da sie es zu dunkel fand, um sich schon anzukleiden, so blieb sie wachend im Bett liegen. Kurz darauf hörte sie die große

Wanduhr im Zimmer des Oheims schlagen, und zu ihrer Verwunderung war es erst eine Stunde nach Mitternacht. Da sie sich aber nach dem dreistündigen Schlummer vollkommen gestärkt fühlte, bemühte sie sich nicht, noch einmal den Schlaf herbeizurufen, und rücksichtslos gegen ihre eigene Behaglichkeit gab sie sich von Neuem der Fluth ihrer Gedanken hin.

Was hatte sie in Kolding erreicht? fragte sie sich vor allen Dingen. War es Viel oder Wenig? Es war Beides. Viel in Bezug auf Das, was sie nicht erreichen gewollt, Wenig in Bezug auf Das, was sie wirklich beabsichtigt hatte. Wohl hatte sie Henrik gefunden, ihn gesprochen, ihn getröstet, aber befreit – nein! Das hatte sie nicht. Und doch war dies der eigentliche Hintergrund ihrer geheimsten Gedanken gewesen. Vielleicht wäre es ihr gelungen, wenn der Kampf nicht stattgefunden, die unglückliche Briefftasche nicht verloren gegangen und der Gefangene ihr nicht entrissen worden wäre, vielleicht aber auch nicht. – Was hatte sie aber erreicht, was sie nicht zu erreichen die Absicht gehabt? Zunächst die vollkommene Zuneigung ihres alten kinderlosen Oheims. Er hatte ihr in den letzten Tagen hinreichende Beweise davon gegeben, indem er sie ehrlich nicht allein in sein politisches Hauswesen, sondern auch in seine übrigen Familienangelegenheiten und namentlich seine finanziellen Verhältnisse blicken ließ, welche letztere sehr ansehnlich waren, und deren künftige Bestimmung er in seiner altväterischen plauderhaften Art durch mannigfache Anspielungen der Nichte verrathen hatte.

Außer dieser Zuneigung ihres Oheims aber hatte sie noch etwas Anderes erreicht – etwas, was wir nicht so deutlich bezeichnen können, und was sie selbst nicht mit einem besonderen Namen nannte, was aber dennoch die Ueberzeugung, das tiefinnere Bewußtsein in sich schloß, daß ihr ferneres Lebensglück eine bestimmtere Richtung durch diese Reise erhalten habe, als sie kurz vorher für möglich gehalten, – daß sie, mit einem Worte, nicht mehr ganz allein im Denken und Fühlen auf dieser Welt stehe, und daß ein fremdes Geschick Macht und Bedeutung über das eigene gewonnen habe. Ach! aber so süß diese Entdeckung auch war, so schrak sie doch davor wie vor einem unseligen Irrthum zurück. Wie, wenn sie sich diesmal nicht in sich, sondern in einem Anderen getäuscht, wenn sie die Wolke für den Himmel, den Tropfen für das Meer gehalten hätte? Nein, nein, nein! Das wäre etwas grauenhaft Entsetzliches, viel entsetzlicher, als Alles, was sie in ihrem bisherigen Leben Trübes und Trauriges erlebt. Darum hinab in den tiefsten Grund der Seele mit diesem süßen Geheimniß! Keines Menschen Blick – er mag so edel und so treu sein, wie er will – darf darauf fallen, keiner Sonne Licht in sein Dunkel scheinen – sie, sie allein soll die einzig eingeweihte Hüterin dieses Geheimnisses sein und selbst sie will so wenig wie möglich daran denken und es fest im Innersten ihres Herzens verschließen, damit es ihr nicht etwa im Schläfe über die gedankenlosen Lippen schlüpfe, damit es die Lüfte nicht in ihren Seufzern hören, die, dämonischen Ursprungs, es weiter in die Welt und ihre Straßen tragen könnten.

Das waren im Allgemeinen die Betrachtungen, denen sich Helene in dieser Nacht überließ, bevor sie ihren Fuß wieder in die Heimat zurücksetzte, das die Sorgen, die ihre Augen offen und ihren Geist munter erhielten.

Als sie aber die alte Uhr die dritte und endlich die vierte Morgenstunde schlagen hörte, hatte sie keine Ruhe mehr im Bette. Seufzend stand sie auf, blickte das schneeweiße Lager liebevoll an und sagte: »Auch hier habe ich zum letzten Male geschlafen! So gehen wir armen Menschen von einem Orte der Welt zum andern, bis wir an irgend einem Plätzchen zum letzten Male die Augen schließen!« Daran kniete sie vor ihrem Lager nieder, sandte ein heißes Gebet zu Gott empor, dankte ihm für seinen gnädigen Schutz auch an diesem Orte und bat ihn, seine Hand über alle ihre Lieben auszustrecken, deren Zahl sich seit Kurzem um ein bedeutendes Haupt vermehrt hatte, was sie auch Gott – und Gott allein – offen und ehrlich gestand.

Jetzt zündete sie ihre Kerzen an und begann sich langsam anzukleiden. Helene gehörte nicht zu den Frauen, die einen halben Tag gebrauchen, um für die andere Hälfte desselben mit ihrem Putze fertig zu werden und ohne Scheu an das Licht des Tages zu treten. Ihre Schönheit an Antlitz und Gestalt war ihr vollkommenster Putz, und den verstand sie so rasch zu entwickeln und mit den ihm zugewiesenen äußeren Hüllen zu begaben, daß sie, wenn es nothwendig war, in einer Stunde bereit sein konnte, vor jedes Kenners prüfendes Auge zu treten. So war sie auch heute sehr bald fertig und lauschte nun, ob

der alte Oheim noch nicht bei gleichem Geschäfte wäre. Aber nein, es war noch Alles still in seinem Zimmer. Da erfaßte sie plötzlich eine eigenthümliche Unruhe. Es schien ihr Zeit zu sein, an den Anspruch zu denken, und doch schlief vielleicht gar der Oheim noch. Wenn er sich nun verschliefe – nein, das durfte nicht sein; und damit sie sicher wäre, daß dies nicht geschehe, wollte sie ihn selber wecken. Auf den Fußspitzen glitt sie durch das Zimmer, welches sein und ihr Schlafgemach trennte, öffnete leise die Thür und trat, ohne das geringste Geräusch zu verursachen, in sein Zimmer ein. Der gute Alte lag wirklich noch zu Bette hinter den grünseidenen Vorhängen und schlief fest. Sie setzte das Licht auf den Tisch, zog leise einen Vorhang zurück, kniete an seinem Bette nieder und drückte einen sanften Kuß auf seine herabhängende Hand. Er schlug sogleich die Augen auf und schien erschrocken; als er aber Helenen an seiner Seite sah, und ihre warmen Lippen noch auf seiner Hand zu fühlen glaubte, lächelte er mild und streckte ihr die Rechte entgegen.

»Schon auf, mein Lämmchen? Ei, guten Morgen, mein Kind. So süß bin ich lange nicht geweckt worden, ach, daß Du immer bei mir bliebest!«

»Guten Morgen, mein Oheim! Aber Du schläfst ja so lange – Du hast doch nicht vergessen, daß wir früh reisen wollen? O bitte, beeile Dich etwas, damit wir fort kommen, ich habe keine Ruhe mehr in Kolding.«

»Du hast Recht – ich auch nicht. Ich will sogleich aufstehen.«

»Ich gehe sogleich hinaus, nur ein Wort will ich Dir noch sagen und das kannst Du hier hören. – Nicht wahr, Du wirst Dir alle Mühe in Kopenhagen geben? O bitte, bitte!«

Der Alte lächelte und streichelte der ihn Liebkosenden das glänzend schwarze Haar. »Ja,« sagte er, alle Mühe werde ich mir geben, und wenn wir Frieden haben und meine Alte in Kopenhagen bleiben will, dann bringe ich ihn Dir vielleicht selbst – nun, meinstest Du denn etwas Anderes?«

Helene hatte sich schon erhoben und den Kopf abgewandt, um dem Oheim nicht das glühende Gesicht zu zeigen, in welches alles Blut aus dem Herzen stürmisch hinaufflackerte. »Steh auf, steh auf!« rief sie ihm zu. »Ich werde das Frühstück in mein Zimmer tragen lassen!« Damit war sie zur Thür hinausgehüpft, nachdem sie dem Oheim die Kerzen vor dem Spiegel angezündet.

Bald nach fünf Uhr saßen sie am Frühstückstische. Ernst Baring kam herein und fragte, ob er das Gepäck aufschnallen solle. Helene nickte. Er nahm den Koffer und trug ihn hinaus. Auch der Conferenzzrath fragte, ob sein Wagen in Bereitschaft sei und erhielt den Bescheid, daß nur die Pferde noch vorgelegt zu werden brauchten.

In diesem Augenblicke dröhnte, wie ein Donnerschlag aus heiterer Höhe, ein dumpfer Kanonenschuß in der Ferne, dem sogleich ein zweiter und dann mehrere folgten.

Helene blickte ihren Oheim mit Entsetzen an, dieser erhob sich halb von seinem Stuhle, fiel aber zitternd sogleich wieder darauf nieder. Fast zu gleicher Zeit kam einer der alten Diener des Conferenzzraths hereingestürzt und schrie: »Die Dänen, Herr, die Dänen! Sie sind von Norden her in die Stadt gedrungen und jagen die Deutschen vor sich her.«

Dieser letzte Beisatz, so unheilvoll er sich anhörte, gab Beiden den Muth wieder. »Tölpel!« rief der alte Conferenzzrath ärgerlich, »so rasch laufen die Deutschen nicht vor den Dänen davon.«

Aber ein Kampf hatte sich wirklich entsponnen, und da in diesem Augenblicke auch mehrere Kriegsschiffe im Hafen sichtbar wurden, die ihr Feuer auf die Brücke eröffneten, welche die Schleswig-Holsteiner besetzt hielten, so war den Reisenden des Weg versperrt und Oheim und Nichte wieder Gefangene im eigenen Haus.

Die Tags zuvor in der Stadt umlaufenden Gerüchte bestätigten sich auffallend genau. Die Dänen hatten den Jahrestag der Schlacht bei Schleswig zu diesem Angriff gewählt, nicht allein um jenem Unglückstage eine neue und verbesserte Gedenktafel aufzurichten, sondern auch um denselben für sich selbst zu einem Festtage umzuwandeln, indem sie ihre Todfeinde mit Stumpf und Stiel ausrotteten. 19 Bataillone Infanterie, 14 Schwadronen

Kavallerie und eine bedeutende Artilleriemacht, außerdem noch unterstützt von schwer bewaffneten Kanonenbooten, zogen zu diesem Behufe vom Norden heran, glühend vor Eifer, den tollkühnen Rebellen eine große und wo möglich letzte Schlacht zu liefern.

Einem an Zahl so überlegenen Feinde konnten die zwei Bataillone Infanterie und zwei Jägercorps Schleswig-Holsteiner in Kolding nicht lange Widerstand leisten, zumal sie nur wenige Geschütze hatten, und nach wackerem Kampfe fingen sie an zu weichen, während die Dänen, mit ihren festen Massen schwer nachdrückend, immer mehr Raum gewannen. So zog sich der Kampf von Norden nach Süden durch die ganze Stadt; langsam, ruhig, fortwährend fechtend, gingen die Schleswig-Holsteiner vorsichtig zurück; immer heftiger, massenhafter warfen sich die Dänen vorwärts und endlich – endlich waren sie wieder Meister der Stadt. Herunter vom Thurme sank die deutsche Fahne und der blutige Danebrog wirbelte wieder keck in den heimatlichen Lüften. Da brach denn ein endloser Jubel in dem triumphirenden Kolding aus, brüllendes Siegesgeschrei erhob sich aller Orten; die Bürger taumelten auf die Straßen, tranken Brüderschaft mit den Rothröcken, die sie so bald wieder erhalten, und tausend wilde Flüche schallten den Schleswig-Holsteinern auf die Höhe nach, hinter welche dieselben sich zurückgezogen hatten. Ein wildes bacchantisches Zechgelage entwickelte sich auf den von

Menschen wimmelnden Straßen, und ein Theil der Ba-taillone, die nicht im Feuer gewesen, kamen mit Handwerkzeugen aller Art herbei, verrammelten die Stadt und die Brücke, bauten Barrikaden von allen möglichen herbeigeschleppten Gegenständen auf, mauerten Fenster und Thüren in den Häusern zu, legten Hinterhalte und Schießscharten darin an und rüsteten sich, den Feind, wenn er etwa noch einmal wiederzukommen wagen sollte, mit blutigen Köpfen heimzujagen.

Im Hause des Conferenzzraths, bis wohin sich die Wogen des jubelnden Menschenschwarmes allmählig fortpflanzten, herrschte Bestürzung und Schrecken über die unerwartete Wandelung der Dinge. Er selber hatte keine Worte mehr, und Helene vergoß Thränen, eben so vor Betrübniß, daß sie nicht früher aufgebrochen, wie aus Schmerz, daß diese Wandelung möglich gewesen war. Aber es war nicht zu ändern, man mußte sich in sein Schicksal ergeben. Die Koffer wurden von den Wagen geschnallt und in ein Zimmer eingeschlossen. Ein Haufe Dänen, der sich lärmend dem Hause näherte, wurde eingelassen und auf Begehren mit Speise und Trank bewirthet. So war es allmählig zehn Uhr geworden und man hielt von dänischer Seite den Sieg für gesichert. Lang und schwer schlichen den Einen im Hause die Stunden hin, frohlockend und zechend verpraßten sie die Anderen.

Da aber sollte etwas geschehen, was Niemand erwartet hatte. Die Schleswig-Holsteiner hatten sich auf der Anhöhe vor Kolding gesammelt und Verstärkung erhalten,

namentlich waren ihnen zwei Batterien schwerer Geschütze zu Hülfe gekommen. Plötzlich eröffneten sie damit auf die siegräumende Stadt ein mörderisches Feuer und rückten im Sturmschritt von der Höhe herunter. Ihre erste Bemühung war, die lästigen Schiffe zu entfernen, und das gelang ihnen glücklicherweise sehr bald. Denn diese, ihres Verlustes bei Eckernförde noch lebhaft eingedenk, suchten, als sie die Kanonen gegen sich auffahren sahen, eiligst das Weite. Dadurch hatten die Schleswig-Holsteiner Luft bekommen, wenigstens war ihre rechte Flanke nicht mehr bedroht. D'rauf und d'ran gingen sie nun vor und mit Hurrahgeschrei nahmen sie wieder die Schanzen und die Barrikaden vor der Brücke und schleuderten ihr massenhaftes Feuer wuthenthrannt in die von Menschen vollgestopfte Stadt. Da entspann sich denn ein mörderisches Gefecht, ein Blutbad ohne Gleichen. An der Brücke zunächst bildete sich ein Menschenknäuel, der sich Schritt für Schritt in die Stadt hineinwühlte, und so reichlich die Geschosse der Dänen aus Verstecken und Häusern dagegen flogen, das Kreuzfeuer hinderte die Schleswig-Holsteiner nicht, – langsam aber sicher kamen sie vorwärts. Schon waren sie wieder über die Brücke gedrungen. Hier aber erwartete sie eine neue Gefahr. Aus jedem Fenster begrüßten sie die Büchsen- und Pistolenkugeln der Bürger; wer keine Schußwaffe hatte, ließ einen Hagel schwerer Steine auf ihre Köpfe regnen und dichtgeschaarte Bataillone sperrten in den engen Straßen den Weg, wo jeden Schritt eine Todesgefahr lauerte. Aber durch mußten sie, immer durch; auf

ihren Bajonettspitzen schwebte der Sieg, in Gemeinschaft mit dem Haß und dem lebendig gewordenen Rachegefühl für so lange Jahre getragene Unbill und Ungerechtigkeit, und Mann an Mann festgedrängt, keilten sie sich immer tiefer in die von Menschen wogenden Straßen ein. Da aber die wüthenden Bürger ihnen von oben her der Todesgeschoße zu viele auf den Hals schickten, so fing man an, die einzelnen Häuser zu stürmen, die wie eben so viele Festungen vertheidigt wurden, und da begann denn das furchtbarste Gemetzel. Wüthend in die Häuser brechend, Thüren und Fenster zerschlagend und alle Möbel zersplitternd, ergriffen sie die rasenden Uebelthäter, stürzten sie aus den Fenstern hinunter auf das Pflaster und brachen sich auf diese Weise Bahn, um sich Luft und freien Durchgang zu schaffen. Hinter den also siegreich vorrückenden Truppen aber würgte der Todesengel in anderer und viel scheußlicherer Gestalt. Fanatische, trunkeene Bürger, namentlich Metzger, mit ihren Fangmessern bewaffnet, stürzten aus allen Thüren, und wen sie von den Deutschen blutend und wehrlos am Boden fanden, stießen sie das lange Messer in die Brust, in den Leib, um ihnen nur so viele Wunden wie möglich beizubringen, selbst wenn sie schon todt waren. Da erlagen denn Viele diesem viehischen Taumelgeiste, da war überall Röcheln und Stöhnen zu hören und die Straßen schwammen vom rothen Menschenblute. Aber immer weiter, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus wälzte sich die siegreich vordringendes Woge und achtete des kleineren Unheils

und der entfesselten Leidenschaft der allmählig ermattenden Henkersknechte nicht, deren Grimm erst nachließ, als sie nichts mehr zu tödten und zu zerstückeln fanden. Plötzlich aber fuhr ein panischer Schrecken unter die Dänen. Es kommt Kavallerie – vorwärts d’rauf!« schrie ein kühner holsteinischer Jäger, und wie vom Sturme weggefegt, wandten sich mit einem Male die Dänen um und fingen Hals über Kopf an nach Norden zu laufen. Jetzt stürzten die Schleswig-Holsteiner, von Neuem befeuert, vorwärts, in größeren Massen brachen sie sich Bahn, und von verschiedenen Seiten her sich die Hände reichend, umzingelten sie ganze Haufen dänischer Soldaten, die um ihr Leben bittend die Gewehre streckten. Noch hatte die große Kirchenuhr der Stadt nicht die erste Stunde des Nachmittags geschlagen, da war die Stadt schon wieder in die Hände der Deutschen gefallen; die Dänen aber, rastlos verfolgt, flohen weit, weit nach Norden hinaus, und nicht eher hielten sie in ihrem athemlosen Laufen an, als bis sie sicher hinter den Wällen von Friedericia oder in dem fernen Veile saßen.

Hinter ihnen her aber, weithin die Kunde tragend, wüthete das Element des Feuers. Halbe Straßen brannten ab; Häuser stürzten ein, mehrere Gassen wurden von aufgehäuften Geröll, Trümmern und Aschenhaufen ganz ungangbar, Flammen und Rauch hüllten die ganze Gegend ein und man mußte, um von Süden nach Norden zu gelangen, große Umwege einschlagen. Auch ein Theil der Bürger flüchtete oder versteckte sich in allen Löchern über und unter der Erde, und wo noch ein Haus heil

und kalt war, da drangen die Schleswig-Holsteiner ein, vertrieben die Bewohner, griffen und banden die Widerspenstigen und ruhten sich endlich auf dem Lager ihrer Feinde aus.

So war der Nachmittag gekommen und man gewann einen Ueberblick über den vollständig errungenen Sieg. Man sammelte die Todten und Verwundeten, fuhr diese sogleich nach Christiansfelde und Hadersleben zurück und zählte die Gefangenen. 800 Dänen waren getödtet, 200 den Siegern in die Hände gefallen, und unter ihnen – ihr höchster Triumph – der Amtmann von Veile, Orla Lehmann, der sich in einem Hause versteckt hatte, aber ergriffen wurde, ohne im ersten Augenblick erkannt zu werden.

Zu den Flüchtigen aber gehörte auch – so erzählte man uns in Kolding – der König von Dänemark selber. Bei der Koldinger Mühle zu Pferde haltend, war er mit seinem Stabe ein Augenzeuge der Anstrengungen seiner Krieger, die schwer verkannten und verachteten Rebellenhaufen zurückzudrängen, aber *auch* Augenzeuge von dem Todesmuthe und der heldenmüthigen Tapferkeit der Schleswig-Holsteiner, die so gern ihr Blut *für* ihren König, nicht *gegen* ihn verspritzt hätten, wenn es ihnen gestattet gewesen wäre. Erst als Schaaren von Flüchtigen sich um ihn sammelten und ihm die unglaubliche Wahrheit klar zu machen versuchten, daß der Tag der Niederlage für das große dänische Heer gekommen sei, erst da überzeugte er sich von dem traurigen Irrthum, in dem er befangen gewesen, und soll gerufen haben: ›Nun – dann

ist ja Alles verloren!« worauf er seinem Pferde die Sporen gab und nach Norden davon sprengte. –

Von den Schleswig-Holsteinern aber deckten 300 Tode das Pflaster der Stadt, meist Söhne von Beamten, wohlhabenden Bürgern und Bauern – der Sieg war also nicht nur blutig; er war auch theuer erkaufte, denn wieder waren 300 Familien des kleinen Landes von Schmerz und Leid über den Verlust der Ihrigen heimgesucht.

Die Nachrichten von den in der Stadt vorgehenden Gräueln gelangten erst später zu den Ohren der Bewohner des Hauses auf dem Berge, als die Ueberzeugung des gewissen Sieges schon die Angst aus ihren Herzen genommen hatte. Schleswig-Holsteiner selbst waren es, die ihnen die einzelnen Vorfälle erzählten, als sie durch Hans Blachmann erfuhren, daß die Bewohner des Hauses Deutsche seien. Nachmittags um drei Uhr zog ein leicht verwundeter Stabsoffizier bei dem Conferenzzrath ein und konnte nicht genug sein Glück rühmen, selbst in Kolding wohlwollende Landsleute gefunden zu haben. In Folge dieser glücklichen Einquartierung blieb das Haus von allen Requisitionen verschont, die man den übrigen Bewohnern der Stadt auferlegte, wie sie früher die Dänen in Schleswig so meisterhaft geübt. Bei'm Abendtische, an welchem der liebenswürdige Offizier trotz seiner Verletzung Theil nahm, begrüßte man sich persönlich und nun erst hörte der Fremde, ein wie seltsames Geschick das Haus seines Wirthes seit dem 20. April zum zweiten Mal betroffen hatte. Er bot sogleich seine Vermittelung an, wenn man noch gesonnen sei, die längst

beabsichtigte Reise anzutreten, und das nahm man so gleich dankbar an. Er begab sich selbst zum Etappen-Commandanten, ließ sich für den Oheim und die Nichte eine Schrift ausfertigen, daß ihrer Abreise nichts entgegenstehe und überbrachte ihnen spät am Abend dieselben mit den herzlichsten Glückwünschen.

So war es denn Helenen beschieden, noch eine Nacht in Kolding zu bleiben, diesmal aber stand ihrer Abreise am nächsten Morgen nichts im Wege. Sie setzte sich mit zu ihrem Oheim in den Wagen und ließ den ihrigen hinterherfahren, denn da die Stadt unwegsam war, indem die Trümmer der vorangegangenen Verwüstung noch alle Straßen bedeckten, so mußten sie Beide bis zur Koldinger Mühle den einzigen offenen Weg über die Berge einschlagen. Als sie die unglückliche Stadt, deren Brandstätten noch Flammen und Rauch in die frische Morgenluft empor sandten, hinter sich liegen sahen und die Augen auf das freie Feld vor sich richteten, athmeten sie hoch auf, es war ihnen, als ob der schreckliche Alp, der seit vier Tagen auf ihrer Seele gelastet, plötzlich gewichen wäre und dem köstlichen Gefühle uneingeschränkter Freiheit und Gefahrlosigkeit Plan gemacht hätte. Hier am Fuße der Mühle endlich trennten sie sich. Heiße Schmerzes- und Freudenthränen zugleich vergießend, lag Helene lange am Halse des wackeren alten Mannes, und nahm ihm noch einmal das Versprechen ab, welches er ihr in Bezug auf den Gefangenen in Kopenhagen schon so oft gegeben hatte. Auf ein fröhliches Wiedersehen in ruhigeren Zeiten hoffend und tausend Segenswünsche sprechend,

setzte sich der alte Herr in seinen Wagen und lenkte nach dem Norden hin, während Helene in den ihrigen stieg, begleitet von einer Ordonnanz zu Pferde – die ihr der Staboffizier aus eigenem Antriebe mitgegeben – und dem Süden zufuhr. Der zerstörten Stadt wegen und weil die Brücke davor nicht zu passiren war, mußte sie einen großen Umweg machen, denn anstatt sich sogleich von Kolding nach Christiansfelde zu begeben, schlug Hans Blachmann den Weg über Wanderup, Oedies und Frörup ein. Hier erst, nachdem die die grundlos sandigen Wege jener traurigen Gegend überwunden, gelangten sie auf die Straße nach Christiansfelde, wo der Dragoner sie verließ, um nach Kolding zurückzukehren, denn von jetzt an war keine Störung der Reise mehr zu befürchten. Zum raschen Laufe trieb jetzt Hans Blachmann seine munteren Pferde an, die lange genug Ruhe gehabt hatten, um den etwas starken Marsch nach Hause in einem Tage zurückzulegen, und nachdem Helene in Andersleben eine Stunde bei derselben Familie sich aufgehalten hatte, die sie auf ihrer Hinreise so gastfreundlich empfangen, rollte sie, von neuer Sehnsucht ihr Herz schlagen fühlend, dem lieben Emmerslund entgegen, welches sie auch beim letzten Strahle der scheidenden Sonne glücklich und wohlbehalten erreichte.

## VIERTER BAND.

## ERSTES KAPITEL. DIE VORUNTERSUCHUNG.

Bevor auch wir uns nach Emmerslund zu Andreas Burns zurückbegeben, um die fernere Gestaltung des Schicksals seines Vaterlandes und seiner Familie zu verfolgen, müssen wir noch einige Zeit bei dem Gefangenen verweilen und den Einfluß in's Auge fassen, welchen die Schlacht von Kolding auf seine jetzige traurige Lage auszuüben bestimmt war.

Nachdem der Conferenzzrath Parrhisius und seine Nichte ihn am Abend vor Ausbruch der Feindseligkeiten verlassen und als Beweise ihrer Fürsorge und Zuneigung so mannigfache Gegenstände der Bequemlichkeit gesandt hatten, die er neun lange Tage gänzlich entbehrt, gab er sich ganz den süßen Betrachtungen hin, welche diese unerwartete Wendung seines Geschickes nothwendig in ihm hervorrufen mußte. Geraumer Zeit bedurfte es, ehe er sich vollkommen in die neue Lage der Dinge finden konnte. Als hätte er nie dergleichen Luxusgegenstände, wofür er, seinen bisherigen Beschränkungen im Kerker gegenüber, ein weiches, reinüberzogenes Bett, eine brennende Lampe und verschiedene andere Kleinigkeiten nebst guten Speisen und Weinen hielt, besessen oder genossen, so betrachtete und betastete er jedes Einzelne wiederholt, und als er sich dann wieder die theilnehmende Miene, die herzliche Freundlichkeit der schönen Freundin und ihres Oheims in die Erinnerung zurückrief, bewegte eine sanfte Rührung sein Herz – und

trotz seiner Einschließung fühlte er sich verhältnißmäßig glücklicher, als er sich je in der Freiheit seines früheren Lebens gefühlt zu haben glaubte. Die fieberhafte Aufregung, der innerliche und äußerliche Frost, so wie das Gefühl der gränzenlosen Bitterkeit gegen seine Peiniger war aus seinem Körper und seinem Geiste verschwunden und hatte einer behaglichen, ruhigen Ueberlegung Platz gemacht, die darauf hinauslief, daß des unglücklichen Menschen Loos noch immer einzelne Licht- und Glanzpunkte darbiere, um das sonst so karge Leben der Mühe und der Ertragung seiner Leiden werth zu finden. Rasch verflog ihm unter so befriedigenden Betrachtungen der Rest des Abends, und er legte sich diesmal später als gewöhnlich auf sein behagliches Lager, wobei er den unbeschreiblichen Hochgenuß in seinem ganzen Umfange durchkostete, sich nach neun Nächten zum ersten Mal entkleiden zu können. Süß und unglaublich schnell verstrich ihm diese eine Nacht, denn er brachte sie im tiefsten und ungestörtesten Schläfe hin; da aber wurde er plötzlich gegen Morgen durch den dumpf in den Gewölben seines Gefängnisses widerhallenden Ton eines in der Nähe abgefeuerten Geschützes erweckt. »Was ist das?« rief er verwundert aus, denn er hatte ja nicht die geringste Vermuthung von den Vorgängen in der Stadt, und daß seine Landsleute Kolding angreifen würden, war ihm, dem von allen Tagesvorfällen so wenig Unterrichteten, noch viel weniger erklärlich, als den Bewohnern des Hauses auf dem Berge, die das beginnende Gefecht zu derselben Zeit aus dem Morgenschlummer aufschreckte. Als er sich aber

überzeugt, daß irgend ein Kampf in der Nähe stattfinden müsse, hatte er auch schon seinen Entschluß gefaßt. In aller Schnelligkeit kleidete er sich vollkommen an, versah sich mit einem guten Vorrath reiner Wäsche und band sie nebst einigen anderen Gegenständen, Büchern und was ihm sonst das Wichtigste schien, in ein Bündel zusammen. In diesem Beginnen schien ihn ein dunkler Instinkt getrieben zu haben, denn kaum war er damit zu Stande gekommen und eben dabei, schnell einige Bissen zu essen und ein paar Gläser kräftigen Weins zu trinken, so wurde hastig seine Kerkerthür geöffnet und der Gefangenwärter trat bleichen und erschrockenen Gesichts bei ihm ein.

»Was giebt es?« fragte Henrik mit einer Ruhe, die dem alten Manne, der selbst in der größten Unruhe war, unerklärlich erschien.

»Was es giebt? Hören Sie das nicht? Mord und Tod, Herr! Die Hallunken, die Rebellen, greifen des Königs Truppen an – auf! kommen Sie heraus, Sie müssen augenblicklich in einen Wagen steigen.«

Mechanisch, oder vielmehr von einem inneren Triebe, endlich einmal frische Luft zu schöpfen, angestachelt, ergriff Henrik sein Bündel, folgte dem voranlaufenden Manne und als er mit ihm in den Flur des Hauses getreten war, sah er mehrere Gefangene, gleich ihm mit ihren kleinen Habseligkeiten beladen, im Halbdunkel des beschatteten Ganges unter einer nur noch matt glimmenden Laterne stehen, denn die Morgendämmerung war eben erst

eingebrochen und das düstere Haus, worin sie sich befunden, lag mit seinen inneren Theilen noch tief in den Schatten der Nacht begraben.

Henrik blickte sich neugierig im Kreise um, ob er nicht etwa ein bekanntes Gesicht unter den Gegenwärtigen fände, aber es waren nur Fremde, aus deren bleichen Mienen der Kummer, die Aufregung und die Besorgniß vor größerer Gefahr sprach. Endlich rasselten einige verdeckte Wagen heran, und rasch in dieselben hineingetrieben, nahmen alle Gefangenen Platz, wo ein Jeder ihn finden konnte. Henrik kam zwischen einem Gutsbesitzer aus der Nähe von Hadersleben und einem ehemaligen Beamten des Herzogs von Augustenburg zu sitzen; vor ihnen stiegen zwei Rothröcke mit geladenen Gewehren auf, hinter ihnen ein schwer bewaffneter Polizeibeamter. Als der Wagen gestopft voll war, hatte Henrik kaum noch so viel Zeit, seinem wohlwollenden Kerkermeister ein bereitgehaltenes Goldstück zuzuwerfen, denn in demselben Augenblicke zogen die Pferde an und in scharfem Trabe ging es durch die holperige Stadt, die schon mit Soldaten, Bürgern und zusammengelaufenem Gesindel gefüllt war, welche alle Hals über Kopf dem Kampfplatze zueilten. Diese Eile hielt aber einige Bummler nicht ab, die Wagen der Gefangenen genauer in's Auge zu fassen, Schimpfwörter hinter ihnen herzurufen und einen Hagel von Steinen in ihr Inneres zu senden, von denen einer den Gutsbesitzer im Gesichte verwundete. Aber nicht lange dauerte die Besorgniß, noch ärger behandelt zu werden; in wenigen Augenblicken war der Wagen aus der

Stadt heraus und rollte nun mit gemäßigter Eile auf dem Wege nach Friedericia fort. Keiner der Anwesenden wußte genauer, was vorgegangen war, und erst die dänischen Soldaten, die sich gesprächiger und leutseliger erwiesen, als man ihnen anfangs zumuthete, klärten die Lage der Sache auf. Viel und Mancherlei wurde an diesem Morgen auf dem drei Meilen langen Wege von Kolding nach Friedericia in dem Wagen gesprochen, aber nur oberflächlich hörte Henrik zu, denn seine Gedanken flogen voll Sehnsucht und Besorgniß zu den theuren Personen zurück, die er im Bereiche der streitenden Parteien wußte; bald aber beruhigte er sich wieder, denn er stellte sich vor, daß der Conferenzzrath alle Mittel aufbieten würde, um seine Nichte der Gefahr zu entziehen und auf Umwegen aus der bedrohten Stadt zu schaffen. Da schaute er, aus seinen brütenden Gedanken auffahrend, plötzlich in die Höhe, und was er rings um sich sah und mit allen erwachten Sinnen einsog, war vollkommen geeignet, seine Aufmerksamkeit in eine andere Richtung zu lenken. Der Morgen war weiter vorgerückt; die Nebel des Meeres, an dessen Gestade sie langsam fortrollten, sanken allmählig nieder und einige freundliche Lichtblicke der aus dem Wasser tauchenden Tagessonne streuten ihren Glanz über die friedliche Gegend aus. Kräftig sog unser Freund die balsamische Morgenluft ein, er athmete ja Freiheit in *einer* Gestalt wenigstens, und obgleich der dumpfe Modergeruch der feuchten Kerkerluft noch an seinen Kleidern hing, so wehte der frische Seewind sie doch allmählig heraus und ein lange nicht empfundenenes Wohlgefühl

durchdrang seine Brust und seine vor Wonne bebenden Glieder.

Um sieben Uhr Morgens kam man vor Friedericia an. Die Gefangenen wurden sogleich an den Strand gefahren, wo ein Boot sie zu erwarten schien, wenigstens sie ohne Zögerung aufnahm und nach einem Kutter fuhr, der unfern des Ufers vor Anker lag. Eben als die Gefangenen in das Boot gestiegen waren, liefen einige zerlumpete Bewohner Friedericia's an den Strand, und da sie erfuhren, wer die Passagiere seien, erhoben sie ein Wuthegeul und warfen mit Steinen nach ihnen, die indessen ihr Ziel nicht mehr erreichten. In einer Viertelstunde war die schmale Meerenge zwischen Jütland und der Insel Fünen durchschifft und man langte vor Middelfahrt an, dem reizenden Städtchen, dessen Häuser sich freundlich im klaren Wasser des kleinen Bettes spiegeln. Auch in Middelfahrt standen bald einige Wagen bereit, und nachdem sich die Gefangenen die Erlaubniß ausgebeten und erhalten hatten, einige Eßwaaren von einem ihrer Soldaten einkaufen zu lassen, und nachdem sie aus der Hand ihr trockenes Frühstück gespeist, stiegen sie wieder auf, um den sechs Meilen langen Weg nach Odense zurückzulegen. Die einförmige, obwohl sehr fruchtbare, doch in dieser Jahreszeit noch kahle Flachgend lud zu keinen angenehmen Betrachtungen ein, desto lebhafter aber ward die Unterhaltung im Wagen geführt, wo natürlich der Krieg nach allen Seiten besprochen wurde und sogar die dänischen Soldaten von ganzem Herzen sich gegen denselben erklärten. Je tiefer man aber in

das Innere der Insel hinein kam, um so wohlwollender, harmloser zeigten sich die Bewohner derselben, und namentlich der weibliche Theil gab oft unzweideutige Zeichen seiner Theilnahme zu erkennen, so daß man beinahe vergaß, daß man kriegsgefangen und inmitten einer feindlichen Bevölkerung war. Mittags langte man in dem freundlichen Städtchen Odense an und wurde von einer starken Wachtmannschaft in Empfang genommen, denn der liebe Pöbel war auch hier zu Hause und umlagerte in heulenden Schaaren die angekommenen ›deutschen Hunde‹. In die Wachtstube des Militairpostens geführt, wurde den Gefangenen eine warme Suppe verabreicht, der Bürgermeister von Odense aber, ein von allen Kriegsgefangenen wegen seiner Milde und Menschenfreundlichkeit gepriesener Mann, Etatsrath Estrup, leistete ihnen dabei Gesellschaft, unterhielt sich mit Jedermann und sprach namentlich lange mit Henrik, dessen Namen er aus den Papieren des begleitenden Polizeibeamten erfuhr. Nachmittags vier Uhr rollten zwei andere Wagen vor, um die Gefangenen weiter zu fördern, und hier erst brachten sie in Erfahrung, daß sie nach der Festung Nyborg, an der östlichen Küste von Fünen, unmittelbar an der Ostsee gelegen, geschafft werden sollten. Als sie aber aus dem Wachtlokal traten, fiel der Pöbel nochmals mit Schimpfreden über sie her, und nur den energischen Vorstellungen des Bürgermeisters gelang es, ihn von weiteren Thätlichkeiten abzuhalten. Endlich ging es wieder vorwärts. Die vier Meilen bis Nyborg wurden in fünf Stunden zurückgelegt. Im Dunkel des Abends langte

man auf dem Marktplatze in Nyborg an, wo man halten mußte, bis der alte und sehr griesgrämig sich gebende Platzcommandant erschien, um die Gefangenen in ihre verschiedenen Kerker führen zu lassen. Auch diesmal wurde Henrik Paulsen wieder allein gesetzt, und so gern er einen verständigen Gesellschafter bei sich gehabt, so fühlte er sich doch nicht einsam, denn in seinem Kopfe hatte sich auf dem Wege hierher bereits ein Plan zur Fortsetzung seines Werkes gebildet, den er in dem neuen Gefängniß auf das Papier werfen zu können hoffte. Dies Gefängniß war eine der Kammern der Strandwache und eins der besseren von allen in Nyborg vorhandenen, denn es war für Staatsgefangene von einer gewissen Auszeichnung bestimmt. Diesen Vorzug theilte dem Ankommenden sogleich der Kerkermeister mit, indem er ihm als einem solchen vornehmen Staatsgefangenen Glück wünschte, und zu dem Ende ein auf Papp geklebtes Stück Papier überreichte, worauf, wie in einem Gasthofs, die Preise für allerlei Bequemlichkeiten, Speisen und Getränke geschrieben standen, und in einer roth unterstrichenen Anmerkung um sofortige Bezahlung des üblichen Eintrittsgeldes, drei Reichsbankthaler betragend, gebeten wurde.

Henrik Paulsen überlas flüchtig diesen, für einen Staatsgefangenen wunderbaren Preis-Courant, zahlte sogleich und bestellte sich darauf ein gutes Bett mit vollkommen reiner Wäsche, was besonders angerechnet

wurde, ein Licht, für den Abend Thee, und den nächsten Morgen Kaffee nebst Zubehör. Während der Kerkermeister das Verlangte schleunigst zu besorgen versprach, holte Henrik die gefüllte Börse hervor, die er Helenen verdankte, und nahm einige Goldstücke heraus, wobei er Grund genug zur Einsicht hatte, wie wichtig dies großmüthige Darlehen in seiner jetzigen Lage sei, die ihm übrigens, nach dem Aussehen des Kerkermeisters und seiner Speisekarte zu urtheilen, mehr spaß- als ernsthaft vorkam. Als der gute Mann zunächst wieder mit dem Thee erschien, fragte er, ob der Herr mit dem vorhandenen Tische von rohem Holze und der danebenstehenden Bank ohne Lehne zufrieden sei, oder ob er polirte Möbel, natürlich gegen gleich baare Bezahlung, wünsche.

»Mit dem Tische bin ich schon zufrieden, aber einen guten Sessel können Sie mir bringen.«

»Sie dürfen auch einen Sopha haben.«

»Ich danke, das Bett wird mir dazu dienen.« –

Nachdem nun der preiswürdige Wärter noch nach etwaigen Wünschen des Herrn gefragt und den Besuch des Gouverneurs um zehn Uhr des nächsten Morgens verkündigt hatte, entfernte er sich, um das Bett nebst Zubehör zu besorgen, und als es angelangt und leidlich befunden worden war, schlief Henrik vortrefflich.

Erst als er früh am nächsten Morgen erwachte, konnte er sein Zimmer und dessen Lage vollkommen überblicken. Es war in der That ein anständiges, ziemlich geräumiges und trockenes Gemach mit zwei eisenvergitterten Fenstern, die auf die Ostsee hinausgingen und den

Horizont, das Meer und den Himmel nach Belieben betrachten, bei hellem Wetter, ruhiger Luft und nicht allzublendender Sonne sogar die fernen Umrisse der seeländischen Küste erkennen ließen. In dieser Beziehung also blieb Henrik Paulsen nichts zu wünschen übrig, und da ihm sein Wärter auch noch verschiedene andere Bequemlichkeiten, eine verschließbare Kommode und einen warmen Hausrock für Geld und gute Worte verschaffte, so waren seine leiblichen Bedürfnisse so ziemlich befriedigt. Wie es sich nachher erwies, so war die Kost nicht gerade fein und ausgewählt, aber doch schmackhaft und gut zubereitet, und weiter verlangte ein Mann von Henrik's bescheidenen Gewohnheiten nichts.

Um neun Uhr Morgens wurde dem Gefangenen bedeutet, er könne eine halbe Stunde im Freien auf dem Walle spazieren gehen, bis sein Zimmer gereinigt sei. Das war eine Freiheit, die der Gefangene nicht erwartet hatte; eilig und freudig machte er daher davon Gebrauch. Zwei Schildwachen mit geladenem Gewehr deuteten ihm mit ihren Stellungen den Raum an, den er zum Auf- und Abschreiten benutzen durfte. – Mit starken Schritten vollführte er diesen unverhofften Spaziergang, denn er hatte das Glück, seinem Körper diese Bewegung zu gönnen, lange nicht empfunden. Dabei flogen seine Blicke weit über Meer und Land hinüber, begrüßten Gottes blauen Himmel und schickten sehnsüchtige Grüße in die Ferne; seine Seele aber schöpfte neue Kraft aus allen diesen so lange entbehrten Genüssen. Mit anderen Gefangenen

durfte er jedoch niemals zusammenkommen, deren Spazierstunde fiel später am Tage, und da seine Fenster den dazu gewählten Ort nicht bestrichen, konnte er sie nicht einmal sehen.

Um zehn Uhr, als der Gefangene sein gelüftetes Zimmer eben wieder betreten hatte, erschien der alte Commandant, ein Mann in den Sechzigen, mit starkem Bauche, wohlgenährtem, von Blut strotzendem Gesicht und grauen Haaren. Mit gravitätischer Miene und den Geberden eines vom Gewichte seiner erhabenen Amtspflichten niedergedrückten Mannes trat er herein, setzte sich geräuschvoll auf Henrik's Sessel und ließ diesen wie einen Soldaten vor sich stehen. Nachdem er ihn lange Zeit genau betrachtet hatte, gab er seine Zufriedenheit mit dieser Musterung durch eine Art gönnerhaftes Grunzen zu erkennen und sagte dann kurz: »Sie sind ein Staatsgefangener, Herr Paulsen!«

»Ja,« erwiderte dieser, »so sagt man mir, und ich danke für die Ausstattung, die man auf meinen Wunsch diesem Zimmer gegeben hat, obwohl ich hoffen will, daß ich nicht lange hierselbst zu bleiben haben werde.«

Der Gouverneur, wie er sich am liebsten nennen hörte, ließ einen kalten Blick über die noch immer dürftige Einrichtung des Zimmers gleiten, lächelte aber ironisch, als Henrik von seiner Hoffnung, dasselbe bald zu verlassen, sprach. »Sie sollen ein gefährlicher Mensch sein,« fuhr er fort, »ja, ein sehr gefährlicher Mensch, und ich werde ein wachsames Auge auf Sie haben. Darum sitzen Sie

auch in einsamer Haft und dürfen mit keinem der übrigen Gefangenen verkehren, um ihnen nicht Ihre gottlosen Rathschläge, ferner in Widerspenstigkeit gegen Se. Majestät zu beharren, zu ertheilen. Die Behandlung übrigens, die Ihnen hier zu Theil werden wird, soll ganz allein von Ihrem Benehmen abhängen; je verständiger und ruhiger Sie selbst sich zeigen werden, um so wohlwollender werden Ihre Vorgesetzten sein. Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen?«

Henrik mußte innerlich sowohl über die vermeintliche Gefährlichkeit seiner Person, wie über den Zweifel lächeln, den man hegen konnte, daß er sich nicht verständig betragen würde. »Ich könnte Ihnen sehr viel sagen, Herr Gouverneur,« versetzte er äußerlich sehr ernst aber mit sanftem Tone, »wenn ich nicht fürchten müßte, Sie Ihrer kostbaren Zeit mit meinen Auseinandersetzungen zu berauben. Ich habe nur den einen Wunsch, und den werde ich Ihnen jeden Tag aussprechen, sobald wie möglich vor ein Gericht gestellt zu werden, damit ich Gelegenheit habe, mich gegen die mir zur Last gelegten Anklagen, die ich bis jetzt leider noch nicht kenne, zu vertheidigen und die Gerechtigkeit Dänemark's zu bewundern, wie ich seine Macht und Neigung, über vieler Menschen Wohl und Glück willkürlich zu entscheiden, noch nie bezweifelt habe.«

Der Gouverneur hob mit rügendem Blick seinen rechten Zeigefinger in die Höhe. »Halt!« sagte er in gütigem Mentortone, »halt, mein junger Freund, das war schon

nicht ganz anständig von Ihnen! Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke über das großmüthige Dänemark, dessen edle Absichten Sie verkennen. Dänemark ist mehr als gerecht gegen die Holsteiner und Schleswiger, es ist sogar gütig gegen sie, wenn es sie behandelt, wie *Sie* hier behandelt werden. Was Sie verbrochen haben, weiß ich nicht, und es ist auch nicht meine Sache, den Grad Ihres Verbrechens zu beurtheilen, denn ich bin nicht Ihr Richter. Aber ich bin ein Arm des großen Vaterlandes, ein Glied seines gewaltigen Staatskörpers, und das vergessen Sie nie, mein Sohn, und beleidigen Sie daher auch nicht in mir unser gemeinsames Vaterland. Uebrigens ist die Untersuchungscommission ernannt, und es wird nicht lange dauern, so wird Ihr Wunsch, verurtheilt zu sein, erfüllt werden.«

»Sie irren, mein Herr, ich will nicht verurtheilt, sondern nur verhört sein, denn aus meinem Verhöre wird sich ergeben, daß ich kein Verbrecher bin, wie Sie bereits als feststehend anzunehmen scheinen.«

»Herr!« sagte der Gouverneur streng. »Seien Sie nicht auch blind gegen sich selber, wie Sie es gegen Dänemark gewesen sind. Das ist eben der Fehler Ihrer Landsleute, daß sie den Irrthum nicht begreifen, in welchem sie von ihrer Geburt an gegen ihr Oberhaupt befangen sind. Dänemark hat es stets väterlich mit den Herzogthümern gemeint, die Herzogthümer haben aber nie die Einsicht oder den guten Willen gehabt, diese väterliche Gesinnung zu erkennen, und darum haben sie sich in die Gefahr gebracht, die auch über Ihrem Haupte schwebt. –

Genug für heute. Gehen Sie in sich und bereuen Sie, was Sie in jugendlicher Uebereilung gegen Ihren Wohlthäter gethan, und wenn ich Ihnen rathen darf, lassen Sie es lieber gar nicht zur Untersuchung kommen, sondern sprechen Sie laut und aus freien Stätten Ihre Reue aus, und ich zweifle nicht, Sie werden den Vortheil bald erkennen lernen, der aus einem solchen anständigen Betragen für Sie hervorgehen muß. Seien Sie klug und bedenken Sie meinen wohlgemeinten Wink. Guten Morgen, mein Herr!«

Als der Gouverneur weggegangen war, fühlte Henrik Paulsen sich beinahe zum Scherze aufgelegt. Das großmüthige, gerechte und gütige Dänemark trat ihm in einem ganz neuen Lichte vor Augen. Um über sein Vergehen zu entscheiden, hatte es in seiner Großmuth eine Untersuchungscommission ernannt, und diese hatte ihn schon verurtheilt, ehe sie noch zusammen getreten war.

Er war also Verbrecher, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, und dennoch sollte er dasselbe bereuen, um seinen schlimmen Folgen aus dem Wege zu geben. Daß diese so gütig angerathene Reue nicht über seine Lippen kommen würde und könnte, ebenso wenig wie er sie in seinem Herzen fühlte, stand schon im Voraus bei ihm fest, und aus dieser Ueberzeugung ging wieder hervor, daß die bevorstehende Gerichtsverhandlung ebenso unergiebig, wie die Dauer seiner Gefangenschaft unabsehbar sein würde.

In ungeduldiger Erwartung der Ankunft jener Commission nun vergingen ihm Tage und Wochen. Durch Geld

und gute Worte war es ihm gelungen, Alles von seinem Kerkermeister zu erlangen, was er wünschte. Er erhielt alle möglichen, sogar deutsche Zeitungen, Papier, Federn und Tinte, und so wuchs seine Arbeit täglich unter seinen Händen, da er Muße und Neigung genug dazu hatte. Die Behandlung, die ihm widerfuhr, war im Allgemeinen freundlich und menschlich genug. Nur die Einsamkeit, die ihn nun schon so lange umgab und sich immer gleich blieb, wurde ihm oft zur Pein, denn jeder Mensch, auch der arbeitsamste und klügste, und mag er noch so sehr die freiwillige Einsamkeit lieben, hat Anwandlungen, seine Meinungen mit seines Gleichen auszutauschen, und diese steigern sich zum unabweisbaren Bedürfniß, wenn er unfreiwillig daran gehindert ist. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses aber blieb ihm fortan auf das Strengste untersagt.

So war der Frühling angebrochen und seine sanften Lüfte wehten balsamisch über das glänzende Meer; klar war die warme Luft, blau der Himmel, und nur die trübe Wolke der Zukunft hing gewitterschwer und geheimnißvoll an dem Horizonte seines Geistes. Seine wiederholten Fragen nach dem verheißenen Gerichte erhielten keine Antworten, und schon gab er sich der Erwartung hin, daß man ihn gar keinem Gerichte unterwerfen werde und er aus der Erinnerung des großmüthigen Dänemark's gestrichen sei, als ein Begebniß eintrat, welches ihm bewies, daß dies nicht der Fall und daß, wie es in der Ferne Menschen gab, die mit innigem Antheile an seinem Schicksale hingen, auch solche in seiner Nähe wären, die es sich zur

Aufgabe ihres Lebens gemacht zu haben schienen, ihn sogar bis an den einsamen Strand des baltischen Meeres zu verfolgen, an welchem er jetzt seine einsamen Stunden in öder Verlassenheit verfließen sah.

---

Es war in den ersten Tagen des Juni, – Henrik befand sich also schon sechs Wochen im Staatsgefängniß zu Nyborg – als der Kerkermeister Abends spät sehr eilig bei ihm eintrat und mit gewichtiger Miene verkündete, daß sein Wunsch nach einem Gerichte wahrscheinlich sehr bald in Erfüllung gehen werde, indem das Dampfboot, welches am Nachmittage gekommen sei, die Untersuchungscommission für ihn und seine Gefährten mitgebracht habe, und daß diese Herren gerades Weges von Kopenhagen abgesendet und mit allen möglichen Vollmachten versehen seien, um die bewußte Angelegenheit zur Entscheidung zu bringen.

Diese wichtige Nachricht, je plötzlicher sie kam, regte in der Brust des Gefangenen um so lebhafter eine fast frohlockende Freude aus. Er dankte dem Ueberbringer derselben mit gerührtem Herzen, als hätte er ihm schon seine Freiheit angekündigt, und gab sich den schrankenlosesten Hoffnungen hin, wie sie seine Landsleute, die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage nicht erkennend und allein vom Bewußtsein ihres Rechtes durchdrungen, den Dänen gegenüber zu allen Zeiten gehegt hatten und darin doch stets so schwer wie möglich getäuscht worden stud. Er

konnte die ganze Nacht kein Auge schließen; stets wiederholte er sich die schon so oft durchdachten Gedanken, von deren klaren und schlagenden Beweisgründen er sich den günstigsten Erfolg versprach. Denn es lebte immer wieder die Ueberzeugung in ihm auf, man werde ein ordentliches Gericht über ihn halten; und da er wußte, daß man ihn nach den allgemeinen Gesetzen des natürlichen und menschlichen Rechtes nicht verurtheilen konnte, weil er sich dagegen nicht vergangen hatte, so glaubte er auch nicht den ausnahmsweise angeordneten dänisch-politischen Gerichtshof fürchten zu müssen. Ach! das war ein arger Irrthum, in den auch der kluge Henrik Paulsen verfiel. Er traute den Dänen dasselbe Billigkeitsgefühl zu, von dem seine Landsleute beherrscht wurden – und das besaßen sie nicht. Vom großen Richterstuhle der Welt künftighin nach allgemein geltenden Principien und Rechtsbegriffen beurtheilt zu werden – darauf machten sie keine Ansprüche, sie wollten allein Dänen sein, das heißt solche Leute, die über alle Beurtheilung hinaus liegen, die Alles ungestraft thun können, kein Versprechen zu halten, keine Verbindlichkeit zu erfüllen brauchen und die ein ganzes Land mit seinem Volksstamme nicht nach seinen, durch Jahrhunderte geheiligten Gesetzen, sondern nach der ureigenen, willkürlichen Gesetzesauslegung tyrannisiren zu dürfen glauben. So wollten sie auch in Wahrheit die Bewohner der Herzogthümer, die in ihre Hände gefallen, nicht richten, nein, sie wollten sie nur verurtheilen; und da sie erwarten mußten, daß die kriegs- und staatsgefangenen Schleswig-Holsteiner sich

ohne Urtheil und Recht ihren Anmaßungen nicht unterwerfen würden, so wollten sie sie durch Zwangsmaassregeln und Drohungen jederlei Art dahin bringen, daß sie, endlich der unablässigen Quälereien müde, mündlich und schriftlich eingeständen, sie seien schuldig und bäten sich das als Gnade aus, was sie eingebildeterweise als ihr Recht in Anspruch zu nehmen sich bisher vergeblich bemüht hätten. So weit wollten sie sie haben. Denn wer um Gnade bittet, der demüthigt sich, der liegt auf den Knien, und gedemüthigt, auf den Knien liegend, wollten die Dänen die Herzogthümer sehen – dahin ging einzig und allein von jeher ihre Politik, dahin strebten sie auch jetzt, im Ganzen wie im Einzelnen, trotzdem, daß das große Deutschland dem kleinen Dänemark den Fehdehandschuh hingeworfen und: ›Bis hierher und nicht weiter!‹ gerufen hatte. –

Der Morgen war angebrochen, ein süßwarmer, lieblicher Morgen, wie ihn nur die nördlicheren Meere im Frühjahr hervorzaubern können. Durchsichtig, mit tausend Wohlgerüchen geschwängert, war die Luft, die vom Süden daherwehte, Himmel und See wie ein auseinandergerissenes Zwillingsspaar gleich golden und licht gefärbt, und in den frisch blühenden Gebüsch und Bäumen in der Nähe des Strandes schmetterten die Nachtigallen ihr wonniges Morgenlied. Henrik war früh aufgestanden, hatte sich sogleich vollständig angekleidet und wartete sehnlichst auf irgend eine Meldung, daß man

ihn vor Gericht fordern werde. Aber er wartete vergeblich. Seinen gewöhnlichen Spaziergang lief er mit leidenschaftlicher Heftigkeit ab, und nachdem er wieder in sein Zimmer zurückgekehrt, war es ihm unmöglich, zu arbeiten, zu denken oder auch nur zu lesen, denn jeden Augenblick glaubte er vor seine Richter gerufen zu werden. Der Mittag kam und verging; der Kerkermeister, wiederholt befragt, lächelte verstohlen und pries seinem Gefangenen die Geduld als die hauptsächlichste Tugend eines eingesperrten Menschen an.

»Geduld, Geduld!« sagte Henrik mit einer Art innerer Wuth, als er wieder in seinem Zimmer, wie ein eingesperrtes Thier in seinem Käfig, auf- und ablief – »Ja, gieb mir Geduld, o Himmel! Wenn ich keine Geduld bis jetzt gezeigt habe, wer soll sie haben und wie soll er sie zeigen?« – Und dennoch war ein dunkles Vorgefühl in ihm, welches ihm sagte, die Stunde des Gerichts näherte sich; auf- und absteigende Hoffnung wogte in seinem Herzen, und mit der elastischen Sprungfertigkeit eines gequälten Geistes versetzte er sich in Gedanken schon wieder weit weg in die schönen Gefilde der Heimat, wo Liebe und Freundschaft seinem Dasein ein schöneres Ziel verhießen.

So hatte er sich beinahe in einen exaltirten Geisteszustand hineinversetzt; in hoffnungsfroher Erwartung überschätzte er die kommende Stunde und verlieh ihr eine Wichtigkeit, die sie wohl für ihn in seiner Brust, aber nicht in der seiner kalten, ruhig abwartenden Richter hatte.

Man denke sich daher sein Erstaunen, mit dem er aus allen seinen Himmeln fiel, als sich eine Stunde nach Tische seine Thür öffnete und ein schwarzgekleideter Mann in's Zimmer trat, dessen unvermuthete Erscheinung sein innerstes Herzblut gerinnen machte, denn er erkannte ihn auf den ersten Blick. Herr Olaf Larssen, den wir schon in so mancher Verhüllung gesehen, trat diesmal in feiner gewählter Kleidung herein, aber sein rothes gedunsenes Gesicht, sein schelmisch lauerndes Auge, die heimtückischen Züge um den gemeinen Mund waren dieselben, wie er sie zu allen Zeiten und unter allen Verkleidungen zur Schau getragen hatte. Mit seinem gewöhnlichen kriechenden Lächeln nahte er sich schleichenden Trittes, wie ein lauernder Fuchs, seinem alten Schulkameraden, der mit weit aufgerissenen Augen und unaussprechlicher Verwunderung auf diesen am wenigsten erwarteten Besuch blickte.

»Guten Morgen, Henrik Paulsen!« sagte der ehemalige Jugendgefährte leutselig. »Nun – so verwundert, mich zu sehen? Habe ich es nicht immer gesagt, daß die Wege von Freunden sich auf dem breiten Pfade des Lebens wiederholt begegnen? Haben Sie vergessen, was ich Ihnen damals nachrief, als Sie so jähzornigen Gemüthes, blindlings in Ihr Verderben rennend, auf dem Wege von Flensburg nach Husum mich so unkameradschaftlich verließen? Na, da bin ich wieder mit Ihnen zusammengetroffen – Sie sehen mich wirklich vor sich, Sie irren sich nicht, und diesmal in Nyborg, auf ächtem dänischen Grund und Boden, he? – Noch immer keine Worte? Nun, so nehmen

Sie doch wenigstens meine Hand – ich strecke sie Ihnen ja schon lange entgegen – seien Sie nicht mehr so stolz und hochfahrend, wie Sie es früher waren – bequemen Sie sich in Ihre Lage – da, nehmen Sie hin und heißen Sie einen alten Freund, wie es sich gebührt, willkommen!«

Henrik, Blitze aus seinen Augen schleudernd, konnte vor Unwillen eben so wenig wie vor Ueberraschung zu Worte kommen. Er wies die dargebotene und lange in der Luft schwebende Hand von sich und trat selbst noch einen Schritt zurück. »Weg da von mir!« sagte er endlich stolz und kurz – »Ich drücke keinem Spione die Hand!«

»Aha, das ist es! Sie haben mich also sehr richtig erkannt in dem Hause zu Apenrade – wissen Sie noch? – Und weil Sie mich nicht gefunden haben, als Sie mich so eifrig suchten, so zürnen Sie mir noch. O! Sehen Sie, der blinde Eifer kommt selten zum rechten Ziele – man muß nur suchen, wo man gewiß ist zu finden – ich war gewiß, Sie hier zu finden, und darum suche ich Sie heute auf.«

»Spotten Sie nicht, sondern sagen Sie mir, was Sie hier vorstellen und wollen. Das ist Alles, warum ich Sie bitte.«

»Was ich hier vorstelle? Was ich will? Haben Sie es so eilig? Ich dachte, hier drängte Sie nichts, Sie hätten endlich einmal Zeit genug übrig für einen alten Freund, den Sie stets über die Achsel angesehen und der Sie doch stets so warm geliebt und zu Ihrem Besten angeleitet hat. – Doch, Henrik's Paulsen, was spreche ich zu Ihnen wie ein Fremder? Hier sind wir ja nicht so weit auseinander, wie früher und an anderen Orten, hier drängt sich keine ältere Freundschaft zwischen die unsrige, hier bin ich Olaf

Larssen – und Sie sind Henrik Paulsen – da, Mann, nehmen Sie die Hand und lassen Sie ein vernünftiges Wort mit sich sprechen – es wird Zeit dazu.«

»Wozu wird es Zeit?«

»Daß Sie einsehen, *wo* Sie sind, *was* Sie sind und auf Ihre Rettung denken.«

»Welche Rettung? Wollen *Sie* mich retten? Ich gebe mich noch lange nicht verloren!«

»Das ist immer Ihr Unglück gewesen, daß Sie zu hochmüthig auf Ihr besseres Loos, Ihr größeres Glück, Ihr edleres Blut und Gott weiß auf welche Vorzüge gepocht haben, von denen ich keinen einzigen in diesem Augenblicke gerechtfertigt sehe, so stolz auch Ihr Auge auf mich herabblickt und mich vielleicht immer noch für etwas hält, was ich schon lange nicht mehr bin.«

»Was sind Sie schon lange nicht mehr?«

»Was ich nur aus dem einzigen Grunde gewesen bin, meinem Vaterlande um so erfolgreicher zu dienen.«

»Ihr Vaterland liegt eben so wenig innerhalb der Grenzen dieses Landes, wie das meinige.«

»Das kommt auf den Gesichtspunkt an, von welchem aus man seine Stellung auffaßt. Dänemark ist mein Vaterland, ich wiederhole es Ihnen heute ernstlich, denn ich bin in Schleswig geboren, und wohl Ihnen, wenn Sie sich durch diesen meinen letzten Besuch bestimmen lassen, es auch für das Ihrige zu halten.«

Henrik maß den kühnen Sprecher, der bald mit warmem und vertraulichem Tone sprach, je nachdem er die

eine oder andere Rolle, den Protektor oder den Mentor, zu spielen beabsichtigte, vom Kopfe bis zu den Füßen. Aber kein Muskel seines Gesichts regte sich und verrieth die auf- und niederjagenden Gefühle der persönlichen Abneigung und des moralischen Widerwillens, die seine Brust, übervoll zum Zerspringen, gegen diesen gemeinen Menschen erfüllten, der käuflich zu jederlei Beginnen war. Dennoch aber verstand ihn der schlaue Unterhändler vollkommen; er las mit seinem grollenden Auge die Buchstaben in der Seele des jungen Mannes, die ihm sein eigenes Urtheil sprachen und, abermals das Bild seiner Charakterlosigkeit vervollständigend und seinen schadenfrohen Geist mit Gewalt zurückdrängend, bemühte er sich, so freundlich, ehrlich und milde wie möglich zu erscheinen.

»Lassen wir die Maske fallen,« sagte er endlich mit un-  
gemein redlicher Miene, »sehen wir uns mit den Gesichtern in die Augen, welche uns die Natur gegeben hat. Sie lieben mich nicht, Henrik Paulsen, ich weiß es, und ich liebe Sie vielleicht auch nicht, und das hat seine triftigen Gründe, denn Sie sind ein Rebell, ich bin ein Patriot, Sie sind Ihren Gefühlen nach ein Deutscher, ich meiner Einsicht nach ein Däne – und das verträgt sich nicht zusammen, ich weiß es, – aber wie, Mann, sollte Ihr Schicksal Sie noch nicht gedemüthigt, sollte Ihre oft gepriesene Klugheit noch nicht eingesehen haben, daß das Recht diesmal auf unserer Seite und mit dem Rechte auch die Macht vorhanden ist, dasselbe aufrecht zu erhalten?«

»Ich sehe weder von dem Rechte noch von der Macht etwas, dasselbe aufrecht zu erhalten – und ob ich ein Rebell bin, das hier auszusprechen, steht Ihnen am wenigsten zu.«

»Doch, doch, mein Lieber – auch darin irren Sie. Ich stehe heute im Amte vor Ihnen; ich bin die Obrigkeit, die in Ihr Gefängniß gesandt ist, um die Voruntersuchung über Sie abzuhalten – also – Sie sind der Gefangene – und ich – ich könnte am Ende noch Ihr Richter werden!«

»So!« sagte Henrik, aufrichtig lächelnd. »Das wußte ich in der That nicht. Also Sie könnten mein Richter werden? Nun, dann brauchen wir uns Beide nicht zu bemühen, den streitigen Punkt zu untersuchen, dann ist also mein Urtheil gesprochen. Lassen Sie mich es denn bald vernehmen.«

»Still, Henrik, still! Seien Sie nicht bis zum letzten Augenblicke hochmüthig und vorschnell, und verschlimmern Sie damit nicht noch Ihre Lage. Allerdings bin ich hier als Obrigkeit eingetreten, allein man hat mir einen weiten Spielraum des Handelns gelassen, und ich kann vielleicht meinem Vaterlande noch besser dienen, wenn ich, anstatt als strenger Richter zu sprechen und Sie Ihrer gerechten Strafe zu überweisen, meine Eigenschaften als Ihr Jugendgenosse geltend mache, wenn ich vermag, Ihr Herz als Freund zu lenken. Und das thue ich jetzt, aber ich thue es zum letzten Male – ich versuche es noch einmal, Sie auf den einzig richtigen Weg zu führen.«

»Welcher Weg ist dies?«

»Ich werde ihn Euch zeigen, Henrik. Seht, Henrik, ich will mich die Mühe nicht verdrießen lassen, das Werk mit Euch von vorn zu beginnen; diesmal aber steht der Erfolg auf meiner Seite, Ihr könnt mir nicht wieder entweichen, und wenn Ihr Ohren habt zu hören, so werdet Ihr mich diesmal nicht ungehört davon gehen lassen. Schaut Euch um, mein Freund, blickt einmal in Eure Vergangenheit zurück. Betrachtet die Lage der Welt. Sie hat zu Euren Ungunsten entschieden, Ihr sitzt im Kerker. Wißt Ihr, woher das kommt? Nein? Nun, dann will ich es Euch sagen. Seht, Ihr – und viele Eures Gleichen – seid von jeher ein Poet gewesen, und habt Euch die Dinge dieser Welt immer anders vorgestellt, als sie wirklich sind. Was habt Ihr nun davon? Eure Phantasie war so reich begabt, daß Ihr Euch stets Alles, was Ihr auch nicht hattet, doch damit vorstelltet. Der Dichter, der Ihr immer waret, in Worten nicht allein, sondern auch in Werken, fährt in glänzenden Wagen spazieren, die er nicht besitzt, er zaubert sich die köstlichsten Pferde, er speist von silbernen Tafeln die herrlichsten Dinge, wenn er auch in der That nur zu Fuße geht und hungert und darbt.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»O, ich bin noch lange nicht fertig. Ich will noch weiter gehen. Nicht zufrieden mit dem Genusse der alltäglichen Dinge, mit Essen und Trinken, Reiten und Fahren und was das Leben sonst Köstliches hat, dringt der Dichter mit seiner Phantasie in den blauen Himmel und liest in den Sternen, was Gottes Wille ist, oder er versetzt sich in die Eingeweide der Erde und auf den Grund des Meeres

und gräbt Diamanten, Gold und Perlen heraus, und doch sättigt sich damit nur seine Phantasie, während seine eigenen Eingeweide hungern und darben.«

»Was wollen Sie damit sagen, frage ich?«

»Seht, so ein Held seid Ihr auch immer gewesen, habt für Freiheit und Recht geschwärmt, habt darüber Euer Erbtheil verloren und was habt Ihr gewonnen? Den Kerker! O, wie hat Euch Eure Phantasie betrogen, Henrik, mein armer Freund! – Da seht mich einmal an! Ich bin immer ein prosaischer Mensch gewesen, mein Leben lang, habe gehungert und gedurstet, wie andere ehrliche Leute, und habe immer nur den Ochsen für einen Ochsen und den Esel für einen Esel gehalten. Aber was bin ich jetzt? Ein angesehener Mann in diesem Königreiche; ich lebe nicht wie Ihr – in Gedanken, sondern in der That und in vollem Genusse, ich träume nicht, frei und gesättigt zu sein, sondern ich bin es wirklich.«

»Und welche Genüsse haben Sie, mit denen Sie in Ihrer beneidenswerthen Prosa prahlen?«

»Nun, bin ich denn nicht frei, nicht Herr meiner selbst? Bin ich gefangen wie Ihr? Ist das nicht schon an und für sich genug? Außerdem bin ich ein Mann im Amte, in Würden – und Ihr – Ihr seid ein Verurtheilter!«

»Glauben Sie, daß ich ewig gefangen, verurtheilt und Sie ewig im Amte, in Würden bleiben werden?«

»Das kann leicht kommen, wenigstens was man so Ewigkeit auf Erden nennt. Aber damit es dahin *nicht* Mit

Euch komme, darum bin ich jetzt als Freund zu Euch gekommen, und ich bitte Euch inständigst, mir diesmal zu folgen.«

»Was verlangen Sie, daß ich thue?«

»Mit einem Worte – denn was soll das lange Reden – bekehrt Euch! Sagt: Olaf, ich habe mich bisher geirrt. Schleswig-Holstein ist Nichts, ist Staub, eine Chimäre – Dänemark ist Alles – oder nicht Alles, nur im Rechte gegen Schleswig-Holstein – und Ihr werdet sehen und Euch darüber verwundern, was die augenblickliche Folge davon ist.«

»Wie, Sie schämen sich nicht, mein Herr – der nur einen Namen in meinen Augen hat – und dieser Name heißt: Spion – Sie schämen sich nicht, mir das in's Gesicht zu sagen? Mann, glaubt Ihr, die Wahrheit mit Lügen todtschlagen, die ganze Welt mit Euren sophistischen Stichwörtern dumm machen zu können? Nein, nein, Olaf Larssen, Ihr habt Euch diesmal, wie immer und für immer, in mir geirrt. So weit sind wir noch lange nicht. Ihr nennt mich einen Poeten – und vielleicht bin ich es mehr gewesen, als ich es selber wußte – aber so viel sehe ich, der blinde Poet, doch voraus, daß Ihr mit Eurer Prosa, die man auch Schurkerei nennen könnte, noch weit übler daran seid, als ich selber, obgleich ich jetzt ein Gefangener und Ihr ein Mann *in Würden* seid. Nein, nein, nein, Mann, wenn Ihr mir nichts weiter vorzuschlagen habt, als zwischen Dänemark und Deutschland zu wählen, so seid Ihr vergeblich gekommen. Ich habe schon lange gewählt, und wie ich nun einmal bin, so kann ich nur einmal und

für ewige Zeiten wählen. *Eure* Partei aber habe ich *nicht* gewählt. Das ist Alles, was ich mit Euch hier zu sprechen habe.«

»Wie!« rief Olaf Larssen, aufbrausend in Zorn, da Henrik sich stolz von ihm wegwandte und aus dem Fenster blickte, »Wie? Ihr wendet Euch von mir? Mann, Mensch, seid Ihr verrückt? Oder habt Ihr den Teufel im Leibe? Wißt Ihr, was Euch bevorsteht?«

»Dasselbe, was Euch bevorsteht!« rief Henrik, sich heftig umkehrend und mit glühendem Auge einen Schritt auf den Verräther zutretend, der eben so rasch zurückwich.

»Und was steht mir bevor?«

»Das Gericht Gottes!«

»Ah so! Aber Gott regiert jenseits – wir befinden uns dermalen diesseits!«

»Erbärmlicher Wurm, der Ihr noch den Unglauben zum Verrathe fügt! Meint Ihr, weil *Ihr* Gott nicht auf Erden sehet, daß er auch für Andere nicht vorhanden ist? Werdet Ihr auch so sprechen, wenn *Eure* letzte Stunde auf Erden schlägt und Ihr den gewaltigen Schritt von dieser Welt zu jener unternimmt? Denket an diese Stunde auf jener Reise! – Das Gericht Gottes erwartet Euch, sage ich. Ja, Gott wird Euch im Jenseits offenbaren, wer Ihr seid, die Ihr ihn im Diesseits verläugnet und die Menschen wie Thiere des Waldes verfolgt, die er friedlich und gütig Euch zur Seite gesetzt hat. Und wenn dann

sein unbestechliches Richterauge auf Eurem Verrätherantlitze haftet – mit göttlichem Blicke – den Ihr ertragen *müßt* und vor dem Ihr Euch nicht abwenden *könnt*, wie Ihr Euch vor mir jetzt abwendet – dann stammelt, wenn Ihr es vermögt, um Gnade für den Hochmuth, den Menschenhaß und die Gottesläugnung, die jetzt in Eurem Herzen brennen. Denn nur bei Gott ist Gnade – aber nicht bei Dänemark, wie Ihr mir vorzulügen gekommen seid. Noch einmal – wir sind fertig mit einander. Jetzt gehen oder bleiben Sie – für mich sind Sie nicht mehr da.«

–

Olaf Larssen stand erschüttert vor ihm. Der gebieterische Ausdruck des mit warmer Begeisterung Redenden, der den Arm gen Himmel erhoben und seinen schlanken Leib hoch aufgerichtet hatte, bezwang, überwältigte ihn. Ein inneres Grauen überlief ihn und er schüttelte sich, wie wenn ein schreckliches Vorgefühl seine feige Seele packte, und sein dunkelrothes Gesicht nahm eine bleierne Färbung an. Er wollte noch etwas sagen, seine Lippen bewegten sich schon, aber er brachte nichts heraus. Endlich aber hatte er sich gefaßt, und mit gleißnerischem Lächeln einen Schritt vorwärts tretend und den Kopf gegen Henrik vorstreckend, der ihm wieder den Rücken zugewandt, fragte er mit seiner süßesten Stimme: »Kann ich Ihnen sonst noch mit etwas dienen, mein Herr?«

»Nein! Ich danke Ihnen für Alles.«

»Für Alles? Herr, besinnen Sie sich – Sie wissen nicht, was Ihnen bevorsteht –«

»So sagen Sie es mir, aber – wissen Sie – drohen können Sie wohl, aber erschrecken – nein! nie!«

»Wollen Sie meinem Rathe folgen und die Fahne der Rebellion verlassen?«

»Sie sind selbst ein Rebell, aber nicht allein gegen Menschen, sondern auch gegen Gott, denn Sie haben die Natur verläugnet, die er Ihrem Herzen eingepflanzt, die Gefühle unterdrückt, die Sie mit der Muttermilch eingesogen; und wenn die Menschen nicht die Kraft besitzen, Sie als Rebellen zu strafen – Gott wird gewiß die Gewalt dazu besitzen – Er wird Ihnen Einen senden, der stärker ist als Sie – sehen Sie sich vor! – Und was erwartet mich nun – ich höre!«

»Das Gericht!« sagte Olaf Larssen kalt. »Folgen Sie mir, mein Herr – die Voruntersuchung ist zu Ende – Sie erscheinen jetzt vor der Untersuchungscommission.«

»Voruntersuchung? Das nennen Sie *Untersuchung*? Ist das *dänisches* Recht? Nun wohlan denn, so bin ich begierig, die Beisitzer eines wirklichen Gerichts zu sehen. Vorwärts, sage auch ich – schreiten Sie mir voran, Mann.«

## ZWEITES KAPITEL. EIN DÄNISCHES GERICHT.

Als der Gefangene dem langsam voranschreitenden und innerlich vor Grimm kochenden ›Mann in Würden‹ aus dem Zimmer folgte, sah er zwei mit gezogenem Seitengewehre bewaffnete Soldaten davorstehen und sich dem kleinen Zuge anschließen. Die voruntersuchende Gerichtsperson bewegte sich über einen langen Flur durch ein kasernenartig eingerichtetes Gebäude, trat

endlich durch eine Flügelthür in eine Art Vorsaal und ersuchte hier seinen Begleiter, zu warten bis er gerufen würde. Henrik blieb mit den Soldaten allein, Olaf Larssen dagegen begab sich in ein Seitengemach, in welchem Ersterer bald ein ziemlich langes Gespräch sich entspinnen hörte, ohne jedoch ein einziges Wort deutlich verstehen zu können. Nach einer Viertelstunde ward er hineingerufen und erblickte ein großes ödes Zimmer, dessen Mitte ein grün behangener Tisch einnahm, um welchen herum auf ledergepolsterten Armsesseln, außer Olaf Larssen, der mit entflammtem Gesichte hinter einem Stuhle stand und an den Nägeln kaute, drei schwarzgekleidete Herren saßen, von denen zwei ziemlich bejahrt und grauhaarig, der dritte aber jung und hellblond war. Die beiden Ersten waren der Vorsitzende, Etatsrath und Ritter \*\*\* und der Oberauditeur \*\*\*, der Letzte aber ein Amtssecretair und Protokollführer. Nachdem der Vorsitzende den Gefangenen gefragt, ob er Dänisch verstehe und dieser es bejaht hatte, stellte er sich selbst und seine Gefährten als die aus Kopenhagen gesandte Untersuchungscommission vor und fügte hinzu: ob er sie als solche anerkennen und ihrer Entscheidung sich unterwerfen wolle? Der Gefangene erwiderte darauf kurz, daß er sie als Untersuchungscommission anerkenne, daß er aber als Schleswiger nicht von Dänen gerichtet werden und mithin einem etwaigen Urtheile derselben sich nicht unterwerfen könne. Man blickte sich gegenseitig an, flüsterte leise und kam endlich überein, den Ausspruch des Gefangenen zu Protokoll nehmen zu lassen. Als darauf der

Vorsitzende zum Beginn der Verhandlung schreiten wollte, unterbrach ihn zu seiner höchsten Verwunderung der Gefangene, indem er auf den anwesenden und nicht vorgestellten Olaf Larssen deutete, mit der Frage: ob dieser Herr auch zur Commission gehöre?

»Ja, mein Herr, er gehört dazu.«

»Dann erkenne ich die Untersuchungscommission gar nicht an, denn in meinen Augen ist jener Herr nur ein Polizeispion – oder sollte Ihnen das unbekannt sein?«

Es entstand unter den aus Kopenhagen gesandten Männern in Würden ein sehr verlegenes Stillschweigen, wobei sie das so ausgemerzte vierte Mitglied mit fragenden Mienen anblickten, als erwarteten sie von ihm einen, den Gefangenen einschüchternden Donnerschlag. Da er aber selbst verlegen schwieg, begann das Flüstern von Neuem, worauf endlich der Vorsitzende erklärte, Herr Olaf Larssen fungire nicht als eigentliches Mitglied, unterschreibe auch nicht, sondern sei nur als Beisitzer und Vertrauensmann anwesend, und werde sich, wenn der Gefangene persönlich etwas gegen ihn einzuwenden habe jeder Einmischung in die Untersuchung enthalten. Nachdem der Etatsrath nun den Gefangenen ermahnt, nicht durch Widerspruch, Eigensinn oder sonstiges, der Anwesenden Amtspflicht erschwerendes Betragen seine eigene Lage zu verschlimmern, die schon an und für sich eine sehr ernste sei, vor allen Dingen aber nicht, wie so eben geschehen, einen Unterthan Sr. Majestät zu beleidigen, da er kein Ankläger, sondern ein Angeklagter sei, wollte er das Verhör beginnen, als der Gefangene noch

einmal mit festem Tone aber bescheidener Miene fragte: wer denn eigentlich sein Kläger, wenn er ein Angeklagter sei?

»Das hat *diese* Untersuchungscommission, die eine außergewöhnliche und kriegsgerichtliche ist, nicht mitzutheilen.«

»Wenn das ist, so gehöre ich auch nicht vor sie, denn ich bin kein Kriegsgefangener, wie mir der Herr Gouverneur dieser Festung selbst mitgetheilt, sondern ein Staatsgefangener, den man, wenn Sie es noch nicht wissen sollten, bei Nacht und insgeheim von einem Hause weggeschleppt hat, wo er nicht in politischer, sondern in vertraulicher Familienangelegenheit anwesend war.«

Noch einmal begann eine flüsternde Berathung. Der Vorsitzende, offenbar von nicht geringer Verlegenheit ergriffen, sprach sich aber in eine Art gerecht scheinenden Zornes hinein und fuhr dann wieder laut fort, ohne im Geringsten des Gefangenen Rede einer Antwort zu würdigen. »Sie sind Henrik Paulsen aus Sundewitt, nicht wahr?«

»Der bin ich.«

»Sie sind angeklagt – und Beweise der Wahrheit der Behauptungen des Klägers liegen unzählige und handgreifliche vor – schon seit Jahren die Oberherrschaft Dänemark's über die Herzogthümer durch Rede und Schrift angetastet zu haben. Erkennen Sie das an?«

»Nein! Das erkenne ich nicht an. Um die Oberherrschaft Dänemark's habe ich mich nie bekümmert und will ich hier nicht untersuchen, ob sie ihm zusteht oder nicht;

das Recht der Herzogthümer aber habe ich jederzeit und überall in Rede und Schrift vertreten und werde es zu vertreten fortfahren, so lange ein Athemzug in mir ist, denn nur wer sich selbst verloren giebt, ist verloren.«

»Schreiben Sie die Worte des Herrn auf, Herr Amtssecretair. So. Nun weiter, mein Herr. Sie sind wegen dieses Verbrechens schon einmal in Kopenhagen vor Gericht gezogen, mit Gefängniß bestraft und von des Königs Majestät begnadigt worden. Erkennen Sie das an?«

»Ich erkenne an, daß ich vor Gericht gezogen, mit Gefängniß bestraft und, wie man es nennt, begnadigt bin, aber nicht, daß man das Recht dazu hatte, mich in Kopenhagen vor ein Gericht zu stellen; noch weniger aber erkenne ich an, mit der Vertheidigung des Rechts meines Vaterlandes ein Verbrechen begangen zu haben, wie Sie eben sagten. Außerdem habe ich nie so großes Unrecht gegen Dänemark verübt, wie Dänemark gegen mich, indem es mir in Folge jener Verurtheilung das Recht absprach, eine Erbschaft anzutreten, die –«

»Still! Vermischen Sie nicht eine andere Angelegenheit mit dieser jetzigen. Wir sprechen hier nicht von Ihrem Erbschaftsprozesse. Das ist eine Sache für sich, und diese Sache ist längst in Kopenhagen abgemacht. Der politische Prozeß aber, in den Sie jetzt verwickelt sind, fängt jetzt – hier erst an. Ich fahre darin fort und ersuche Sie, mich fernerhin nicht mehr zu unterbrechen. – Nachdem Sie in Kopenhagen begnadigt waren und das Versprechen gegeben hatten, kein ähnliches Verbrechen wieder zu begehen –«

»Um Entschuldigung, mein Herr, das habe ich nicht versprochen. Ich muß gegen Ihr ungesetzliches Verfahren ernstlich protestiren. Sie gehen stets von falschen Voraussetzungen aus und kommen daher stets auf falsche Resultate. Ich bitte, diese meine Unterbrechung, die wichtig ist, zu Protokoll nehmen zu lassen.«

»Sie haben zu hören, nicht zu reden, mein Herr, und nur dann zu antworten, wenn Sie gefragt werden. Nachdem Sie aus der Gefangenschaft zu Kopenhagen entlassen waren, haben Sie sich nach Flensburg begeben, dort aus aber sich der polizeilichen Aufsicht, unter der Sie standen, durch die Flucht entzogen. Erkennen Sie das an?«

»Durch die Flucht? War dieser Herr da etwa meine polizeiliche Aufsicht? Das hat er mir nicht gesagt, als er sich mir als ein heuchlerischer alter Bekannter nahte und mir seine Begleitung aufdrang, wo ich allein zu sein wünschte, eine Begleitung, der ich mich dadurch entzog, daß ich einen anderen Weg verfolgte, als den, auf welchem er selber reisen zu müssen vorgegeben hatte. Das nennt man keine Flucht, um sich einer polizeilichen Aufsicht zu entziehen.«

»Mein Herr, die Polizei ist niemals verpflichtet, sich Denjenigen als Polizei zu erkennen zu geben, denen sie

als solche vorgesetzt ist. Nachdem Sie sich also der polizeilichen Aufsicht durch die Flucht entzogen hatten, begaben Sie sich in den Sundewitt, besuchten dort Menschen, die im Rufe, Mißvergnügte, Aufrührer und Rebellenführer zu sein, standen und nahmen auch Besuche von dergleichen entgegen. Erkennen Sie das an?«

»Die Freunde, die ich besuchte, und die mich wieder besuchten, waren wohl mißvergnügt – denn das waren Dreiviertel der Bevölkerung Schleswig's – aber keine Aufrührer und Rebellenführer. Nur soweit erkenne ich die Wahrheit der Anklage an.«

»Gut, das genügt. – Da brach die Revolution aus –«

»Leider, ja, in Kopenhagen!«

»Nein, in Kiel, unter der Oberleitung des Herzogs von Augustenburg –«

»Sie irren, mein Herr, es war in Kopenhagen unter der Oberleitung von Orla Lehmann.«

»Schweigen Sie – das verstehen Sie nicht – Sie waren damals nicht in Kopenhagen, um das so gut wie wir selber beurtheilen zu können. – Sie begaben sich darauf nach Rendsburg, wo sich die Häupter der Verschwörung zu einem ungesetzlichen Bunde vereinigten –«

»Ja, als provisorische Regierung für den in Kopenhagen bevormundeten König, eine Regierung, die von der Centralgewalt Deutschlands, allen deutschen Fürsten und dem ganzen deutschen Volke anerkannt, unterstützt und berathen wurde.«

»Dieser rebellischen, sogenannten provisorischen Regierung, die Dänemark nie anerkannt hat und nie anerkennen wird, schlossen Sie sich als eifriger Mitarbeiter an – erkennen Sie das an?«

»Jener von der Centralgewalt Deutschlands anerkannten, unterstützten und berathenen provisorischen Regierung habe ich mich mit Leib und Seele angeschlossen, ja, das gestehe ich sehr gern.«

»Gut, mein Herr. Was Sie im Schooße dieser ungesetzlichen Regierung gethan, darüber haben wir keine Worte zu verlieren, das weiß die Welt, das wissen wir, das wissen Sie, denn von jener provisorischen Regierung ging der unglückselige Krieg aus, der jetzt Dänemark's Eingeweide zerfleischt. – Von Rendsburg begaben Sie sich oft und heimlich, in der Regel bei Nacht reisend, auf geheimen Sendungen nach dem Sundewitt, wiegelten auf Ihrem Wege Bürger und Bauern auf, conspirirten mit verdächtigen Personen und nahmen Gelder zur Unterstützung der Revolution in Empfang – erkennen Sie das an?«

»Nein, mein Herr, das ist Alles nicht wahr und ich werde und kann dies nie anerkennen. Nie bin ich auf geheimer Sendung gewesen, nie habe ich weder Bürger noch Bauern aufgewiegelt, nie weder mit verdächtigen Personen, noch überhaupt conspirirt, sondern nur meine Heimat und meine Freunde besucht, als man mir mein Haus verbrannte und das letzte Eigenthum nahm, welches ich auf Erden noch mein nannte Und was die Gelder anlangt, die ich von wohlhabenden Freunden zur Erhaltung der schleswig-holsteinischen Macht im Felde empfang, so hat

die ganze deutsche Bevölkerung in Schleswig-Holstein sie als freiwillige Steuer geliefert, wofür sie den Beifall von ganz Deutschland eingärndtet und womit sie bewiesen hat, daß sie kein Opfer scheut, um zu ihrem verbrieften und beschworenen Rechte zu gelangen.«

»Es ist gut, mein Herr. Aus Ihren Verneinungen unserer Fragen geht *für uns* so deutlich die Wahrheit hervor, als wenn Sie sie alle einfach und kurz bejaht hätten, und so sehr Sie über Ihre verschiedenen Verbrechen den Deckmantel einer gerechten und löblichen Handlungsweise zu breiten versuchen, so kennen wir Ihre feinen Schliche schon, welche die aller sogenannten schleswig-holsteinischen Patrioten sind, und wissen sie nach allen Richtungen vollkommen zu würdigen. Sehen Sie nun ein, daß Sie mit allen diesen Handlungen eine Regierung, die Sie schon einmal begnadigt hat, tief verletzt haben, daß Sie ein rebellischer Unterthan und ein gefährlicher Mensch für den Bestand eines Staates sein müssen, dessen Unterthanen leider in großen Massen von dem Gifte dieser Verbrechen angesteckt sind?«

»Ach mein Herr, was soll ich Ihnen darauf antworten? Ich liebe es nicht, mich immer in einem Kreise zu drehen und dabei in den Wind zu sprechen – das erzeugt Schwindel und der Schwindel zuletzt Ekel. Was soll ich hundertmal Dasselbe sagen, da Sie es doch nicht einmal anhören, noch weniger aber begreifen wollen. Sie wissen, wer ich bin und was ich gethan, und warum ich es gethan habe – kommen Sie also zum Ende mit dieser Untersuchung, die nichts ist, als eine geheime Verletzung derselben Rechte

von Personen und Zuständen, die Sie schon hundertmal öffentlich verletzt, verurtheilt und bestraft haben!«

»Also Sie gestehen Alles zu?«

»Ich hoffe, Sie haben wie ein rechtlicher Mann Alles zu Protokoll nehmen lassen, was ich zugestanden und nicht zugestanden habe. Weiter kann ich nichts sagen.«

»Bereuen Sie, was Sie gethan haben, mein Herr?«

»Ich – bereuen? Ja, mein Herr, wenn man bereuen nennt, dasselbe, was man einmal aus voller Ueberzeugung gethan, noch zehnmal mit derselben Ueberzeugung wiederzuthun, da es immer nach göttlichen und menschlichen Gesetzen geschieht – so bereue ich.«

»O, o, mein Herr, wie leidenschaftlich und tief sind Sie in einen ungeheuren Irrthum verstrickt! Ich beklage Sie aufrichtig. Sie werden sich also auch nicht herbeilassen, eine Schrift zu unterzeichnen, worin Sie Reue und Besserung, so wie Gehorsam gegen die dänischen Gesetze geloben?«

»Nimmermehr werde ich das.«

»Nun, dann sind wir eigentlich mit der Untersuchung Ihrer Angelegenheiten zu Ende. Wir werden nach Kopenhagen berichten und Sie werden selbst dahin geführt werden, um daselbst vor Gericht gestellt zu werden, welches über Ihre Handlungen urtheilen wird.«

»Ich kann mir denken, was das für ein Gericht sein wird, wenn ich nach dem gegenwärtigen urtheile. Auch ich werde mich an ein Gericht wenden, welches aber *über* dem von Kopenhagen steht.«

»Welches ist das, mein Herr?«

»Das ist das Gericht der öffentlichen Meinung. Sie können von mir voraussetzen, daß ich mich an dieses wenden werde, denn ich habe den Muth, den Willen und die Kraft, Ihre Verhandlungen hier, die vorher vor jenem Herrn überstandene sogenannte Voruntersuchung und dieses Gespräch selbst werde ich in allen Blättern und Zeitungen bekannt machen, und Ihre Personen und Namen werden darin eben so stark beleuchtet werden, wie meine Handlungen, die Sie mit dem Namen Verbrechen zu beehren belieben.«

»Wie, das wollten Sie wirklich thun? Damit drohen Sie uns?«

»Ich drohe Ihnen nicht damit – ich sage Ihnen nur offen und ehrlich, was ich zu thun gedenke, da ja auch Sie mir gesagt haben, was Sie in Kopenhagen zu thun gedenken.«

Die drei Herren, zu denen jetzt auch Olaf Larssen getreten war, schauten sich verwundert an – der Vorsitzende trocknete sich mit einem Tuche den Schweiß vom Gesichte, der in Strömen von seiner Stirn rieselte.

»Soll ich die letzten Worte auch im Protokoll mit aufnehmen?« fragte lispelnd der erschrockene Amtsschreiber, der sich schon in Kiel und aller Welt Orten am Pranger stehen sah.

»Ja – Alles – Wort für Wort. Der Herr Gefangene verrennt sich immer tiefer in sein Netz. Gut, Sie sollen Ihren Willen haben. Jetzt können Sie hinausgehen und warten, bis Sie wieder hereingerufen werden. Gehen Sie.«

Henrik schritt hinaus, in äußerster Ruhe und sichtbarer Gelassenheit. Sein Herz zählte keinen Pulsschlag mehr, als da er hineingegangen war, denn Alles, was er gehört, hatte er sich längst als unausbleiblich vorgestellt; er kannte die nichtssagenden und nur der Form wegen angestellten Verhöre seiner Gegner zu gut, um irgend eine Besorgniß vor den Folgen seiner Offenherzigkeit zu hegen. Uebrigens brauchte er nicht lange im Vorzimmer auf den Wiederbeginn der Verhandlung zu warten. In zehn Minuten ward er wieder hereingerufen und fand die vier Herren mit erhitzten rothen Köpfen, glaubte aber ein leise triumphirendes Lächeln in ihren Gesichtszügen wahrzunehmen. Augenscheinlich hatten sie sich auf einen andern Sprung vorbereitet, und dieser Sprung sollte Henrik in der That etwas unerwarteter treffen, da er ein ganz neues Ziel betraf.

Als er seinen Platz vor dem Vorsitzenden wieder eingenommen, sagte dieser: »Mein Herr! Mit dem Verhör über Ihre eigenen Angelegenheiten sind wir so ziemlich zu Ende; es bleibt nur noch übrig, Ihnen einige Fragen in Bezug auf Personen vorzulegen, deren Schicksal mit dem Ihrigen mehr oder minder verwickelt ist. Da ist denn zuerst der Capitain Andreas Burns auf Emmerslund bei Apenrade. In welcher Verbindung stehen Sie mit diesem Manne?«

»In einer sehr ehrenwerthen Verbindung, mein Herr. Capitain Burns ist von meiner Jugend an mein väterlicher Freund gewesen, und ich halte es für ein großes Glück,

einen so edlen, rechtschaffenen und in allem Guten erprobten Mann zum Führer und Berater gehabt zu haben, Er hat mich früh mit seinem Vertrauen beehrt und ich habe ihm früh meine ganze Seele geweiht. Ich sage Ihnen damit nichts Neues, weiß ich, sonst würde ich mich nicht darüber auslassen; da Sie aber Alles wissen, was mich betrifft, so wissen Sie auch ohne Zweifel, daß die Familie des Capitain Burns diejenige ist, die ich am meisten auf der Welt liebe und verehere und daß ich mich im Schooße derselben wie in der eigenen heimisch und glücklich fühle. Das ist unser Verhältniß.«

»Wären Sie doch in allen Dingen so offen gewesen; Sie erleichtern mir dadurch ungemein meine schwierige Aufgabe. – Capitain Burns hat einen Sohn in der Marine Sr. Majestät gehabt, nicht wahr?«

»Ja; es ist dies derselbe Erik Burns, der mit Christian dem Achten in Eckernförde in die Luft geflogen ist, – und dem Vater mein Beileid über diesen Unglücksfall zu bezeugen, ist der Grund meiner letzten Anwesenheit in seinem Hause gewesen.«

»So. Ist dieser in die Luft geflogene Erik Burns mit Bewilligung seines Vaters in die dänische Marine getreten?«

»Capitain Andreas Burns hat keine Kinder, die etwas gegen seinen Wunsch und Willen thun – schließen Sie daraus auf die Beantwortung der Frage, die Sie mir vorgelegt haben.«

»Das scheint mir aber nicht ganz mit dem Charakter und der politischen Ansicht des Capitain Burns übereinzustimmen, mein Herr. Dieser Punkt in seiner Geschichte

ist dunkel. Können Sie mir darüber gar keine Aufklärung geben?«

Henrik dachte einen Augenblick nach. Er sah sogleich ein, daß dieser Umstand Andreas eher nützlich als schädlich sein könne und er beschloß daher, das zu verschweigen, was er sehr wohl zur Aufklärung dieses Verhältnisses hätte mittheilen können. »Capitain Burns,« sagte er, »hat nie Etwas in seinem Leben ohne Ueberzeugung gethan. Wenn er daher seinen Sohn der dänischen Marine übergab, so wollte er ihm wahrscheinlich in derselben die Bildung eines tüchtigen Seemannes angedeihen lassen, und dies scheint sein Vertrauen zur dänischen Marine anzudeuten, die er aus genauester Erfahrung kannte. Dies mag die Erklärung jenes dunklen Punktes sein.«

»Es mag so sein – ja! Nun weiter. Hat der Capitain Burns ein großes Vermögen?«

»Er hat mich nie in seine Rechnungsbücher blicken lassen, aber ich halte ihn für wohlhabend.«

»Wieviel Gelder sind durch Ihre Hände an die sogenannte provisorische Regierung gegangen, die einst in des Capitains Kasse gelegen haben.«

»Wenn Sie eine ganz genaue Einsicht in diese Summen wünschen, so müssen Sie sich an die ehemalige provisorische Regierung, die jetzige Statthalterschaft, wenden, nur in deren Belegen dürften Sie die Angaben derselben finden.«

Der Vorsitzende schwieg entrüstet; der Gefangene schien bei der letzten Erwiderung etwas zu beißend geworden zu sein, so höflich auch seine Ausdrucksweise

und Miene war; daher freute er sich schon im Voraus, ihm einen kleinen Stoß versetzen zu können, der ihm seiner Meinung nach von dem hohen Pferde herunterwerfen sollte, auf dem er saß. »Ich möchte noch nach einer anderen Person fragen,« sagte er mit ungemein sanfter Stimme, »die in der Nähe des Capitain Burns wohnt, – aber vielleicht verbietet Ihnen ein mir unbekannter Grund, – von derselben zu reden – wie?«

»Nennen Sie mir erst diese Person, ehe ich weiß, ob ich von ihr reden kann oder nicht. Im Allgemeinen aber kenne ich keinen Grund, der mich hindern könnte, von den Personen zu reden, mit welchen Capitain Burns meines Wissens verkehrt. Es sind dies nur sehr Wenige, da mein Freund sich zunächst mit seiner Familie beschäftigt, und diese zurückgezogen von aller Welt, aber mit allen Nachbarn in Liebe und Freundschaft lebt.«

»Ist Ihnen eine Wittwe Parrhisius bekannt?« fragte der Vorsitzende plötzlich und richtete einen scharfen Blick auf den Gefangenen.

Dieser, in der That durch diese Frage etwas betroffen, schwieg eine Weile, denn es widerstrebte seinem Gefühle durchaus, an diesem Orte und vor diesen Männern von derjenigen zu sprechen, die seinem Herzen so theuer war; allein er faßte sich bald, verbeugte sich höflich und sagte: »Diese Dame ist mir allerdings bekannt.«

»Sie lebt im Hause des Capitain Burns?«

»Ja, seit zwei Jahren lebt sie daselbst, seitdem ihr Mann in Altona gestorben ist.«

»Sie soll vermögend sein?«

»Man sagt es. Ich weiß es nicht.«

»Diese Dame hat auch reichlich mit zu den Kriegskosten des Rebellenheeres beigetragen – nicht wahr?«

»Das ist mir nicht bekannt. Ein Rebellenheer aber existirt meines Wissens gar nicht, sie konnte es also auch nicht unterstützen.«

»Es ist dies dieselbe Dame, die in der Mitte des April sich in Kolding aufhielt –?«

»Ganz dieselbe Dame, die in Kolding ihren Oheim, den Conferenzzrath Parrhisius besuchte.«

»Wir wissen das – o ja! Was that sie bei Ihnen im Gefängniß?«

»Sie besuchte mich mit ihrem Oheim!« sagte Henrik mit leise bebender Stimme.

»Welche Gründe hatte sie dazu?«

»Ohne Zweifel führte sie Theilnahme an meinem Schicksale in das Gefängniß. Wir sind seit unserer Kindheit mit einander bekannt und befreundet.«

»Wollte sie sich vielleicht auch nach der Tasche erkundigen, in welcher jene wichtigen Papiere enthalten waren?«

»Wie?« dachte Henrik. »Können diese Menschen durch die Kleider sehen oder durch die Wände hören? – Welche Tasche?« fragte er laut mit möglichst gleichgültigem Tone, während ihm doch das Herz etwas lauter pochte.

»Dieselbe Tasche, sage ich, in welcher die Papiere enthalten waren, die Sie wahrscheinlich nach Rendsburg bringen sollten und Anweisungen auf große Summen Gelder bei dem Bankier \*\*\* in Altona enthielten.«

»Davon ist mir nichts bekannt,« sagte Henrik dreist.

»Das ist wohl möglich, mein Herr. Bei Ihnen ist diese Tasche allerdings nicht gefunden und die Dame allein scheint sie verloren zu haben.«

»Verloren?« fragte Henrik mechanisch.

»Ja, mein Herr, sie hatte sie verloren. Man hat sie ihr aber ihres hochgeachteten Oheims wegen und um ihr einen Beweis von der Redlichkeit unserer Beamten zu liefern, wiedergegeben, nachdem man, wie es das Kriegsgesetz erheischt, den Inhalt dieser Papiere kennen gelernt, aus welchem Inhalte zugleich unumstößlich hervorgegangen ist, daß Sie der Ueberbringer dieser Papiere an die Statthalterschaft sein sollten. Da Sie aber ein Gefangener in Kolding waren, so kann man nicht annehmen, daß die Dame Ihnen diese Papiere daselbst anvertrauen wollte, im Gegentheil erscheint es ziemlich klar, daß Sie diese Papiere bei sich versteckt hatten, daß die Dame allein aus dem Grunde nach Kolding kam, um sie Ihnen abzunehmen, um sich und den Capitain Burns nicht zu verrathen, wenn sie zufällig bei Ihnen gefunden worden wären, und daß sie dieselbe, nachdem sie sie empfangen, unglücklicherweise verloren hat.«

Henrik schwieg, denn er war in Wahrheit auf das Tiefste über diesen Unfall betroffen. Plötzlich aber raffte er sich zusammen und da er den Beamten auf eine Antwort warten sah, sagte er fest: »Mein Herr, die Beschuldigungen, die Sie da neuerdings gegen eine Dame, die ich verehere, und gegen mich aussprechen, sind so verletzend, wie sie nur sein können. Da Sie aber durchaus

keine sicheren Anzeigen für dieselben, im Gegentheile nur oberflächliche Vermuthungen haben, so können Sie von mir nicht voraussetzen, daß ich durch neue Bekenntnisse, wenn ich solche zu machen hätte, Licht in das Dunkel bringen werde, welches Ihre Augen zu umhüllen scheint, wie ich sehr wohl sehe. Denken Sie, was Sie wollen, aber zwingen Sie keinen Gefangenen, etwas auszusagen, was er selber nicht weiß.«

»Sehr wohl! Wir bedauern allerdings, Ihnen diese Papiere nicht vorlegen zu können, Sie würden sich dann wohl zum Sprechen bequemen, wenn Sie sie sähen; allein Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß diese Sache für uns dunkel ist, sie ist im Gegentheile so überaus klar, daß kein Zweifel übrig bleibt. Sie wissen also nichts von der verlorenen Tasche und den darin befindlichen Papieren?«

»Ich weiß weder von einer *verlorenen* Tasche, noch von dem *Ihnen bekannten* Inhalte der darin vorhanden sein *sollenden* Papiere.«

Die Untersuchungscommission lächelte sich gegenseitig an und Olaf Larssen warf einen bedeutsam ärgerlichen Blick auf den Vorsitzenden, denn er schien sehr unzufrieden damit zu sein, daß die Tasche den Händen des Bürgermeisters in Kolding wieder entschlüpft war.

»So sind wir denn also mit Ihnen zu Ende,« sagte der Vorsitzende zu dem Gefangenen. – »Haben Sie jetzt die Güte, das Protokoll dort zu unterschreiben.«

»Sehr gern.«

»Nun so thun Sie es doch – worauf warten Sie denn?«

»Auf die Vorlesung. Sie werden mir doch nicht zumuthen, eine Schrift zu unterzeichnen, deren Inhalt ich nicht genau kenne?«

»Trauen Sie uns nicht in einer so ernstern Sache?«

»Und wenn Sie ein Engel wären, wie Sie nur ein dänischer Beamter sind, so müßten Sie mir das Protokoll vorlesen.«

»Das wird *nicht* geschehen, mein Herr. Das können Sie in Ihrer Lage nicht verlangen. Entweder Sie unterzeichnen, oder Sie unterzeichnen nicht – Beides wird so ziemlich auf Eins hinauslaufen, wenn wir Drei es unterschrieben haben.«

»So erfüllen Sie diese Ihre seltsame Beamtenpflicht. Wenn mir dies Protokoll aber in Kopenhagen vorgelegt wird, werde ich dagegen als gegen ein ungesetzliches protestiren.«

»Ausnahmezeiten erheischen Ausnahmegesetze – Sie sind nicht der Mann, sich auf die Gesetze berufen zu können, da Sie sie längst alle verletzt haben. Protestiren Sie also, soviel Sie wollen – lassen Sie diesen Protest auch in die Zeitungen setzen!«

»Das soll gewiß geschehen und Sie sollen dabei wohl bedacht werden. Sind Sie jetzt fertig mit mir?«

»Ja, mein Herr. Noch in dieser Nacht werden Sie sich bereit machen, mit dem Dampfschiffe nach Kopenhagen zu gehen.«

»In dieser Nacht? Gut! Leben Sie wohl, meine Herren, leben Sie wohl, Herr Olaf Larssen – und vergessen Sie das Diesseits nicht, wenn Sie einst an die Pforten des Jenseits

gelangen, und namentlich gedenken Sie meiner dabei, wenn Sie vor einem höheren und gerechteren Richtersthule da oben stehen, als ich so eben hier unten gestanden habe. Leben Sie wohl!«

Er verbeugte sich höflich aber kurz und verschwand.

Die zurückbleibende Commission blickte sich etwas unbehaglich an und schüttelte die weisen Köpfe. Man schien mit den Aufschlüssen nicht recht zufrieden zu sein, die man von Seiten des Gefangenen erhalten, aber da man gleich von vorn herein nicht viel von ihm erwartet hatte, so fand man sich in das Unvermeidliche, vertiefte sich noch in ein langes Gespräch über den vorliegenden Fall und trennte sich endlich, um sich von den Mühseligkeiten auszuruhen, die man in Amt und Würden getragen. –

Henrik Paulsen aber, sobald er in sein Gefängniß zurückgebracht war, begab sich daran, seine werthvollsten Sachen in ein Bündel zusammen zu schnüren und sich reisefertig zu machen. Als der Kerkermeister darauf den Thee brachte, schenkte er ihm Alles, was er nothwendig in Nyborg zurücklassen mußte, worüber derselbe eine große Freude bezeugte. »Werde ich dieses mein Bündel mit auf das Schiff nehmen können?« fragte der Gefangene. Der Wärter sah ihn mit einem Blicke an, als wollte er sagen: »Wenn Sie mich dabei zu Rathe ziehen, gewiß!«

Henrik verstand auch diesen Blick, denn er hatte die Leute dieser Art jetzt hinreichend kennen gelernt. Er bot

ihm daher einen Thaler an, wenn er ihm das Bündel sicher in's Schiff bringen wollte. Der so deutlich Verstandene verstand seinerseits auch und versprach Alles zu thun, was in seiner Macht stehe.

So machte sich denn Henrik fertig, abermals nach Kopenhagen versetzt zu werden, welches er in seinem Leben nicht wiederzusehen gehofft hatte. Schlimmeres konnte ihm daselbst nicht begegnen, als ihm in Kolding begegnet war, daher war er auch ruhig und um sein eigenes Schicksal am wenigsten besorgt. Auch konnte aller Voraussetzung nach seine Gefangenschaft nicht länger als bis zum nächsten Friedensschluß ausgedehnt werden und von diesem Frieden war schon in allen Blättern die Rede gewesen, die Henrik in den letzten Tagen gelesen hatte. So erwartete ihn wahrscheinlich nur noch eine kurze Gefangenschaft, und im Geiste sah er sich einige Wochen später schon wieder an einen Ort versetzt, dessen Bewohner seine Seele liebevoll Tag und Nacht umflatterte.

Erst um Mitternacht wurde er von seinen Wachen aus der Zelle geholt und zum Strande geführt. Ihnen schloß sich der Kerkermeister mit dem Bündel an, um sich den versprochenen Thaler zu verdienen. Am Landungsplatze der Boote ward Henrik eingeschifft, mit ihm stieg der Kerkermeister ein, als gehöre es zu seinem Berufe, seine Gefangenen bis an Bord zu geleiten. Und das that er diesmal wirklich. Als Henrik schon auf Deck gestiegen war, warf er ihm das Bündel nach und rief ihm zu, er habe seine Wäsche vergessen, worauf ihm Henrik ein Papier

überreichen ließ, welches die verheißene Belohnung in doppelter Gestalt enthielt.

Kaum aber waren der Gefangene und mit ihm einige andere seiner früheren Gefährten an Bord, so wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben; der Dampf that seine Schuldigkeit, die Maschine setzte sich in Bewegung und das Schiff schaufelte nach Osten, dem Sunde zu, wo es am nächsten Mittage sein Ziel erreichte.

### DRITTES KAPITEL. DAS ENDE DES ZWEITEN FELDZUGS.

Helenens Rückkehr nach Emmerslund, die man so bald nicht erwartet hatte, war von der Familie des Capitain Burns als ein überaus angenehmes Ereigniß begrüßt worden. Jedes Mitglied derselben wurde durch eine besondere Freude beglückt, am meisten von Allen fast Andreas, denn er hatte sich im Laufe der Zeit so sehr an Helenen gewöhnt, ihre Unterhaltung und ihren Rath so hoch schätzen und sie selber so herzlich lieben gelernt, daß während ihrer siebentägigen Abwesenheit ein großes Rad in der Maschine des häuslichen Familienkreises still gestanden hatte. Nachdem Helene am ersten Abende im gemeinschaftlichen Versammlungszimmer die allgemeinere Mittheilung ihrer Erlebnisse, welche für Alle paßte, erzählt hatte, ging sie am nächsten Tage daran, jedem Einzelnen seinen besonderen Antheil insgeheim zu enthüllen. Hier erfuhr denn Andreas zuerst den bedauerlichen Verlust jener Tasche, und er konnte nicht umhin, sich selber einzugestehen, daß dieser Umstand allerdings

bedeutsame Folgen für ihn und seine Familie haben könne. Wie er aber auf Alles, was in dieser schweren Prüfungszeit geschehen mochte, längst gefaßt war, so bemühte er sich auch sehr bald, diesen neuen Unfall von sich abzuschütteln, jedoch fing er an, langsam im Stillen daran zu arbeiten, auch den schlimmsten Folgen, die im Hintergrunde der Zeiten schlummern mochten, durch frühzeitigen Entschluß vorzubeugen. Seine Sorge über diesen Punkt wurde aber bedeutend durch den Gedanken gemäßiget, daß Henrik, wie Helene berichtet, nach Kopenhagen gebracht und dort in den Händen des vielvermögenden Conferenzzraths Parrhisius sei, der, seines Versprechens eingedenk, für ihn zu sorgen wissen werde, was auch Helene als unzweifelhaft voraussetzte. Daß Friedrich wohl und munter war, hatte Andreas und Gertrud unendlich beruhigt, während Agathe bei der Erzählung ihrer Freundin von ihrem zufälligen Zusammentreffen mit ihm mehr Blicke und Gedanken als Worte hatte. Als Helene aber am nächsten Morgen mit ihr am Strande spazieren ging und getreulich berichtete, was Friedrich mit ihr über sie selbst gesprochen, brach sie in Thränen aus, umschlang Helenen innig und ließ sich Sylbe für Sylbe den ganzen Hergang der Sache mehrmals wiederholen. Da konnte denn Helene nicht anders, als sie mit dem Zeichen seiner Erinnerung zu überraschen, sie gab ihr das Tuch und sagte, daß Friedrich beim Abschiede seine Lippen darauf gedrückt. Als Agathe diese in ihren Augen fast unglaubliche Thatsache hörte, konnte sie sich vor Glück kaum lassen, sie liebte die schöne Freundin,

als hätte sie ihr das Leben wiedergegeben, denn sie ging ja von jetzt an einer begründeteren Hoffnung künftigen Glückes entgegen.

Im Uebrigen hatte sich in Emmerslund nichts verändert. Einquartierungen der nach Norden ziehenden deutschen Reichstruppen kamen und wechselten alle Tage; die Bestellung der Felder, das Züchten des Viehes, durch kriegerische Zwischenspiele nicht mehr gestört, ging von jetzt an wie im tiefsten Frieden vor sich, und Andreas, nur bisweilen nach Apenrade oder Hadersleben reitend, verkehrte von Zeit zu Zeit mit einigen Freunden, die sich ihm in dieser Zeit der vergleichungsweise günstigen Lage der Herzogthümer mit neuer Hoffnung angeschlossen hatten und die schwermüthigen Einwendungen zu bekämpfen suchten, die der vorsichtige Mann gegen eine allzu glückliche Lösung ihrer vaterländischen Verhältnisse wiederholt auszusprechen sich gedrungen fühlte. Denn seit jenem unheilvollen Tage bei Eckernförde, wo ihm ein theures Kind genommen, war seine frühere innerliche Ruhe nicht mehr in sein Gemüth zurückgekehrt; wo er ging und stand, schwebten Schatten vor ihm auf, die das glimmende Licht verdunkelten, welches sich in Folge der mächtigen Hülfe der Deutschen noch einmal über die aufathmenden Herzogthümer verbreitet hatte.

Und damit er auf keinerlei Weise ohne Sorge und voll zu großer Hoffnung sei, sollte er in diesen Tagen eine Nachricht erhalten, die er nach Helenens letztem Berichte am wenigsten erwartet hatte und welche Friedrich betraf, der im Hospitale zu Christiansfelde lag, nachdem er

in der zweiten Schlacht bei Kolding verwundet worden war.

»Mein lieber Vater,« hatte Friedrich mit eigener zitternder Hand geschrieben, »seid glücklich, seid zufrieden, denn wir haben einen großen doppelten Sieg erfochten. Zweimal haben wir die Dänen in einer mörderischen Schlacht besiegt. Ich bin durch eine Kugel am linken Arme verwundet und nach Christiansfelde gebracht, wo es uns gut geht und wir wie Kinder einer großen Familie von den liebevollen Händen unserer Landsleute gepflegt werden. Dennoch würde ich es vorziehen, in Emmerslund meiner Genesung entgegen zu gehen, aber man will mich nicht fortlassen. Wenn Du einen Tag für mich übrig hast, so komme herüber geritten und ich werde Dir dann von Helenen erzählen, die ich erfreulicher Weise vor Kolding getroffen habe und die sich daselbst, wie Du weißt, bei ihrem Oheim aufhält. Ich küsse die Mutter und grüße Agathen so herzlich wie möglich. O, mein Vater, wir haben also keinen Erik mehr! Verzeihe, daß ich Dich an diesen Verlust erinnere, aber ich habe so gut einen Bruder, wie Du einen Sohn verloren, und ich fühle tief, was Ihr, und vor Allen die theure Mutter, bei seinem Hingange gelitten haben müßt. Laß mich bald von Dir hören und schließe in Dein tägliches Gebet Deinen Friedrich ein.«

Andreas war durch diesen eigenhändigen Brief des vortrefflichen Sohnes einerseits eben so beruhigt, wie andererseits schmerzlich berührt; letzteres namentlich wegen seiner Frau, die schon so tief in Trauer war, und der er daher, nach reiflicher Berathung mit Helenen, dieses

neue Ereigniß nicht eher mittheilen wollte, als bis er sich von der Bedeutung desselben mit eigenen Augen überzeugt hatte. Er stieg also eines Morgens in den letzten Tagen des April zu Pferde und, vorgebend, nach Hadersleben reiten zu müssen, begab er sich eiligst nach Christiansfelde.

In dieser kleinen Stadt, zwischen Kolding und Hadersleben in einer mit Gärten geschmückten Ebene liegend, herrschte in diesen Tagen ein seit langen Jahren nicht erlebtes wunderbares Treiben. Die stillen Bewohner derselben, eine große Herrnhutercolonie bildend, waren auf nichts weniger vorbereitet, als auf einen blutigen Krieg. Friedlich, arbeitsam und fromm sahen sie nur mit Schmerzen auch ihren ruhigen Erdenwinkel in die Feindseligkeit der Menschen gezogen, aber treuer deutscher Gesinnung voll und zu jeder Pflichterfüllung bereit, legten sie alle Hände an, die Opfer zu bringen, welche das Wohl des Vaterlandes auch von ihnen forderte. Nachdem die Schlacht von Kolding geschlagen war, brachte man, wie wir schon berichtet haben, einen großen Theil der Verwundeten hierher und alle fanden eine liebevolle Aufnahme. Man räumte sogleich die Kirche aus, schlug darin mehr als hundert Betten auf, richtete Küchen und Vorrathskammern ein, und die Frauen der Stadt insbesondere bemühten sich, den blutend anlangenden Kriegern eine Stätte des Friedens und der Tröstung zu bereiten. Außer von diesen Verwundeten aber war die kleine Stadt noch anderweitig in Anspruch genommen. Das preußische Hauptquartier war dahin verlegt und ein zahlreiches

Gefolge des commandirenden Generals, aus Fürsten, Offizieren und Beamten bestehend, schlug in Gast- und Bürgerhäusern seine vorübergehende Wohnung auf.

Als sich Capitain Burns dem stillen Oertchen näherte, erkannte er es kaum wieder. Die Wege, die dahin führten, sonst so schweigsam, menschenleer und reinlich, waren fast ausgefahren, mit Koth bedeckt und mit Fuhrwerken ohne Zahl gefüllt. Reiter in allerlei Uniformen, Fußsoldaten aus allen deutschen Ländern, bewegten sich auf allen Straßen, und Handel und Wandel zeigte sich an allen Ecken, so daß die Bewohner der Stadt selbst in eine andere Welt versetzt zu sein glaubten.

Da Andreas keinen näheren Freund in Christiansfelde hatte, so stieg er im besten Gasthofs ab, der zufällig derselbe war, welcher dem preußischen Hauptquartier zum Aufenthalt diente. Kaum aber nahm man darin von einem Fremden Notiz, der die Arbeit der dienstbaren Hände noch um eine neue vermehrte. Trepp' auf Trepp' ab sprangen die flugs herbeigeschafften Kellner, und es kostete Mühe und Geduld, auch nur das geringste Bedürfniß aus ihrer Hand zu erhalten. Die Leute im Hause schienen sämmtlich den Kopf verloren zu haben, denn Alles ging d'runter und d'rüber. Nachdem der Capitain sein Pferd endlich untergebracht und selbst gefüttert, begab er sich nach der Kirche, in welcher die Verwundeten lagen; langsamen Schrittes bewegte er sich durch die regelmäßig geraden und breiten Straßen, denn die bunten Gruppen allerlei deutscher Krieger, die sie heute bevölkerten, beschäftigten lebhaft seine Aufmerksamkeit. Bald

aber hatte er die Kirche erreicht: nachdem er die davor stehende Wache um Erlaubniß gebeten, eintreten zu dürfen, schritt er über die Schwelle, über welche kurz vorher so viele Seufzer geflogen, und hatte sogleich einen eigenthümlichen Anblick vor sich. Den ganzen großen und namentlich sehr langen Raum hatte man von allem gewöhnlichen Inhalte befreit und dafür waren drei lange Reihen Betten aufgestellt, aus denen die bleichen Gesichter der Schwerverwundeten mit stillem, fragendem Blick ihm entgegenstarrten. Ungeachtet der vielen anwesenden und sich hin und her bewegendenden Menschen herrschte eine so feierliche und bedeutsame Stille darin, daß man glauben mochte, der heilige Geist, der diese Räume sonst bewohnt, schwebe auch heute mit Andacht gebietendem Antlitze unsichtbar durch denselben hin. Bevor Andreas aber zu den einzelnen Verwundeten schritt, betrachtete er flüchtig die allgemeinen Einrichtungen, die man zum Wohle der kranken Vaterlandssöhne getroffen hatte. Gleich in der Nähe der Thür, beinahe die ganze Breite des Saales einnehmend, stand eine lange, mit Charpie, Leinwand, Instrumenten und sonstigen zu Verbänden gehörigen Utensilien bedeckte Tafel, an welcher ein Dutzend Damen und Frauen, aus Nähe und Ferne herbeigekommen, beschäftigt waren, die Vorschriften der ab- und zugehenden und leise redenden Aerzte auszuführen. Am entgegengesetzten Ende des weiß getünchten Raumes war innerhalb der Sakristei die Vorrathskammer, der Speisesaal und eine Art fliegender Küche eingerichtet, für welche aus ganz Holstein und

Schleswig alle möglichen Verräthe, Leckereien und Erfrischungen herbeigeströmt waren und in der sich eine große Anzahl freiwillig arbeitender deutscher Frauen auf- und abbewegte und selbst hier ihre Arbeit mit Schweigen oder nur leise gesprochenen Worten verrichtete. Es war gerade die Stunde der ärztlichen Visite, und die jungen Diener Aeskulaps gingen von Bett zu Bett, die gräßlichen Wunden besichtigend und verbindend, welche der erbarmungslose Feind geschlagen hatte. Am schwersten von Allen waren diejenigen verwundet, die den fanatischen Bürgern, eigentlich Würgern, von Kolding in die Hände gefallen waren; gleich der erste zur linken Hand im Bette Liegende, ein blutjunger, kleiner und außerordentlich schwächlicher Mensch hatte sieben Wunden an seinem Körper aufzuweisen, von denen, jede für sich tödtlich, er sechs von den Messern jener Würger erhalten hatte, nachdem er von einer Flintenkugel, die ihm durch die Brust gegangen, schon niedergestreckt war. Trotz dieser sieben tödtlichen Wunden aber lebte er in seinem schmerzhaften Zustande schon eine ganze Woche, sprach mit Jedermann von der siegreichen Schlacht bei Kolding und hoffte auch im nächsten Kampfe Sieger zu sein. Er irrte sich nicht, denn zwei Tage darauf hatte er alle Feinde dieser Erde überwunden.

Mit scheuem Blicke und hochklopfendem Herzen schritt der Vater die langen Reihen der bleichen Kranken hinunter, um sich unter den vielen unbekanntem Gesichtern das bekannte seines Sohnes zu suchen, und siehe, ganz unten am Ende des Saales erst sah er ihn liegen und seine Aerzte erwarten. Aber schon hatte er den ernstesten und doch so liebevollen Vater von Weitem erblickt und streckte seine unbeschädigte Rechte verlangend nach ihm aus. Augenblicklich stand er neben ihm und drückte ihn an sein Herz. Friedrich war kränker, als er geschrieben hatte, das sah der Vater auf den ersten Blick an seiner fieberhaften Erregung, aber er sagte es ihm nicht, da er selbst keine Ahnung davon zu haben schien. Bald darauf traten die wackeren schleswig-holsteinischen Aerzte heran, nahmen den Verband ab und Andreas sah die Wunde seines Sohnes. Eine Kartätschenkugel hatte ihm ein Stück des linken Vorderarms fortgenommen, der Knochen war zwar unverletzt, wie der Arzt behauptete, aber die Wunde groß und bedeutend genug. Als der Verband beendet war, setzte sich der Vater auf das Bett des Kranken und erzählte ihm Alles, was ihm lieb und angenehm sein konnte aus der Heimat, und vernahm dagegen alle Erlebnisse des Sohnes, wobei er zu seiner Freude hörte, daß Friedrich in Folge des zwiefachen Sieges zum Offizier befördert sei. Nachdem er einige Stunden bei ihm verweilt und nächstens wiederzukommen versprochen hatte, sagte er ihm Lebewohl, die Hoffnung aussprechend, ihn bald nach Hause holen

zu können, wozu der Arzt augenblicklich seine Genehmigung versagte. Andreas sprach mit diesem nachher noch über den Kranken und nahm die Beruhigung mit hinweg, daß die Wunde zwar langsam aber sicher heilen werde, wenn keine unerwartete Störung dazwischen träte.

Mit schwerem Herzen begab sich der Capitain auf den Rückweg; der Anblick der bleichen Söhne seines Vaterlandes, die auch für ihn ihr Blut vergessen, hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Langsam ritt er der Heimat zu, und die Gedanken, welche ihn unterwegs heimsuchten, waren trotz des gepriesenen Sieges seines Sohnes so trauriger Art, wie er sie in diesem Kriege noch nicht gehabt zu haben sich erinnerte.

»Einen Sohn habe ich bereits verloren,« sagte er zu sich im stillen Selbstgespräch, »und der andere ist mir schon zweimal ernstlich gefährdet gewesen. Was werde ich noch verlieren? O ja, Deine Hand ruht schwer auf uns, mein Gott, aber wir müssen es mit Ergebung ertragen. Wohlan denn, bereiten wir uns auf noch härtere Prüfungen vor und seien wir auf Alles gefaßt, was uns treffen kann, damit wir nicht in Wehmuth und Schmerz unterliegen. Dein Wille geschehe, o Herr.«

Als er spät Abends nach Hause kam, berichtete er Gertruden und Agathen, daß er in Christiansfelde gewesen und was er da vorgefunden, und nun begann für ihn ein neuer Kummer, den er längst vorhergesehen hatte. Es war, als ob Emmerslund seit langer Zeit und für alle ferneren Tage nur der Ort für Thränen und Seufzer sein und als ob kein fröhliches Wort mehr, wie früher so häufig,

in seinen Räumen gehört werden sollte. Gertrud wollte sogleich nach Christiansfelde, um den Sohn zu pflegen, aber Andreas widersetzte sich diesem mütterlichen Verlangen auf das Ernsthafteste, indem er vorgab, daß Pflege in Fülle vorhanden und kein Unterkommen in der kleinen Stadt zu finden sei, da alle Häuser mit Verwundeten und Soldaten übervoll belegt wären. So ergaben sich denn Gertrud und Agathe seufzend in die neue Lage, Andreas aber mußte ihnen versprechen, alle zwei oder drei Tage nach Christiansfelde zu reiten und weitere Erkundigungen einzuziehen. Das that er denn auch und jedesmal kehrte er mit erneuerter Hoffnung auf baldige Besserung des Kranken zurück.



Unterdessen hatte der Feldzug des deutsch-dänischen Krieges seinen allbekanntesten Verlauf genommen. Nachdem die Schleswig-Holsteiner vom Beginn des Krieges bis zum 29. April im Norden allein gekämpft, die Dänen stets geschlagen, zurückgedrängt und gedemüthigt hatten, trotzdem dieselben immer geprahlt, sie würden sie wie Spreu in alle Winde zerstreuen, wenn sie sie nur einmal vor sich hätten, erhielten denn endlich auch die Preußen und die ihnen folgenden Baiern, Hessen und Sachsen den Befehl, sich der jütischen Gränze zu nähern, sie zu überschreiten und den Feind zu verjagen, wo er sich blicken ließe. Auf diesen Befehl hatten die kampflustigen Truppen schon lange mit Sehnsucht gewartet;

begierig, an den Ehren des Krieges auch Antheil zu nehmen, eilten sie der längst von Weitem gesehenen Gränze mit einer Freude entgegen, die der Begeisterung der Schleswig-Holsteiner wenig nachgab. Aber dicht vor derselben angelangt, wurde wiederum Halt geboten, denn, wie es hieß, wären die Unterhandlungen nicht ganz beendet, und man hoffte immer noch von den Dänen im Guten zu erreichen, was, ihnen mit Gewalt der Waffen abzunöthigen, jetzt nur geringe Mühe machte. Aber die Dänen gaben nichts freiwillig heraus; störrisch und hartnäckig wie immer, wollten sie gezwungen sein, und so schickte man sich denn endlich auch dazu an. Am 5. Mai war die Geduld der deutschen Heerführer am Ende; im Schnellschritte die Gränze überschreitend und das in Trümmern liegende Kolding betrachtend, durch dessen theilweise noch gesperrte Straßen sie zogen, rückten sie auf dem Wege nach Veile vor. In der Nähe des Dorfes Alminde aber hatten die Dänen ihre Macht gesammelt und versuchten es noch einmal, den Preußen zu widerstehen. Aber ihre Anstrengung war vergebens, und als sie erkannten, was sie nie hatten glauben wollen, daß der preußische Augriff ernstlich gemeint sei, wichen sie in wilder Flucht zurück, ließen die festesten Punkte in den Händen der Feinde und setzten sich endlich erst hinter den vortrefflichen Schanzen von Veile fest, die sie hier auf den Landstraßen und den herrlichen Buchenhügeln, den schönsten des damit so reichlich gesegneten Nordens, in überaus vortheilhafter Lage aufgeworfen hatten.

Aber auch hier wurden sie von dem Feuereifer der Preußen verdrängt und nun, überall geschlagen und eine Umgehung fürchtend, erfaßte sie ein panischer Schrecken, wie jedesmal, wenn sie ihre Berechnungen zu Schanden werden sahen. Felder und Straßen mit ihren weggeworfenen Waffen bedeckend, um, leichteren Fußes, nur mit heiler Haut davonzukommen, flohen sie jählings dem höheren Norden zu.

Zu derselben Zeit kämpften auch die Schleswig-Holsteiner in der Nähe von Friedericia mit günstigem Erfolge, schlossen diese Festung endlich am 10. Mai ein und begannen acht Tag später das Bombardement. Den weichenden Dänen auf dem Fuße folgend – denn oft fanden wir noch die Betten in unseren Quartieren von ihnen warm – rückten die Preußen, und ihnen zunächst die Baiern, nach und nach in Veile, Horsens, Skanderborg und endlich in Aarhus ein, bestanden hier verschiedene kleine Gefechte, ermöglichten es aber nicht, die Dänen zum Stehen zu bringen, die sich nur, wenn sie heimlicher Weise einen sicheren Schlag ausführen konnten, mit Uebermacht auf einen kleinen Truppentheil warfen und demselben nach Kräften zu schaden suchten. Das war denn eine ermüdende und langweilige Kriegführung für die vorwärtsstrebenden Truppen; alle Nächte vom Feinde, der bei Weitem an Zahl die Uebermacht hatte, beunruhigt zu werden, ihn zu verfolgen, aus den Augen zu verlieren und endlich unverrichteter Sache in die alten Quartiere zurückkehren zu müssen, das hat für den kampflustigen Soldaten etwas ungemein Peinliches und

zuletzt Einschläferndes. Das Hauptlager der Dänen auf der Halbinsel Helgenaes, Aarhus gegenüber, blieb den deutschen Truppen, welche keine Schiffe hatten, überdieß unnahbar; denn die schmale Landzunge, die nach Helgenaes führt, konnte von den zahlreich versammelten dänischen Kanonenbooten bequem bestrichen werden und außerdem war sie durch Sümpfe und andere natürliche Vertheidigungsmittel gegen einen erfolgreichen Angriff geschützt. Nur von Zeit zu Zeit kamen sie aus ihren Schlupfwinkeln zum Vorschein, jedesmal aber nur, um wie der Fuchs in der Nacht auf Beute auszugehen, und oft genug schleppten sie wirklich eine solche heim.

Viel ist in Deutschland über diese Art der Kriegführung gesprochen und gestritten und mancher Tadel laut geworden, aber so unwillig man in der sicheren Heimat darüber war, unwilliger konnte man nicht sein, als die Truppen selber, denen diese Aufgabe zugefallen war. So verstrich das Frühjahr und der Sommer rückte vor; mit ihm aber flutheten die Friedensgerüchte herein, die sich diesmal früher als im ersten Jahre bestätigen sollten. In Deutschland selbst sah es traurig genug aus; Aufstand, Zwietracht, Unheil war allenthalben ausgebrochen, im Süden und Norden, Osten und Westen; keine Regierung stand auf festem Fuße, eine jede hatte innere und äußere Feinde zu bekämpfen. Den Dänen war es endlich durch ihre jammerreichen Episteln gelungen, das Herz des eisigen Rußlands zu erweichen und zu schmelzen. Die Russen, die Verhältnisse, wie sie wirklich waren, gar nicht kennend, nur durch dänische Berichte darüber aufgeklärt

oder, besser gesagt, umnebelt, erkannten allerdings eine Revolution an; da aber ein Volk gegen seinen Souverain, oder vielmehr dieser gegen sein Volk kämpfte, so mußte natürlich das Unrecht auf Seiten dieses Volkes sein, und die Vorhut der europäischen Ruhe, wie sie es wenigstens damals zu sein sich das Ansehen gab, glaubte diese Ruhe auch in den Herzogthümern herstellen zu müssen, und so erschallte denn der laute Donnerruf vom Norden her: innezuhalten mit allen Feindseligkeiten gegen das arme, verkannte, kleine Dänemark, und den rebellischen Herzogthümern länger keinen Vorschub zu leisten. Ein allgemeiner Weheschrei über diese unglaubliche Gewaltthat – die nur der Nemesis einer spätern Zeit zu rächen vorbehalten war – drang von einem Ende Deutschlands bis zum andern. Aller Herzen öffneten sich um so mehr für die geopferten Herzogthümer und aller Augen richteten sich auf das kostbare Schlachtfeld, wo um die deutsche Ehre gewürfelt wurde, voller Erstaunen abwartend, was denn nun daselbst geschehen würde.

Schon lange waren diese Friedensgerüchte den Truppen beider kämpfenden Theile bekannt geworden; die Dänen wußten es so gut wie die Deutschen, daß der Krieg bald ein Ende haben werde, und man begnügte sich daher, das Gewehr beim Fuß, ruhig auf seinem Posten zu stehen und einander in das drohende Gesicht zu schauen. So war es in Jütland, war es im Sundewitt, wo den Dänen nur deutsche Reichstruppen gegenüberstanden, die sie fürchteten, weil sie sich ihnen nicht gewachsen wußten.

So war es aber nicht in Friedericia, wo sie nur Schleswig-Holsteiner allein vor sich hatten, Schleswig-Holsteiner, die sie zwar auch fürchten gelernt, die sie aber außerdem haßten, weil sie sie als Rebellen betrachteten, und an denen, für die Niederlagen bei Eckernförde und Kolding, eine schreckliche Rache zu nehmen, sie sich feierlich gelobt hatten.

Und diese Rache führten sie in der That auf eine in der Geschichte gesitteter Völker noch nie dagewesene Weise aus. Die Zeit war bis zum 5. Juli vorgerückt, die Friedensverhandlungen waren in Kopenhagen und Berlin bis zum Abschlusse gediehen und der Waffenstillstand durch die That eingeleitet. Schon bezeichnete man den Tag und die Stunde, wo die Friedensposaune ihre Klänge über die entzweite Welt würde erschallen lassen, und diese Stunde war nicht mehr fern. Wollten daher die Dänen die Zeit benutzen, um an den Schleswig-Holsteinern Rache zu üben, so mußten sie eilen. Und also eilten sie.

Während die Preußen in und vor Aarhus die Dänen noch immer auf Helgenaes stehend glaubten, wo sie so viele Wochen unthätig gestanden, schifften diese sich bei nächtlicher Weile und von einem schützenden Nebel begünstigt, heimlich ein und landeten fast ihre ganze Macht eben so heimlich vor Friedericia, da ihnen wie überall auch hier das Meer gehörte. Hier, kaum angelangt, wurde ihnen mitgetheilt, daß es auf die Vernichtung des schleswig-holsteinischen Rebellenheeres abgesehen sei,

und, um den Muth der Insulaner zu erhöhen, wurde ihnen ein bacchantisches Fest bereitet. Berauscht von reichlich gespendetem Branntwein und in Kannibalen umgewandelt, mußten sie sich das Wort geben, ein deutsches Eckernförde und Kolding aufzuführen.

Die schleswig-holsteinische Armee hatte keine Ahnung von der vorgehenden Orgie. An den bevorstehenden Frieden denkend, der ihnen bereits auf einen der nächsten Tage verkündet war, schlichen sie ruhig in ihren, leider zu weit ausgedehnten Stellungen, im großen Halbkreise um die Festung herum. Da brachen in der Nacht vom 5. zum 6. Juli die Dänen mit 25 Bataillonen aus den Thoren von Friedericia hervor. Die Nacht war dunkel, die Dänen marschirten in schleichendem Tritt. Die Schleswig-Holsteiner sahen und hörten sie nicht, als bis sie dicht vor ihnen standen. Viele von ihnen waren entkleidet, dem Schläfe ergeben, und hatten die Waffen ungeladen bei Seite gestellt. Da stürmten zehn Bataillone im Schnellschritt auf die ruhig Schlafenden ein, und mit wüthender Mordgier fielen sie über die Unmächtigen her. Im ersten Augenblicke war die Verwirrung groß; als aber die Deutschen nur zu bald erkannten, was ihnen zgedacht war, erhoben sie sich wie die Löwen; unbekleidet oder nur halb bekleidet, wie sie lagen, ergriffen sie die Waffen, kamen einzeln zum Waffentanze und drängten mit unglaublicher Kraft und Kühnheit die ersten zehn Bataillone bis an die Thore der Stadt zurück. Aber da brach die zweite und größere Hälfte, im wildesten Rausche, von Blutgier

und Rachedgedanken erfüllt, hervor. Dreifach den stutzen-  
den Deutschen an Zahl überlegen, warfen sie sie wieder  
aus einzelnen Punkten zurück, und nun entspann sich ein  
Kampf, oder eigentlich ein Gemetzel, Mann gegen Mann,  
das heißt immer drei gegen einen, wie es selten bei dun-  
keler Nacht so heldenmüthig und zugleich so mörderisch  
gekämpft worden ist. Sterben wollten Sie Alle oder sie-  
gen, und viele von ihnen besiegelten diesen männlichen  
Vorsatz mit ihrem Leben und ihrem Blute. Die Fechten-  
den standen Brust an Brust gedrückt, die Bajonette trief-  
ten von Blut, ganze Wälle von getödteten Dänen schich-  
teten sich in der Schlachtlinie auf. Aber wenn die vorder-  
sten gefallen waren, drückten die hintersten blindlings  
nach, und so mußten immer neue Reihen und Glieder  
in das kannibalische Gefecht. Um eine Batterie fluthete  
das Blutmeer am höchsten – es war die des wackeren  
Hauptmanns Christiansen. Er selber und seine Getreu-  
en fochten wie Verzweifelte bis auf den letzten Mann;  
dicht vor den Geschützen stehend erhielten die Dänen  
doppelte Kartätschenladungen in's Gesicht, und als die  
herangepreßten Massen die kleine Zahl endlich erdrück-  
ten, sprengte der heldenmüthige Führer die ganze Batte-  
rie sammt allen in der Nähe befindlichen Feinden in die  
Luft. So erlag endlich der Löwenmuth der Wenigen der  
Tigerwuth der Vielen. Allmählig, langsam zogen sich die  
übrig gebliebenen Schleswig-Holsteiner zurück, aber sie  
verloren dabei 1500 Gefangene, viele Geschütze und de-  
ren Munition. Bis zum Mittage des folgenden Tages dau-  
erte das entsetzliche Blutbad, und als es endlich ein Ende

nahm, hatten die Deutschen 3000, die Dänen aber 5000 Mann und ihren Feldherrn verloren.

Das war der letzte Schlag, der in diesem Feldzuge vollführt wurde, denn am 10. Juli wurde die Waffenstillstandsakte in Berlin unterzeichnet und der Friede folgte ihm auf dem Fuße nach.

#### VIERTES KAPITEL. WAFFENSTILLSTAND UND FRIEDE.

Aber was für ein Friede war das für die Schleswig-Holsteiner, die diesen Feldzug so ruhmreich begonnen, so glücklich fortgesetzt hatten, und durch die thatsächliche Hülfe fast aller deutschen Fürsten zu der Hoffnung berechtigt waren, ihr von denselben anerkanntes Recht, den Dänen gegenüber, *werde* nicht allein, sondern *müsse* zur Geltung kommen und ihr ewiger Streit endlich zu einem befriedigenden Abschlusse gelangen? Doch wir wollen nicht klagen, nur die Thatsachen wollen wir berichten, die hier lauter als Seufzer und Thränen sprechen.

Zufolge der abgeschlossenen und alsbald bekannt gemachten Waffenstillstandsakte sollte die bisherige Statthalterschaft der Herzogthümer die Regierung nur über Holstein fortführen, über Schleswig aber – den Hauptstreitpunkt des ganzen Krieges – wurde eine Verwaltungscommission gesetzt, die aus einem Dänen, einem Engländer und einem Preußen bestand und sich in Flensburg niederließ. Außerdem wurde die sogenannte Demarkationslinie mitten durch das Herz des Landes von Flensburg bis Tondern gezogen, welche die Scheidewand zwischen deutschem und dänischem Interesse darstellen

sollte. Alle oberhalb dieser Linie wohnenden Deutschen also waren rettungslos dem Dänenthum verfallen. Nördlich von dieser Linie sollte Schleswig von 4000 Schweden, südlich von 6000 Preußen besetzt und durch diese Truppen die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten werden. Die Insel Alsen, die doch gewiß zu Schleswig gehört, behielten die Dänen vorweg als festen Sammelplatz aller ihrer künftigen gegen die Deutschen gerichteten Unternehmungen; die schleswig-holsteinischen Truppen aber wurden südlich der Eider nach Holstein verwiesen.

Nie ist wohl das Interesse, das Gefühl der Hinneigung, das Bewußtsein der Abstammung so vieler, einer großen Nation angehörigen Menschen schwerer verletzt worden, als das der jenseits jener Demarkationslinie wohnenden Deutschen. Ein Schrei der Entrüstung und des Schreckens tönte durch das ganze Land, wie noch nie zuvor. Von allen Seiten erhoben sich Klagen und Proteste, welche die unerhörte Gewaltthat, die hiermit den Schleswigern widerfuhr, zu den Ohren aller Fürsten und Völker brachten. Rührender aber und das menschliche Gemüth tiefer ergreifend ist keiner von allen geschrieben oder gesprochen worden, als es durch jene drei Männer geschah, welche das anglische Land nach Berlin<sup>1</sup> sandte, um die traurige Veräußerung ihrer Heimat an ihren Erbfeind

---

<sup>1</sup>Siehe: Bericht über die Deputation aus Angeln nach Berlin, veröffentlicht von den Mitgliedern derselben. Flensburg 1849.

in das rechte Licht zu stellen und um möglichste Abhülfe zu bitten. Selten sind drei einfachere, ehrenwerthere und von ihrem Schmerze tiefer gebeugte Männer vor einen mächtigen König getreten und haben so begründete, flehende, aus dem tiefsten Herzen stammende Worte zu seinen Füßen niedergelegt.

Von dem edlen Könige, einem ächten deutschen Manne seiner Gesinnung und seinem Herzen nach, wurden sie, wie bekannt, freundlich und großmüthig empfangen; ihre Bitte ihnen aber zu gewähren, hatte er wohl den Willen und den Wunsch, aber damals nicht die Macht in Händen. Viel und oft hat man zu jener Zeit und auch später noch, die preußische Ehre und den preußischen Namen geschmäht und Verwünschungen über eine Politik ausgesprochen, die so vielverheißend begann und so schwächlich im Sande verlief. Aber nie haben diese Schmähenden und Verwünschenden bedacht, daß ein König, möge er auch noch so mächtig in seinem Lande sein, nicht allein die ganze Welt nach seiner Neigung regiert, und daß der König von Preußen durch äußere Umstände damals gezwungen wurde, seiner Neigung und Einsicht entgegen, den Schleswigern eine kräftige Hülfe zu versagen. Doch die Gründe zu entwickeln, welche diese äußeren Umstände klar machen wie die Sonne den Tag, ist hier nicht der Ort; nur um der Geschichte zu folgen, die Wahrheit zu sagen und im Zusammenhange mit unserer, die Schicksale der Herzogthümer damaliger Zeit umfassenden Erzählung zu bleiben, mußten wir das Erwähnte wenigstens anführen.

Die neue Landesverwaltung, aus den drei, verschiedenen Nationalitäten angehörigen, Männern bestehend, begann also ihre Thätigkeit damit, daß sie die zum Vortheile der Schleswiger erlassenen Gesetze, namentlich ihre Verbindung mit Deutschland betreffend, aufhob. Da ihr die in Holstein regierende Statthalterschaft dabei natürlich im Wege stand, so suchte sie dieselbe durch vielerlei Bemühungen zum Rücktritte zu bewegen, aber diese Statthalterschaft hatte ihre Pflicht erkannt und blieb ihr treu. Alle diese, den Schleswigern sehr unerwartet kommenden Bestrebungen und noch viel Schlimmeres einleitenden Vorspiele gingen meist, wie man sagt, von dem dänischen Theilhaber jener Landesverwaltung aus, welcher das Uebergewicht über seine beiden Collegen geschickt zu benutzen verstand, um das neugeschaffene Schleswig ganz im dänischen Sinne zu verwalten. Hieraus ist auch die Handlungsweise der Dänen erklärlich, die sie in dem so glücklich ohne Schwertstreich erlangten Schleswig an den Tag legten. Denn sie hausten nicht allein darin, als ob es eine dänische Provinz – eine solche hätten sie vielleicht geschont – sondern als ob es ein erobertes feindliches Land wäre, dem man eine gerechte Züchtigung angedeihen lassen müsse. Die nördlich von jener Demarkationslinie liegenden Theile Schleswig's behandelten sie, wie wenn die Bewohner desselben ihre Leibeigenen wären. Täglich wurden deutschgesinnte Bewohner überfallen, mißhandelt, bis in ihre Häuser verfolgt und gleichsam darin belagert. Aus den Hospitälern

zurückkehrende Schleswiger wurden auf der Straße angegriffen, zu Boden geworfen und so geschlagen, daß die alten Wunden wieder aufbrachen. Die Schweden, die die öffentliche Ordnung erhalten sollten, sahen diesem Unfuge an vielen Orten ruhig zu, sollen sogar oft noch dabei geholfen haben. Die doppelt auferlegten Steuern wurden mit einer Rohheit sonder Gleichen eingetrieben und allen Deutschen, ob sie zahlen konnten oder nicht, fast unerschwingliche Abgaben unter allerlei Formen aufgebürdet. Wurden die Bewohner Schleswig's hierdurch aber zu dänischer Sprache bekehrt? Nein, im Gegentheile, sie wurden deutscher als sie vorher gewesen waren. Sie leisteten Widerstand, wo sie ihn nur leisten konnten, sie gehorchten schwer oder gar nicht den aufgedrungenen dänischen Beamten, und was an streitbarer Mannschaft vorhanden war, verließ Haus und Hof und zog gegen Süden über die Eider zu den Holsteinern. Der Uebermuth der Dänen in Kopenhagen über das vollständige Gelingen ihrer lange gehegten Pläne, und das Vertrauen auf den wunderbaren Umschwung in der Ansicht der Sachlage von Seiten der preußischen Regierung war so groß, daß sie sogar in Berlin den Antrag stellten, die Fregatte Gefion auszuliefern, die noch immer auf ihrem Ankerplatze vor Eckernförde lag und von preußischen Soldaten besetzt gehalten wurde. Daß Preußen diesem maßlosen Ansinnen nicht nachkam, beweist noch heute die preußische Flagge auf jener herrlichen Fregatte, unter der sie auf allen Meeren kreuzt

und schon oft im Sunde den Danebrog salutirt hat, ohne zu erröthen, daß sie ihren früheren Besitzern, die sie nicht vertheidigen konnten, abtrünnig geworden ist.

Als nun die Schleswig-Holsteiner einsahen, daß auf diesem Wege unter dem verheißenen und nicht erfüllten Schuhe der deutschen Mächte kein Heil für sie sei, faßten sie einen verzweifelten Entschluß. Noch einmal begab sich eine Deputation unter Anführung des Grafen Reventlow-Farve nach Kopenhagen und machte Anerbietungen, wie sie sich nur mit der Ehre so tief gekränkter Männer und eines von aller Welt verlassenem Volkes vereinigen. Die Herzogthümer machten sich anheischig, einen großen Theil der dänischen Staatsschuld zu bezahlen, sie wollten ihre Truppen auf 9000 Mann vermindern, wollten Dänen zu Chefs ihrer Behörden annehmen und auf einen gemeinsamen Staatsrath verzichten – aber die Dänen waren und blieben unversöhnlich, sie forderten mehr, immer mehr und endlich so viel, daß man zur Einsicht kam, sie wollten gar keine Versöhnung, sie wollten allein Haß, Streit, Krieg, den Untergang Schleswig's – und so wurden die Unterhandlungen abermals abgebrochen und der Graf Reventlow sammt Genossen vom dänischen Ministerium aus Kopenhagen sogar polizeilich ausgewiesen.

Diese Hartnäckigkeit der Dänen entsprang allein aus der Einsicht, daß sich die Großmächte immer weiter von den Herzogthümern zurückzogen, und allerdings räumte

man ihnen Spielraum genug ein, sich als die unbezweifelten Sieger und die Herren der Lage zu geberden. Vergebens war der hochherzige bairische Protest in Frankfurt, den dänischen Abgesandten nicht eher beim Bundestage zuzulassen, als bis Dänemark seine Streitigkeiten mit Deutschland auf eine befriedigende Weise geschlichtet habe – der dänische Gesandte blieb und tagte mit in Frankfurt. Und so kam denn endlich der Friede zu Stande, den Preußen unter englischer Vermittelung mit Dänemark schloß, während in London die europäischen Großmächte und Schweden sich zur Erhaltung der dänischen Monarchie in ihrem vollen Bestande einigten. Durch diesen Vertrag, dem nur Oestreich und Preußen nicht beitraten, vernichtete man die deutsche Zukunft Schleswig's und es ist dieser Vertrag, der berühmte Protokollentwurf, geschlossen zu London am 2. Juni 1850. Die Großmächte erklärten darin, daß sie zur Aufrechterhaltung des *europäischen Gleichgewichts* Dänemark stark und mächtig erhalten müßten – darum also müsse Schleswig dänisch sein und werden – und erkannten die dänische Absicht in Bezug auf Schleswig für eine sehr weise an.

Sollen wir noch weiter in Aufzählung dieser außerordentlich gerechten, weisen und klugen Protokolle und Friedensschlüsse fortfahren? Nein! Der Leser wird mit den angeführten zufrieden sein und sich ein klares Bild der neuen Verhältnisse im unglücklichen Schleswig entwerfen können, sollte er aber Lust haben, die genauere Auseinandersetzung jenes Friedensabschlusses zu verfolgen, so schlage er die Bücher der Geschichte auf und er

wird vollkommen, wenn nicht befriedigt, doch *aufgeklärt* werden. Wir für unser Theil sind weitläufig genug gewesen und der Zeit nach unserer Erzählung schon vorge-schritten, aber wir mußten es thun, um dieselbe in vollen Einklang mit den politischen Ereignissen zu setzen. Jetzt kehren wir nach Emmerslund in das Herz Schleswig's zurück zu der Zeit, wo der Waffenstillstand geschlossen war, die deutschen Truppen Jütland und Nordschleswig verließen und statt ihrer die Dänen und Schweden mit Sang und Klang, Trompeten- und Paukengeschmetter einrückten, um nicht das besiegte, wohl aber das im Würfelspiel gewonnene Schleswig von Neuem in Besitz zu nehmen.



In welcher Stimmung die deutschen Bewohner Schleswig's bei dieser Lage der Dinge sich damals befanden, davon sich sattsam zu überzeugen haben die aus Norden zurückkehrenden Reichstruppen die beste Gelegenheit gehabt; waren diese Männer doch selbst tief erschüttert und lebhaft aufgereggt, als sie erkennen mußten, daß das Blut der Ihrigen vergeblich geflossen und die zahllosen Opfer der Schleswiger umsonst gebracht seien. Schweigend, mißmuthig und über ihre zweimalige Rolle innerlich grollend, marschirten sie von Quartier zu Quartier, sahen und hörten überall das allgemeine Weh und halfen es tragen, indem sie dem herben Gesdicke der so

tödtlich Getroffenen die innigste Theilnahme zuwenden. So kamen sie auch nach Emmerslund und begrüßten noch einmal den Mann, dem wir diese Geschichte gewidmet, der schwer unter der Bürde der Gegenwart litt und doch noch lange nicht den bitteren Kelch seiner Prüfungen bis auf den letzten Tropfen geleert hatte. Schweigend und ohne Zweifel schmerzlich bewegt, aber frei, edel und offen, dabei gastfrei wie immer, empfing er uns, und ließ uns seine innersten Empfindungen wohl ahnen, aber sichtbar und hörbar werden ließ er sie nicht. Beinahe drei Tage rasteten wir bei ihm, denn die Haupt- und Nebenwege, auf denen wir südwärts zogen, waren alle mit rückkehrenden Truppen überfüllt und gar häufig traten längere Stockungen im Marsche ein; da hörten wir denn noch einmal alle seine Erzählungen von den in den letzten Jahren verlebten schrecklichen Tagen, und als wir endlich auf Nimmerwiedersehen schieden, begleitete er uns bis an die Gränze seiner Besitzungen und nahm mit einem warmen Händedrucke von uns Abschied. Ich sehe noch immer seine kräftige hohe Gestalt und sein, wie aus Stein geschnittenes marmorbleiches Gesicht, wie er hinter uns stand und die Hand vor die Augen hielt, um sich gegen den glänzenden Sonnenschein des herrlichen Augustmorgens zu schützen, und uns so lange nachblickte, als seine glühenden Augen uns erreichen konnten. Was ich ihm damals versprach, halte ich hiermit, indem ich seine und seiner Familie Geschichte dem theilnehmenden Leser übergebe. –

So waren die letzten Preußen von seinem Hofe abgezogen und er kehrte still, langsam, in tiefes Nachdenken versunken, in sein Haus zurück, wo die weinende Familie ihn herzlich empfing und seine treuen Freunde, eng um ihn geschaart, wie in allen bitteren Momenten seines Lebens, liebevoll seiner warteten. Als aber die Einen immerfort weineten, und die Anderen heftige Reden auszustößen angingen, wie es ihre rauhere Natur mit sich brachte, da stellte er sich mitten unter sie und sagte ihnen folgende Worte:

»Kinder, weinet nicht, und Ihr meine Freunde, zürnet auch nicht. Wenn einer von uns einen großen Schmerz tief in seinem Innersten fühlt – o, er brennt mir glühend in der Seele – und wenn er jäh aus seinen Himmeln und in einen finsternen Schacht der Erde geschleudert ist, wo kein Licht, keine Wärme, keine Hoffnung lebt – so bin ich es. Aber sehet, ich ermanne mich mit aller meiner Kraft aus diesem großen Schmerze, und erhebe mein Haupt dankbar zu Gott empor, denn er hat mir mit Euch und meinen anderen Besitzthümern noch viel übrig gelassen. – So stehen wir denn nun wieder allein, meine Lieben, unserem ewigen Feinde gegenüber, und haben seinen Angriffen nichts entgegensetzem als unser duldsames Herz. Sehet Euch also nicht mehr suchend um nach der von Außen verheißenen Hülfe, denn Ihr findet sie nicht. Helfet Euch selber, so wird Euch der Himmel helfen, sagt jener schöne Wahlspruch, und den wollen und müssen auch wir jetzt zu dem unsrigen machen. Doch Ihr dürfet nicht zürnen, sage ich, daß man uns jene Hülfe entzogen

hat – zürnet vielmehr auf Euch, daß Ihr zu sicher auf etwas Unsicheres gerechnet habt. Wohl hat sie uns der König von Preußen versprochen – und hat er sie uns nicht zur rechten Zeit gebracht? Denket nur an die Schlacht bei Schleswig, und Ihr werdet Euch eines Besseren besinnen. Eine solche Wohlthat aber, zur schweren Stunde gespendet, darf niemals vergessen werden! Auch ist er ja nicht die einzige Macht, die über Krieg und Frieden in Europa zu entscheiden hat. Er, so mächtig und stark er ist, ist nur ein einzelnes Glied eines größeren Organismus und kann nicht allein für sich, den anderen Gliedern zum Trotze thun, was ihm beliebt, wenn es sein Herz auch sehnlichst wünschen sollte. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachte ich den Mann, den jetzt alle Welt im Munde hat. Murret also nicht, sondern fasset Euch männlich. Wir Schleswiger, wir sind einmal heute zu Schlachtopfern ausersehen und müssen den bitteren Trank des Lebens bis zur Neige leeren – so ist es aber, seitdem es eine Weltgeschichte giebt, schon Vielen ergangen, die ihr Vaterland und ihre Ehre, ihr Recht und ihre Freiheit mehr liebten, als den scheinbaren Frieden und die aus Mitleid hingeworfenen Brocken einer von Haß und Feindschaft beseelten Obergewalt. Und nicht immer die Schlechtesten sind es gewesen, die am meisten gelitten haben. Wenn es aber Etwas in dieser wunderbaren Welt giebt, was Euch augenblicklich trösten kann, so blicket gleich mir nach Süden hin in das strahlende Gesicht des deutschen Volkes. Sehet, es lächelt uns an und tröstet uns in unserm Leiden, und eines ganzen Volkes Trost ist ein

großer und reicher Trost. Das deutsche Volk, mächtiger als seine Fürsten und nicht weniger edel, hat ein Wort mitzureden in dem Schicksalsspruche mit ihm verbundener Völker, und Ihr wisset es wohl, es hat schon ein Wort zu unseren Gunsten mitgeredet. Denn auf seinen Antrieb eben hatten sich die Fürsten entschlossen, uns zu helfen in unserer Noth, und darum bin ich überzeugt, es wird uns nie ganz sinken und untergehen lassen von dieser Erde. Gebet Acht und seid getrost! Es wird uns seine Arme öffnen, wenn es nicht mehr mit dem Schwerte für uns streiten kann, es wird uns die Bruderhand entgegenstrecken, um uns an sein Herz zu ziehen, und uns einen Platz an seinem Heerde bereiten, wenn wir an dem unsrigen keinen mehr haben sollten, denn einem edlen, guten und gottgetreuen Volke ist jeder wackere Mann willkommen, und das sind wir ja, Gottlob! unter allen Bedrängnissen geblieben.« –

Als sie nun nach diesen Worten sich Alle um ihn drängten und ihm die Hände schüttelten, da faßte er die sanft weinende Helene scharf in's Auge und setzte noch Folgendes hinzu: »Um Einen von uns nur thut es mir leid, daß er nicht bei uns ist und seine Stimme mit der meinigen erhebt, um mit schöneren Worten vielleicht, aber ehrlicher gemeinten gewiß nicht, zu sagen, was jetzt unsere nächste Aufgabe und Pflicht ist. Ja, Helene, was würde unser braver Freund Henrik Paulsen sagen, wenn er hier wäre? Würde er noch eine so große Hoffnung, ein so gränzenloses Vertrauen, eine so kühne Begeisterung für den gewissen Sieg unserer gerechten Sache hegen,

wie damals – wissen Sie noch? O, o, o! Wie recht habe ich immer gehabt, wenn ich bezweifelte, was er so sicher vor sich sah! Wie klar hat die Stimme in meiner Brust gesprochen, wenn sie mich warnte, wenn sie mir zurief: erwarte nichts von Dänemark! Dänemark giebt Schleswig nie sein Recht, denn es kann es ihm nicht geben; ohne Schleswig ist Dänemark Nichts, denn die deutschen Herzogthümer sind nicht allein sein Herz, sondern sie sind auch seine Krone, sein Schmuck. O, o, meine Kinder, es ist bitter und hart, sein Vaterland, welches man so liebt, wie wir es lieben, so tief gekränkt, so tief erniedrigt, so tief gedemüthigt zu sehen, daß man nicht einmal die Sprache reden soll, die unsere Mutter uns vorgelallt und mit ihrer süßen Liebesmilch in das Blut gegossen hat – doch still! Mich hat der trübe Geist der Klage ergriffen, und wer klagt, ist kein Mann mehr. So laßt mich denn jetzt nur noch Vater und Freund sein. Kommt Alle her an mein Herz und laßt mich an dem Schlage des Eurigen fühlen, daß Andreas Burns noch viele Stätten auf Erden hat, wohin er sein Haupt in Frieden legen kann!«

Und Alle, laut aufschluchzend, drängten sich in seine Arme und er schloß sie nach einander an sein Herz. Dann aber, während sie noch leise fortweinten, ging er hinaus und die Männer folgten ihm bald, denn Vieles gab es jetzt zu bedenken, zu berathen, und wenig Zeit war ihnen übrig geblieben, um einen Entschluß zu fassen, der ihre Zukunft gegen das drohende Unheil sicher stellte. –

Wenige Tage erst waren nach diesem Auftritte im Hause zu Emmerslund vergangen – und lange noch nicht hatten alle deutschen Reichstruppen die Eider überschritten – da regte es sich schon auf ganz andere Weise im nördlichen Schleswig. Mit den Schweden zugleich war eine Fluth neuer dänischer Beamten eingezogen, die Besitz von ihren Aemtern nahmen, nachdem sie ihren Vorgängern verkündet, sie seien entlassen und könnten sich eine andere Heimat und ein anderes Brod suchen, worauf sie wie Männer von ächtem dänischen Gepräge zu schalten und zu walten begannen. Da wurde denn viel Widerspruch und Streit laut, aber Das, was jetzt Gesetz sein sollte, wurde mit eiserner Faust gehandhabt, und wo man nicht auf der Stelle gehorchen wollte, da kamen die Schweden herbei, legten Beschlag auf Hab' und Gut und bewiesen dadurch, daß nur der Starke im Rechte sei. Da hielten denn Viele es für gerathen, den Wohnsitz ihrer Väter zu verlassen und nach Süden zu ziehen. Ganze Familien, deren Ernährer von ihren Aemtern vertrieben wurden oder befürchten mußten, wegen ihrer bekannten treuesten Gesinnung in dänische Kerker geschleppt zu werden, wanderten aus und viele Häuser standen leer, in denen jetzt Dänen und Schweden nach Belieben hausten.

In Emmerslund war dafür gesorgt, daß keiner Person, die sich ein amtliches Ansehen gab, widersprochen wurde. Es geschah Alles, was das neue Gesetz befahl, was die neue Obrigkeit verlangte. Nach einigen Tagen schon

erschien der neue Hadesvogt mit seinen Begleitern, besuchte den Besitzer des Andreasberges und nahm Rücksprache über seinen Besitz, seine Leistungsfähigkeit und Steuerkraft. Andreas schätzte sein Gut ab, wie er es in seinem Innern geschätzt hatte, denn es war ihm unmöglich, ein unwahres Wort zu sprechen, aber das schien dem erleuchteten Beamten noch nicht genug. Er schrieb das Doppelte an und legte Andreas die zwiefache Steuer auf. Obgleich dieser die absichtliche Quälerei bemerkte, so sagte er doch nichts, aber im Stillen freute er sich, daß er auf Helenens Antrieb schon lange den größten Theil seines Vermögens aus den Herzogthümern gezogen und in Hamburger Papieren angelegt hatte, wo auch Helenens Hauptsumme lag. So konnte man ihm doch nur nehmen, was er in Schleswig hatte, denn von seinen auswärts stehenden Mitteln hatte Niemand eine Kunde. Von Zeit zu Zeit auch wurden ihm zwanzig bis dreißig Schweden in den Hof gelegt, die eine Art Umzug in ihrem Revier hielten, um nach dem Rechten zu sehen, wie es hieß, in der That aber nur, um Diejenigen zu beobachten, die man beobachtet wissen wollte, und von Denjenigen zu zehren, denen man einen gewissen Ueberfluß zutraute, und zu diesen gehörte natürlich auch Capitain Burns.

Die Schweden selbst, die in Emmerslund einrückten, waren meist gute, einfache Leute und alte graubärtige Soldaten, die an und für sich keinen rechten Begriff von ihren Leistungen in Schleswig hatten und nur thaten, was ihnen befohlen war. Sie verweilten auch sehr gern auf dem schönen Gute, wo ihnen Alles gewährt wurde, was

sie wünschen konnten, wo ihnen Nichts in den Weg gelegt ward und die größte Ruhe und Ordnung im Gange des Hauswesens wie in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten herrschte.

Ein neuer Gast in Emmerslund, von dem wir noch nicht gesprochen, zu dem wir uns aber jetzt nothwendig wieder wenden müssen, war Friedrich. Er war aus dem Hospitale zu Christiansfelde erst Mitte Juni in's elterliche Haus zurückgekehrt, zwar noch nicht gänzlich geheilt, aber doch voll Hoffnung, unter der mütterlichen Sorgfalt und Pflege und durch den Rath des alten Wundarztes in Apenrade, den man wieder herbeigerufen hatte, bald vollständig Herr seiner Glieder zu sein. Allein diese Hoffnung rückte in immer weitere Ferne hinaus, die Wunde wollte sich nicht schließen, der Arm nicht zu seiner früheren Beweglichkeit und Kraft zurückkehren. Mißmuthig sah der Kranke einen Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern schwinden, bis er endlich auf den für ihn tief peinlichen Gedanken verfiel, er werde wie so viele seiner Landsleute ein Krüppel bleiben und das unauslöschliche Zeichen des dänischen Uebermuthes sein ganzes Leben mit herumschleppen müssen. Daß dieser Gedanke dem sonst so kräftigen, willensstarken und lebensmuthigen Manne allerdings keine frohe Aussicht gewährte, erscheint sehr natürlich, daß er aber auch dazu beitragen sollte, sein Lebensglück nach einer anderen Richtung hin zu stören, hatte Niemand vorausgesehen und lag der Grund davon einzig und allein in der zarten Reizbarkeit seines edeldenkenden, von aller Selbstsucht

freien, für Andere aber nur zu rücksichtsvollen männlichen Herzens.

Was nämlich sein Verhältniß zu Agathen betrifft, welches wir hier zumeist vor Augen haben, so hätte, wie man zu hoffen berechtigt war, nach der freundlichen Vermittelung Helenens und den Verheißungen, die Friedrich selbst daran geknüpft, vom Augenblicke seiner Rückkehr in's elterliche Haus an, ein liebevollerer Verkehr zwischen den beiden jungen Leuten stattfinden müssen, zumal da Erik nicht mehr als drohendes Schreckgespenst vor Friedrich's Geiste stand, das seine Phantasie früher so oft gequält hatte, jetzt aber auf keine Weise mehr hinderlich sein konnte, wenn Helenens Meinung sich als die richtige erwies, daß Agathe dem Verstorbenen wirklich nur schwesterlich ergeben gewesen war. Dieser liebevollere Verkehr schien auch anfangs in der That sich einnisten zu wollen, wenigstens war die erste Begrüßung zwischen Beiden eine ungemein herzliche und hoffnungsvolle gewesen. Allein sehr bald wieder änderte sich das Verhältniß und nahm fast ganz die frühere Färbung an, die oft so schwer auf dem ganzen Hause gelastet hatte und nicht selten der einzige Mißklang in der sonst so heiter gestimmten Eintracht der Familie gewesen war. Man hätte bei Friedrich diese düstere Färbung seines Gemüths wohl auf die allgemeine Lage der Familie, auf seine gescheiterten Hoffnungen, seine verfehlten Anstrengungen und die traurigen Verhältnisse seines Vaterlandes schieben können, aber das war es nicht allein, was an seinem Herzen nagte, nein, ein ganz anderer Kummer

hatte sich plötzlich in ihm aufgethan und den Horizont seines Lebens in trübe Wolken gehüllt. Als nun endlich auch Agathe, die sich durch Helenens Aufmunterung zu schnelleren Fortschritten in ihren süßesten Erwartungen berechtigt glaubte, bei Friedrich's zunehmend kälterem Wesen von Tage zu Tage trauriger, schweigsamer wurde, sich von Friedrich noch mehr als früher zurückzog und der Mutter fast allein die Sorge um seinen kranken Arm überließ, da warf auch Friedrich wieder den Glauben an Helenens Versicherungen bei Seite und blieb bei seiner anfänglichen Meinung, Agathens Traurigkeit habe allein in dem Verluste des Jugendgeliebten ihren Grund. Leider bestärkte ihn darin abermals seine eigene Mutter, die bei aller Liebe für ihn und Agathen doch noch immer blind den eingebildeten Vorzügen Erik's ergeben geblieben war, dessen ganze Neigung sie von Jugend an auf das schöne Mädchen gerichtet wußte.

So tauchte denn plötzlich jener schon oben erwähnte Kummer in Friedrich's Seele auf und gewann rasch einen solchen Umfang, daß er bald alle anderen Gedanken aus seinem Kopfe verbannte. »Erik war gesund und von untadelhaftem Körper, als er noch lebte und sie ihn liebte,« sagte er sich, »und ich bin und bleibe ein Krüppel. Wenn sie auch einst, wie Helene versichert, eine flüchtige Neigung für mich bewahrte – jetzt ist das Alles auf immer vorbei, denn ich habe keine Ansprüche mehr auf ein so schönes, junges und feuriges Weib, da ich selbst mit gelähmtem und steifem Arme wie ein Invalide, für den man nur Mitleid hat, durch's Leben gehe.« Und als

erst dieser schwarze Gedanke in seinem Innern Wurzel gefaßt, da wucherte er üppig wie eine tropische Sumpfpflanze nach allen Richtungen auf, und Friedrich, dieser feste, willensstarke Mann, beschloß, dem Glücke der Liebe für dieses Leben zu entsagen und nicht mehr daran zu denken, Agathen näher zu treten. Je unzweifelhafter er sie nun für sich verloren gab, um so mehr bemühte er sich, seine Gedanken in eine andere Richtung zu treiben, wozu er jetzt Gelegenheit genug hatte, denn er hielt es für seine hauptsächlichste Pflicht in dieser Zeit, seinem Vater nicht allein durch Mitgefühl, sondern auch durch Rath und That in der Bedrängniß beizustehen, in welche dieser bei dem schmachlichen Verlaufe der politischen Angelegenheiten von Tage zu Tag mehr gerieth.

Gern hätte Helene, die das Unkraut zwischen den Beiden von Neuem aufwachsen sah, noch einmal die Vermittlerin gespielt, allein ihre freundlichen Versuche wurden von dem grämlichen Friedrich etwas unsanft zurückgewiesen. Das hätte sie nun freilich nicht abgehalten, ihre Bemühungen standhaft fortzusetzen, denn sie war eben nicht leicht zu verletzen, wo es galt, Anderen einen Beweis ihrer Menschenliebe zu geben, aber es traten sehr bald bedeutungsvollere Verhältnisse ein, die ihre Aufmerksamkeit von den kleinlichen Quälereien abzogen, welche sich zwei einander mißverstehende Liebende ohne alle Noth und bösen Willen selbst bereiteten. Helenens Sorge hatte sich vielmehr auf die ernsthaftere Lebenslage gerichtet, in welche die ihr so befreundete

Familie Burns allmählig gerathen war. Klarer als selbst Andreas, der in seinem Herzen zu edel und in seiner Gesinnung zu ehrlich war, um Anderen Schlimmeres als sich selbst zuzumuthen, sah sie das Unheil schon aus der Ferne gegen sein Haupt emporsteigen und sie hatte schon lange im Stillen bei sich überlegt, wie dem biederem Manne zu rathen sei und auf welche Weise er am sichersten den Schlag vermeiden könne, der endlich unausbleiblich auf ihn niederfallen mußte. Denn nicht allein die bisher so wohldenkenden Bauern der Umgegend, mit denen er vielfach in Verbindung stand, waren aufsässig, widerspenstig und feindselig geworden, indem sie, durch endlose Wühlereien aufgehetzt, dänischer gesinnt zu sein die Miene annahmen, als sie selbst geglaubt hatten, sondern, was für Andreas bedenklich war, Helene beobachtete auch das Verfahren der neuen dänischen Verwaltung und bemerkte, wie diese hier und da, mit langsamem aber sicherem Vorgehen alle wahrhaft deutsch gesinnten Männer theils durch offene Gewalt, theils durch geheimen Zwang zu vertreiben begann – und Diejenigen, die sich ihr widersetzen sogar ergreifen und nach dänischer Art fortschleppen ließ. Die Vorboten eines ähnlichen Einschreitens auch gegen Capitain Burns hatten sich bereits auf dem Hofe zu Emmerslund angemeldet; die häufigen Besuche verschiedener Beamten, die sich von Andreas' Verhältnissen so genau wie möglich zu unterrichten suchten und ganz eigenthümliche Blicke auf den Herrn des Hauses warfen, hatten in ihren Augen eine ganz andere Bedeutung, als diese Beamten selbst anzugeben sich

bemühten. Sie ahnte ein Unheil, und als sie erst so weit gekommen, hielt sie sich verpflichtet, Andreas offen ihre Meinung zu sagen. Andreas hörte sie anfangs schweigend und endlich kopfschüttelnd an. »Nein,« sagte er, »ich sehe keine Gefahr für mich. Was wollten sie auch von mir? Ich kann mir nichts Schlimmes denken, denn ich bin mir keines Bösen bewußt. Meine Gedanken, freilich! die sind ihnen nicht günstig, aber das können sie nicht wissen, denn die Dänen vermögen nicht wie Gott in die Brust der Menschen zu schauen, und einen Aufstand gegen sie habe ich nie gepredigt und predige ich nicht. Also woher Gefahr, Helene?«

Helene fuhr aber fort, ihm auseinander zu setzen, daß seine deutsche Gesinnung – der Hauptmakel an einem Manne in der Dänen Auge – in ganz Schleswig bekannt sei und daß man ihn schon deshalb allein verfolgen würde; wiederholt drang sie in ihn, einen Entschluß für die Zukunft zu fassen, der ihn und seine Familie gegen alle Ereignisse sicher stelle, – aber all' ihr Bemühen war vergebens. »Welchen Entschluß sollte ich fassen?« fragte er eines Tages. »Welcher Weg führt zu einem sicheren Ziele? Nennen Sie ihn mir!« Da aber Helene hierüber noch nicht ganz einig mit sich selber war und vor der Hand keinen sicheren Weg angeben konnte, der aus diesem Labyrinth führte, wenigstens es nicht wagte, den einzigen ihr sicher scheinenden zu nennen, so gab er sich für's Erste selbst nicht die Mühe, einen zu erdenken; und die Sache blieb wie sie war.

So saßen sie denn oft Abends im Garten oder, bei kühlerem Wetter, um den großen runden Tisch im Saale zusammen und sprachen wenig, denn Alle waren auf verschiedene Weise verstimmt. Nur bisweilen warf Helene einen schmerzlichen Blick auf das ruhige Antlitz des so schwer heimgesuchten Mannes, und um ihm und seiner Familie ihre ganze Hingebung zu beweisen, gab sie sich Mühe, durch liebevolles Eingehen in Alles, was die einzelnen Meinungen betraf, das Leben Aller zu erleichtern, so viel in ihren Kräften stand, und dies Bemühen fruchtete, denn Alle erkannten dasselbe und halfen ihr in ihrer Art und Weise mit dabei.

Daß Helene selbst aber noch auf andere Weise litt, wußte Niemand, ja sie gestand es sich selbst kaum, denn sie hatte ihr Geheimniß, ihr innerstes Geheimniß zu verschweigen, gehalten; kein Mensch in Emmerslund hatte die Neigung ihres Herzens errathen und die stillen Seufzer wahrgenommen, die unwillkürlich ihrem Busen entschlüpften und über das Meer nach Osten flogen, wo sie sich das geheimnißvolle Ziel ihrer Gedanken und Sorgen noch immer zu suchen hatten.

Da sollte ein Ereigniß eintreten, welches den Wunsch Helenens nach einem kräftigen Entschlusse des Capitains lebhaft unterstützte, indem es seine Aufmerksamkeit ernstlicher denn je zuvor auf seine Lage richtete – ein Ereigniß, oder vielmehr nur das Eintreffen einer Nachricht, welche Alle schon lange entbehrt und erhofft hatten, ohne es gerade gegen einander auszusprechen. Doch

bevor wir zur Entwicklung jenes Entschlusses und seiner Folgen schreiten, die das Schicksal der Bewohner Emmerlund's auf eine so ernste und schnelle Weise umgestalten sollten, wie es Niemand vermuthet hatte, wollen wir einen kurzen Blick auf den Tag werfen, welcher alle diese Vorgänge in seinem Schooße trug.

Es war einer der letzten Tage des August, ein warmer, etwas trüber, windstillter Tag, als gegen Abend die Familie, die gerade ohne schwedische Gäste war, einen Spaziergang nach dem Strande zu unternehmen beschloß, was sie lange nicht gemeinschaftlich gethan hatte. Den Berg hinunter, führte Andreas seine Frau, und Friedrich, den kranken Arm in der Binde tragend, das Gesicht noch bleich von den überstandenen Schmerzen und unruhig von den in seinem Herzen wühlenden Gedanken, schritt zwischen Helenen und Agathen langsam hinterher. Als sie am Fuße des Berges, der Insel gegenüber, angekommen waren, schieden sich die Paare; Gertrud, der sich Agathe anschloß, hing sich an ihres Sohnes Arm und Andreas gesellte sich zu Helenen. So wandelten sie langsam dem Epheuhaus zu, – welches Helene jetzt nur noch selten besuchte, da sie ihre Wohnung bleibend auf dem Andreasberge aufgeschlagen hatte, – um den Capitainen einen Besuch abzustatten, die jetzt wieder wie in früheren friedlichen Zeiten ihre Strandhäuschen bezogen hatten.

Andreas war trüber und ernster als gewöhnlich gestimmt, denn er hatte einen sehr unangenehmen Tag verlebt. Schon am frühen Morgen hatten seine Knechte mit

einigen umwehnenden Bauern Streit gehabt, und als er selber, auf das Feld gerufen, denselben gütlich schlichten wollte, hatte man sich seiner Ansicht widersetzt und gedroht, ihm den Hadesvogt auf den Hals zu schicken, der ihm zeigen werde, was Rechtens sei. Um allen unnützen Hader zu vermeiden, hatte Andreas seinen Knechten befohlen, nachzugeben, und war in sein Haus zurückgekehrt, wo, wie so eben gemeldet wurde, ein Besuch ihn erwartete. Als er in sein Zimmer trat, fand er, wie schon so oft, zwei dänische Beamte vor, die mit ihm über verschiedene Dinge Rücksprache nehmen wollten, die er schon längst abgethan glaubte, und er gab daher seine Meinung unumwunden auf seine natürliche ehrliche Weise zu erkennen. Von einem Gegenstande zum andern übergehend, waren sie endlich an den Kern der Sache gekommen und baten sich, kraft ihrer amtlichen Stellung, Unterstützung für die schwedischen Truppen aus, für deren Unterhalt festgesetzte Lieferungen zu bestimmten Zeiten von den Grundbesitzern abgegeben werden mußten. Andreas hob verwundert das Haupt in die Höhe und sprach seine Befremdung über diese Forderung aus, da er ja schon zu rechter Zeit seine Abgabe geliefert habe. Da man dies nicht bestreiten konnte, so schob man die Forderung auf gesteigerte Ansprüche, auf ausgebliebene Eintreibungen, und – um die Quäler endlich los zu werden, sagte ihnen Andreas das übermäßig Verlangte zu.

Als sie aber mit lachender Miene wieder davon gefahren waren, reute ihn seine zuvorkommende Bereitwilligkeit, er durchschaute klarer den absichtlichen Zwang und nahm sich vor, künftig zäher und weniger gutwillig zu sein. Der Besuch hatte sich bis weit über Mittag hingezogen, das Essen der Familie war dadurch verspätet worden, die Arbeit des ganzen Tages unterbrochen und ein unbehaglicher Mißklang für den Rest desselben zurückgeblieben.

In dieser Stimmung trat Andreas den Spaziergang mit seinen Lieben an. Als er neben Helenen am Meeresstrande herschritt, wo die friedliche Stille der Gegend eine wohlthuende Wirkung auf ihn ausübte, betrachtete er eine Weile das sanft fließende Wasser, in dessen blauer Tiefe sich das jenseitige grüne Ufer spiegelte, mit tiefer Bewegung. So ruhig wie heute war es lange nicht in dieser Gegend gewesen, kein lauter Streit, kein wahrnehmbarer Kampf machte sich in der stillen Natur bemerklich, und doch wurden die Gemüther der darin wohnenden Menschen von einem tief inneren, unsichtbaren Zwiespalt aufgeregt. An diesen unbehaglichen Gegensatz denkend, fiel sein Auge auf Rasmus Harms' neue Wohnung, wobei ihm durch eine natürliche Ideenverbindung der eigentliche Besitzer des Gutes, sein Freund Henrik Paulsen in die Gedanken kam.

Andreas blieb einen Augenblick stehen und schaute sinnend nach dem andern Ufer hinüber. Dann sein leuchtendes Auge auf Helenen richtend, sagte er plötzlich: »Es ist sonderbar, Helene, und kaum kann ich es begreifen –

Sie haben früher so oft zu mir von unserm Freunde Henrik gesprochen, und jetzt, seitdem Sie seinetwegen nach Kolding gefahren, sich großen Gefahren ausgesetzt und ihn gesprochen haben, schweigen Sie so hartnäckig über ihn. Hat das irgend einen Grund, den Sie mir noch nicht mitgetheilt haben?«

Helene, die ihr Innerstes getroffen fühlte, erbleichte leicht und senkte den Blick zu Boden, was Andreas bei ihrem sonst so feurig lebhaften Wesen nicht gewohnt war. Sie befand sich in der That, was bei ihr selten geschah, in Verlegenheit, dem verehrten Manne eine aufrichtige Antwort zu geben, denn die Unwahrheit hatte sie ihm nie gesagt und konnte sie ihm auch jetzt nicht sagen. Daher faßte sie sich kurz und versetzte etwas hastig: »Wenn ich auch nicht oft von ihm spreche, Andreas, so denke ich wirklich um so mehr an ihn. Ist es Ihnen nicht auch aufgefallen, daß Henrik länger in Kopenhagen bleibt, als man erwarten sollte? Die Gefangenen sind längst entlassen und in ihre Heimat zurückgekehrt, Henrik aber ist noch immer nicht bei uns.«

»Er ist vielleicht schon in Rendsburg?« warf Andreas lauschend hin.

Helene blieb stehen, sah ihn fragend an, ob er das im Ernste gesprochen und, indem eine glühende Röthe über ihr Antlitz flog, sagte sie rasch: »Nein, Andreas, das ist nicht der Fall, denn das ist nicht möglich. Wenn Henrik in Rendsburg, also in Freiheit wäre, so wüßten wir es bestimmt.«

»Woher wissen Sie das? Haben Sie einen Grund zu dieser Annahme?«

»Ja, ich habe einen bestimmten Grund.«

»Und welcher ist das?«

»Henrik weiß, daß wir seinetwegen in Unruhe sind; er würde uns nicht darin lassen, wenn er uns davon befreien könnte.«

»Meinen Sie? Ja, das glaube ich auch – also er ist noch nicht in Rendsburg. Das ist gewiß, – wo ist er aber dann?«

»Ohne Zweifel in Kopenhagen und hoffentlich in der Obhut meines gütigen Oheims.«

»Sollte dieser Oheim dann nicht Mittel und Wege gefunden haben, uns von diesem Umstande zu benachrichtigen? Nein, nein Helene, das scheint mir dunkel.«

Helene fing an zu zittern, sie wußte nicht warum.

»Aengstigen Sie mich nicht!« hätte sie beinahe gesagt, aber sie unterdrückte es, als es noch auf ihren Lippen schwebte und sprach von der Schwierigkeit, Briefe von Kopenhagen nach Schleswig zu senden, da die Absender auf ihrer Hut sein und die dänischen Post- und Polizeibeamten fürchten mußten.

So waren sie zum Epheuhaus gekommen, wo sie die beiden entfernter wohnenden Capitaine beim alten Bardow fanden, der sie mit einem Glase Grog bewirthete und nun auch Andreas und seine Gesellschaft dazu einlud. Nachdem sie eine halbe Stunde bei ihm verweilt und über die Tagesvorfälle gesprochen hatten, schlugen sie den Rückweg ein, denn ein feuchter Nebel begann zu

fallen und Friedrich hatte vom Arzte den strengen Befehl erhalten, die Abendluft noch zu vermeiden und zeitig in seinem Bette zu sein. So schritten sie etwas hastig den Berg hinauf, und als sie im Hofe anlangten, hörten sie, daß der alte Wundarzt aus Apenrade schon seit einer Stunde sie erwarte, um seinem Patienten einen Besuch abzustatten.

#### FÜNFTES KAPITEL. EIN SCHNELL GEFASSTER, WICHTIGER UND WEISER ENTSCHLUSS.

Nachdem der alte Wundarzt, dessen Bekanntschaft wir jetzt erst persönlich machen und der ein für seine Jahre noch rüstiger Mann mit kahlem Schädel, gutmüthigem Bacchusgesichte, aber sehr scharfblickenden Augen war, die Familie seines alten Herrn und Freundes begrüßt hatte, wandte er sich an seinen Patienten und hielt ihm eine Strafpredigt, daß er seinen Rath so wenig befolge und im Abendnebel am Wasser spazieren gegangen sei. »Aber das kommt davon, Cap'tain,« sagte er in seiner gewöhnlichen scherzhaften Weise, »wenn man die Verführung so nahe hat. Ihr hättet die jungen Damen bei Seite schicken sollen, wenn Ihr einen ›so schönen Fall‹, wie den kranken Arm da in Euer Haus nehmen wolltet. Ich weiß wohl, warum die Wunde nicht heilt.«

»Warum heilt sie denn nicht?« fragte Helene matt lächelnd.

»Darum nicht, weil Eure und der jungen Dame brennende Augen da alles gesunde zuströmende Blut in Gährung versetzen und der natürliche Heilungsprozeß dadurch zu Schanden gemacht wird.«

»Ihr irrt Euch,« sagte Agathe kurz, indem sie mit einer brennenden Kerze herantrat, damit der alte Doctor, der etwas kurzsichtig war, seinen ›schönen Fall‹ besser betrachten könne. »Ja, ja, seht mich nicht so verwundert an – Ihr irrt Euch, sage ich, denn unsere Augen sind weder brennend, noch versetzen sie in Gährung und hemmen den Heilungsproceß.«

»Ihr irrt Euch auch, Fräulein 'gathchen! Haha! Was ich heute zumache, reißt Ihr morgen wieder auf und die Wunde wird alle Tage größer – nun? That das weh, mein Freund?«

Friedrich zuckte, als des schwatzhaften Doctors Hand mit einer Sonde in die Tiefe der Wunde fuhr, gab aber keinen Laut von sich. »Seid Ihr an einen so kleinen Stich noch nicht gewöhnt?« – fuhr der Doctor fort. »He? Seht, das Ding hier ist nicht halb so spitz, wie der Blick da, den 'gathchen eben auf Euch warf.«

»Nun – wird es?« fragte Andreas, ebenfalls hinzutretend.

»Es wird!« sagte der alte Wundarzt und legte seinen neuen Verband an. »Aber langsam! So! Von jetzt an wenden wir eine milde Salbe an, es ist zu viel Feuer im jungen Blute – die wird kühlen – aber hübsch dünn gestrichen, mein Fräulein, bitte ich.«

»Meine Mutter besorgt den Verband,« erwiderte Agathe ruhig, »aber ich werde ihr Ihre Befehle genau mittheilen.«

»Ja, thun Sie das und sehen Sie lieber auch bisweilen nach dem Rechten. Das Händchen da ist so hübsch weich und hat eine magnetische Kraft an sich, wie nichts Anderes auf der Welt – ja!«

»Ihr irrt Euch schon wieder – es ist nichts Magnetisches daran.«

»Haha! Das unschuldige Blut!« sagte der Doctor naiv, wickelte seine Instrumente zusammen und griff nach seinem Hute.

»Nun, Ihr wollt doch nicht schon wieder fort, Adam?« fragte Andreas, der die Anstalten des Alten sah und wußte, daß seine Frau draußen einen Imbiß bereit machen ließ.

»Ich muß!« erwiderte der Doctor und blinzelte den Capitain auf eine geheimnißvolle Weise an. »Ich habe noch ein Geschäft für heute Abend. Aber halt, beinahe hätt' ich's vergessen, Eins wollt' ich Euch sagen. Habt Ihr schon gehört, daß die beiden Pfarrer Petersen und Lorenzen seit vorgestern verschwunden sind?«

»Wie? Die Prediger Petersen und Lorenzen?«

»So sage ich, ja! Weg sind sie – über alle Berge, und kein Mensch weiß wohin. Vorgestern Abend waren sie bei einem Freunde in N., und nachdem sie das Haus spät Abends verlassen, hat man sie nicht wiedergesehen.«

»Hat man keine Vermuthung?«

»Gewiß hat man die. Sie sind gefischt – den Weg alles gesunden deutschen Fleisches gegangen, haha!«

»Wie, Ihr meint, man hätte sie weggeschleppt?«

»Nun, das ist so klar wie drei mal drei neun! Die sind schon sicher auf dem Wege nach der Citadelle in Kopenhagen. Gute Nacht, meine Damen – nein, nein, kein Glas heute, nicht ein einziges. Uebermorgen zwei oder drei – gute Nacht.« Während er Friedrich die Hand reichte, und den Damen seinen Kratzfuß machte, gab er Andreas noch einmal einen Wink mit dem Auge. Dieser verstand und folgte auf den Flur. Hier deutete der Alte auf die Thür zu des Capitains Zimmer, und sogleich schritten die beiden Männer dahin, schlossen die Thür hinter sich und traten an ein Fenster, welches noch der letzte Widerschein der Abendröthe vergoldete. »Was wünscht Ihr?« fragte Andreas ruhig.

»Hört, Cap'tain, mein ärztlicher Besuch ist heute nur ein Vorwund gewesen, um Euch zu sprechen, ohne Aufsehen zu erregen. Seid auf Eurer Hut! Man munkelt davon, die Dänen werden Euch auf's Dach steigen. Verstanden?«

»Wo munkelt man das?«

»In der Stadt, auf dem Lande, überall! Viele Menschen sogar wundern sich, daß es noch nicht geschehen ist.«

»Warum sollte das geschehen?«

»Warum? Seid Ihr nicht Cap'tain Burns? Seid Ihr nicht ein Deutscher? Ein mächtiger, starker Mann mit einem ganz hübschen Vermögen? Glaubt Ihr, daß man nur auf arme Schlucker, wie diese Pfarrer und Advokaten, Schriftgelehrte und Beamte sind, Jagd macht? Na, ich

sage Euch, nehmt Euch in Acht! – Das ist aber erst *eine* Neuigkeit.«

»Habt Ihr noch eine ähnliche zweite?«

»Ich weiß nicht, ob sie eine ähnliche ist. Aber seht, mein Neffe Frank, der, wie Ihr wißt, bei Düppel gefangen und auf die Dronning-Maria gebracht wurde, ist glücklich losgekommen und heute Nachmittag bei mir in der Stadt eingetroffen. Er erzählt Wunderdinge von Kopenhagen. Aber Eins hat er mitgebracht, was Euch freuen wird. Er hat in den letzten Tagen frei herum gehen dürfen und da hat er Euern jungen Freund, den Henrik Paulsen getroffen –«

»Ha! Henrik Paulsen? Gott sei Dank! Also er ist wirklich noch in Kopenhagen?«

»Ja, er ist da und ziemlich fest, wie ich höre; man will ihn nicht loslassen, so lange noch Aussicht auf Krieg ist.«

»Warum nicht?«

»Das weiß ich nicht. Als er nun von meinem Neffen hörte, daß er von Sonderburg, wohin er gebracht werden sollte, nach Apenrade gehen würde, da hat er ihn gebeten, einen Brief an Euch mitzunehmen – ja, Cap'tain! – Und der arme Junge hat es ihm nicht abschlagen wollen und hat den Brief in seinem Stiefel mit hierhergebracht, denn er hat in einer Höllenangst gelebt, die Dänen würden mit ihren Luchsaugen durch das Leder sehen.«

»Hat er ihn glücklich mit herübergebracht?«

»Das hat er und nun hat er wieder eine wahre Höllenfreude gehabt, als er ihn endlich los war – und die will

ich auch haben, wenn ich ihn erst in Euren Händen weiß  
–«

»So habt Ihr ihn also? Gebet her!«

»Da ist das Ding – seht, es steht keine Adresse darauf, aber er ist gewiß an Euch!« – Der alte Mann zog aus seiner Brusttasche ein ziemlich umfangreiches Packet hervor und legte es in Andreas' Hand. »Nun aber Gott befohlen, Cap'tain; Ihr braucht mich nicht zu begleiten, ich finde den Weg nach meinem Wagen allein. Gott befohlen.«

Andreas ließ sich das nicht zweimal sagen. Er zündete rasch eine Kerze an, denn es war bereits dunkel geworden, schloß die Thür ab und setzte sich an seinen Schreibtisch, um den sehnlichst erwarteten Brief des theuren Freundes zu lesen. Dieser Brief aber lautete, wie folgt:

»Mein theurer Freund! Endlich sehe ich eine Möglichkeit vor mir, einige Zeilen sicher in Ihre Hände gelangen zu lassen. Aber ich muß mich kurz fassen, denn ich habe viel zu sagen. Ich nenne Ihren Namen nicht, damit, wenn dieser Brief etwa in die unrechten Hände fiele, Niemand verrathen werde. Mir ist es wunderbar gut und schlimm ergangen, aber am Ende mehr gut als schlimm.« – Und nun erzählte er kurz die Einzelheiten seines Aufenthaltes in Kolding und Nyborg, die wir schon kennen, legte aber einen besonderen Nachdruck auf das seltsame Verhör in Gegenwart Olaf Larssen's, so wie auf den Umstand, daß man von ihm über die aufgefundenen Papiere in der verlorenen Tasche, über Andreas selbst und Helenen die

genaueste Auskunft habe erhalten wollen. Nachdem er aber bis zu seiner Einschiffung nach Kopenhagen gelangt, fuhr er im Schreiben folgendermaßen fort: »Als ich in Kopenhagen landete, wurde ich mit mehreren Unglücksgefährten in das Wachthaus in der Nähe der Zollbaumsbrücke gebracht. Von da kam ich in einsame Haft in die traurige Citadelle von Friedrichshafen. Hier saß ich vier lange Wochen. Da erschien eines Tages bei mir der edle Mann, der mich schon im Kerker von Kolding mit jenem Engel an seiner Seite besuchte, den ich nicht näher bezeichnen will, den Sie aber gewiß errathen werden. Er hatte unermüdlich nach mir geforscht und endlich meinen Aufenthaltsort entdeckt. Durch seine Fürsprache und auf seine Bürgschaft, die ich mit meinem Ehrenworte unterstützen mußte, daß ich nicht flüchten wollte, durfte ich eine kleine Wohnung in der Nähe der Citadelle beziehen und in seiner Begleitung die Stadt und später sogar einige Gesellschaften besuchen. Ueber meine Erfahrungen hierbei einmal mündlich mehr. Für jetzt aber, – nachdem ich Ihnen gesagt, daß für mich keine Aussicht ist, vor vollständiger Beendigung des Kriegs, den man noch lange nicht mit dem Frieden zu vertauschen denkt, in Freiheit gesetzt zu werden, da man mir die Ehre anthut, mich für ein großes Triebrad der sogenannten Revolution zu halten – habe ich eine herbere Pflicht gegen Sie selbst zu erfüllen, und ich beschwöre Sie, auf meine Worte zu hören. Mein Bürge, den ich achten und lieben gelernt habe, hat mir die glänzendsten Beweise seines Vertrauens und seiner Freundschaft gegeben, und auch er schließt

seine Bitten den meinigen an, die ich an Sie und Diejenige richte, die ihm durch verwandtschaftliche Bande so nahe steht. Mein Freund! ich habe alle acht Tage ein Verhör zu bestehen gehabt; von meinem Vergehen aber, da man mich sicher und, so lange ich hier bin, für unschädlich hält, ist keine Rede mehr, desto mehr aber von dem Ihrigen und dem einer anderen Person, die man gleich Ihnen für sehr gefährlich erachtet, so lange Beide in dem bedrohten Lande sind. Die Gelder, die Sie der provisorischen Regierung vorgeschossen haben, sollen schwer auf Ihr Haupt fallen, und Ihre Neigung, für Ihr Vaterland zu leben, wird als ein Staatsverbrechen erachtet. Ich weiß es ziemlich bestimmt, daß man beabsichtigt, Sie ferner für die Herzogthümer unschädlich zu machen. Auch Ihr Schützling ist nicht mehr sicher bei Ihnen, denn man hat hier keine Ehrfurcht vor dem weiblichen Geschlechte, wenn man es in die Politik verwickelt glaubt. Ich bitte, ich beschwöre Sie also, sorgen Sie dafür, ja, befehlen Sie ihr, wenn sie bei ihrem Muthe und ihrem Vertrauen auf die Unantastbarkeit ihrer Person beharrt, ihren jetzigen Aufenthaltsort zu verlassen und für's Erste über die Eider oder an einen anderen sicheren Ort zu gehen. Und wenn Ihnen Ihr eigenes Glück und das Wohl Ihrer Familie heilig ist, so gehen Sie mit ihr. Eilen Sie, was Sie können, sonst dürfte mein Rath zu spät kommen. Es sollen noch einige hundert wackere Männer in Schleswig zur gefänglichen Einziehung bezeichnet sein, und Sie stehen auf der Liste obenan. Woher ich das weiß, fragen Sie nicht, genug – ich weiß es. Meinen Beschützer habe ich seit drei Tagen

nicht gesehen, denn er verläßt sein Haus nicht, da seine Gemahlin lebensgefährlich erkrankt ist. O mein Freund – wann und wo sehen wir uns wieder? Welche Sehnsucht erfaßt mich nach Ihnen und den Ihrigen, indem ich dieses schreibe! Darf ich der süßen Hoffnung Glauben schenken, die mich von Zeit zu Zeit in meiner stillen Klause besucht und wie eine große Glocke in meinem Herzen den Gedanken läutet: Du wirst sie einst Alle glücklich wiedersehen und selber mit Ihnen glücklich sein? Giebt es eine Vergeltung da oben im Himmel, mein Freund, die unsere Geschicke schon auf Erden lenkt, so, o, glauben Sie mir, so wird sie uns nicht werden, denn wir – ja, *wir* haben Alle bitter gelitten und schwere Prüfungsstunden getragen. Aber getrost ist mein Herz, mein Geist frisch, und mein Vertrauen auf Gottes Hülfe wie immer unerschütterlich. Leben Sie wohl, mein theuerster, mein väterlicher Freund! Grüßen Sie Alle, Alle, Alle – am meisten sie, die ich – doch still –, – dies armselige Blatt soll das Geheimniß meiner Seele nicht in die Heimat tragen, in meiner Brust allein soll es das blaue Meer durchschiffen, damit es warm, heiß, glühend zu ihr gelange und frisch und lebendig aus dem Herzen zum Herzen gehe. Denn es ist klar in mir geworden, mein Freund, ganz klar, ich weiß, was ich will und wollen darf. Was mich aber zu diesem begeisterten Aufschwunge vermocht, was mich

in meinen früher nie gehegten Erwartungen so kühn gemacht hat – o, mein Freund, ich darf es Ihnen nicht sagen, aber ich habe mein Herz einer edlen Seele erschlossen und diese Seele hat mir ein Wort des Trostes gesprochen, welches meine Kraft verdoppelt, meine Hoffnung verzehnfacht hat. Noch einmal leben Sie wohl, aber beherzigen Sie meine Mahnung – gehen Sie, so lange Sie noch können und richten Sie sich ein, sobald nicht wieder zu kommen, denn Schleswig ist zu eng für Sie geworden, die Hölle hat ihre Hetzhunde auf das arme Land losgelassen und man achtet die Menschen nur wie das Wild, das man jagen darf, wo man es findet. So ist heute der Lauf der Welt, das ist der Segen unserer Zeit, das ist der Fluch unserer treuen Anhänglichkeit an ein schönes, herrliches, unvergeßliches Land, welches ich, fürchte ich, niemals wiedersehen werde. Meinen Verpflichtungen im Sundewitt bleibe ich treu; mein Gut kann der kaufen, der darauf wohnt, er hat es ja schon so lange gewünscht. Wünscht er es noch, so ist es das seine und zahlen kann er, *was* er will und *wann* er vermag – ich werde es ihm schreiben, sobald ich dazu im Stande bin. Nun zum letzten Male – leben Sie wohl! Mit Hand, Herz und Seele der Ihrige und – der Eurige – Gott segne Euch!«

Andreas las diesen Brief zweimal, ehe er sich von seinem Sessel erhob. Dann die Arme gegen den Himmel ausstreckend, sagte er mit hohler, aus tiefster Brust heraufgeholtter Stimme: »Er hat vielleicht Recht – ich sollte

ihm gehorchen und – gehen! Aber fliehen – fliehen – fliehen von der Scholle Landes, die man durch tausend Mühen und Sorgen erkaufte – von der süßen Muttererde, die den Abend unseres Lebens sehen und unser Grab einst bergen sollte – ich kann es nicht, es wäre zu schrecklich. Nein, nein, nein, Henrik, Du Guter, Braver! – ich kann es nicht! O, o, wer hatte das gedacht! Alles treibt mich von hier fort und nun treibt auch er mich! Soll ich wirklich fort, wirklich? Mein Blut rollt wie Feuer durch meine Adern bei diesem Gedanken – vor Weh, aber auch vor Haß! Diejenigen, die mich hier ergreifen, sind unglücklich – sie sind gerichtet! Ich lasse mich nicht lebendig fangen – an mich hat noch nie ein lebendiger Arm Hand angelegt – ich ertrage es nicht. Mein Geist scheut gewaltsam vor einer so eklen Berührung zurück – meine Seele sträubt sich mit allen Fasern dagegen. Und doch – doch hat er Recht. Helene wenigstens muß fort – ihr muß ich ein Hort, ein Schutz sein, – und ich bin es vielleicht nicht lange mehr. Und sogleich soll sie es erfahren – sogleich!« Rasch zog er den Glockenzug an der Thür und ließ, da ein Diener kam, die Freundin zu sich bescheiden.

Als Helene bald darauf in's Zimmer trat, sah sie sogleich an des Capitains energischem Gesichtsausdruck, an seiner fest zusammengerafften Haltung, daß etwas Wichtiges vorgefallen sei und den Geist des vor ihr stehenden Mannes tief erschüttert habe. »Was giebt es, mein Freund?« fragte sie, erhob auch ihrerseits den edlen Kopf und blickte ihn eben so feurig und entschlossen an, wie er sein Auge sinnvoll und fest auf ihr wurzeln ließ.

Andreas aber konnte die Empfindungen und Gedanken, die in seiner Seele wühlten, nicht so rasch in Worte kleiden; eine Weile stand er schweigend vor ihr und Helene sah, wie sein Gesicht immer bleicher, seine Züge immer eiserner und gespannter und seine Stirn immer trotziger wurde. Plötzlich aber faßte er mit beiden Händen ihre Rechte, drückte sie krampfhaft zusammen und sagte mit feierlicher, seine ganze entschlossene Seele darlegender Stimme:

»Helene! Ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen etwas Bedeutsames, Unerwartetes mitzuthemen. Wir stehen an der Schwelle eines neuen Lebensabschnittes und haben die Pflicht auf uns, mit aller möglichen Geisteskraft uns aufrecht zu erhalten, dabei nicht an uns selbst, sondern nur an Andere zu denken, deren Wohl uns vom Willen des Himmels anvertraut und in unsere Hand gegeben ist. Was uns – ich meine Sie und mich – bevorsteht, sendet uns Gott, und so muß es uns willkommen sein, wenn es auch schwer zu tragen ist.«

Helene, so stark und willenskräftig sie war, und so entschlossen sie, wenn es galt, jeder Gefahr in's Auge sehen konnte, bebte doch zusammen, als sie diese, mit tiefer Erregung gesprochenen Worte, die, so kurz und unklar sie waren, ihr doch schon hinreichenden Aufschluß gaben, daß sie einen höchst bedeutsamen Sinn verbargen. Aber dennoch ruhig bleibend, obgleich ihr Busen wider ihren Willen wie das stürmische Meer wogte, sagte sie mit gewaltiger Kraftanstrengung:

»Was giebt es, Andreas, ich höre.«

»Der Augenblick ist gekommen, Helene, wo wir die Gegenwart vergessen und an unser künftiges Schicksal denken müssen. Ich glaubte ihn vor einigen Tagen noch ziemlich entfernt, aber er ist mit Sturmschritten herangewandelt und hat mich beinahe überrascht. Doch damit Sie wissen, was vorgeht, lesen Sie diesen Brief. Da, setzen Sie sich. Er ist von Henrik aus Kopenhagen und betrifft zumeist Sie und mich. Wenn Sie ihn zu Ende gelesen haben, wollen wir weiter reden.«

Helene saß schon, ehe noch der Capitain ausgesprochen hatte. Er zündete ihr noch eine Kerze an und stellte sie zu der anderen. Dann aber, während sie erst eilig, dann immer langsamer und bedächtiger las, ging er ruhig im Zimmer auf und ab, den Kopf auf die Brust geneigt und in tiefes Sinnen verloren. So hatte er schon seinen Entschluß gefaßt, ehe sie noch mit dem langen Brief zu Ende gekommen war, aber bevor er diesen Entschluß ganz aussprach, wollte er erst hören, was Helene dachte und ob sie geneigt sein würde, sich demselben anzuschließen. Beim Lesen des Briefes traten Thränen in Helenens Augen und sie mußte sie wiederholt trocknen. Denn was sie las, war wichtig für sie, überaus wichtig, von Anfang bis zu Ende. Es lag mehr in diesem Brief für sie, als selbst Andreas in der Aufregung des ersten Augenblicks bedachte. Er hatte nur die Trennung von Emmerslund dabei im Auge gehabt, Henrik aber hatte auch seine Gefühle, seine Hoffnungen in Bezug auf Helenen darin geäußert. Als sie an die Stellen kam, die diesen Punkt

betrafen, mußte sie eine Weile inne hatten, um ihre Bewegung zu bemeistern, denn sie war ein Weib, ein fühlendes, zärtliches, liebendes Weib, das erkannte sie jetzt selbst, wie sie es nie so deutlich erkannt, und wenn in Kolding Henrik's künftiges Geschick nur vorbereitet und eingeleitet war, – hier, heute wurde es in ihrem Innern bestätigt und besiegelt. Endlich aber war sie fertig. Langsam stand sie auf, trocknete sich zum letzten Mal die Augen und trat zu Andreas, dem sie herzlich die Hand bot. »Nun, mein Freund,« sagte sie sanft und ruhig, wie ein Kind, das seine Furcht bezwungen hat, »was haben Sie mir zu sagen?«

»Haben Sie gelesen und begriffen?«

»Ich habe begriffen, vollständig – mir müssen fort, schon Ihretwegen!«

»Meinetwegen? *Wir*? O! Das heißt, Sie müssen fort Ihretwegen! Thun Sie mir den Gefallen, Helene, und denken Sie jetzt nur noch an sich. Ich bin mit mir über mich selbst noch nicht vollständig einig, für Sie aber unwiderlich. Henrik hat vielleicht, ja wahrscheinlich, in Bezug auf uns Beide Recht – in Bezug auf Sie hat er gewiß Recht. Sie wissen, wie lieb Sie mir sind, wie lange wir mit einander verbunden waren durch Freundschaft, Sorge und Glück – aber jetzt darf ich Sie nicht länger bei mir behalten. Wenn Ihnen in meinem Hause ein Unheil begegnete, ich könnte es vor Niemandem verantworten, am wenigsten vor mir. Sei es also gerade heraus gesagt, was ich nie zu Ihnen sprechen zu müssen gedacht und

gewünscht habe und was schwer genug aus meinem Herzen auf die Lippe tritt – verlassen Sie mein Haus – und bald, wo möglich heute noch.«

»Wie, Andreas?« rief Helene in edlen Eifer aufflammend, und ihre Augen blitzten, wie sie lange nicht geblitzt hatten – »Das sagen Sie mir? Ich soll Ihr Haus verlassen – und heute noch, und allein? O, das kam nicht aus Ihrer edlen Seele hervor, das gab Ihnen die knechtische Furcht für mein bedeutungsloses Ich ein, das sagen Sie mir nur zur Prüfung, ob ich so herzlos, so furchtsam, so weibisch wäre, mich allein und sobald wie möglich in Sicherheit zu bringen. Nein, mein Freund, wenn für mich eine Gefahr vorhanden ist, ist auch für Sie eine vorhanden, und wenn für Sie keine ist, so giebt es auch für mich keine. Haben wir also Alles bisher gemeinschaftlich getragen, so tragen wir Alles auch ferner gemeinschaftlich. Entweder Sie gehen und ich auch, oder Sie bleiben und ich bleibe mit Ihnen.«

Andreas schüttelte sanft den Kopf, mehr aus Verwunderung über das hochherzige Weib, als weil er ihre Meinung ablehnen wollte, obwohl sie dieses Zeichen nur in letzterem Sinne deutete. »Nein, Helene,« sagte er dann, leise in Darlegung seiner Ansicht der Sache vorschreitend, »dem ist nicht so. Für Sie ist die Gefahr größer als für mich. Ich kann mich schützen, ich bin ein Mann – Sie sind kraftlos, ohne Rückhalt, in Vergleich mit mir – Sie sind ein Weib, ein zartes, leicht verletzliches Weib – darum müssen Sie allein gehen, vielleicht komme ich bald

nach. Ja, gehen Sie noch heute, Sie fesselt hier kein Geschäft wie mich, Sie haben keine Familie, kein Haus, keinen Hof und eine große Anzahl Diener, für die man sorgen muß. Sie können Alles, was Sie hier besitzen, mit sich nehmen – ich habe länger zu thun, ehe ich an's Scheiden denken kann.«

»Nein, Andreas, nein, ich gehe nicht allein und Sie werden mich nicht dazu zwingen wollen. Ich will gehen, ja, sogleich, wenn es sein muß, aber nur nicht allein. Wo Ihre Familie bleibt, bleibe auch ich; verläßt sie noch heute Ihr Haus, so verlasse ich es mit ihr. Bleiben Sie allein, so lange Sie bleiben müssen, aber schicken Sie Ihre Familie mit mir fort oder – behalten Sie mich hier.«

»So! Sie zwingen mich also, mich von meiner Familie zu trennen – Ihretwegen muß sie mit fort, denn *Sie müssen* fort. Gut, so soll es sein – meine Familie geht mit Ihnen, noch heute!«

»Wie, *ich* soll Sie zwingen, sich von Ihrer Familie zu trennen? Nein, Andreas! Aber vielleicht *will* Ihre Familie gar nicht fort, will so lange bleiben, bis Sie selbst mitgehen – und dann bleibe ich auch so lange. Fragen Sie doch erst, ob sie mit Ihrer Ansicht einverstanden ist –«

»Helene, wenn Andreas Burns seiner Familie etwas zu ihrem eigenen Besten befiehlt, so gehorcht sie ihm – meine Frau und Kinder gehen noch heute mit Ihnen von hier fort –«

»Nein, nein, nein!« rief hier plötzlich Gertrud, die mit Friedrich und Agathen in's Zimmer stürzte, dessen Thür Helene bei'm eiligen Eintreten nur angelehnt hatte,

und die, als sie die Beiden so laut sprechen hörten und ein ernstes Ereigniß besorgten, herbeigekommen waren, denn Gertrud hatte vom Garten aus ihren Mann einen Brief lesen sehen, von dem sie nicht wußte, wie er in seine Hand gekommen war, den also nur der alte Doctor heimlich zurückgelassen haben konnte. »Nein, das thut sie nicht, Andreas!« rief jetzt die Frau, die Gattin, die Mutter, deren Gefühle durch das Wort Abreise, Trennung von ihrem Manne bis zu ihrer höchsten Macht und Innigkeit gesteigert waren. »Wir sollten fort – Du allein wolltest hier bleiben – Andreas, habe ich recht gehört – das wolltest Du mir thun?«

»Wenn es aber sein muß, Gertrud?«

»Nein, nein, es muß nicht sein, mein Lieber! O, sieh mich nicht so streng und stirnrunzelnd an, Dein Herz ist ja warm und glatt wie das eines Kindes, und Du warst ja immer lieb und hold gegen mich. Sieh, ich ahne nur, was geschehen ist; ich weiß nicht Alles, habe nicht Alles gehört, was Du gesprochen – es klingt mir nur dumpf in den Ohren: ich soll fort von Dir! Aber das werde ich nicht, nein, Andreas! Sieh, ich habe ja so lange an Deiner Seite gestanden, achtundzwanzig lange, oft heitere, oft sorgenvolle Jahre, und immer hast Du mich an Deinem Herzen behalten, oft sogar auf den Wellen des schrecklichen Meeres, nie hast Du mich von Dir getrieben. Bin ich Dir nicht treu, nicht redlich, nicht ergeben gewesen, mein Andreas? O, nein, nein, nein, das kannst Du ja nicht verlangen. Denkst Du noch daran, Andreas, als vor Kurzem unser Erik gestorben war und Du mir noch

einmal sein liebes Antlitz zeigtest, was Du mir damals versprachst und nachher noch so oft, wenn wir an seinem Grabe weinend vorübergingen? Habe ich nicht selbst gehalten, was ich mit schwerem Herzen verhiel, nicht zu jammern, Deinen Schmerz nicht durch den meinigen zu vergrößern? Ich wollte fortan nur für Dich leben, nur Dir angehören – und nun willst Du mich von Dir weisen? O, sage mir Alles, was geschehen, damit ich es weiß, damit ich Dich tröste – aber verlassen, verlassen werde und kann ich Dich nicht.« Und in jammerreichen Schmerz aufgelöst, warf sie sich an seinen Hals und weinte laut wie ein Kind. Agathe aber und Friedrich standen neben ihr und weinten mit, obschon sie nicht das Gefühl einer mit Gewalt von ihrem Manne gerissenen Gattin kannten.

Da raffte sich Andreas zusammen, drückte sein Weib sanft von sich und sagte fest und laut: »Wohlan denn, ich sehe, wie die Sachen stehen. Es giebt Herzen auf Erden, die fester an einander hängen, als Eisen und Stahl – nur Gott konnte sie so innig an einander schmieden – nehmt ein Beispiel daran, Ihr jungen Leute, und lernet von der da, was der Mensch dem Menschen auf Erden sein kann. Gertrud, Du und die Kinder, Ihr habt mich behorcht und seid so meinem Entschlusse zuvorgekommen. Heute in stiller Nacht wollte ich noch überlegen und morgen zu Euch treten und sagen: Kinder, wir müssen Emmerslund verlassen, vielleicht auf immer, – darum fasset Euch, aber es muß geschehen. Nun sollt Ihr schon heute hören, was sich begeben hat. Seht, hier ist ein Brief von Henrik Paulsen aus Kopenhagen gekommen; der Doctor hat ihn mir

mitgebracht. Er schreibt, wir seien nicht sicher hier, man wolle Helenen, mich und Gott weiß wen noch nach Kopenhagen schleppen. Er hat Recht, Gertrud, denn schon Viele haben mir Dasselbe gesagt und man soll redliche Warnungen in so trauriger Zeit nicht in den Wind schlagen. So höret denn, was ich Euch Bitteres sagen muß, mit einem Worte an – rüstet Euch, so schnell Ihr könnt, denn wir müssen Alle zusammen, auf lange Zeit, vielleicht auf immer, – den Andreasberg verlassen.«

»Den Andreasberg verlassen!« rief die Mutter, schlug die Hände zusammen, daß es laut schallte, und sank krampfhaft schluchzend auf einen Stuhl. Agathe kniete weinend neben ihr, Friedrich aber schaute mit hochklopfender Brust seinen Vater an und fragte: »Ist das durchaus nöthig, mein Vater?«

»Es ist durchaus nöthig, mein Sohn!«

»So beeilen wir uns – ich habe es mir schon lange als unausbleiblich vorgestellt.«

»Das geht so rasch nicht, mein Sohn; ich habe zwar schon Manches und das Wichtigste sogar dazu vorbereitet, aber dennoch bleibt mir viel zu überlegen, zu thun, ehe ich mich losreißen kann. Aber ich werde diese Nacht zu Hülfe nehmen und morgen Mittag schon werde ich wissen, ob mein Plan mit unserm schönen Gute ausführbar ist oder nicht. Wenn Ihr mir jetzt noch eine Bitte erfüllen wollt, so laßt mich allein, ganz allein – ich habe zu denken und zu schreiben.«

»Großer Gott!« rief Gertrud händeringend, stand vom Stuhle auf und fiel wieder darauf zurück – »Ich soll mein

Haus, meinen Hof, mein Wasser, meines Kindes Grab – Alles, was mir so unaussprechlich theuer ist – verlassen? Und warum – warum – was habe ich verbrochen?«

»Nichts hast Du, gute Seele, verbrochen; ich allein bin der Sünder. Daß ich mein Vaterland mehr als meine Ruhe liebte, daß ich für meine Rechte und meine Freiheit sprach, daß ich meine Mannesehre fleckenlos von sklavischer Furcht erhielt, – das ist ein Verbrechen, welches man heut', hier zu Lande, nicht ungestraft begehen darf. Aber geht, geht – laßt mich allein – ich bitte Euch!«

Und nachdem sie sich noch einmal an des Treuen Brust geworfen, der fest wie eine Eiche bei all' dem Jammer stand, den Schmerz, der auch sein Inneres durchfraß, still für sich bekämpfend, umfaßten sie Helene und Friedrich und führten sie langsam in ihr Zimmer zurück, wohin ihnen Agathe bald leise weinend nachfolgte, nachdem sie den Vater noch einmal geküßt und ihm zugeflüstert hatte: »Gott segne Dich – ich gehorche Dir willig – Du hast mich heute viel gelehrt – ich weiß jetzt, was der Mensch dem Menschen auf Erden sein muß. Laß uns erst in Ruhe sein und ich werde Dir Freude bereiten!«

Andreas aber rief einen seiner treuesten Diener, den alten Peter, herbei und gab ihm den Auftrag, so rasch und so geheim wie möglich Hans Blachmann und Ernst Baring, den Diener Helenens, herbeizurufen, dann aber selbst zu einer Dienstleistung bereit zu sein, die Eile und Verschwiegenheit erfordere. Während der alte Matrose nach Hans Blachmann's Hause trabte, kam Ernst Baring zuerst herein.

»Baring!« sagte Andreas ernst, »erinnern Sie sich noch des Hauses in Hadersleben, wo wir anhielten, als Sie Ihre Herrin nach Kolding begleiteten?«

»Ja, Herr Capitain, es war beim Capitain Struensee.«

»So machen Sie sich fertig, morgen früh um drei Uhr dahin zu reiten. Gehen Sie zu ihm – aber nur zu ihm allein – er ist jetzt zu Hause, ich weiß es, und sagen Sie ihm – merken Sie genau, was ich sage: Ich, Andreas Burns, lasse ihn bitten, augenblicklich zu mir zu kommen – es sei Zeit! – Weiter nichts. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja, Herr Capitain!«

»So gehen Sie. Niemand auf der Welt aber, außer Ihrer Herrin, erfahre, wohin Sie gehen und was Sie bestellen – ich erwarte das von Ihnen.«

»Sie sollen mit mir zufrieden sein!«

Der Diener ging und Andreas blieb allein. Nach einer guten halben Stunde kam der alte Peter athemlos von Ernst Blachmann zurück und meldete, daß derselbe sogleich kommen werde; er selber aber sei bereit zu thun, was sein Herr ihm befehlen werde.

»So nimm Dir zwei Männer mit und fahre zu Rasmus Harms hinüber. Aber sei vorsichtig; Niemand vermuthe Deine Sendung. Wenn Harms schon schläft, so klopfе ihn heraus und sprich leise mit ihm, daß Niemand es höre, und sage: er solle sogleich mit Dir zu mir herüberkommen, ich hätte nothwendig mit ihm noch in dieser Nacht zu sprechen.«

»Das soll bald abgemacht sein, Cap'tain – guten Abend.«

Bald darauf erschien Hans Blachmann. »Guten Abend, Blachmann!« sagte der Capitain. »Seid Ihr geneigt, mir einen Liebesdienst zu thun, der mit Anstrengung für Euch verbunden ist?«

»Erst recht, Herr, und zu jeder Stunde bin ich bereit.«

»Das dachte ich mir, darum habe ich Euch gerufen. Ich weiß, Ihr seid ein treuer, redlicher und dabei zuverlässiger Mann, Blachmann, der keine Mühe scheut, seinem Nächsten zu dienen – und Ihr werdet keinem Menschen auf der Welt verrathen, was ich Euch anvertrauen will?«

»Gewiß nicht, Herr, Ihr könnt Euch ganz auf mich verlassen, – wie ich's sage, so meine ich's.«

»Ich weiß das, darum habe ich Euch zu einem schwierigen Auftrage auserwählt. Macht Euch bereit, morgen früh um drei oder vier Uhr ein Pferd zu besteigen. Ihr könnt den Hamlet nehmen, den kleinen Rappen, er ist flüchtig wie der Wind, und dauerhaft wie Ihr selber. Ihr reitet um Apenrade herum, nicht durch die Stadt, nach Schleswig. Es sind neun starke Meilen, aber doch könnt Ihr morgen Mittag bequem dort sein. Hält das Pferd aus, und auch Ihr, so reitet Ihr, nachdem Ihr zwei Stunden gerastet, weiter – nach Rendsburg. Ist das Pferd matt, oder auch Ihr, so stellt den Rappen ein, wo Ihr ihn sicher wißt und nehmt einen Wagen – dann aber sogleich. Geld werde ich Euch geben. Aber Ihr müßt morgen Abend in Rendsburg sein. Von Rendsburg fahrt Ihr mit dem Nachtzuge nach Altona. In Altona langt Ihr übermorgen früh – also am Freitag – an. Ihr geht sogleich, es wird fünf

oder sechs Uhr sein, nach Blankenese, zu Capitain Buhst – kennt Ihr den?«

»Ist er derselbe, dem das Gut Marschlund bei Husum gehört und der Euch vor zwei Jahren auf so lange Zeit besucht hat?«

»Derselbe, Blachmann. Fragt nach ihm, jedes Kind kennt ihn in Blankenese. Den laßt Ihr wecken, wenn er noch schläft und gebt ihm den Brief, den ich Euch morgen früh, wenn Ihr abreitet, einhändigen werde. Wollt Ihr das thun?«

»Erst recht, Herr, das ist nur ein leichtes Stück Arbeit.«

»Gut. Ihr wartet bei ihm auf Antwort. Habt Ihr die, so bewahrt Ihr sie sorgsam, steckt sie in Euern Stiefel, damit Ihr sie nicht verliert, und kommt auf dieselbe Weise, wie Ihr gegangen seid, zurück, ohne Euch eine Stunde ohne Noth aufzuhalten. Spätestens Sonnabend Abend, also am ersten September, könnt Ihr wieder hier sein. Solltet Ihr Euch verspäten und erst in der Nacht zum Sonntage hier anlangen, so tretet Ihr bei mir ein, ich werde jede Stunde bereit sein, Euch zu empfangen. Und nun geht und rüstet Euch. Keinem Menschen sagt Ihr ein Wort von Eurem Ziele, wo Ihr mich lieb habt, weder hier noch unterwegs. Das Geld zur Reise und der Brief wird um drei Uhr morgen früh bereit sein.« –

Als Hans Blachmann den Hof verlassen hatte, um sich zu seinem Ritte vorzubereiten, setzte sich Andreas ruhig an seinen Schreibtisch, denn er fühlte schon jetzt, nachdem kaum sein Entschluß in's Leben zu treten begonnen

hatte, eine ungeheure Last von seinen Schultern genommen. Eine Stunde etwa schrieb er, dann faltete er den Brief und siegelte ihn zu, ohne eine Adresse darauf zu schreiben. Nachdem auch das vollendet war, begab er sich in das Zimmer seiner Frau, wo er die ganze Familie trostlos beisammen sitzend fand. Kaum aber hatte er die Schwelle überschritten, so sprangen ihm Alle mit einem Freudenschrei entgegen, denn sein Gesicht strahlte eine Heiterkeit und Zufriedenheit aus, die an diesem Unglückstage zu sehen Niemand mehr erwartet hatte.



Der erste der Herbeigerufenen, der des Capitains Wunsch auf der Stelle Folge leistete, war Rasmus Harms aus dem Sundewitt. Es war etwa ein Uhr Nachts und Andreas mit dem Ordnen und Zusammenschnüren seiner Papiere beschäftigt, als der redliche Mann eintrat, auf dessen athletischem Körper die Sorge der Zeit keine andere Spur menschlicher Gebrechlichkeit zurückgelassen, als daß sie höchstens sein graues Haar noch etwas mehr gebleicht hatte. Männlich in sein Ungemach sich fügend, hatte er sich allmählig von den Schrecken wieder erholt, die der dornenvolle Krieg über sein Haupt ausgeschüttet. Er war durchaus nicht erstaunt, daß ihn der Capitain mitten in der Nacht so eilig rufen ließ, denn zu damaliger Zeit war Jedermann in Schleswig gewohnt, Entschlüsse eben so schnell fassen, wie zu jeder Stunde ausführen zu sehen. Noch weniger wunderte er sich, als er hörte, daß

der Capitain schon am nächsten Sonnabend Emmerslund mit seiner Familie verlassen wolle, denn auch das hatte er längst vorausgesehen, da ihm seines Nachbars Verhältnisse zu Dänemark bekannt waren. Als er aber vernahm, daß Henrik Paulsen in Kopenhagen gesund sei, ihn grüßen lasse und den Vorschlag mache, ihm sein Gut käuflich zu überlassen, war er hoch erfreut und erklärte sich sogleich bereit, das Geschäft abzuschließen. Dazu aber hatte Andreas keine Vollmacht: nur über den Preis wurden sie vorläufig einig und Andreas versprach, das Weitere später durch Henrik oder, falls er von diesem selbst dazu Auftrag erhielte, durch eigene Vermittelung besorgen zu wollen.

So schieden sie, beiderseits wehmüthig bewegt, aber wie Männer, die in einer traurigen Lebenslage die Zukunft fest und unverzagt in's Auge zu fassen wissen. Und auch wir scheiden hier von dem wackeren Manne, den wir nicht wiedersehen werden, der aber die Kriegsdrangsale in Schleswig glücklich überstand, im nächsten Jahre mit Henrik den Verkauf seines Gutes abschloß und noch heute im Wohlstande im Sundewitt wohnt, wo er sich als bescheidener Mann in die Umstände der Zeiten fügen gelernt hat, wie mancher Andere. Im Kreise seiner Familie, die sich durch die Verheirathung seines Sohnes Matthias und seiner Tochter Margrethe bald vergrößerte, lebt er glücklich und den Verhältnissen gemäß zufrieden als einer jener braven Männer, die das herbe Schicksal ihres Vaterlandes als eine Prüfung betrachtet haben, welche

Gott der Herr auf ihr Haupt zu legen für gut befunden hat.

Als er den herzlichsten Abschied vom Capitain genommen und nach dem Sundewitt zurückgekehrt war, fuhr Andreas in seiner Arbeit fort. Punkt drei Uhr erschien Hans Blachmann, zu seiner Reise gerüstet, nahm Brief und Geld in Empfang und setzte sich dann auf den schwarzen Dänen, um seiner Bestimmung zuzutragen, während Ernst Baring seinen Ritt nach Hadersleben antrat. Nun erst begab sich Andreas zur Ruhe zu, seinem Weibe, welches ihn schlaflos im Bette erwartete, aber Trost und Standhaftigkeit in ihren Leiden aus seinem freundlichen Zuspruch sog.

Um fünf Uhr Morgens war der Capitain schon wieder auf dem Hofe. Noch geschah nichts, was seine bevorstehende Abreise angedeutet hätte, denn der Capitain Struensee aus Hadersleben mußte erst erwartet werden; bis dahin ging Alles in seinem gewöhnlichen Geleise fort, obwohl Andreas im Stillen schon alle Anordnungen überlegt hatte. Um elf Uhr Vormittags aber traf der Freund aus Hadersleben zu Wagen ein, denn er war augenblicklich der Einladung gefolgt, deren Ursache er sogleich errathen hatte.

Er war einer der ältesten und vertrautesten Freunde Andreas Burns'. Sie hatten ihre Jugend auf *einem* Schiffe verlebt und waren sich treu geblieben in dem Gewoge der Zeiten wie auf dem des Meeres. Er hatte zwar eine

reiche Dänin aus Hadersleben geheirathet, war aber dadurch selbst kein Däne geworden; seine deutsche Gesinnung hatte er wacker bewahrt, nur war er so weise gewesen, sich nie in die Politik seines Landes zu mischen. Er hatte schon vor Jahren den Wunsch gehegt, den Andreasberg zu kaufen, und vom jetzigen Besitzer desselben die Zusage erhalten, daß, wenn er sich je durch irgend einen Grund veranlaßt sähe, an den Verkauf zu denken, er der erste sein sollte, dem er darüber Mittheilung machen würde. Das jetzige Anerbieten des Freundes kam ihm nicht unerwartet, denn er hatte die Nothwendigkeit dazu vorhergesehen und sprach diese Meinung auch offen aus. Die beiden Männer waren sehr bald einig. Struensee übernahm das Gut, wie es war, mit dem ganzen Inventarium an Vieh, Möbeln und sonstigen Gegenständen, mit Ausnahme von zwanzig Pferden und verschiedenen Wagen, die Andreas für sich behielt, – eben so die wenigen Leute, die, der Nachbarschaft angehörig, auf dem Hofe zurückbleiben wollten. Er gab auch die einzige Bedingung zu, die Andreas ihm stellte, im Verlauf von zehn Jahren den Kauf rückgängig zu machen, wenn es Andreas gelingen sollte, bis dahin seine Rückkehr nach Schleswig ohne Gefahr möglich zu machen. Ach, er wußte wohl, daß sein Freund, wenn er erst einmal den vaterländischen Boden verlassen, denselben nicht wieder würde betreten dürfen, denn er kannte den Haß Dänemark's gegen die deutschen Männer und wußte nur zu gut, daß kein Herz für sie in Kopenhagen schlug. Ein Handschlag, mit Schmerzen gegeben und mit Theilnahme erwidert,

trat an die Stelle des Contractes; über den Preis waren sie schon lange einig. Nur einen einfachen Schein, der nach Andreas' Abreise erst gerichtlich gemacht werden sollte, um dieselbe nicht vorzeitig zu verrathen, bat sich der Käufer aus, welcher besagte, daß Capitain Struensee der Besitzer von Emmerslund sei, damit ihm die dänische Verwaltung nicht die Zwangssteuer auferlegte, die der deutsche Capitain Burns hatte zahlen müssen, denn die dänisch Gesinnten – und dafür galt Struensee zufolge seiner Verbindung – waren in dieser Beziehung vor ihren deutschen Nachbarn namenlos begünstigt. Die Familie Burns sah er nicht; es wäre ihm zu schmerzlich gewesen, den Kummer der verehrten Frau des Freundes mit eigenen Augen wahrzunehmen, den er sich vorstellen konnte, da er ihre Anhänglichkeit an Emmerslund genügend kannte. So hatten die Männer in einer kurzen Stunde ihr wichtiges Geschäft beendet, nicht einmal zu Tische wollte der Gast bleiben, und nachdem er versprochen, schon am nächsten Sonntag den neuen Besitz anzutreten, wenn Andreas am Tage vorher abgereist wäre, nannte ihm dieser seinen nächsten Aufenthaltsort, bat jedoch ihn vor Jedermann geheim zu halten. Und so schieden die beiden Männer unter herzlichen gegenseitigen Glückwünschen, der Eine das Besitzthum des Andern in Händen haltend, das dieser so unaussprechlich geliebt, der Andere heimat- und hauslos, wie er es lange nicht gewesen war, aber mit einer Fassung und Selbstverläugnung dem neuen Leben entgegenschreitend, wie sie wohl selten das Herz eines Mannes in einer so peinlichen Lage bewohnt haben. So

war denn also der Würfel gefallen und Andreas sah seinen schnellen Entschluß zur schnellsten That gereift. Als ihn Capitain Struensee verlassen hatte, stand er eine Weile allein in seinem Zimmer und bedachte, was nun zu thun sei, denn Vielerlei lag noch vor ihm. Da fielen ihm die drei Capitaine vom Strande ein und zu ihnen sandte er jetzt und ließ sie bitten, sogleich zu ihm zu kommen.

Sie gehorchten sogleich. Wie damals, als wir sie zum ersten Male in Gertrud's Zimmer treten sahen, kamen sie auch jetzt, Bardow hinter den beiden Andern etwas langsamer herhinkend, lärmend und lebhaft herein, aber ihre Stimmung war ernster und gehaltener, ihre Begrüßung gemäßiger, denn der traurige Geist der Zeit hatte auch ihre unverwüstliche Munterkeit und Laune zu stillerem Wesen umgewandelt.

Als sie bei dem Freunde eingetreten waren und dieser sie ungewöhnlich warm begrüßt hatte, begab er sich mit kurzen Worten daran, ihnen seine Lage zu schildern und sodann seinen Entschluß mitzutheilen, Emmerslund zu verlassen, das er verkauft habe. Als sie diese höchst unerwartete Neuigkeit vernahmen, standen sie zum ersten Male in ihrem Leben stumm und verwirrt vor ihrem alten Freunde und Meister, denn ihre Gedanken hatten vor Schreck den Ausdruck verloren und ihre vom Wetter gebräunten Gesichter wurden beinahe blau vor Verwunderung und Ueberraschung. Aber dennoch sahen sie ein, daß Andreas nicht anders handeln konnte, und sie billigten daher seinen Entschluß. Wehmüthig und bis in's innerste Mark erschüttert, drückten sie ihm wiederholt

die Hände, was bei solchen der That gewidmeten Männern mehr als alle Worte sagte. Der Gedanke, von ihrem Commodore sich zu trennen, an dessen Seite sie so lange Jahre glücklich gelebt, war ihnen zu schmerzlich, und um ihre Rührung zu verbergen, beeilten sie sich, ihn jetzt zu verlassen, versprachen aber, ihm mit allen Händen bei seiner Entfernung behülflich zu sein, und Jedermann seine Absicht und seinen Aufenthalt zu verschweigen, was sie auch Beides mit einer Pünktlichkeit erfüllten, wie Andreas sie von ihnen erwarten konnte. Langsam, schweigend, mit gebückten Köpfen schlichen sie aus dem Hause und durch den Garten; kaum sprachen sie ein Wort, so lange sie im Bereich der Ohren seiner Leute waren; erst als sie unten am Strande in Bardow's behaglichem Zimmer saßen, brummten sie sich ihre Gedanken zu und vergaßen vor Leid und Schmerz zum ersten Male, ihre Unterhaltung mit einem steifen Glase Grog zu würzen, der ja sonst niemals bei einer wichtigen Versammlung fehlen durfte.

#### SECHSTES KAPITEL. DER ABSCHIED VON EMMERSLUND.

Als der Tag der Abreise des Capitain Burns und seiner Familie aus Emmerslund nun unwiderruflich festgesetzt und den Mägden und Knechten verkündet war, und diese erst begriffen hatten, um was es sich eigentlich handle, machte sich im Hofe und in den verschiedenen Gebäuden desselben eine noch nie dagewesene Regsamkeit bemerkbar. Alles was Hände hatte, bewegte sich mit

unermüdlicher Schnelligkeit, denn jeder suchte das allgemeine Werk gleich dem eigenen zu fördern und Allen kam es darauf an, ihren Eifer und Fleiß zum Wohle der hochverehrten Herrschaft auf die anschaulichste Weise an den Tag zu legen. In den Scheunen und Hintergebäuden hämmerte, sägte und nagelte es von Anbruch des Tages bis in die sinkende Nacht, keine Stunde Ruhe gönnten sich die willigen und ihrem Herrn mit Leib und Seele ergebenden Menschen. Kisten und Kasten von allen Größen wurden beschafft, und sobald ein neues Behältniß fertig war, wanderte es in's Haus, um mit Gegenständen gefüllt zu werden, die den Besitzern durch langen Gebrauch lieb und werth geworden waren, denn man kann an dergleichen todten Dingen eben so innig hängen, als an Haus und Hof. Und sobald die Frauen im Hause die Kisten gefüllt hatten, nagelten sie die Knechte zu und verpackten sie auf die drei großen Heuwagen, die in den Scheunen aufgestellt und zum Transport der wandelbaren Güter bestimmt waren. Das Hofthor hatte man weislich geschlossen, um die Augen vorübergehender Neugieriger von den Vorgängen im Innern abzuhalten, und da Niemand während der drei folgenden Tage das Gut verließ, so blieb das Geheimniß der stillen Vorbereitung streng bewahrt. Um die Hausfrau, die innerhalb des Herrenhauses ihre Anleitungen gab, bewegten sich Frauen und Mägde; um Andreas, der außerhalb desselben befahl, scharten sich die Knechte; auch Friedrich blieb stets an der Seite seines Vaters und half ihm, so weit es seine leidende Gesundheit zuließ. Und alle drei

Tage, die man bis zur Rückkehr Hans Blachmann's vor sich hatte, und dessen Ankunft man nothwendig erwarten mußte, ehe man das Gut verließ, gingen ruhig, ohne alle äußere Störung vorüber; nichts geschah, was die Besorgniß, von den Dänen überrascht oder an der so nöthigen Arbeit gehindert zu werden, im Geringsten gerechtfertigt hätte, Alles im Umkreise des Hofes blieb still, und nicht einmal ein Gerücht von einem in der Nähe vorgefallenen neuen Angriffe auf Personen oder Eigenthum verlautete. Weder dänische Beamte, die in den letzten Tagen so zahlreich und häufig erschienen waren, noch schwedische Einquartierung zeigte sich, was dem geheimen Unternehmen außerordentlich förderlich war.

So war das äußere Leben in dem sonst so gemüthlichen und harmlosen Hofe beschaffen – wie sah es aber im Innern der zu einem neuen Lebenswege sich vorbereitenden Menschen aus? Ach, so lange sie eifrig beschäftigt waren, die Bequemlichkeiten und Besitzthümer des Lebens, die sie mit in die neue Heimat begleiten sollten, zu sondern, zu ordnen, so lange schien ihr Seelenschmerz beschwichtigt oder eingedämmt; wenn sie aber Abends, ermüdet von des Tages Last und Arbeit, um den runden Tisch versammelt waren, den sie nun bald auf immer verlassen sollten, dann brach er um so lauter und ungestümer aus allen Fugen ihres Innern hervor. Da saßen sie sich denn oft stumm gegenüber, starrten sich in die vom Weh gezeichneten Gesichter und seufzten nur bisweilen laut auf; hatte aber erst Einer ein Wort der Klage fallen lassen, dann ergoß sich aus allen Herzen ein Strom

wehmüthiger Gefühle, und den Worten folgten gewöhnlich Thränen auf dem Fuße nach, die Andreas absichtlich nicht zu stillen versuchte, denn er wußte, daß das menschliche Herz am sichersten von seinem Drucke erlöst wird, wenn es sich satt und müde weint. So war der Mittwoch, der Donnerstag und Freitag wie im Fluge vergangen und endlich der Morgen des Sonnabends gekommen, an welchem Tage des Capitains Familie das heimatliche Haus verlassen sollte. Andreas hatte schon oft im Stillen gerechnet, wann Hans Blachmann von seiner weiten Reise zurück sein könne, aber immer wieder rechnete er von Neuem, weil er sich getäuscht und nicht alle Hindernisse in Anschlag gebracht zu haben glaubte. So war er in dieser Berechnung endlich zu dem feststehenden Resultate gekommen, daß der getreue Bote, wenn er sich diesmal bewähre, wie er sich immer bewahrt hatte und kein Unglücksfall ihn betroffen habe, Sonnabend Nachmittag vier, spätestens sechs Uhr in Emmerslund sein könne. Von dem Ausfall seiner Botschaft hing das Ziel der Reise des Capitains ab, denn gereist wäre er jedenfalls, und wenn sein Freund nicht mit seinem Vorschlage übereinstimmte, so war Hamburg als das nächste Ziel derselben festgesetzt. Was sich dann weiter entwickeln würde, das hatte er nicht bedacht, daran zu denken, das zu überlegen war noch Zeit genug, wenn man unterwegs und in völliger Sicherheit war. Da man auf eine helle Mondnacht rechnen konnte, so wollte Andreas dieselbe benutzen, um mit seiner Familie wenigstens über die Gränze Schleswig's zu kommen, hatte er die erst hinter sich, so

war er für alle Zeit geborgen. Schon südlich von der Demarkationslinie war er in Sicherheit, denn nur bis zu ihr standen und schweiften die Schweden und hielten die dänischen Beamten und Aufpasser ihre Augen offen, nur bis dahin reichte ihre Herrschaft, während südlich von jener Linie das preußische Aufsichtsamt begann, welches ihm kein Hinderniß mehr in den Weg legen konnte. Und bis südlich von Flensburg zu gelangen, das däuchte ihm, bei stiller Nacht, mit guten Pferden und bei seiner Kenntniß aller Straßen und Wege eine Kleinigkeit zu sein. –

Der Sonnabend-Morgen war angebrochen und Alles im Hofe und Hause war munter. Golden erhob sich die Sonne aus dem Meere und warm waren ihre Strahlen, als wollte sie ihr himmlisches Licht noch einmal in ihrer ganzen Fülle und Lieblichkeit auf die Häupter der Scheidenden fallen lassen. Die nöthigsten Arbeiten und Vorbereitungen zur Reise waren vollendet, alle mitzunehmenden Habseligkeiten waren auf die Wagen in den verschlossenen Scheunen verpackt und mit Heu und Stroh künstlich zugedeckt, damit unterwegs kein neugieriges Auge den fluchtartigen Abzug des Auswanderers etwa erspähe. Auch die Frauen waren mit ihrer Fülle von Koffern und Schachteln fertig und schon stand der große Familienwagen, in welchem Gertrud, Agathe, Helene und Friedrich fahren sollten, in Bereitschaft, während in dem kleinen Wagen Helenens Jungfer und eine treue Hausmagd Platz nehmen sollten. Andreas wollte die Reise zu Pferde zurücklegen und so waren sein treuer Schimmel, Henrik's Rappe, der noch immer in Emmerslund stand, und

die anderen Pferde, die zum Mitgange bestimmt waren, schon früh am Tage reisefertig. Aber nicht in einer Reihe hinter einander sollte der Abzug geschehen; die beladenen vierspännigen Wagen sollten in Zwischenräumen auf einander folgen, um auf diese Weise weniger Aufmerksamkeit zu erregen; die Straßen, die sie einschlagen sollten, waren den fahrenden Knechten genau bestimmt, und als allgemeiner Sammelplatz die Mühle bei Osterhusum angegeben, von wo sich der ganze Zug gemeinschaftlich seinem Ziele entgegen bewegen sollte.

So war also Alles in Ordnung und nur noch ein schweres Tagewerk war zu vollbringen – Abschied zu nehmen von den Orten, die den Scheidenden so überaus theurer geworden waren. Und da verfolgte denn Jeder seinen eigenen Weg; zum ersten Male in diesen Tagen trennte man sich, denn Jeder hatte seinen besonderen Neigungen, seinen Lieblingsstellen nachzugehen, denen er noch einmal eine ungestörte Stunde widmen wollte. Bis Mittag aber, so hatte es Andreas angeordnet, sollten Alle im Hofe versammelt sein, von da an sollte Niemand mehr das Haus verlassen, um, nach der letzten heimatlichen Mahlzeit und sobald Hans Blachmann eingetroffen war, ungesäumt den Weg antreten zu können.

Es war gegen zehn Uhr Morgens, als Gertrud, nachdem sie die Ställe und Scheunen durchwandert, das Haus verließ und mit leisem Schritt den Berg hinunterstieg, um ihren Lieblingsort, die kleine Insel, zu besuchen. Sie löste selber das Boot vom Ufer und ruderte sich langsam hinüber. O wie bleich und kummervoll war ihr Gesicht,

wie eingefallen ihre Wange, wie erloschen ihr mildes Auge, denn sie hatte drei Tage und drei Nächte lang geweint und das schmerzliche Weh des Herzens zu bezwingen getrachtet. Immer aber war es wieder von Neuem aufgebrochen und nun – sollte das Letzte, Schmerzlichste geschehen, sie sollte noch einmal auf Erik's Grabe knieen, um auch von ihm – von ihm, vielleicht auf ewig zu scheiden.

Bald war sie drüben auf der Insel, betrat den von Farrenkräutern, Epheu und Moos strotzenden Boden und ihr seidenes Kleid rauschte darüber hin. Schwarz war sie gekleidet zum Abschiede von ihrem Theuersten, das sie hinter sich ließ, denn es war ja ein wirklicher Trauertag, den sie zu überwinden hatte. Da stand sie denn unter den riesigen Buchen des kleinen Eilandes, die ihre gewaltigen Wipfel gegen den blaugewölbten Dom des Himmels erhoben und in deren kühlem Schatten, vom Rauschen des Seewindes umgaukelt, sie so manche kummervolle Stunde verlebt hatte. Langsam und von einer feierlichen Rührung bewältigt, schritt sie unter den Bäumen fort und bald hatte sie den kleinen Rasenhügel erreicht, den die herrlichsten Blumen schmückten. Bis jetzt war sie ruhig geblieben und hatte mit festem Willen den immer höher fluthenden Schmerz bezwungen; als sie aber diesen kleinen immergrünen Hügel sah, da brach er gewaltsam hervor, und, in Thränen fast zerfließend und ein lautes Jammergeschrei ausstoßend, warf sie sich auf die Kniee und küßte die geliebte Muttererde, unter welcher der Kopf des Verunglückten ruhte. Das war der schmerzlichste Augenblick ihrer Trennung von der Heimat; war er

erst überstanden, so war Alles, was vor ihr lag, eben und leicht. Und merkwürdig genug, als sie so da lag, zu Gott betete und in die Erde hinabsprach, da wurde ihr plötzlich leicht um's Herz, leichter, als ihr lange gewesen war. Kam es nun daher, daß ihr Schmerz den höchsten Grad erreicht hatte und nicht tiefer in ihrem Herzen fressen konnte, kam es daher, daß ein Schmerz den anderen, der Abschied von Erik's Grabhügel und der, von Emmerslund, sich gegenseitig bekämpfte und niederschlug, oder hatte Gott mit seinem himmlischen Finger ihr Herz berührt und es zum Aufschauen zu ihm ermuthigt – genug, die göttliche Wirkung war da. Nachdem sie eine Weile auf den Knien gebetet hatte, fühlte sie plötzlich eine sanfte Wärme ihr Herz umziehen, der gewaltige Schmerz ließ nach und das Rauschen des Seewindes, der eben stärker über die Wogen schwoll, flüsterte, wie eine beruhigende Musik, sanften Frieden in ihr Herz. Sie stand auf und setzte sich auf den Hügel. Ihr ganzes Leben durchflog sie von Anfang an, so weit zurück sie denken konnte, bis auf den heutigen Tag, und Alles in Allem genommen, fand sie Vieles, in dessen Besitz sie sich noch glücklich schätzen konnte, denn Vielen war Mehr genommen und Weniger geblieben als ihr. Da, so sehr sie sich eben noch beklagt, dankte sie Gott aus warmem Herzen und verhiess, unwandelbar treu ihren Pflichten zu leben, mit ihrem Loose von jetzt an zufrieden zu sein und nicht mehr an sich, sondern an Andere zu denken. Als sie erst soweit gekommen war, wurde sie von Minute zu Minute ruhiger, gefaßter, so daß sie endlich aufstehen und Blumen

pflücken konnte, die gütige Hände und die Natur selber um das Grab herum ausgestreut, und als sie eine Hand voll davon gesammelt hatte, bereitete sie sich zum Scheideblick vor. Und sie wunderte sich später selber darüber, daß sie keine Thräne mehr dabei vergossen; mütterlich breitete sie die Arme über den theueren Boden, küßte ihn noch einmal und sagte dann sanft: »Lebe wohl, lebe wohl, mein Sohn, dort oben sehen wir uns wieder!« Und einen langen, einsaugenden Blick über die ganze Insel, auf die Baumwipfel, den Himmel darüber und das kühle Grab in ihrem Schatten werfend, ging sie langsam und gehobenen Geistes nach ihrem Boote zurück, fuhr sich über den schmalen Wasserstreif und stieg vollkommen besänftigt den Andreasberg hinan.

Wohin aber begab sich Agathe? Schweigsam, bleich und ebenfalls in Trauer gekleidet, besuchte sie alle Stellen des Gartens, des Berges, an die sich irgend eine Erinnerung ihrer unschuldsvollen Jugend knüpfte. Wo sie als Kind mit Friedrich gespielt, wo sie als Jungfrau seine Gegenwart herbeigewünscht, wo sich die reine Flamme ihres Herzens entwickelt hatte, da trat ihr Fuß leise und wehmüthig auf. Auch sie pflückte von diesen Lieblingsstellen die schönsten Blumen, band sie in einen Kranz zusammen und schritt dann leise, wie sie gekommen, wieder in ihr Zimmer zurück, wo sie sich einschloß, auch ihr junges Leben in Gedanken durchflog und auf ihre Kniee sank und Gott bat, ihre Zukunft lichter zu gestalten, als ihre Gegenwart war. –

Helene war unterdeß an den Strand hinabgegangen und hatte das Epheuhaus aufgesucht, in dessen grünbewachsenen Mauern sie nun nicht mehr länger athmen sollte. Zuerst ging sie zu dem alten Bardow, der bis Mittag zu Hause blieb und dann auf den Berg kommen wollte, um bis zur Abreise dazubleiben, dankte ihm für alle seine Freundschaft und Gefälligkeit und schenkte ihm, was sie im Hause an Möbeln und Geräthschaften zurückließ. Denn daß sie nicht wieder dahin zurückkehren würde, hatte ihr eine Ahnung gesagt, die zu wohlbegründet war, um sie täuschen zu können. Alsdann nahm sie den Schlüssel von der Wand, wo er immer hing, und stieg allein in ihr Zimmer hinauf, dessen Thür sie fest hinter sich schloß. Da rückte sie denn, wie sie so oft gethan, den glänzenden Sammtsessel an das Fenster, ließ ihre herrlichen Glieder noch einmal hineinsinken, faltete die weißen Hände im Schooße zusammen und blickte träumerisch auf das blaue Meer hinaus.

So hatte sie oft in vergangenen Tagen gesessen, gedacht, gewünscht, gehofft – ihre süßesten jugendlichen Gefühle hatte sie an diesem Fenster verträumt und weit, weit hinaus waren von hier ihre Blicke durch die blauen Lüfte und die rauschenden Wasser geflogen. Wo waren die Gefühle, die Gedanken jener Jugend geblieben? Da, wo sie immer und alle sich verlieren, – in das tief beschattete Reich ewig begrabener Vergangenheit waren sie hinabgesunken. Diese Vergangenheit war oft lieblich, freundlich und süß gewesen, oft aber hatte auch ein Sturm darüber gefluthet, den sie jedoch immer kräftig

bezwungen und abgewartet hatte. Jetzt aber hatte sie die rauhe Hand der erbarmungslosen Welt erfaßt und schleuderte sie hinaus in eine unabsehbare dunkle Zukunft. Oder irrte sie sich – war dem nicht so? War ihre Zukunft hell, glänzend, sonnig wie das Licht, das jetzt aus dem blauen Himmel herab golden über das Wasser funkelte? Sie warf einen fragenden Blick darauf – ein lebendiger Strahl glühenden Lebens zitterte durch ihre Brust, sie fühlte ihr Herz im Busen klopfen, so stürmisch, daß sie die Hand darauf drücken mußte, um seinen Schlag zu besänftigen. »O,« sagte sie, »wie ich plötzlich so heiter, so glücklich, gleichsam von Wonne berauscht mich fühle – war das Gottes Stimme, die diesen Ton in meiner Seele erweckte? O mein Gott!« – und auch sie sank auf ihre Kniee und betete laut: »O mein Gott – täusche mich nicht – mache auch mich einmal glücklich – ich bin ja in meinem Leben so lange unglücklich gewesen – ich möchte auch einmal die wonnigen Tropfen Deines köstlichen Segens kosten, den Du so reich, so überreich auf die Erde gestreut – gib mir – gib mir – nein! Noch nicht! Noch darf ich es nicht so laut sprechen, was in meinem Herzen lebt – der Tag dazu ist heute noch nicht da – wir müssen erst fliehen, fliehen aus dieser schönen, herrlichen, paradiesischen Welt in eine andere, und wer weiß, wie es da ist. Also jetzt nur meinen Dank, o Gott, für die seligen Stunden meiner Erkenntniß und Hoffnung, die Du mir hier geschenkt; nimm ihn besonders dafür an, daß Du mich Einsame, Trostlose, Verlassene hier so edle und

rechtschaffene Menschen finden ließeſt – und bleibe ihnen und mir hold auf den neuen Wegen, die wir von heute an betreten werden. Amen!« –

Langſam, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, das Haupt halb auf die Bruſt geneigt, ſchritt Andreas zuerſt über die Felder hin, die biſher ſein Eigenthum geweſen waren. Von jeder Strecke Landes wußte er, was es für Frucht getragen, und er ſagte im Stillen jeder Scholle Dank dafür, daß ſie ſeine Wohlhabenheit vermehrt hatte, was eigentlich ein Dank an den Schöpfer war. Als er dieſen weiten Rundweg vollendet, kehrte er in ſeinen Garten zurück und betrachtete Blumen, Bäume und Rasen, die er eigenhändig gepflanzt und mit ganzer Liebe gepflegt hatte. Nachdem er ſein von tauſend widerſtreitenden Gefühlen flammendes Auge an allen dieſen Einzelheiten ſattsam geweidet, blickte er ſich rings um, ob ihm auch Niemand folge, und da er ſich allein ſah, ſtieg er die Treppe hinan, die auf die Spitze der Warte führte. Da ſtand er denn auf dem höchſten Punkte des ganzen Landes und blickte nach allen vier Weltgegenden hin. Wie oft hatte er hier oben geſtanden, in glücklichen Friedenszeiten, um den Segen zu überſchauen, den ihm Gott verliehen, und in traurigen Kriegeszeiten, um den nahenden Feind oder auch die nahende Hülfe dagegen zu erſpähen! Und jetzt ſtand er zum letzten – letzten Male da. O, das war ein trüber, ſchwerer, wehmüthiger Blick, mit dem er von Oſten nach Weſten, von Süden nach Norden ſchweifte. Aber er mußte gethan werden und Andreas that ihn herzhaft. Da flog denn zuerſt ſein Auge nach

dem Meere, seinem alten Liebling, hin, wo er so oft die geblähten Segel schon aus der Ferne geschaut und dem kühnen Schiffer seinen Seemannsgruß zugewinkt hatte. Bitter aber wurde dieser Blick, in grimmige Falten zog sich des Mannes Mund, als er die Küste von Alsen traf, wo das Heerlager seiner unversöhnlichen Feinde, der Dänen, war, die sein Vaterland zu Grunde gerichtet und ihn selbst so elend gemacht, indem sie ihn von Haus und Hof in die weite Welt trieben. Noch einmal ließ er seinen Blick nach dem Meere fliegen, sah in der nebelhellen Ferne einige Segel auftauchen und am dunkelblauen Horizonte verschwinden und kehrte dann langsam nach dem Sundewitt zurück, wo ihm Rasmus Harms' neues Haus in's Auge fiel. »Lebewohl!« sagte er, »in Deinen Räumen hat auch einmal eine treue Seele geathmet – sie wird Dich nicht wiedersehen – ich werde ihr aber den letzten Gruß von Dir bringen. Lebewohl, Rasmus Harms, lebe wohl!« – Mit schwererer Ueberwindung sodann, immer wieder von Neuem dahin zurückkehrend, wandte er sich vom Meere ab; aber das flüssige, glänzende Element, welches ein frischer Südost kräuselte, der von Stunde zu Stunde heftiger wurde, schien ihn mit magnetischer Kraft an sich zu reißen, so daß er sich kaum von ihm losmachen konnte. »Ich *will* es nicht mehr sehen, das verlockende Meer,« murmelte er zwischen den Zähnen und stampfte, unzufrieden mit sich selber, den Fuß auf den Boden, aber immer haftete sein Auge wie gebannt darauf. »O

Gott,« sagte er endlich, »es ist kein Wunder, daß ich dieses Wasser so liebe! Habe ich doch dreiviertel meines Lebens darauf zugebracht, sein freundliches Murmeln und sein zorniges Brüllen verstanden, und hat es mich doch so lange, soweit und immer so sicher an seinem Busen getragen.« Und auch er sank hier oben im Angesicht des blauen Himmelsdomes und des von Gott geschaffenen weiten Meeres nieder und betete laut:

»Wohlan denn, ich gehe! Ich danke Dir, mein Gott, für allen Segen, den Du mir in tausenderlei Gestalt aus Deinen Wolken hier herabgesandt hast. Segen und Fruchtbarkeit, Wärme und Kälte zu rechter Zeit hast Du mir gegeben, und Freude und Genuß ist dadurch alle Tage hervorgesproßt, wo mich Dein leuchtendes Auge geweckt hat. Daß ich jetzt Schmerz und Trübsal habe – nun wohl, dazu hast Du mir ja eine männliche Seele gegeben, und wir Alle werden mit Deiner Hülfe den Schlag überwinden, der uns bedroht. Ich danke Dir also auch für diese feste Seele, o Gott, und bitte Dich, laß Deinen Segen auf diesem Lande, dieser Stätte ruhen, wenn mein Fuß sie nicht mehr betritt, mein Auge sie nicht mehr schaut.«

Mit gewaltiger Selbstüberwindung riß er sich endlich von der Stätte los, ohne noch einen Blick auf das Meer zu werfen, damit es ihn nicht wieder verlocke – und dann rückwärts über das breite grüne Land hinschauend, welches er einst das Seine nannte, winkte er mit seinen Armen grüßend darüber hin und – stieg langsam hinunter.

Als er im Hofe anlangte, fand er denselben ungewöhnlich still, denn die Dienstleute waren beim Essen und seine Familie erwartete ihn im Speisesaal. Als er diese öde Stille auf dem sonst so belebten Hofe sah, beschlich ihn ein dumpfes Vorgefühl von dem Schweigen, welches hier herrschen würde, wenn er heute Abend selber das Gut verlassen hätte, und von einer seltsamen Empfindung bedrückt, als ob diese Räume nichts Heimatliches, Gemüthliches mehr für ihn umschlossen, in keiner Verbindung mehr mit ihm ständen, oder wohl gar schon ein ihm feindlich gesinntes Element beherbergten, sehnte er sich, sie so schnell wie möglich zu verlassen. Im Gartensaa-le fand er alle Mitglieder seiner Familie schweigsam auf den Stühlen umher sitzend und ihn erwartend. Er nickte ihnen einen Gruß mit dem Kopfe zu und zog die Glocke. Das war das Zeichen, daß man das Essen auftragen solle. Alle stellten sich jetzt auf ihre Plätze um den Speisetisch, beteten leise und setzten sich dann. Kein Wort wurde gesprochen, Keiner blickte den Anderen an, um nicht durch das trübselige Gesicht desselben an die gegenwärtige Lage noch mehr erinnert zu werden.

Da ging die Thür auf und herein trat Ernst Baring, der jetzt gewöhnlich bei Tische bediente, und hinter ihm die alte Hausmagd, die heute zum letzten Male ihren Dienst in des Capitains Familie verrichtete, denn sie kehrte zu ihren Verwandten nach Barsmark zurück. Ihre dickver-schwollenen Augen deuteten genügend an, welche Gefühle auch ihr Herz bewegten. Sonst hatte sie immer schweigend die Suppe vor die Hausfrau gestellt und sich

dann hinter ihren Stuhl begeben, heute aber führte sie nur den ersten Theil dieser althergebrachten Sitte aus, denn als sie die Suppe auf den Tisch gestellt, vergaß sie ihren Dienst, faltete die Hände, brach in lautes Schluchzen aus und preßte die Worte hervor: »Ach lieber Gott, ach lieber Gott, das ist die letzte Suppe für meine gute Herrschaft!«

Kaum hatte sie diese Worte mehr ausgestoßen als gesprochen, so brach der zurückgehaltene Strom Aller mit einer wahren Leidenschaft hervor. Alle weinten und schluchzten laut, worüber Andreas verwundert sein Haupt erhob und sich rings umschaute. Als aber der erste heftigste Schmerzensausbruch vorüber war, stand er von seinem Stuhle auf und blickte jeden Einzelnen fragend an. »Was weint Ihr, meine Lieben?« sagte er sanft, »Bezwinget Euern Schmerz und richtet Eure Gedanken zu Gott empor, der Euch noch so Vieles gelassen hat, nachdem er Euch blos Eure bisherige Heimat entzogen. Blicket Euch um – sind wir nicht Alle bei einander? Ein Freund fehlt uns zwar, der mit zu unserer Familie gehört, aber er wird nicht immer fehlen, nur Stunden und Tage liegen zwischen ihm und uns, und seine ermunternde Stimme wird uns bald wieder begrüßen. Sind wir also nicht glücklich zu nennen, daß wir Alle noch beisammen sind? Kann sich nicht Einer auf den Anderen stützen, Einer den Anderen trösten? O, stützet Euch auf mich, und soweit und soviel es meine schwachen Kräfte vermögen, will ich Euch zu trösten versuchen!«

»Ach!« seufzte Gertrud, »aber wir ziehen ja in die Fremde.«

»Ja, in die Fremde – dahin ziehen wir freilich, aber sie wird es uns nicht lange bleiben, denn auch hier waren wir einst fremd, und jetzt ist uns jeder Baum fest in's Herz gewachsen. So wird es auch an anderen Orten sein. Oder glaubt Ihr, daß Gottes Sonne an diesen anderen Orten nicht so glänzend scheint wie hier? – O, jammere nicht, mein treues Weib, so sehr um diese Heimat, wir haben ja Alle auf Erden keine, und was Du so nennst, das wird er Dir geben, und Regen und Sonnenschein wird er auf unsere Felder senden, und gute und ehrliche Menschen wird er uns auch entgegenführen, wie er es hier gethan hat. Wohlan denn und seid getrost! Die Welt ist groß und viele Häuser hat des Menschen Hand erbaut und unter allen läßt sich arbeiten und ruhen, wenn dieser Mensch selbst zufrieden und gottgetreu ist. So stillt denn Eure Thränen und esset die Speise, die uns auch heute Gott gegeben – und er wird auch morgen und künftig für Euch sorgen. Amen.«

Alle setzten sich nach diesen Worten; die Mutter füllte die Teller und Ernst Baring trug sie herum. Keiner aber sprach ein Wort während der folgenden Mahlzeit und nie war eine so schweigsam in Emmerslund abgehalten worden.

Als das Essen vorüber war, blieben Alle im Saale zurück. Auf Andreas' Anordnung mußte Alles an Kleidern und sonstigen mit in die Wagen zu nehmenden Gegenständen im Zimmer bereit liegen, damit kein Augenblick

verloren gehe, wenn die Zeit der Abfahrt gekommen wäre. So liebte er es, so hatte er es immer gehalten. Helene sprach leise mit Friedrich, Agathe mit der Mutter, Andreas ging still auf und ab. So verging eine halbe Stunde und oft sah der Capitain nach der Uhr, die er beinahe immerwährend in Händen hielt. Da traten die drei Capitaine vom Garten herein, die Tücher vor den Augen haltend und beinahe nicht wagend, einen Blick auf die Scheidenden zu werfen. Kaum aber hatten sie Andreas' ernstes Antlitz bemerkt und den Wink verstanden, ihren Schmerz zu bewältigen, so faßten sie sich und fingen ihre Rede an, die ein seltsames Gemisch von Traurigkeit und Hoffnung auf Wiedersehen bildeten. »Macht es kurz, meine Freunde!« rief Fritz wiederholt Andreas zu. »Ihr seht ja, wie es hier geht.«

So drängten sie sich um ihn und schüttelten ihm die Hände und flüsterten leise, so leise sie flüstern konnten. »Mir ist zu Muthe, Cap'tain,« stöhnte Köhlwetter, »als ob ich meine Flagge vor'm Feinde gestrichen hätte.«

»Und mir,« sagte Mevissen, »als ob mir das Steuer meines besten Schiffes zerbrochen wäre!«

»Ach!« seufzte der lahme Bardow, »als ich die alte Lore verlor, war ich traurig, sehr traurig, – aber heute – heute bin ich leck durch und durch!« Und er zog wieder sein Tuch vor's Gesicht und heulte dahinter, wie eine tobende Windsbraut.

»Wollen wir noch ein Glas zum Abschiede trinken, Freunde?« fragte Andreas plötzlich.

Alle Drei rissen die Augen auf und schauten ihn muthig an. »Ja!« riefen sie Alle wie auf Commando und Gertrud ging sogleich hinaus und ließ einige Flaschen und Gläser bringen, die sie für diesen Fall in Bereitschaft gehalten hatte. So tranken sie sich gegenseitig Muth zu und auch die Frauen thaten ihnen Bescheid, wie es im Norden die Sitte mit sich bringt.

Andreas aber war es dadurch gelungen, eine andere Stimmung hervorzurufen, denn er kannte ja seine Freunde. Als sie aber nun im harmlosen Plaudern mit der Familie begriffen waren und nicht mehr von Scheiden und Wiedersehen sprachen, löste sich Andreas von ihnen los, ging in den Hof und sah in den Ställen nach, ob Alles bereit sei, wie er es angeordnet. Alles war nach seinen Befehlen geschehen, die Pferde standen angeschirrt und gesattelt, die Knechte gerüstet daneben. »Wann geht es los?« fragte der alte Peter, der die vier Schimmel vor'm Familienwagen fahren sollte.

»Sobald Hans Blachmann zurück ist – auf ihn warte ich allein. Joachim, Du fährst mit dem ersten Packwagen voran – bist Du bereit?«

»Alles bereit, Cap'tain!«

»So ist es gut. Steige Einer auf die Warte und schaue nach Apenrade hinunter. Sobald er einen Reiter kommen sieht, meldet er es mir.«

So verging die Zeit. Andreas wurde schon ungeduldig, obschon es noch nicht vier Uhr war. Er lief ab und zu, sah nach Diesem und Jenem und kehrte mit der Uhr in der

Hand, die ihm nie so langsam gegangen war, in das Zimmer zurück, denn er fühlte sich von einer Unruhe verzehrt, wie er sie nie in seinem Leben empfunden hatte und die ihm eben so peinlich wie unerklärlich war.

Endlich um halb fünf Uhr sprang ein Matrose von der Warte herunter. »Er kommt!« rief er in's Zimmer hinein – »Ich habe ihn gesehen.«

Und so war es; fünf Minuten später trabte Hans Blachmann in den Hof, der ihm schon geöffnet war, schwenkte den Hut und rief sein freudiges: »Halloh, Cap'tain!«

»Seid Ihr da, Junge?« rief dieser fröhlich und trat an das triefende Pferd, das lustig wieherte, als es seinen Stall vor sich sah. Hans Blachmann zeigte einen vom scharfen Ritt gedunsenen Kopf, hatte steife Glieder und konnte kaum vom Sattel herunter. Andreas half ihm selber und fragte, ob er auch heil davon gekommen sei?

»Erst recht, Cap'tain – und der Däne auch – bei Gott, ein herrliches Thier!«

»Nun, dann behaltet ihn zum Andenken an mich und an diesen Ritt!«

Hans Blachmann riß die Augen weit auf – »Ich soll Hamlet den Dänen haben, Herr?«

»Ja,« versetzte Andreas, ihm die Hand schüttelnd. »Ihr habt ihn verdient.«

»Nun, dafür bringe ich auch gute Botschaft, Cap'tain!«

»Woher wißt Ihr, daß sie gut ist – Ihr habt also den Cap'tain Buhst getroffen?«

»Erst recht – und daß die Botschaft gut ist, sagte er mir selber. Reit' zu, reit' zu, Kerl, sagte er mir beim Abschiede, als er mir den Brief gab, damit er zur rechten Zeit ankommt, Deinem Herrn ist viel daran gelegen – Du trägst ihm eine gute Botschaft zu. Und da ist der Brief, Cap'tain.« Andreas überhörte Alles, er hatte nur den Brief im Auge. Er eilte damit in's Zimmer, riß ihn auf und las folgende herzliche Worte:

»Mein armer Freund! Daß Du in so großer Noth bist, schmerzt mich tief, aber ich habe dergleichen vorhergesehen. Säume keine Stunde länger und komme sogleich. Daß Du mir immer willkommen bist, wußtest Du schon, als Du an mich schriebst, also spreche ich nicht davon – Du bist ein Schleswiger und ich ein Holsteiner, und das ist Eins, so lange der alte Gott im Himmel lebt. Mein Haus in Marschlund steht leer und ganz zu Deiner Verfügung. Damit Du Alles zu Deinem Empfange daselbst vorbereitet findest, gehe ich schon heute Nachmittag selber dahin, denn ich muß der Erste sein, der Dich in der neuen Heimat willkommen heißt. Bei uns ist tiefer Frieden auf der Oberfläche, aber unten grollt und sprudelt es. Von den Dänen merkt man nichts. In Rendsburg aber giebt es alle Hände voll zu thun, denn sie haben beschlossen, wie Männer zu fechten, und zu siegen oder zu sterben. Leider dürfen wir selber nicht mit, denn auf uns sehen viele Augen, für die wir leben und wirken müssen. Gott gebe seinen Segen! Eile,

eile, es erwartet Dich jede Stunde Dein alter Kamerad, Freund und Bruder.«

»Gott sei gedankt!« rief Andreas mit einem lauten Seufzer. »Ich wußte es ja! Nun aber vorwärts, Kinder, ich habe keine Ruhe mehr; der Boden von Emmerslund brennt unter mir. Macht Euch fertig, ich werde die Wagen abfahren lassen.«

»Ihr wollt doch nicht schon bei Tage fort?« fragte der alte Bardow. »Wartet noch ein paar Stunden, die Nacht ist sicherer als der Tag und der Mond bleibt hell – wir haben einen steifen Südost! Bah!«

Das letzte Wort sagte er zu sich selber, denn Andreas war schon auf dem Hofe und ließ die drei Lastwagen anspannen. Das Werk war in wenigen Minuten geschehen; sobald der erste fertig war, fuhr er ab. Andreas fiel es wie Blei von den Schultern, als er die vordersten Räder über die Steine des Hofes rollen hörte. Er konnte auch keine halbe Stunde warten, bis er den zweiten abfahren ließ, nur gebot er ihm, langsam zu fahren, um den ersten nicht einzuholen. Zehn Minuten nach dem zweiten folgte der dritte.

»So!« sagte Andreas nun zu sich selber. »Sie sind weg. Nun, Peter, führt die Schimmel heraus und legt sie vor den großen Wagen – Claus, vorwärts, die Füchse vor den kleinen – halloh, alle Händ' angelegt, Bursche!«

Die Befehle des Herrn, mit dem alten gebieterischen Tone gesprochen, wurden sogleich vollstreckt. So war allmählig Alles zur Abfahrt bereit. Als die Frauen vom Fenster aus die Anstalten dazu so eilig treffen sahen, fingen sie auch an sich zu rüsten, nur Gertrud nicht, denn sie konnte sich so schnell von ihrem Hause nicht trennen, da sie erst den Abend zur Reise bestimmt geglaubt hatte. Vom Augenblick des wirklichen Abschiedes ergriffen, vergaß sie Andreas' Anordnungen, lief weinend im ganzen Hause umher, drückte den zurückbleibenden Mägden wiederholt die Hände und hatte ihnen noch tausend verschiedene Dinge zu sagen. Andreas bemerkte die Zögerung sehr wohl, aber er wollte ihr den kleinen Trost nicht entziehen, den sie, wie er wußte, aus ihren Klagen schöpfte, obgleich er gern rascher fortgekommen wäre. Deshalb begab er sich wieder in den Hof; und da er Alles in Bereitschaft, die Pferde vor den Wagen, die Kutscher Peitsche und Zügel in der Hand halten sah, um welche herum die drei Capitaine beinahe verduzt vor Weh standen, trat er an die Hundehütten, löste eigenhändig die Ketten der Doggen und sagte: »Ihr geht auch mit!« – Die Hunde heulten übermäßig und umsprangen die Pferde, denn sie wußten nun, daß sie nicht allein zu Hause bleiben sollten. In diesem Augenblick trat Agathe, schon den Hut auf dem Kopfe, in die Hausthür und rief den Vater hinein, der eben seinen Mantel und Hut ergriff, die auf einem Stuhle lagen. »Was willst Du, mein Kind?« fragte er sanft, in diesem Momente mehr erschüttert, als er selber für möglich gehalten.

»Bitte, komm geschwind – so eben ist ein Herr vom Strande herauf in den Garten getreten und blickt sich nach allen Seiten um.«

»Laß ihn nicht herein, damit er nicht unsere Anstalten sieht!« rief Andreas, warf Mantel und Hut wieder hin und schaute in den Garten, an dessen Ende er sogleich einen alten Mann wahrnahm, der sich langsam dem Hause näherte. Er ging an einem Krückstocke und hinkte etwas, war fein wie ein vornehmer Reisender gekleidet und hatte ein ehrwürdiges Ansehen.

»Der thut uns nichts,« sagte Andreas zu sich, trat sogleich in den Garten und schritt schnell dem alten Herrn entgegen, der stehen blieb, als er den Capitain sich ihm nähern sah. Als dieser ihn erreicht hatte, erkannte er einen Fremden, wenigstens erinnerte er sich nicht, ihn je gesehen zu haben. Der Fremde nahm tief den Hut ab, verneigte sich ehrerbietig und ließ dabei ein süßes Lächeln über sein wohlgenährtes und etwas dunkelfarbiges Gesicht laufen, was aber Andreas nicht genau beachtete, da er augenblicklich mit ganz anderen Dingen beschäftigt war.

»Habe ich die Ehre, den Capitain Burns vor mir zu sehen?« fragte der alte Herr verbindlich.

»Ja, mein Herr, der bin ich – wen habe ich die Ehre –?«

»Pst! Mein Herr – sind wir allein? Ich weiß nicht, ob ich mich Ihnen zu erkennen geben darf – ich fürchte mich vor den Schweden, die hier herum stehen sollen –«

»Sie irren sich, die Schweden sind nicht in der Nähe – auch sind wir allein und Sie haben hier Niemand zu fürchten.«

»Doch, doch – ich bin ein alter Mann, wie Sie sehen, und die Zeiten sind für unsereins trübe – ich – habe Ihnen einen Gruß zu bringen – von einem Freunde – an den Sie vielleicht jetzt nicht denken.«

»Von wem? Nennen Sie ihn mir.«

»Ich habe erst vor acht Tagen Kopenhagen verlassen und dort Henrik Paulsen kennen gelernt –«

»Ah, mein Herr, dann seien Sie mir zehnfach begrüßt – was bringen Sie mir von ihm?«

»Viele herzliche Grüße – er hat Hoffnung, bald bei Ihnen zu sein – ich konnte ihn nur flüchtig vor meiner Abreise sprechen und da versprach ich ihm vor allen Dingen zwei Aufträge in dieser Gegend zu besorgen – einen für Sie – und den andern für Rasmus Harms da drüben im Sundewitt, woher ich soeben komme. Ich habe dem alten Harms einen Brief gebracht und er hat mich selber herübergefahren.«

»So sind Sie also zu Wasser gekommen?«

»Ja, Herr Capitain; mein Boot liegt unten an Ihrer Insel, wie mir Harms sagte, und ich muß sogleich wieder abfahren, denn mein Wagen erwartet mich im Sundewitt und ich fürchte, daß der Wind gegen Abend heftiger wird.«

Andreas warf einen Blick nach dem Himmel. Die Wolken zogen wirklich etwas stürmisch darüber hin und der Südost hatte sich in einen steifen Ost-Ost umgedreht.

»Ja,« erwiderte er, »es ist etwas kühlig für Sie auf dem Wasser, aber es geht noch. Fahren Sie sogleich wieder ab?«

»Auf der Stelle, sobald ich Ihnen die Hand geschüttelt habe, denn meinen Gruß habe ich ja bestellt. Ich muß heute Abend noch in Schleswig sein. Wenn Sie noch etwas von Henrik hören wollen, so begleiten Sie mich ein Stückchen, da Sie wohl nicht in der Zeit so bedrängt sind wie ich.«

»Gern,« sagte Andreas arglos, der jetzt nur an Henrik dachte und, Agathen herbeirufend, die in der Gartenthür stehen geblieben war, flüsterte er ihr zu: daß er sogleich zurückkehren werde und daß Alle unterdeß einsteigen sollten. Gleich darauf schritt er neben dem Fremden her, der den Berg hinab etwas rascher zu gehen begann, was Andreas nicht unlieb war.

»Meine Sendung in Schleswig ist geheim,« sagte der Fremde; »man kann also in diesen Zeiten nicht vorsichtig genug sein. Als ich Sie aber vorher sah, erkannte ich Sie sogleich, denn der gute Henrik hatte mir eine so getreue Beschreibung von Ihnen geliefert, daß Sie nicht zu verkennen waren.«

»Und was macht er – wie sieht er aus – ist er wohlauf?«

»Vortrefflich. Das Leben in Kopenhagen bekommt ihm trotz der Gefangenschaft sehr gut. Er hat eine leidliche Wobnung. Anfangs zwar mag es ihm nicht so gut gefallen haben, da mußte er viel aushalten; als aber der alte Parrhisius erst sich seiner angenommen hatte, da war das

Schlimmste überwunden. Der hat ihn wie einen Sohn behandelt.«

»Ja, das hat er – er muß ein prächtiger alter Mann sein –«

»Woher wissen Sie das?« fragte der Herr mit seinem freundlichsten Lächeln, wobei jedoch sein Auge seitwärts einen funkelnden Blick warf.

»Woher ich das weiß?« fragte Andreas etwas stutzig und sah sich seinen Begleiter etwas genauer an, dessen Stimme ihm plötzlich bekannter vorkam, obwohl er sich nicht besinnen konnte, wo er ihn schon früher gesehen. »Ach,« sagte er – »sagen Sie mir, haben wir uns vielleicht schon einmal gesehen? Und wo war das?«

»Nun, so rathen Sie einmal – ich denke auch eben daran – wo war das? Aber es war vor Jahren und weit weg von hier –«

Andreas neigte den Kopf und besann sich, denn es schien ihm daran zu liegen, den Mann zu erkennen. Dabei schritt er aber immer weiter in Gedanken fort und war jetzt beinahe bis an die Ausmündung des Weges nach dem Strande gelangt. Endlich sagte er: »Nein, ich finde nichts – helfen Sie mir.«

»Ja, Herr Capitain, ich will Ihnen helfen, aber nicht heute kann ich Ihnen das sagen, denn meine Zeit ist abgelaufen, ich muß hinüber; in einigen Wochen aber kehre ich zurück und dann erlaube ich mir, auf längeren Besuch bei Ihnen vorzusprechen. Bis dahin denken Sie nach, wer ich wohl sein könnte.«

»Sie werden mir immer angenehm sein,« sagte Andreas, in diesem Augenblicke nicht daran denkend, daß er in einigen Wochen nicht mehr in Emmerslund sein werde. »Aber haben Sie es so sehr eilig – ha – was ist das?«

Andreas blieb stehen, denn östlich von Rasmus Harms' Hause, dicht unter Warnitz-Kopf, lag ein Schooner unter vollen Segeln. Er war ohne Flagge, das hatte des Seemanns Auge auf den ersten Blick erkannt. Plötzlich starrte sein Fuß zurück – seine Arme hoben sich empor, als scheue er sich, einen Schritt vorwärts zu thun, denn vor seinen Augen, vor seiner Seele drang sich ein schreckliches Gesicht auf, aus dessen hohlen Augen ihm die Gefahr riesengroß entgegengrinste. Dann einen Blick auf seinen Gefährten werfend, der höhnisch lachte, sah er, daß dieser seinen Hut mit der einen Hand, seine graue Perücke mit der andern abnahm und sich aufrichtend sagte: »Kennen Sie mich noch nicht?«

»Wie? Was sehe ich? Sie sind der Spion, der im vorigen Jahre in der Nacht, als die Freischaaren hier waren, mir einen Brief meines Sohnes brachte?«

»Ja, Capitain Burns, der bin ich – ich bin Olaf Larssen und ich verhafte Sie im Namen Sr. Majestät des Königs von Dänemark!«

O, wozu werden die Namen der Könige mißbraucht! –

Andreas stand wie vom Donner gerührt, denn aus dem Gebüsch an seiner Seite traten sechs Männer mit gezogenen Messern hervor, schlossen sich dicht um ihn und trieben ihn mit Gewalt dem Strande entgegen.

Andreas, so unvorhergesehen, beinahe im Augenblick seiner Flucht von einer Heimtücke und Uebermacht ergriffen, schien willenlos, ein Kind geworden zu sein, denn er gehorchte und folgte wie ein solches beinahe mechanisch. Keinen Laut gab er von sich, aber in seiner Brust stieg eine Wolke auf, die einen zermalmenden Blitz in sich schloß. In Zeit von drei Minuten saß er in einem Boote, welches am Landungsplatze lag, den man vorher nicht übersehen konnte, weil der Weg am Ende eine Biegung machte, und gleich hinter ihm sprangen seine Feinde hinein, griffen zu den Rudern und trieben es mit ächtem Seemannsschlag durch die hochgehenden Wellen dem Schiffe entgegen.

Andreas schien nichts zu sehen; aber er sah Alles, was für ihn zu sehen war, und das war viel. Das Boot war zu klein für acht Menschen bei hohem Wellenschlag. Der Schooner war weit entfernt, die Gefahr also, der man sich aussetzte, nicht gering. Andreas saß in der Nähe des Steuers, dessen Handhabe der commandirende Offizier, einer der sechs Männer, der zu seiner Rechten saß, gefaßt hatte; ihm zur Linken, dicht an ihm, saß der Betrüger, der Verräther, der Spion – Olaf Larssen, der sich den Schweiß von der Stirn trocknete, den ihm das Mühsal seines traurigen Berufs und die Freude des Gelingens seines teuflischen Planes hervorgelockt. Andreas, starr wie ein Bild von Stein; mit marmornen Zügen, ohne Regung und fast ohne Athem, schien seine Gedanken verloren zu haben. Wer aber glaubte, er denke nicht, der hatte sich schwer

geirrt. Denn er dachte in diesem bedeutungsvollen Augenblicke Größeres, Schrecklicheres, als er je zuvor gedacht. Plötzlich raffte er sich zusammen und schüttelte sich wie ein Löwe, der den Kampf mit einem Elephanten beginnen will. Sein Auge glühte wild auf wie eine verzehrende Flamme und mit diesem glühenden Auge blickte er Olaf Larssen an.

»Was sehen Sie mich so trostlos an?« fragte dieser höh-nisch.

»Können Sie den Blick eines Mannes nicht ertragen?«

»Sie haben nicht den Blick eines Mannes, sondern den eines Tigers.«

»Sagen Sie eines Löwen, denn dazu haben Sie mich aus einem Menschen gemacht.«

»Wenn Sie nur den *Blick* eines solchen haben, so fürchte ich Sie nicht – nur seine Klauen sind furchtbar.«

»So? Meinen Sie? Dann will ich sie Ihnen zeigen. Hol-lah! Glaubt Ihr den Andreas gefaßt zu haben? So haltet ihn fest, wenn Ihr könnt.«

Und indem er dies sprach oder eigentlich mehr brüllte mit seiner Donnerstimme, hatte der Löwe seine Klauen schon ausgestreckt; mit der Rechten den Kragen des Steuermanns, mit der Linken den Olaf Larssen's fassend, erhob er, ehe ein Mensch es vermuthete, denn Alles geschah mit Blitzesschnelle, Beide von ihren Sitzen mit Riesenkraft, stieß ihre Köpfe zusammen, daß sie taumelten, warf den Einen rechts, den Andern links über Bord und stand gleich darauf selbst auf dem äußersten Rande des kleinen Bootes. Dann eine hoch heranbrechende Welle

benutzend, gab er ihm einen Druck in die Tiefe, daß es Wasser schöpfte, umschlug und, selbst mit einem gewaltigen Satze in's Meer springend, schwamm er dem ihm zunächst liegenden Lande zu.

Er war ein Schwimmer wie selten ein Seemann, dabei stark und besonnen. Mit furchtbaren Armstößen durchbrach er die Wogen und da er mit ihnen schwamm, kam er rasch vorwärts. Hinter ihm aber kämpften sieben Männer, unvermuthet in's Wasser geschleudert, mit den Wellen, fünf hielten sich an dem mit dem Kiel nach oben ragenden Boot, das sie schnell ergriffen hatten und welches auch bald nachher, obgleich mit schwirrenden Sinnen, der Steuermann erreichte; der siebente aber, Olaf Larssen, schrie laut um Hülfe.

»Hülfe, Hülfe!« tönte der aus kochender Brust ausgestoßene Schrei in Andreas' Ohren – »Rettet mich – rettet mich, ich kann nicht schwimmen – ich sinke – o Gott, o Gott!«

Aber es gab im Bereiche der Stimme des Gottlosen diesmal keinen Erbarmer, alle im Wasser Liegenden hatten bei dem hohen Wogengange genug mit sich selber zu thun: einmal, zweimal tauchte er auf, brüllte erst entsetzlich, dann matter, dann ganz dumpf – da aber hatte ihn die kalte Woge mit sich hinabgerissen und es ward still um den Ort herum, wo die grausige Scene stattgefunden.

Unterdessen aber hatte Andreas das Ufer erreicht. Er schüttelte sich das schwere Wasser aus den tiefenden

Kleidern, warf einen Blick hinter sich und da an eine Verfolgung für die nächste Zeit nicht zu denken war, lief er mit gemäßigter Eile den Berg hinauf. –

Oben im Hofe hatte kein Mensch eine Ahnung von dem Vorgefallenen, nur wunderten sich Alle, daß Andreas so lange mit dem alten Herrn fortblieb. Agathe hatte seinen Befehl, daß Alle einsteigen sollten, überbracht, und so saßen sie schon eine Weile im Wagen, den Hausherrn erwartend. Als er aber immer länger ausblieb, wurden sie unruhig und Kühlwetter und Mevissen liefen durch den Garten den Berg hinunter, auf demselben Wege, den der Capitain hinabgegangen war. Aber da kam er schon den Berg heraufgekeucht. »Vorwärts!« schrie er halb athemlos, »Vorwärts, was die Pferde laufen können!« Die Capitaine hatten mit einem Blick auf ihres Commodore's nasse Kleider den Zusammenhang begriffen. Mit ihm zugleich stürzten sie dem Hofe zu. »Vorwärts!« schriegen sie nun selbst den Kutschern zu und diese, da sie ihren Herrn mit der Hand bedeutsam winken sahen, riefen ihre Pferde an und diese stoben zum Hofthore hinaus, daß die Funken sprühten.

Andreas aber, ohne sich um seine nasse Kleidung zu kümmern, denn Aehnliches hatte er in seinem Leben zu oft versucht, warf rasch seinen Mantel um, setzte seinen Hut auf, drückte den drei Capitainen, die ganz verblüfft vor ihm standen, die Hand und schwang sich auf seinen Grauschimmel, der schon unruhig den Boden scharrte, da er sich allein zurückbleiben sah. So lange er im Hofe war, grüßte er mit Hand und Mund die alten Freunde,

dann aber jagte er den beiden voranfahrenden Wagen nach, die er bald einholte. Starr vor Verwunderung und Schrecken blickten ihn die Seinigen an, als sie das Wasser aus seinen Haaren und von seinen Stiefeln herniederrinnen sahen, bald aber hatten sie Alles erfahren und sie dankten Gott aus der Fülle ihres Herzens für die wunderbare Rettung. In einer Viertelstunde waren sie mit ihren galoppirenden Pferden schon längst aus dem Bereich ihrer Verfolger, wenn diese etwa daran denken sollten, ihr gänzlich mißlungenes Werk wieder aufzunehmen. –

Etwa eine Stunde später erschien ein dänischer Seeoffizier mit zehn bewaffneten Matrosen, die in der Schaluppe des Schooners an Land gekommen waren, auf dem Hofe zu Emmerslund und fragte nach Capitain Burns.

»Capitain Burns?« sagte Kühlwetter scheinbar verwundert, der diesen Besuch schon erwartet hatte. »Der ist schon lange nicht mehr hier – was wünschen Sie von ihm?«

»Wo ist er?« herrschte der Däne den ruhigen Deutschen an.

»In Holstein, mein Herr!«

»Wie, war er es nicht, den man vorher gefangen nahm?«

»Sie sind im Irrthum, mein Herr. Cap'tain Burns ist in Holstein und hat dies Gut an Cap'tain Struensee verkauft, der morgen hier einziehen wird.«

»Wie – ist das wahr? Struensee aus Hadersleben?«

»Derselbe, mein Herr!«

»Aber Sie werden mir doch erlauben, das Haus zu durchsuchen?«

»Mit dem größten Vergnügen, ich bin Cap'tain Struensee's Aufseher, so lange er abwesend ist.«

Als aber der dänische Offizier durch das menschenleere und ausgeräumte Haus schritt, glaubte er Wahrheit in Köhlwetter's Aussage zu finden und entfernte sich brummend. Eine Weile noch hielt er sich mit seinen Leuten am Strande auf und schien etwas zu suchen. Aber er fand nichts. Erst zwei Tage später wurde an die Insel ein Leichnam angespült gefunden, den keiner der Anwesenden kannte, aus dessen Papieren aber, die er wohl verwahrt bei sich trug, man ersah, daß er Olaf Larssen, ein Polizeiagent aus Kopenhagen sei.

## SIEBENTES KAPITEL. MARSCHLUND.

Einen großen Bogen um Apenrade beschreibend, setzten die Flüchtlinge in ununterbrochener Eile ihre Reise fort; erst bei Brunde hinter Ries Jarup wandten sie sich südlich und verfolgten nun eine der Nebenstraßen bis Bau, von wo sie, westlich um Flensburg herumfahrend, auf demselben Wege in die Husumer Straße gelangten, auf welchem vor beinahe zwei Jahren Henrik Paulsen dem Manne sich entzog, welcher so eben im Wassertode den Lohn seiner bösen Thaten gefunden hatte. Ohne ein einziges Mal anzuhalten, stets in starkem Trabe vorrückend, überschritten sie die Demarkationslinie, ohne von irgend einem Menschen wegen ihrer Reise befragt zu

werden, denn es war damals nichts Neues, ganze Familien mit ihren Habseligkeiten den Norden verlassen und sich nach dem Süden wenden zu sehen. Bei glänzendem Vollmonde und wieder ruhig gewordener Luft langten sie gegen zehn Uhr Abends in Wandrup an. Hier kannte Andreas den Besitzer einer Herberge und bei ihm beschloß er einige Stunden zu rasten und die Pferde verschnaufen zu lassen. Der deutsch gesinnte Wirth empfing die späten Gäste sehr freundlich, und nachdem Andreas seine Kleider gewechselt, die zwar bei dem scharfen Ritte an seinem Leibe trocken geworden, aber schwer und starr geblieben waren, setzte er sich mit seiner Familie um den Theetisch und erzählte ausführlich die Schlußscene von Emmerslund. Ob der Polizeispion ertrunken, wußte er nicht, erfuhr es aber einige Wochen später, als er die erste Nachricht vom Andreasberg empfing. Von den innigsten Dankgefühlen gegen Gott für die Rettung aus so großer Gefahr bewegt, sprachen die Frauen während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts in Wandrup über nichts als das eben Gehörte, bis sie Andreas bat, davon zu schweigen und ihre Aufmerksamkeit nicht auf die Vergangenheit, vielmehr auf die Gegenwart und Zukunft zu richten.

Man beabsichtigte eigentlich die Reise um Mitternacht schon wieder fortzusetzen, da aber Andreas erst seine Wagen erwarten wollte, die dieselbe Straße gewählt hatten, so zögerte er etwas länger. Eine Viertelstunde nach Mitternacht kam der erste, um Punkt ein Uhr der letzte, und nun stiegen sie endlich wieder ein und setzten ihren

Weg fort, während die Lastwagen zurückblieben. In mäßigem Trabe bewegten sie sich auf der schönen Straße nach Husum fort, und gegen sechs Uhr Morgens hielten sie bei der Mühle zu Osterhusum an, mit deren Pächter Andreas bekannt war. Hier spannten sie die Pferde aus und beschlossen einige Stunden zu ruhen. Als sie in des Müllers, eines eben so wohlhabenden wie vortrefflichen Mannes, – Paap ist sein Name – Besuchstube traten, die nichts vermissen ließ, was die Bequemlichkeit und der Luxus in einer großen Stadt zum angenehmen Leben für erforderlich gehalten hätte, hörten sie das Rauschen der Nordsee, die in den kleinen Bach, der die Mühle treibt, von der Westküste her eindringt und bei der Fluth seinen Spiegel zweimal des Tages um sechszehn Fuß steigen macht. Sie waren also schon weit von ihrer Heimat entfernt und hatten in einer kurzen Nacht die ganze Breite des Herzogthums Schleswig in schräger Linie durchmessen. Um zehn Uhr Morgens, als die Familie beim Frühstück saß, wie es nur die liebenswürdige Frau des Müllers von Osterhusum so lecker zu bereiten versteht, langten die drei Lastwagen an, und da Andreas einige Freunde in Husum zu besuchen hatte, so ging er in die nahe Stadt, in welcher preußische Truppen lagen und sich in Folge der gastlichen Aufnahme der Einwohner äußerst wohlgemuth befanden. Nach Tische aber war endlich die Zeit des Aufbruchs gekommen. Um zwei Uhr bestiegen sie Pferd und Wagen und fuhren durch das freundliche Husum, welches die Brandung der Nordsee

bespült, am Meeresufer entlang ihrem nahen Ziele entgegen. Da öffnete sich plötzlich die Gegend und man glaubte wie durch ein unsichtbares Thor in ein ganz anderes Land gekommen zu sein. Die trocknen, kahlen, sandigen Strecken, die das Herzogthum Schleswig in seiner Mitte zeigt, lagen hinter ihnen und das weite grüne Marschland that sich auf, einen so merkwürdigen Anblick darbietend, wie ihn die reisenden Frauen nie gedacht und gesehen hatten, denn dasselbe ist eben so eigenthümlich wie lieblich in seiner Art und weicht von allen übrigen Gegenden der Welt auf eine hervorstechende Weise ab.

Leser! Hast Du schon die westlichen Marschen Schleswig's und Holstein's gesehen? Wenn Du sie nicht gesehen, so wirst Du Dir keine richtige Vorstellung davon machen, wenn Du denkst, daß es blos ein wie alle übrigen fruchtbaren Länder mit gutem Boden gesegnetes Land sei. Fruchtbar sind diese Marschen gewiß, aber diese Fruchtbarkeit ist ganz eigenthümlicher Art, denn die Natur bringt hier zwar jederlei Getreide hervor, wenn man es erzielen will, ihr Hauptwuchs aber ist die Weide, grüne, saftige, in der Sonne wie Gold glänzende Weide, auf welcher ein großer Theil der Heerden erzeugt wird und gedeiht, die sich von hier aus über halb Europa verbreiten. So weit Dein Auge nach Süden und Osten reicht, siehst Du nichts, als ein grünes lachendes Feld, in unabsehbare Ebenen sich ausdehnend, auf welchem Millionen weißer und bunter Blümchen prangen. Von leichtem

Stangengerüst eingepfercht erblickst Du die große Riesenfläche in verschiedene kleinere Felder getheilt, welches die Gränzen des Eigenthums der vielen einzelnen Besitzer andeutet. Durchflossen, bewässert, fruchtbar gemacht sind diese Wiesen von zahllosen kleinen Kanälen, in deren glänzendem Spiegel die lachende Sonne sich so gern beschaut, und zwischen denselben lagern, fressen, laufen, jagen die Tausende herrlicher eingeborener Pferde, riesiger brauner Rinder, Schafe und Gänse in zahllosen Heerden, und Millionen durch die Luft schwirrender kleiner Vögel allerlei Gattung, Größe und Farbe. Nie in solchem Umfang und in solcher Fülle vernommene Töne, die Zeichen des überall üppig aufquellenden Lebens, aber wohllautend gemacht durch den ungemessenen Raum, in dem der Widerhall sich abschwächt und verliert, durchdringen die grünen Strecken von einem Ende bis zum andern; der dumpfe Hufschlag galoppirender Pferde dröhnt vor und hinter Dir, das Geblöke der wolligen Schafe und das Geschnatter der schneeweißen Gänse hallt milde in Deinem Ohre wider, denn Du hörst Alles wie aus weiter Ferne und der Schall des ganzen Getöns, welcher Dich umgiebt, ist gedämpft, als ob der samtene Teppich, der die reiche Gottesflur bekleidet, ihn verschlänge und sanfter, lieblicher, süßer machte. Bäume siehst Du sehr wenige, denn der brausende Wind, der meist vom Westen daherrauscht, drückt sie im Wachstum nieder und hält sie klein; höchstens um die

freundlichen Wohnhäuser herum, die hie und da wie behäbige Einsiedler auf ihren erhöhten Wällen aus den grünen Matten hervortauchen, siehst Du einige wenige Hollundergebüsche, Blumen dagegen siehst Du rings um sie her genug. Lachend, überaus freundlich und zur heimatlichen Ruhe einladend treten Dir überall diese Häuschen entgegen, die der erfindungsreiche Sinn des Menschen in allen Größen und Gestalten, je nach seinem Bedürfniß und seiner Laune, hierher gebaut hat. Alles aber was Du siehst, auch das kleinste Haus, das engste Feld, athmet Wohlhabenheit, ja Reichthum; alle Menschen, die Dir begegnen, grüßen Dich freundlich und sehen es gern, wenn Du von ihrem Ueberflusse genießest und an ihrem Glücke Theil nimmst; wochenlang kannst Du bei Fremden Herberge finden und niemals werden sie Dir zu erkennen geben, daß Du ihnen lästig oder überflüssig bist.

Einen Feind aber, und doch einen großen Reiz, vielleicht den größten von allen, haben die westlichen Marschen. Das ist die Nordsee, die an ihren weichen Ufern meist wild und tosend fluthet und gern das schöne Land verschlingen möchte, wenn der wachsamer Mensch mit ewig regsamer Hand ihrer Willkür nicht entgegen arbeitete. Darum, und um die übermüthige Fluth von seiner Hütte abzuhalten, hat er diese auf hohe, feste Dämme gesetzt und seine Wege und Straßen meist auf solchen angelegt, die, wohl über zwanzig Fuß hoch, das ganze grüne Land in allen Richtungen durchkreuzen und durchschneiden. An diesen festgerammten Wänden und Wällen bricht sich die Wuth des mächtigsten Elementes,

und durchdringt, durchwühlt es auch wohl einmal die eine, so hält doch die andere es standhaft auf. Denn in ewiger Bewegung ist dieses gewaltige Meer. Entweder es kommt oder es geht, nie steht es still, nie ist es ruhig, und ewig schäumt es gegen seine Gestade, wie ein vollblütiges Pferd an seinem Gebiß. Und ob im Sturme das Rollen der haushohen Wogen Dich erschreckt, wenn sie fluthend und krachend über einander stürzen und an dem fetten Boden wie hungrige Wölfe nagen, oder ob Du in mondheller stiller Nacht das Bild des leuchtenden Himmels, des Mondes, der Sterne in seinem glänzenden Spiegel zurückstrahlen siehst – immer, immer ist dieses Meer groß, schön, erhaben, immer reißt es Dich zur Bewunderung, zum Staunen hin, wenn Du Dir auch nicht sagen kannst, was Du bewunderst, worüber Du staunst – und das eben ist das Wunderbarste daran. Ich glaube aber, daß das menschliche Gemüth nicht allein durch den unbegrenzten Raum, die unabsehbare Ferne und Größe des Meeres, sondern vorzugsweise eben durch jene ewige Bewegung gefesselt wird, die jeden Augenblick wechselt, jeden Augenblick etwas bringt, etwas wegnimmt und immer brauset und schäumt, so daß wir die Meinung gewinnen, ein ungeheures, lebendiges Wesen wirke unsichtbar darin und webe das Große und Niegesehene, schaffe das Unermeßliche und Wunderbare – und da wir dieses lebendige Wesen, welches das Meer und die Natur darin selbst ist, immer suchen und nicht finden, der menschliche Geist aber gern sucht, was er auch nicht finden kann, so zieht uns das Meer immer und ewig an,

giebt uns ewig ein neues Räthsel auf und wird uns ewig schön und neu sein, wie der Frühling, der alle Jahre mit neuem Glanze und neuer Allkraft wiederkehrt und uns mit Bewunderung erfüllen würde, wenn wir auch Millionen Jahre alt werden und seine jungfräuliche Frische immer wieder von Neuem betrachten könnten.

Mitten in diesem grünen Garten Gottes, auf einem mächtigen Damme, kaum hundert Schritte weit vom Strande der Nordsee entfernt, erhob sich das schöne Besitzthum des Capitain Buhst, welches er meist schon im Frühjahr bewohnte, seit dem Ausbruche des Krieges aber immer nur besuchsweise auf kurze Zeit betreten hatte. Hoch und stolz über die grüne Fläche sich erhebend war es schon aus weiter Ferne sichtbar und hieß bei den Umwohnern das Haus des Millionairs, obwohl sein Besitzer weit davon entfernt war, ein so reicher Mann zu sein, um diesen Namen mit Recht beanspruchen zu können. Es hatte im Ganzen eine fast quadratische Form, bestand aus zwei ganzen und einem halben Stockwerk, welches letztere vier Giebel mit Schieferplatten bekleidet zeigte, die streng nach den vier Windrichtungen abfielen, und von je zwei runden Fenstern, sogenannten Ochsenaugen, erleuchtet wurde, von denen aus man die ganze Gegend, Land und Meer, bis in die weiteste Ferne überschauen konnte. Die geräumigen Wirthschaftsgebäude lagen zu beiden Seiten, etwas mehr nach dem Meere hin und so auf keine Weise die Aussicht hemmend; auch sie hatten Schieferdächer, waren von Stein und Holz zusammengefügt und unterschieden sich sonst in nichts von anderen

ähnlichen Einrichtungen, nur daß sie sehr wohl erhalten und mit freundlichem grauweißem Anstrich, wie das Herrenhaus, bekleidet waren.

Eine halbe Meile im Umkreise, außer in der Richtung nach Husum hin, gehörte alles Marschland dem reichen Privatmann, der einen vortrefflichen Verwalter auf seinem Gute hatte, und das herrliche Vieh jederlei Art, welches darauf weidete, zählte zu dem schönsten und bestgezüchteten der westlichen Marschen. Im Innern war das stattliche Haus, welches auf jeder Seite und in jedem Stockwerke, mit Ausnahme der unteren Ostseite, wo der Eingang lag, sieben Fenster zeigte, so behaglich und wohnlich eingerichtet, wie man in jenem gesegneten Lande die Häuser der Reichen immer findet, das obere Stockwerk sogar, welches Capitain Buhst dem vertriebenen Freunde und seiner Familie bestimmt hatte, strotzte von einem Glanze und zeugte von einem Geschmacke, wie ihn die einfachen Bewohner von Emmerslund, wenn wir Helenen davon ausnehmen, zu sehen und zu besitzen nicht gewohnt waren.

Als Andreas auf dem schmalen Damme, welcher von Husum bis Marschlund führte, seinen Wagen langsam voranritt und schon von Weitem die funkelnde Septembersonne mit wohlthuendem Glanze die Spiegelscheiben der neuen Heimat vergolden sah, pochte sein Herz einmal wieder vor Freude laut, denn nicht allein die Stattlichkeit des vor ihm liegenden Hauses, dem man den Reichthum seines Besitzers ansah, erfreute seinen Sinn, sondern der tiefe, fast athemlose Frieden, der es rings

umgab, und den noch kein Krieg und kein Streit feindlicher Menschen entweiht hatte, beruhigte sein Gemüth, welches in der letzten Zeit so viele rauhe Stürme überstanden hatte. Da der Weg so schmal war, daß er nicht gut neben dem Wagen seiner Familie reiten konnte – denn nur an gewissen Punkten können zwei sich begegnende Fuhrwerke auf diesen Dämmen einander ausweichen – so war er genöthigt, an der Spitze des Zuges zu bleiben; als er aber noch etwa 400 Schritte vom Hause entfernt war, hielt er an, ließ auch die Wagen still stehen und rief den Seinigen zu, die neue Heimat sich aus der Ferne zu betrachten. In diesem Augenblicke näherte sich ein Reiter von Marschlund her, und nicht lange dauerte es, so befand er sich an Andreas' Seite und drückte dem wackern Freunde die Hand.

Capitain Buhst war ein Mann von gefälligem und stattlichem Aeußern, der seine fünfzig Jahre mit der Leichtigkeit und Beweglichkeit eines Dreißigers trug. Das Leben in der Nähe einer glanzvollen Stadt, im Mittelpunkte des deutschen Welthandels, und der Umgang mit den hervorragendsten Männern seines Landes hatten ihm einen äußeren Anstrich von feinerer Weltbildung gegeben, als man sie gewöhnlich bei Leuten seines Berufes findet, aber im Innern war er so einfach, gerade, anspruchslos und fern von aller Heuchelei der Welt geblieben, wie es Andreas Burns selber war.

So bewegte man sich unter rasch gewechselten Fragen und Antworten dem Hause zu und mittelst einer Zugbrücke, die zwei über dem tiefer liegenden Marschland

hoch erhobene Dämme verband, gelangte man in den Vorhof des Herrnhauses, der innerhalb eines mit niedrigem Gesträuche aller Art bepflanzten und von herrlichen Blumen duftenden Gartens lag. Hier stieg der Besitzer des Hauses vom Pferde, umarmte den alten Freund mit Rührung und begrüßte die Familie desselben mit wenigen aber herzlich gemeinten Worten. Eine Stunde später hatte jeder Einzelne sich sein Zimmer gewählt, wie es seiner Neigung zumeist entsprach: Gertrud, Helene und Agathe bewohnten die Ostseite, die weit über die tausendfach belebte grüne Fläche schaute; Andreas und Friedrich hatten ihre Zimmer nach Westen gegen das Meer hinaus, während zwischen beiden Fronten nach Süden und Norden die Schlafzimmer lagen. Sie fanden in denselben Alles in Bereitschaft, wie es der Freund geschrieben hatte, nichts fehlte an der behaglichsten Einrichtung, selbst die vorhandenen Diener wetteiferten mit den gekommenen, der neuen Herrschaft durch Aufmerksamkeit und Schnelligkeit in allen Handlungen das Gefühl der Heimatlichkeit zu erregen, und Andreas' Pferde machten es sich bald auf dem grünen Anger so bequem, wie es alle Haustiere jener Gegend gewohnt sind und also am meisten lieben.

Etwa eine Stunde blieben die beiden Männer auf Andreas' Zimmer allein, besprachen die Gegenwart und theilten sich ihre Ansichten über die unausbleibliche Zukunft mit, die – erwähnen wir es gleich hier – von beiden Seiten als keine goldene betrachtet wurde. Für's Erste aber war Andreas mit seiner Familie geborgen, und

das war die Hauptsache; erst die Ereignisse des nächsten Jahres konnten entscheiden, ob er in seinem Vaterlande bleiben durfte oder das Weite suchen mußte, wie so Viele, denen die Herzogthümer auf ewig verschlossen wurden – auf ewig – das heißt, so lange die Zeit, in der wir leben, ihre jetzige Maske trägt, so lange der Geist, der in ihr lebt, sich nicht entpuppt, und so lange auf Dänemark's Thron die Ansicht sich geltend macht, Schleswig und Holstein seien dänische Provinzen, deren zufälliges deutsches Beiwesen nur eine untergeordnete und daher unmöglich zu berücksichtigende Bedeutung habe.

Andreas sprach von einer Art Pachtzins, den er dem Freunde dafür entrichten wolle, daß er Wohnung und Nahrung auf seinem Gute habe; Capitain Buhst aber wies diesen Antrag mit Lächeln zurück, indem er sagte: »Andreas, würdest Du von mir ein Pachtgeld genommen haben, wenn ich von hier zu Dir nach dem Norden geflüchtet wäre?« Da verstummte natürlich Andreas und ließ kein Wort mehr darüber fallen.

»Genieße,« fuhr sein Freund fort, »was Dir mein Besitz an Nahrung und Unterhalt gewährt, es ist nur das, was Viehzucht und Ackerbau, was Land und Meer erzeugt – alles Uebrige aber, was Du bedürfen wirst, beziehe auf Deine Kosten aus Husum – es wird wohl bei Weitem das Meiste sein – und für das Uebrige laß den Himmel sorgen.

Nach zwei Tagen war ›der Millionair von Marschlund‹, wie er überall hieß, nach Blankenese zurückgereist und

Andreas schaltete und waltete mit seiner Familie und seinen Dienern in dem reizenden Aufenthalte, wie er nur in Emmerslund geschaltet und gewaltet hatte, und es war keiner unter ihnen Allen, der sich nicht bald in der neuen Heimat mit dankbarem Herzen glücklich befunden hätte, wenn auch bisweilen ein trüber Sehnsuchtsblick nach dem Norden schweifte und sich den stillen Apenrader Meerbusen, den Andreasberg und alle die einzelnen Lieblingsplätze daselbst in die Seele zurückrief.

Kein Geschöpf auf der Welt, mit wenigen Ausnahmen, gewöhnt sich leichter an den Wechsel seines Wohnorts und nimmt gelassener die Eindrücke desselben auf, als der Mensch, und um so eher wird er sich in die neue Lage der Dinge zu schicken wissen, je größer die Sorge und das Weh waren, die ihn aus seiner Heimat und seinen Gewohnheiten vertrieben haben. Wenige Wochen waren der Familie des Capitain Burns auf Marschlund vergangen, da hatte sich jedes einzelne Glied derselben schon eine neue Sphäre der Thätigkeit geschaffen und seine früheren Neigungen und Gedanken mit den hiesigen Verhältnissen in Einklang zu bringen gelernt. Andreas begann vor Allen eine von seinen früheren Gewohnheiten ganz abweichende Lebensweise. Um die Landwirthschaft hatte er sich hier nicht so streng wie in Emmerslund zu bekümmern, nur was ihm Vergnügen und Bereicherung seiner Erfahrungen gewährte, beobachtete und besorgte er; dafür aber benutzte er reichlich die zur Zeit noch günstige Jahreszeit, um nach Herzenslust, was er so lange

entbehrt, mit seinen Nachbarn zu verkehren, deren Gesinnungen und Vaterlandsliebe, deren Hoffnungen und Befürchtungen er theilte und mit denen er daher bald auf dem freundschaftlichsten Fuße stand. Auch nach Schleswig und Rendsburg ritt er bisweilen, fuhr sogar von letzterer Stadt auf der Eisenbahn nach Kiel und Altona, um den politischen Horizont zu mustern und die Zukunft zu errathen, die noch immer trübe und wolzig auf den Herzogthümern lag. Aber auf diesen Reisen, namentlich in jenen größeren Städten, machte er eine Bemerkung, die seinen aus treuer Beobachtung der Zeit und der Verhältnisse hervorgegangenen Ansichten schnurstracks zuwider lief. Andreas, so muthvoll und hoffnungsreich er in jeder Lebenslage war, die einer augenblicklichen Niederlage glich, hatte doch diesen Muth und diese Hoffnung, insofern sie sich auf eine glückliche Lösung der schwebenden Verhältnisse seines Vaterlandes bezogen, von Woche zu Woche mehr schwinden gefühlt; und nicht ohne triftige Gründe war diese traurige Wandelung in ihm erfolgt. Denn er hatte den Kriegseignissen nahe gelebt, war mit Dänemark's Anhängern in häufigere Berührung gekommen und hatte aus dem Verkehr mit ihnen die Pläne errathen, welche die Feinde der Herzogthümer mit eiserner Zähigkeit fest hielten und mit ungebeugtem Uebermuth auszuführen trachteten. Hier in Rendsburg, Kiel und Altona nun fand er eine jener Muth- und Hoffnungslosigkeit ganz zuwiderlaufende Richtung vor, und beinahe hätte er selbst wieder die alte Hoffnung in aller Macht und Fülle wachsen gesehen, die er früher gehegt und die

Henrik mit so leidenschaftlicher patriotischer Gluth wiederholt gepredigt hatte. Hier in diesen Hauptstädten des ächt deutschen und kernhaften Holsteins lebte man, trotz der vergangenen und bevorstehenden Kriegsergebnisse, in einer anscheinend äußerlichen Gemüthsruhe und einem Hoffnungsreichthum fort, als ob man tausend Meilen vom Kriegsschauplatze entfernt und kaum so innig mit den Ergebnissen des traurigen Zwiespaltes verstrickt wäre. Alle diese Männer, diese Jünglinge, diese Frauen und Mädchen, die er sah, zeigten einen Gleichmuth, eine Ruhe, die er sich nur dadurch erklären konnte, daß sie selbst nicht dem Feinde und seinen Verwüstungen nahe gewesen waren. Aber auch die eigenthümliche, nirgends wiedergefundene Naturkraft, diese feste, durch nichts zu beugende Männlichkeit und Geistesruhe, die in diesen wunderbaren Geschöpfen liegt, halfen ihnen über die Schwierigkeiten ihrer verzweifelten Lage sich zu erheben und den Horizont ihrer Zukunft, wenn nicht rosig, doch keineswegs düster und unheilsschwanger vorzustellen. Weder der schreckliche Schlag bei Friedericia, wo so viele Familien ihr Theuerstes verloren hatten, noch die deutlich sichtbare Abneigung der deutschen Fürsten, den Krieg weiter fortzusetzen, indem sie ihre Offiziere und Truppen von Schleswig-Holstein zurückzogen, hatten ihren Muth niedergedrückt; das große Mißgeschick des Augenblicks sahen sie nur als vorübergehend an, sie

fühlten um so lebhafter ihre eigene Kernkraft, ihre Widerstandsfähigkeit und die Opferfreudigkeit, mit der sie alles vorhandene Gut auf den Altar des Vaterlandes niederlegten, ließ sie zu dem schönen, aber dennoch grundfalschen Glauben kommen: eine solche Hingebung, ein solcher Patriotismus müsse endlich durch den glücklichsten Erfolg belohnt werden. Auch die Sympathieen des deutschen Volkes, die sich noch immer ungeschwächt regten, der Zuspruch bedeutender Männer in Wissenschaft und Kriegserfahrung, die Theilnahme eines großen Theils der deutschen Jugend, die immer an Hoffnungen und darum auch an Täuschungen klebt, erhoben ihre Erwartungen über den Spiegel der Gegenwart und flößten ihnen ein Vertrauen in die Unfehlbarkeit ihrer Bestrebungen ein, die Andreas beim besten Willen nicht theilen konnte. An eine Aufgebung des Kriegs, an demuthsvolle Unterwerfung, nachdem Dänemark die Hand der Versöhnung so schnöde zurückgewiesen, dachte man nicht im Entferntesten. Gedemüthigt, gebeugt, mit maaßloser Ergebenheit hatte sich dieses edle, kühne, besonnene Volk genug, nun war an Demuth und Ergebung nicht mehr zu denken, nur an Kampf, Streit, Widerstand bis auf den letzten Mann – und ein solcher – so wähnte man – mußte, konnte nicht anders als siegreich sein. Daher wurden denn alle Rüstungen mit einem Eifer betrieben, hinter dem selbst der der früheren Jahre weit zurückstand. Eltern gaben freudig ihre letzten, jüngsten Söhne, die kaum dem Knabenalter entwachsen waren; Familien opferten ihren letzten Besitz; und alle Köpfe, alle Hände regten sich mit einer

Gluth der innersten Begeisterung, die an sich schon wunderbar war und eben deshalb Viele nur einen glücklichen Erfolg vor Augen haben ließ. Aber die Erkenntniß dieses erhabenen Aufschwunges, so schön und herrlich er war, vermochte Andreas nicht ganz umzustimmen; er freute sich der Kraft, des Willens, der Hingebung seiner braven Landsleute, er und auch Helene gaben von dem Ihrigen reichlich dazu, aber – in seinem Herzen war die Blume seiner Hoffnungen einmal geknickt, sie senkte welk und entfärbt ihr früher so leuchtendes Haupt, und was er sich auch versprechen ließ und selbst versprach, um seine Gefühle mit denen Aller in Uebereinstimmung zu bringen, es war ihm nicht mehr möglich, an einen vollständigen Sieg der Herzogthümer über Dänemark zu glauben, denn daß Dänemark ihnen nicht mehr allein gegenüberstand, daß es eine mächtigere Hülfe – die stärkste der damaligen Zeit – hinter sich hatte, das leuchtete ihm aus allen übermüthigen Forderungen seiner Regierung, aus seiner grimmigen Hartnäckigkeit, die Unterwerfung des deutschen Elementes in den Herzogthümern vollständig zu bewirken, ein.

So kehrte unser Freund von solchen Ausflügen immer ernster, nachdenklicher nach Marschlund zurück, und wenn ihn die Seinigen fragten, ob etwa ein neues Unheil geschehen, so antwortete er traurig:

»Nein, meine Lieben, nur immer das alte allein; aber mich schmerzt die arge Verblendung, die ich überall wahrnehme. Ich kann die Hoffnung der guten Leute in

den Städten nicht theilen, sie sehen das neue Morgenroth im glänzendsten Lichte, und doch weiß ich, daß der Tag trübe wird, wenn der Morgen zu flammend ist. Diese Erfahrung, dies Bewußtsein, was bei mir zu einer Art Instinkt geworden ist, drückt mich beinahe zu Boden. Ich weiß nicht, woher diesen Menschen die Leichtigkeit kommt, mit der sie das schwere Leben tragen, und mir die Last, die auf meinen Schultern ruht! Vielleicht täuschen wir uns Beide und die Wahrheit und die Wirklichkeit liegt auch diesmal in der Mitte, aber soviel weiß ich gewiß: wenn wir noch nicht an dem entscheidenden Wege der Schicksalswendung stehen, das nächste Jahr wird uns lehren, was wir besitzen und was wir verloren haben, wird uns offenbaren, ob wir Dänen werden oder Deutsche bleiben, und so wollen wir denn, da wir nicht helfen können, es abwarten und Gott die Entscheidung überlassen.«

Friedrich's Beschäftigungen, diesmal von denen des Vaters abweichend, waren unterdeß ganz anderer Art. Er hielt sich viel im Hause auf, las des Abends den Frauen die Zeitungen vor und auch andere Bücher, deren Stoff ihrer jetzigen Lage angemessen war; dabei verzehrte ihn ein innerer Unmuth, der aus seinen körperlichen Leiden und der für thatkräftige Männer kaum erträglichen Unthätigkeit entsprang, in die er verwiesen war. Denn sein Arm war noch immer nicht der so sehr gewünschten Heilung nahe und von Tage zu Tage verdüsterte sich seine Hoffnung mehr, ihn wieder so weit hergestellt zu sehen,

um sich nochmals dem Waffenhandwerk widmen zu können. Von seiner Familie Wunsch und seinem eigenen Verlangen nach Hülfe angestachelt, hatte er sich eines Tages nach Husum begeben und den Rath eines erfahrenen preußischen Militairarztes eingeholt, und dieser hatte ihm eine seiner Erwartung eben nicht entsprechende Voraussicht gestellt. »Ihr Arm wird heilen, mein junger Freund,« hatte der ehrliche Mann gesagt, »aber darauf müssen Sie sich gefaßt machen, wie er war, so wird er nicht wieder. Die Vorderarmknochen haben gelitten, sie sehen das an der Steifigkeit und Schwebbeweglichkeit Ihres Ellbogengelenks, und ich glaube kaum, daß das je anders werden wird. Gewöhnen Sie sich also daran, da Sie so gern reiten wollen, den Zügel mit der Rechten zu führen, das Schwert aber zu schwingen *und* zu reiten, wie Sie so gern mochten – das bleibt ein frommer Wunsch.« So bestätigte es sich auch vollkommen. Im Laufe des Winters heilte allmählig die Fleischwunde, aber der Arm blieb unmächtig und steif. Als Friedrich erst zu dieser traurigen Erkenntniß gekommen war, ließ er voll Wehmuth das Haupt und den Muth sinken. Wozu war er im Leben nütze, wenn er nicht Mann sein durfte, wie er es mit ganzer Seele wünschte? Wie vermochte er der heiligen Sache des Vaterlandes förderlich zu werden, wenn er ihm nicht seine ganze Kraft zur Verfügung stellen konnte? In seinen Gedanken also war er mit jungen Jahren und gebeugtem Herzen eine Ruine, zu nichts gut als zum Zerfallen und Verwittern im Strome der Winde und Zeiten,

er war nur eine zerbrochene Maschine, die noch langsam und träg eine Weile ihr Tagewerk fortsetzte, aber das Haupttriebwerk verloren hatte, mit vollem Schwunge verschiedene Kräfte in Bewegung zu sehen. Diese Gedanken, diese Ueberzeugung versetzten ihn in eine Art Trübsinn, wie er dem rüstigen, lebenskräftigen Mann so natürlich ist; brütend hing er seinen verlorenen Wünschen nach und zog sich scheu und sich selbst zur Last immer mehr von dem gemüthlichen Verkehr seiner Familie zurück, so daß seine Hülflosigkeit, sein gebrochener Sinn sich in manchen Dingen auch den Uebrigen mittheilte und namentlich in Agathens Herzen einen ähnlichen Mißklang erzeugte. Diese und die Mutter litten bei seinem Mißgeschick am meisten. Gertrud, die von Allen überdieß das tiefste Weh über den Verlust der Heimat empfand, wurde durch ihres jetzt einzigen Sohnes Kummer noch tiefer bewegt, und wenn sie mit ihm nach Husum fuhr, wo sie sich dem vaterländischen Frauenvereine für leidende Krieger angeschlossen, um hier Anderen zu helfen und für sich selbst aus den Aussprüchen des Arztes neue Hoffnung zu schöpfen, so kehrte sie um so entmuthigter zurück, wenn sie den trefflichen Sohn schweigen und das Trübste bedenken sah, nachdem auch er in Husum ohne Trost geblieben war.

Agathe härmte sich im Stillen über dies Mißgeschick ab; sie sprach es zwar nicht aus, was sie fühlte, daß es aber nichts Freudiges war, sah man an ihren bleichen Wangen, an ihrem weniger elastischen Schritt, an dem

matten hoffnungslosen Blick ihres sonst so lebhaft strahlenden Auges. Denn ach! daß unter diesen Umständen ihr lange im Verborgenen getragenes Glück dem Erlöschen nahe war, daß bei Friedrich die Neigung zu ihr allmählig in den Hintergrund trat, das war augenscheinlich aus seinem ganzen Wesen zu erkennen. Er sprach wohl dann und wann mit ihr, was er aber sprach, hatte keinen Bezug auf ein wärmeres Gefühl, welches doch gewiß in seinem Herzen schlummerte und von dem wenigstens Helene noch immer vollständig überzeugt zu sein schien.

–

Auf eine andere, aber nicht weniger beängstigende Weise fühlte sich Helene in jetziger Zeit bedrückt, und innerlich wie äußerlich wich sie von der gegenwärtigen Lebensweise der Freunde am weitesten ab. Sie führte mitten in der ihr so theuren Familie, wie ehemals im Epheuhause, eine Art Einsiedlerleben, denn sie gab sich ganz und gar ihren Phantasiegebilden hin, die sie seit ihrer Reise nach Kolding nicht wieder verlassen. Wohl begleitete sie bisweilen die Familie auf ihren Ausflügen und Besuchen in der Nachbarschaft, wohl nahm sie an ihren Sorgen und kleinen Freuden Theil, aber das geschah mit der Mattigkeit und Bewußtlosigkeit einer nur äußeren Hingebung, während ihr Gang, ihr Blick, ihre Sprache, kurz ihre ganze Erscheinung deutlich genug verrieth, daß sie nur mit ihrem Leibe, nicht aber mit ihrem Geiste anwesend und thätig sei.

Dieser Geist aber, wohin schwärmte und fluthete der? Warum saß oder wandelte sie so oft am Strande allein,

wenn der Wind über die brausenden Wellen fuhr, daß sie ihre Schneehäupter schüttelten und das Land peitschten, welches unter ihrer Wucht zu seufzen schien? Ja, an diesem Strande weilte jetzt Helene überaus gern, er war das Ziel fast aller ihrer Spaziergänge, wie er es einst im Apenrader Meerbusen gewesen war, und besonders wenn die Fluth ihre Wasserberge heransandte und Gottes Geist auf ihnen im Winde daher zu schweben schien, dann eilte sie hinab, um aus seinem Athem, seiner berausenden Musik den lebendigen Geist zu verstehen, den der denkende und fühlende Mensch in den Stimmen der Elemente oft zu hören glaubt. Wenn das Meer sich aber in scheuer Ebbe weit vom Lande zurückzog, zu fliehen schien vor einer unbegreiflichen unsichtbaren Macht, dann liebte sie es nicht, die öden morastigen Sumpfstellen zu betrachten, über denen noch so eben die flüsternde Welle gespielt und ein Zauberschloß mit Geistern und Nixen gelegen, war ihr ein Gräuel, zu dieser Zeit zog sie sich lieber in ihr einsames Zimmer zurück und wartete, bis der gewaltige Meergeist seine Schaaren wieder gesammelt hatte und dahergebraust kam im Siegeschritt und Wogenfülle. Lieber hatte sie noch den wühlenden Sturm, der die Wasser zu Bergen emporhob, Sträucher und Blumen knickte und die kleinen Kiesel des Strandes gegen die Fenster des Hauses und weit über die Marschen streute, so daß die Heerden erschrakten und brüllend über die weiten Ebenen stoben – lieber hatte sie diesen Sturm, sagen wir, als

die faule dunstige Ebbe, die schamlos den eklen Meeresboden zeigte, auf dem das Gewürm der Tiefe seine starrenden Augen erschloß, verwundert über die rauhe Luft, die es anwehte, und über die unheimliche Dürre, die sich über seine klebrigen Glieder breitete. Aber Morgens und Abends um sechs Uhr, wenn die Wasserberge am höchsten angeschwollen, fehlte sie selten am windigen Strande; weit hinaus blickte sie über die grauschimmernde Fläche und richtete tausend Fragen an die salzige Fluth, die diese nur so selten oder nie beantwortete. Und was sprach sie wohl mit dem Meere, wenn sie ihre Augen, diese strahlenden Glanzlichter, über die Wellen schweifen ließ? Ach, wenn sie ein weißes Segel in der Ferne erblickte und das auf- und niedertanzende Schiff immer näher kommen sah, dann fragte sie oft mit stiller Herzenssprache: »Bringst Du mir noch nicht, was ich mir wünsche? Soll ich noch immer vergeblich warten und harren, soll ich allein die Verlassene und Einsame sein? O, geberde Dich nicht immer so stolz, Du Meer, als trügest Du – was ich ersehne – auf Deinem gewaltigen Rücken heran, Du täuschest mich nur mit endloser Hoffnung und kommst immer wieder mit leeren Händen zurück, so sehr und so oft ich Dich auch bitte, an mich mit Liebe zu denken.« – Und wenn sie dann traurig in ihr einsames Zimmer zurückgekehrt und, in trübes Sinnen verloren, stundenlang auf- und abgeschritten war, dann seufzte sie und suchte unter ihren Büchern, ob ihr nicht eins oder das andere eine sichere Zerstreung bieten könnte. Aber auch das war eine vergebliche Hoffnung, denn ihr behagte jetzt

selbst diese Unterhaltung nicht mehr. Früher hatte sie so oft, so viel gelesen und dann tagelang über das Gelesene nachgedacht, es sich zu eigen gemacht und weiter im Herzen und Geiste fortgesponnen. Jetzt dachte sie nicht mehr darüber nach, es war ihr das Alles fast gleichgültig, langweilig geworden. Jetzt träumte sie viel lieber, setzte sich selbst ihre Gedanken zusammen und ließ sie schweifen, schweifen weitweg, bis sie den Endpunkt alles ihres Grübelns erreicht hatte. Ihr früheres Lieblingsbuch – wir kennen es ja – hatte sie lange nicht mehr in der Hand gehabt. Sie scheute sich beinahe davor, denn sie fürchtete, wieder davon angelockt und ergriffen zu werden und so das Ziel ihres jetzigen Trachtens aus dem Auge zu verlieren, denn wohl war sie sich bewußt, daß sie der Inhalt dieses Buches einst beherrscht hatte, in einem Grade, daß sie selbst Das, selbst Den vergessen konnte, der heute der Gegenstand aller ihrer Gedanken war. Und doch dachte sie bisweilen mit inniger Rührung an die glücklichen und begeisterten Augenblicke, die ihr die feurige Sprache jener Stimmen der Völker bereitet hatte. So glücklich wie damals war sie lange nicht wieder gewesen, denn damals fehlte ihr nichts, da hatte sie Alles, was sie verlangte – den Geist, der aus dem Buche sprach, und jetzt, ach! jetzt verlangte sie außer diesem Geiste noch etwas Anderes.

Aber je länger und länger sie in Marschlund mit ihren geheimen Wünschen und Neigungen einsam lebte, um so häufiger kam sie endlich in ihren Gedanken auf dieses Buch zurück. Da faßte sie sich eines Tages ein Herz und holte es hervor; doch ehe sie es aufschlug, legte sie es

auf ihren Schooß und bat Gott, er möchte sie nicht wieder darin finden lassen, was sie früher darin gefunden, er möchte sie nicht dadurch von ihrem jetzigen Gefühle abziehen, nur stärken, beleben, befestigen möchte er ihre Hoffnungen auf einstige schönere Tage der leidenden Völker und Nationen. Langsam und mit klopfendem Herzen schlug sie es auf und fing die erste Seite an zu lesen.

Sie kannte jede Zeile, jeden Gedanken, jedes Wort darin, es war ihr nichts in dem Buche neu, sie hatte Alles und Jedes hundertmal bedacht – und doch, wie sie jetzt anfang zu lesen, las sie mit Erstaunen weiter und weiter und wußte sich nicht zu enträthseln, warum ihr so wunderbar dabei zu Muthe wurde. War das vielleicht der alte Zauber des Buches, den es wieder zu üben anfang. Zog es sie wieder mit unwiderstehlicher Macht in den Kreis ihrer früheren Neigungen und Wünsche zurück? Anfangs war sie sich darüber nicht klar, als sie aber immer weiter las, wunderte sie sich immer mehr, so daß sie endlich alles Blut aus dem Herzen warm nach dem Kopfe steigen fühlend, inne hielt, das Buch wieder auf den Schooß legte und zu sich selbst sagte: »Das ist merkwürdig – was ist das? Ist das dasselbe Buch? Sind das dieselben Gedanken, dieselben Worte, die mich so oft hingerissen haben? Nein, es ist ein anderes geworden, denn es führt eine ganz neue, wunderbar deutliche Sprache, mir ist, als ob jedes Wort an eine andere Stelle in meinem Geiste, meinem Herzen träte, als ob ich es plötzlich ganz anders verstände und fühlte!« – Ach, das Buch war nicht

verändert, es war gewiß dasselbe geblieben, aber die einstige Schwärmerin des Geistes, die jetzt zur Schwärmerin des Herzens geworden war, hatte keine Ahnung, daß diese Wandelung in ihr selber lag, daß sie mit anderen Augen, mit anderen Gefühlen sich zwischen den Gedanken tummelte und dieselben ihr Inneres vorbereiteter, aufgeschlossener, zur richtigen Empfängniß des Inhalts geneigter traf.

Aber bald kam sie von selber auf diesen Gedanken und sprach ihn sich auf ihre Weise aus. »Früher hat dies Buch wie ein Buch zu mir gesprochen,« sagte sie sich, »ich konnte mir wohl den Schreiber als einen Menschen denken, mir sein Gesicht, seine Gestalt, seinen Geist vorstellen und ihn mit meiner Phantasie nach allen Richtungen begaben – jetzt aber scheint es lebendig geworden zu sein, es spricht zu mir wie ein Mensch, mir ist es, als ob ich sogar die Stimme hörte, mit der er diese Worte sprechen würde, wenn er lebendig vor mir stände – wie wunderbar, wie sehr wunderbar! Wer ist dieser sonderbare Mensch, der diesen Einfluß auf mich übt? Ich sehe ihn nicht klar, nicht deutlich vor mir; sein Gesicht, seine Gestalt schwimmt vor meinen Augen in einen trüben Nebel, und nur bisweilen bricht wie ein blitzartiger Strahl der Erkenntniß ein heller Lichtpunkt aus dem Nebel hervor; kaum aber ist er aufgeblitzt, so ist er auch schon wieder verschwunden und der alte Nebel umlagert meine Augen, meine Seele. O, wie recht hat Andreas gehabt, als er sagte, daß der Mensch dem Menschen Alles auf Erden sein kann, wenn er will, wenn er die Gabe gebraucht,

die ihm Gott verliehen, wenn er das Herz öffnet, welches nicht allein von Blut, sondern auch von edlen Gefühlen und Gesinnungen belebt ist. Oder sollte ich in Bezug auf die Umwandlung dieses Buches im Irrthume sein? Nein, nein, das Buch kann sich nicht ändern, also muß ich mich wohl selbst geändert haben. – O, das ist wahr, daran habe ich noch gar nicht gedacht! Wie bin ich doch in der That so ganz anders geworden! Anders? Ja! Aber bin ich auch besser geworden, wie es nur sein soll, wenn wir uns ändern? O ja, ich glaube wirklich, ich bin besser geworden. Früher war ich so stolz, so eitel, so eingebildet auf äußere Vorzüge – und jetzt, ach, wo ist dies trübselige Gefühl geblieben, was uns für die Welt und die Menschen so lästig macht? Jetzt möchte ich alle Tage schöner, klüger, besser werden – und warum? Helene, sei aufrichtig – warum? Etwa Deinetwegen? Nein, Andererwegen – sei ganz aufrichtig, Helene – *eines* Anderen wegen – ihm zu gefallen möchtest Du die Stufe der Vollendung erstiegen haben, denn er ist – sehr – O, Helene, was sind das für Dinge, für seltsame Gedanken – für wagehalsige Luftsprünge!«

Und sie las langsam weiter, immer weiter und immer fester setzte sich das Bewußtsein, daß sie sich nicht in dem Buche irre; aber die Gestalt, die Stimme, das Gesicht des aus seinen Zeilen Redenden zu entziffern, wollte ihr nicht gelingen, so sehr sie sich auch darum bemühte. So saß sie denn oft in stiller Nacht an ihrem Fenster, wenn der Mond die finsternden Wellen vergoldete und ein fernes Segel beleuchtete, das unter seinen Strahlen durchstrich, da saß sie und blickte in die klare blaue Winterluft

hinaus und sagte leise: »Bringet ihn mir, den ich nicht finden kann, den ich herbei sehne – o, bringet ihn mir, und ich will keine Bitte mehr an Euch richten, Ihr wunderbaren Sterne, es soll meine letzte gewesen sein, ich will zufrieden und glücklich bis an meines Lebens Ende sein!«

–

Aber alle Wellen, die vorüber rauschten, alle Segel, die vorbei flatterten, alle Mondstrahlen und Sterne, die im Wasserspiegel zitterten – sie brachten ihn nicht – der Gewünschte, Erstrebte, Ersehnte blieb wo er war, hinter dem dunklen Schleier der Zukunft verborgen, und Helene schritt langsam, ergeben dieser Zukunft entgegen, denn einmal mußte ja der Schleier sinken, einmal mußte es Licht werden im Reiche der Finsterniß, und das wußte sie bestimmt im ahnenden Geiste, daß, wenn dieser Augenblick einträte, ihr Leben ein gesegnetes sein würde.

#### ACHTES KAPITEL. DER INVALIDE.

So war den Bewohnern von Marschlund der Winter verstrichen, in Hoffen und Bangen, äußerlich zwar im tiefsten Frieden, aber doch reich an innerem Weh, denn mit dem kommenden Frühjahr mußte sich ja das Geschick des Vaterlandes, also auch das der Familie des Capitain Burns entscheiden. Mit jedem neuen Monate hoffte man auf irgend eine Hülfe, einen Beistand, eine günstige Entscheidung ohne Waffen, ob sie nun aus den Wolken oder dem deutschen Lande käme; als aber die gestellte Frist verstrichen war, sah man ein, daß man auf den Himmel und die Menschen vergeblich gerechnet hatte.

Da ergab man sich denn endlich in das unvermeidliche Geschick, und wann es kommen und wie es sich gestalten würde, Andreas und die Seinigen waren standhaft auf Alles gefaßt. So gab man sich denn zunächst dem Genuße der köstlichen Gaben des jungen Jahres hin und es streute dieselben reichlich mit vollen und gütigen Händen aus. Selbst von der sonst so stürmischen Nordsee fächelten sanfte Winde her und das weite Land vor dem Hause bedeckte sich mit einem blumenreichen Teppich, wie ihn noch Keiner von ihnen so üppig und strahlend bewundert hatte. O wie genossen sie Alle diese Geschenke der vaterländischen Fluren und des vaterländischen Himmels, wie betrachteten sie alles Große und alles Kleine mit unersättlichem Blicke, denn das Bewußtsein lebte in Aller Herzen, es sei nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich, daß dieser Frühling der letzte sei, den sie in ihrer herrlichen Heimat kommen und verschwinden sehen würden. O wie würde der Mensch, der so heiß das Leben liebt und so gern seine Güter genießt, das Jahr, die Woche, die Stunde, selbst den Augenblick festhalten, wenn er bestimmt wüßte, daß darin sein letzter Genuß ihn erwarte! Wie würde er seine Hand segnend auf die aller guten Menschen legen und mit erhobener Seele sich vorbereiten auf den großen Schritt, der ihn vom Diesseits in das Jenseits führt, wie würde er nur der Liebe und Freundschaft leben und allen Haß und alle Zwietracht vergessen, die die so schöne Welt so rauh, so stürmisch, so widerwärtig macht!

In dieser Weise und von ähnlichen Vorgefühlen bewegt, lebten und genossen unsere Freunde ihre Tage und Stunden, und inniger denn je hatten sie sich wieder an einander geschlossen, sich im Geiste die Hände gereicht und Segen und Gnade von Gott auf die Häupter jedes Einzelnen herabbeschworen.

Und es war Zeit, daß sie sich enger an einander schlossen, daß sie ihre kleine Welt mit den Blumen der Freundschaft und Neigung schmückten, denn um sie her, in der großen Welt, da kochte schon wieder das vulkanische Feuer und bereitete sich ein neuer gewaltiger, letzter Ausbruch vor. Werfen wir noch einmal einen kurzen Blick auf die Lage der streitenden Mächte und verbergen wir uns dann nicht länger, daß das traurige Ende des so hoffnungsreich begonnenen Krieges gekommen sei.

Ein merkwürdiger und nie vorher dagewesener Umschwung der öffentlichen Meinung hatte sich bei den Regierungen und theilweise sogar beim Volke in Deutschland im Verlaufe dieses Krieges über seine eigentliche Bedeutung entwickelt. Anfangs lebte und strebte ganz Deutschland für die mit Füßen getretenen Herzogthümer, Oben und Unten regte sich Wille und That zugleich zu ihren Gunsten: aber als Dänemark im Sinken begriffen war und die überkluge Diplomatie ihre Meinung in die Waagschale der Völker legte, da staute die Welle der öffentlichen Meinung rückwärts und was vorher ein heißer Wunsch Aller, eine Nothwendigkeit für ganz Deutschland

gewesen, das war plötzlich ein frommer Wunsch geworden, den man wohl in sich tragen, aber nicht verwirklichen könne. Scheint es nicht, als ob Deutschland, das gute, alte Deutschland, in der Exaltation eines traumhaften Augenblicks sich zu einer patriotischen Anstrengung erhoben hätte, um gleich darauf, als der Moment der Begeisterung vorüber, desto rascher und theilnahmloser in den alten träumerischen Halbschlaf zurückzufallen? O Deutschland, Deutschland, wird deine Begeisterung für eine gute und gerechte, ja heilige Sache – denn das war die der Herzogthümer für Alle und Jeden, der der deutschen Zunge angehört – niemals länger als einen kurzen Augenblick dauern?

Deutschland also, des Kampfes müde, mancherlei Krebschäden in seinem eigenen Innern bekämpfend und vor Allem den drohenden nordischen Gegner fürchtend, der mit dem Schwerte in der Scheide rasselte, hatte allmählig seine Hand von den Herzogthümern zurückgezogen und die Bewohner derselben standen auf die eigene Kraft beschränkt, aber ruhig und furchtlos da, denn der Allmächtige hatte ihnen bei ihrer Erschaffung einen Funken in die Brust gehaucht, der nie erlosch und sie in keiner Lebenslage verzweifeln ließ. Als die letzten deutschen Truppen, mit Schaamröthe, wenn nicht auf den Wangen, doch gewiß im Herzen, daß sie die Sache, die sie früher mit ihrem Blute besiegelt, jetzt mit dem Rücken ansahen, als diese Truppen, sagen wir, sie verlassen hatten, da erhoben sie sich in ihrer ganzen männlichen Kraft und Seelenstärke, schauten, von Menschen ohne Hülfe

bleibend, zu Gott empor und beschlossen, wenn nicht mit Glanz zu siegen, doch wenigstens mit Ehren besiegt zu werden.

Am 14. Juli forderte ein dänisches Manifest die Herzogthümer zur unbedingten Unterwerfung auf; erst wenn das geschehen, wolle Dänemark ein gnädiges Lächeln zeigen und alle gerechten Wünsche befriedigen. Was diese Unterwerfung aber bedeutete, das wußte man, und was diese Gnade versprach, das wußte man auch. Sich unbedingt unterwerfen, hieß, Alles vergeblich gethan, gelitten, gekämpft und geblutet haben, sich auf die Gnade verlassen, hieß, sich der alten Fessel, dem alten Uebermuth, dem alten Hasse mit gebundenen Händen auf's Neue überliefern.

Das aber konnte nicht geschehen, wenn man nicht an sich selbst meineidig werden wollte, und so schritt man zum Aeüßersten, denn daß Dänemark es diesmal ernstlich meine und ein Ende zu machen beabsichtige, das deutete die russische Flotte an, die zum letzten Male in ihrem Prunke, ihrem Stolze, ihrer allmächtig geträumten Macht und Herrlichkeit den holsteinischen Küsten sich näherte und den dänischen Forderungen den verheißenen Nachdruck zu geben begann.

Sobald die Schweden und Preußen die Herzogthümer geräumt hatten, rückten die Dänen in die meisten ihrer Stellungen ein, und schon jetzt waren die Landstriche, die sie besetzt hielten, so gut wie dänisch geworden; nur die Demarkationslinie überschritten sie vor der Hand nicht, um sich den Schein zu geben, als achteten sie die

Satzungen der Regierungen, die sie doch von jeher wenig oder gar nicht beachtet hatten.

Die ganze Macht, die Dänemark aufbringen konnte, selbst die Besatzung von Kopenhagen war ausgerückt, um die Herzogthümer zu bezwingen, und auch diese hatten ihre ganze Macht aufgeboten, die Dänen aufzuhalten. In General von Willisen, einem geprüften und vielfach bewährten Kriegsführer, hatten sie sich einen General erkoren und diesem war der Erste und Letzte im nordischen Kampfe, der edle von der Tann, an die Seite getreten. Außer diesen Beiden aber waren noch viele andere Krieger gekommen, um noch einmal ihren Arm einem unterdrückten Volke zu leihen, und auch viele an Wissenschaft, Geist und Talent reiche Männer Deutschlands, die ihre Hoffnungen im Vaterlande zu Grabe getragen, waren herbeigeeilt, um die letzte deutsche Eiche in Schleswig-Holstein fallen zu sehen. Soll ich sie Euch nennen? Ach nein, ihre Namen haben heute keinen vollen Klang mehr, und was nützt es, eine Stimme aus dem Grabe zu vernehmen, die wir wohl hören, aber nicht verstehen.

So mit Hoffnung auf Gott gerüstet und auf sich selber vertrauend, sehnte sich die schleswig-holsteinische Armee nach dem Kampfe. Die Dänen eröffneten ihn an der Küste von Wagrien am Fehmarnsunde und nahmen die Insel Fehmarn weg. General Willisen aber, nur auf den Hauptpunkt im Festlande sein Augenmerk richtend, rückte in Schleswig vor und hatte am 15. Juli die Umgegend von Idstedt und Wedelspang besetzt. Hinter diesen

Vorposten sammelte sich das ganze zu seiner Verfügung stehende Heer. Am 17. Juli erschien die dänische Armee, wieder von Alsen her, ihrer Brücke, um den Herzogthümern den Fuß auf den Nacken zu sehen, und auch von Jütland über die Königsau schwärmten sie vor. So standen sich die beiden Armeen zum ersten Male in großen schlachtgerüsteten Massen gegenüber und Aller Augen waren erwartungsvoll auf die Heerführer und ihre Truppen gerichtet.



Kehren wir jetzt nach Marschlund zurück und sehen, was sich kurz vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten daselbst zugetragen hatte. Andreas hielt ein wachsames Auge auf die äußeren Vorgänge gerichtet, denn er wollte sich nicht wieder der Gefahr aussetzen, von den Dänen überrascht und aufgehoben zu werden, obwohl seine Besorgniß in diesem Punkte mit Recht geringer geworden war, seitdem die Triebfeder aller Feindseligkeiten gegen Henrik Paulsen und dessen Freunde, der fanatische Deutschenhasser Olaf Larssen, nicht mehr in Wirksamkeit war. Und da in Emmerslund, von woher er einige Male Nachricht empfangen, niemals wieder Nachfrage nach ihm gehalten worden war, seine Anwesenheit in Marschlund auch nur Wenigen bekannt und die Gegend, in der er jetzt lebte, sparsam von Dänenfreunden bewohnt war, so konnte er sich in der That ziemlich sicher fühlen. Diese

Sicherheit aber konnte gefährdet werden, sobald die Dänen in das südliche Schleswig einrückten und daselbst, wie sie überall thaten, sich der zumeist deutsch gesinnten Männer bemächtigten. Daher, und um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, traf er bei Zeiten Fürsorge, sein Eigenthum zu schützen, und so waren seine besten Besitzthümer schon im Monat Juni gepackt und zur Verladung fertig aufgestellt, um sogleich, wenn die Noth drängte, nach Süden geschafft werden zu können. Zu voreilig aber wollte der umsichtige Capitain seinen jetzigen Ruheort nicht verlassen, er gefiel ihm, er fühlte sich heimisch genug daselbst, und so erging es auch seiner Familie. Daher hatte er den Entschluß gefaßt, so lange wie möglich in Marschlund zu verweilen und nur der Nothwendigkeit zu weichen, wenn diese unvermuthet eintreten sollte.

Den meisten Kummer hatte er jetzt wieder über seinen Sohn. Je deutlicher der Ausbruch der Feindseligkeiten sich ankündigte, um so unstäter, friedloser und mißgestimmter zeigte sich Friedrich. Einsam saß er oft auf seinem Zimmer und schaute trübselig in die sonnige Landschaft oder auf das schwellende Meer hinaus. Ein geheimes Fieber zehrte an seinem Herzen, den bevorstehenden Kampf mit ausfechten zu helfen und seinem Vaterlande nicht länger seinen Arm zu entziehen. Und doch sah er selbst ein, daß er kein brauchbarer Streiter mehr war. Er konnte den verwundeten Arm beim Reiten gar nicht gebrauchen, er mußte ihn sogar stützen,

um nicht große Schmerzen darin zu empfinden, das hatten wiederholte und mit dem besten Willen angestellte Versuche sattsam bewiesen. Ja, als er sich endlich zwang, ihn an die frühere Thätigkeit zu gewöhnen, stellte sich ein spannender Schmerz im Innern des Knochens ein und er mußte nochmals ärztlichen Rath in Anspruch nehmen. So blieb ihm nichts übrig, als, allein mit seinem Gram, im Hause zu sitzen, über sein Mißgeschick zu grollen und die Vertheidigung des Vaterlandes seinen kräftigeren Landsleuten zu überlassen. Eine geraume Zeit hatte er sich in diesen Zustand gefunden und schon glaubte Andreas die Krisis überstanden, da langte die bisher noch bezweifelte Nachricht an, die Preußen würden bestimmt nicht für die Herzogthümer mitkämpfen und die Schleswig-Holsteiner allein auf der Wahlstatt stehen, wenn der Waffentanz losginge. Bei dieser jedem Bewohner der preisgegebenen Lande so verhängnißvollen Nachricht bebte Friedrich zusammen, sein Herz erlag beinahe seinem brennenden Wunsche, und weder bei Tage noch bei Nacht hatte er Ruhe im Hause. Eine Zeitlang beobachtete der gütige Vater diesen Zustand seines Sohnes mit stillem Kopfschütteln, endlich aber glaubte er sich in's Mittel legen und mit ihm ein ernstes Wort reden zu müssen. Er besuchte ihn daher auf seinem Zimmer, und da er ihn unstät wie immer und seufzend fand, setzte er sich zu ihm und fing von gleichgültigen Dingen zu sprechen an. Friedrich verstand sogleich seines Vaters Absicht, denn er kannte aus Erfahrung dessen feierliche,

gehaltene Miene bei ähnlichen Anlässen, und in der Hoffnung, die Stunde werde seinen Wünschen günstig sein, erheiterte sich seine Stirn und er blickte seinem Vaters freundlicher als gewöhnlich in das so wohlwollende Antlitz.

»Mein Sohn,« fing Andreas an, »laß uns einmal ein verständiges Wort zusammen sprechen. Du hast seit langer Zeit Deine so gemüthliche Ruhe, Deine friedliche Haltung verloren, die ich von Kindheit an an Dir gesehen, und der Umgang mit Menschen, mit mir und Deiner Familie gewährt Dir keinen Genuß mehr. Das schmerzt mich und ich möchte Dir gerne helfen. Willst Du mir nicht Deine Gedanken mittheilen und sagen, warum Du so traurig bist? Vielleicht können wir durch ruhige Ueberlegung zum erwünschten Ziele kommen. Also heraus mit dem Grunde Deines Trübsinns – was treibt Dich unstät auf den Feldern und im Hause umher?«

»Mein Vater,« erwiderte der edle Sohn und stellte sich dicht vor das Antlitz desselben, »Du fragst, warum ich traurig bin? Bist Du es nicht auch, obwohl Du Dich bezwingst und Deinem Herzenskummer Stillstand und Schweigen gebietest? Warum bin ich, warum sind wir Alle betrübt, wenn es nicht das blutende Vaterland ist, das uns so schwer auf der Seele liegt! Laß mich hinaus in den Kampf, laß mich streiten und fechten – gieb mir die frühere Kraft meiner Glieder wieder, und Du sollst mich heiter, fröhlich und dankbar gegen Gott und Dich sehen.«

»Mein Sohn,« sagte der Vater ernst, »die ungestüme Flamme der Jugend, nicht aber der nüchterne Verstand

gereifter Erfahrung spricht aus Deiner Rede. Wohl bin ich traurig wie Du um das zuckende Vaterland, aber da ich allein sein Schicksal nicht ändern kann, so ergebe ich mich in den unabänderlichen Willen Gottes. Du bist zweimal muthig und tapfer gewesen, schon zweimal hat Dich der Feinde Schwert unmächtig gemacht, und Du willst zum dritten Male hinaus in die Schlacht, wo es Leben um Leben gilt. Wohlan, das ist Dein Wunsch, und es wäre auch der meinige, wenn Dir das Geschick selbst nicht die Gewährung desselben versagt hätte. Aber die Angelegenheit, von der wir sprechen, hat noch eine andere Seite. Blicke mich an, ich bin noch kräftig und rüstig, und hoffe zu Gott, noch so lange zu leben, um Dich an meiner Statt als Hort Deiner Familie zu sehen. Aber schon fängt mein Haar an zu bleichen, die Sorgen des Lebens haben mein Herz erschüttert und ich möchte für den Abend meiner Tage noch Freude und Zufriedenheit erleben. Du bist mein letzter und einziger Sohn – weiter habe ich keinen mehr – wenn Du mir genommen wirst, bin ich kinderlos, habe vergebens gelebt und gesorgt, und Deine Mutter entbehrt von dieser Seite jeglichen Trostes, ihr ganzes übriges Leben ist dem Schmerze zum Raube verfallen. Aber auch dieser trostlose Gedanke würde mich nicht hindern, Dir das Schwert selbst in die Hand zu drücken, wenn Du es noch wie früher führen könntest, Dich in die Schlacht zu senden und Dir zuzurufen: thue was Deine Pflicht ist und Dein Vaterland von Dir verlangt! Aber betrachte es genau – was kannst Du leisten, wie Du jetzt einmal bist? Willst Du mit *einer* Hand reiten

und fechten zugleich? Nein, das kannst Du nicht. Begnüge Dich also mit dem Bewußtsein, den guten Willen dazu zu haben, erhalte Dich auch Deiner Pflicht im elterlichen Hause und mache Dich hier brauchbar und nütze. Was hast Du mir nun entgegenzusetzen, ich fordere Dich auf, ehrlich zu sein und mir nichts zu verschweigen, was Deine Seele belastet.«

Friedrich seufzte tief auf. »Du hast Recht, mein Vater, wie immer – nur allzu sehr hast Du Recht. Aber Eins frißt dennoch an meinem Herzen. Wenn es nun im Lager unserer Truppen eine Stelle für mich gäbe, die meinen geringen Kräften entspräche, ich würde dann doch meinem Drange genügt und meinen Theil an der allgemeinen Pflicht getragen haben. Auch meine früheren Kameraden, die mich am Leben wissen, würden dadurch erfahren, daß ich noch nicht entmuthigt bin und daß mich nur die Unmöglichkeit, die Waffen zu führen, zur Unthätigkeit verdammt, sie würden nicht über mich den Stab brechen, was vielleicht jetzt geschieht.«

Der Vater sann einen Augenblick nach. »Ist es das, was Dir das Herz zerfrißt?« fragte er endlich. »Willst Du nur vor Deinen Kameraden, also auch vor Dir, gerechtfertigt dastehen in Zukunft, damit sie nicht, wenn sie an Dich denken, sagen mögen: er ist zu Hause geblieben, wo wir Alle auszogen? Wenn das ist, so hast Du Recht, und ich muß selbst Deinem Wunsche beistimmen, denn Deine Zukunft möchte ich nicht durch diesen Schatten, der auf unser Beider Namen fällt, getrübt sehen. Höre also meinen Rath. Laß uns morgen nach Rendsburg reiten. Stelle

Dich Deinem früheren Vorgesetzten vor und sprich mit ihm. Will er Dich nehmen, hat er für Dich einen Platz, dem Du gewachsen bist – wohlan, dann geschehe Gottes und Dein Wille – ich füge mich, wie ich mich immer in das Unvermeidliche gefügt habe, auch diesmal.«

»Vater!« rief der wackere Jüngling mit einem Tone, wie er ihn lange nicht so freudig ausgestoßen – »Ist das Dein ernstlicher, fester Wille?«

»Bist Du gewohnt, mich anders sprechen zu hören, wie ich es meine? Kennst Du Deinen Vater Andreas Burns nicht mehr? Ja, sage ich, tausendmal ja, ich begleite Dich selber dahin und erwarte die Antwort der Männer, die über Dein Schicksal zu entscheiden haben – mehr kann ich nicht thun.«

»O, mein gütiger Vater, mehr verlange ich auch nicht, wie glücklich machst Du mich!« Und er fiel dem Vater mit jugendlicher Heftigkeit um den Hals, drückte einen Kuß auf seine Wange und schüttelte ihm wiederholt die edele Hand. »So laß uns denn morgen aufbrechen, eher habe ich keine Ruhe, als bis ich wenigstens meinen guten Willen gezeigt.«

»Gut, so sei es beschlossen. Aber noch Eins bitte ich mir aus. Du wirst Dir denken, welchen Kummer Deine gute Mutter empfinden würde, wenn sie von Deinem Entschlusse, abermals in den Krieg zu ziehen, hörte, zumal sie das jetzt nicht mehr für möglich hält. Sage ihr also nichts davon, ehe es nicht unwiderruflich festgesetzt ist. Behalten sie Dich in Rendsburg, so wird es noch Zeit genug dazu sein, und ich allein werde sie, wie ich ihr schon

so Vieles als nothwendig vorgestellt, auch davon unterrichten und überzeugen. Laß uns also auf zwei Tage Abschied von ihr nehmen, ohne ihr zu sagen, was wir im Sinne haben, es ist eine Wohlthat für sie, wenn wir ihr so lange wie möglich ihre Ruhe lassen.«

So wurde es ausgeführt. Am nächsten Morgen ritten Vater und Sohn nach Rendsburg, um für den kampflustigen Friedrich eine Stelle im Heere zu suchen. –

In Rendsburg herrschte Ende Juni – denn unsere Erzählung ist erst bis zu dieser Zeit gelangt – eine leicht erklärliche Regsamkeit. Offiziere und Soldaten aus aller Herren Ländern hatten sich eingefunden, um an dem Entscheidungskampfe Schleswig-Holstein's Antheil zu nehmen. Hätten alle diese rüstigen Arme benutzt werden können, vielleicht wäre der Streit noch länger hinausgezogen worden – zu Gunsten der Herzogthümer entschieden wäre er dadurch gewiß nicht. Denn hätten diese die Schlacht bei Idstedt gewonnen und die Dänen aus Schleswig vertrieben, so wäre Letzteren zuverlässig eine mächtigere Hülfe zu Theil geworden, und die Ketten der Herzogthümer wären dann vielleicht nur um so fester geschmiedet worden. Aber dem Führer der schleswig-holsteinischen Armee und der Statthalterschaft waren in vieler Beziehung die Hände gebunden. Um den mit mißtrauischen Augen alle Vorgänge daselbst betrachtenden Regierungen nicht Anlaß zu dem Glauben zu geben, Schleswig-Holstein ziehe die europäischen Staatsumwälzer herbei, mußten sie alle diejenigen zurückweisen, die

auf irgend eine Weise in ihrem Vaterlande als solche bezeichnet waren. So zogen nicht allein die polnischen und ungarischen Streiter wieder ab, sondern auch viele Andere, die sich aus den verschiedenen deutschen Ländern freiwillig und mit ehrlichem Herzen gestellt hatten.

Von diesen und den wirklich angenommenen Kämpfern wimmelte es in der Festung Rendsburg. Zum nahen Ausmarsch vorbereitet standen die Truppen schlagfertig und man wartete nur auf den endlichen Abzug der Preußen, um gegen Norden zu ziehen und den Dänen entgegenzutreten, die voraussichtlich nicht lange auf sich warten lassen würden. Friedrich sah Viele, die er früher kennen gelernt, und Alle freuten sich, den ehemaligen Kameraden wiederzusehen. Als sie ihn aber seine Absicht aussprechen hörten, noch einmal das Schwert zu ziehen, blickten sie ihn verwundert an, denn schon seine äußere Erscheinung verrieth seinen Mangel an Kraft. Von geistigem Kummer und leiblichem Schmerz war sein Gesicht bleich und hohl geworden, sein kranker Arm ließ sich trotz aller Mühe in keine gesunde Haltung zwingen, und die gutmüthigen Burschen waren ehrlich genug, ihm das gerade in's Gesicht zu sagen.

Als er aber dennoch darauf bestand, sich zu seinem Regimente zu begeben, welches in der Nähe von Rendsburg stand, willfahrte ihm auch darin der Vater und Beide ritten in das Quartier des Stabsoffiziers, welcher die Dragoner befehligte. Kaum hatten die alten Kameraden Friedrich Burns erkannt, so umringten und begrüßten sie

ihn herzlich; als er aber auch hier seinen Wunsch aussprach, unter ihnen zu dienen, wunderten sie sich, daß er zum dritten Male das Geschick herausfordere, welches ihm schon zweimal so unerbittlich den Rücken gekehrt hatte. Aber das Alles schlug seine Hoffnung nicht nieder, er begab sich mit seinem Vater zum Befehlshaber und stellte sich vor.

Als dieser freundlich nach seinen Verhältnissen sich erkundigt und sein Begehren vernommen, sagte er nichts, blickte aber fragend den Vater an, der mit ruhiger Ergebung aber bleicher Stirn neben dem Sohne stand.

»Ich kann Ihnen nichts versprechen und nichts verwehren,« sagte er endlich, »Sie scheinen mir aber zu leidend zu sein, um viel von sich hoffen zu lassen. Ich werde daher meinen Arzt fragen und was der Ihnen räth, Burns, das thun Sie – abgemacht!«

Der Arzt kam und Friedrich mußte sich im Nebenzimmer entkleiden. Kaum aber hatte jener den Arm gesehen und flüchtig untersucht, so sagte er kalt lächelnd: »Kleiden Sie sich wieder an. Danken Sie Gott, junger Mann, daß Sie den Arm behalten haben; erfüllen Sie Ihre Pflicht als Mensch und Sohn, aber zum Krieger sind Sie auf alle Zeit verdorben. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, meine Herren.«

Da standen sie denn und blickten Alle einander an. »Glauben Sie ihm nicht?« fragte der Commandeur. »Ich sehe, Sie wollen noch etwas sagen.«

»Ja. Wenn ich das Schwert nicht schwingen kann, können Sie mich vielleicht zu etwas Anderem gebrauchen, Herr Major!«

»Nein!« sagte der brave Mann streng. »Der Arzt hat Ihnen gesagt: erfüllen Sie Ihre Pflicht als Mensch und Sohn – und das sage ich Ihnen auch. Invaliden taugen den Dänen gegenüber nichts und ich würde mich einer schweren Verantwortung aussetzen, wenn ich gegen meines Arztes Meinung Ihrer Anstellung das Wort reden wollte.«

Das Urtheil war gesprochen. Friedrich war ein Invalide. Das hatte er sich noch nie in seiner ganzen Bedeutung zugestanden und darum summte das Wort mit verhängnißvollem Klange in seinen Ohren. O, mit welchen Empfindungen ritt er mit seinem Vater nach Hause zurück! – Andreas war still und ließ das Gift im Busen des tief Verletzten ruhig wirken, ihm selbst hatte er ja nicht glauben wollen; jetzt mußte er glauben und gehorchen zugleich. Friedrich's Augen schweiften während des langen Rittes über Felder und Wege, über Himmel und Erde – aber er sah von dem Allen nichts. »Ich bin ein Invalide!« sagte er hundertmal, und dieser Gedanke, dieses Bewußtsein, welches jetzt mit aller Macht in ihm aufblitzte und fortwürgte, lag wie ein Alp auf seinen jungen Schultern. »Was soll ich nun noch thun – wozu bin ich nun noch in der Welt nütze?« fragte er sich halblaut selber, so daß es der Vater hörte.

»Deine Pflicht als Mensch und Sohn erfüllen!« erwiderte ruhig der Vater – »Du hörst es jetzt zum dritten Mal.«

»Ja,« seufzte der Trostlose – »weiter bleibt mir nichts übrig.«

»Wird Dir denn die Erfüllung dieser Pflicht so schwer, mein Sohn?«

Friedrich wandte das thränende Auge auf seinen Vater. Sanft schüttelte er den Kopf. »Nein, mein Vater, sie wird mir leicht werden – aber meinem Vaterlande hätte ich gern geholfen.«

»Ich auch. Das ist aber vorbei. Nun denke an was Anderes. Du hast noch eine schöne und lange Zukunft vor Dir. Schaue um Dich und zähle, was Dir geblieben ist – Du hast noch Viel!«

»Und was habe ich?« fragte der Sohn traurig.

»Das sollst Du mir künftig sagen; für jetzt beruhige Dich und finde Dein Schicksal erträglich. Viele haben Schwereres ertragen und Weniger übrig behalten aus dem Schiffbruch ihres Lebens, als Du.«

---

So kamen sie nach Marschlund zurück. Der Juni verfloß, der Juli rückte vor. Die letzten Preußen zogen fort und Schleswig-Holstein war sich allein überlassen. O, welches beklemmende Gefühl erfaßte da die Männer, die früher so hoffnungsvoll auf diese Hülfe geblickt! Denken läßt es sich wohl – aber es läßt sich nicht sagen! –

Er aber, der Invalide, wie er sich jetzt täglich unzählige Male nannte, war noch stiller geworden als zuvor, denn in seinen Gedanken war er nicht allein Invalide in

Bezug auf den Krieg, sondern er trug seinen leidenden Körperzustand auch auf alle übrigen Lebensverhältnisse und Aussichten über. Das fraß jetzt an seinem Herzen und beinahe war der Schmerz darüber noch größer, als über den Abbruch seiner militairischen Laufbahn, denn Soldat konnte er nur eine kurze Zeit sein, leben und wirken, lieben und geliebt werden aber wollte er für's ganze Leben, und dies Leben war ja noch so lang – und nun schon auch dafür Invalide?



Es war ein heißer Julitag; brennend stand die Sonne über den windstillen Marschen und die darauf weit und breit zerstreuten Heerden lagen im Grase, wo es am feuchtesten war. Die zahllosen Schaaren der kleinen zwitschernden und sich ewig hin und her jagenden Vögel, die in diesen Gründen lebten, schwärmten heute nicht so lustig in der Luft wie sonst, sondern saßen und ruhten in ihren kühlen Nestern und Erdlöchern, um den frischeren Abend zu erwarten, denn auch sie drückte die ermattende Hitze des Tages. Nur die Billionen schwirrender Insekten hingen in dicken Schichten über den Triften und erfüllten die Luft mit ihrem Gesumme, als wollten sie ihre Lust und Wonne zu erkennen geben, daß sie heute die einzigen Geschöpfe wären, die sich in der Gluthhitze, ihrem einzigen Lebenselemente, beglückt und zufrieden fühlten.

Gertrud und Helene waren Nachmittags nach Husum gefahren, um im Kreise der patriotischen Frauen des Ortes im Voraus für Verbandmittel zu sorgen, im Fall der neue Kampf wieder frisches Blut fordern sollte; einen um den andern Tag begab sich Gertrud dahin und entweder Helene oder Agathe, bisweilen auch Andreas oder Friedrich, begleiteten sie.

Diesmal war Agathe zu Hause geblieben. Sie hatte mit den Männern den Kaffee getrunken und war dann in ihr Zimmer zurückgekehrt, um an Binden von Leinwand zu nähen, die in Marschlund in großer Menge gefertigt wurden. Da es ihr aber zu drückend heiß im Zimmer ward, begab sie sich in's Freie und trat an das Meeresufer, wo eine frischere Luft wehte. Auf der halben Höhe des Dammes, auf welchem Marschlund lag, war eine Rasenbank angebracht, von der man weit in's Meer hinaus schauen und ungestört seinen Gedanken nachhängen konnte, wenn man allein sein wollte. Und Helene wie Agathe waren Beide gern allein, sie hatten Vieles zu denken, zu hoffen, zu wünschen, und darum zogen sie sich so oft wie möglich in diese abgelegene Einsiedelei zurück. Heute war Helene nicht anwesend, also gehörte Agathen der trauliche Platz. Da ließ sie sich denn nieder und nähte an ihren Binden. Aber bald fiel ihr die Arbeit aus den Händen und die schönen Finger ruhten unthätig im Schooße. So saß sie da, leise athmend, ein Bild der lieblichsten Ruhe, und doch, doch war es in ihrem Herzen nicht so

ruhig, da pochte, da hämmerte, da bewegte es sich lebhaft auf und ab und, obgleich sie die Augen auf das stillwogende Meer gerichtet hatte, so sah sie es doch nicht, denn sie sah und vernahm nichts als das Eine, was ihr seit langer Zeit in Gedanken herumging, das Wort, welches Andreas in Emmerslund kurz vor der Abreise gesprochen: ›Der Mensch soll dem Menschen Alles sein auf Erden, denn er *kann* es.«

»O ja,« sagte sie leise, er kann es – wenigstens könnte er es – ich habe es mir schon so oft vorgenommen, es zu sein, zu thun – und immer hat mir Gott die günstige Gelegenheit dazu versagt.«

Da schrak sie fast heftig empor, denn langsam, ruhig, träumerisch, wie er jetzt immer war, trat Friedrich vom Damme herunter, um sich vielleicht auch auf die Rasenbank zu setzen, wie er wohl zuweilen that, wenn sie kein anderer Besuch in Anspruch nahm. Eben hatte Agathe zu sich gesagt: und immer hat mir Gott die günstige Gelegenheit versagt, dem Menschen auf Erden Alles zu sein – hatte Gott vielleicht das Wort gehört und mit seiner allmächtigen Hand dem jungen Manne den Weg gewiesen, den er eben ging?

Aber nicht allein Agathe war zusammengefahren, als sie Friedrich erblickte; auch Friedrich hatte einen Stoß durch sein Herz gefühlt, als er Agathen auf der Bank vor sich sah, die er in ihrem Zimmer vermuthete, wohin er sie vor Kurzem selbst hatte gehen sehen. Beinahe wäre er wieder zurückgetreten, um sich einen anderen Platz zu suchen; als er aber eine freundliche Geberde Agathens

zu bemerken glaubte, die ihn näher zu kommen einlud, bezwang er seinen einsiedlerischen Geist und trat an ihre Seite. »Ich glaubte Dich im Zimmer, Agathe,« sagte er begrüßend, – »Du wolltest vielleicht hier allein sein?«

»Nein, Friedrich, das Zimmer war mir zu warm – Deine Gesellschaft aber ist mir immer willkommen.«

»So werde ich mich ein wenig zu Dir setzen – ach! wie angenehm kühl ist es hier –«

»Das macht das Meer –«

»Ja!« – Er schwieg wieder, als hätten ihm schon diese wenigen Worte eine zu große Anstrengung gekostet und schaute über die Fläche des Meeres hin, auf welchem in der Ferne zwei Schiffe, durch die Windstille gefesselt, ruhig bei einander lagen; auch sie waren vielleicht durch den Zufall zusammengeführt, wie die beiden jungen Menschen, die sich seit langer Zeit nicht mehr zu suchen pflegten. Da die Pause etwas lang wurde, die Beide mit Nachdenken auszufüllen schienen, so glaubte Agathe das Stillschweigen endlich brechen zu müssen.

»Wirst Du der Mutter und Helenen entgegenreiten, Friedrich?«

»Nein, es ist mir zu heiß; ich glaube, wir bekommen nächstens ein Gewitter. Auch macht mir das Reiten kein Vergnügen mehr, seitdem –« hier fiel ihm wieder ein, daß er ein Invalide sei, und er hielt mitten im Satze inne.

»Nun – seitdem?«

»Seitdem ich neulich mit dem Vater in Rendsburg gewesen bin.«

»Was habt Ihr denn eigentlich zwei Tage dort gemacht?«

»Wir hatten einen wichtigen Zweck im Auge und – der Zweck wurde verfehlt.«

»Einen wichtigen Zweck? Und davon habt Ihr uns nichts gesagt?«

»Es betraf nur mich.«

»Dich – *nur* Dich? Ist das so gleichgültig?«

»Für mich – für mich ist jetzt Alles gleichgültig, seitdem –«

Agathe erhob das Haupt von ihrer Arbeit, die sie in ihrer Verlegenheit wieder vorgenommen, und sah ihren Bruder an. Ihr Auge umflorte, ihr Busen hob und ihre Wangen rötheten sich. »Seitdem? – Fahre fort, Friedrich.«

»O ja, wenn Du es hören willst – seitdem ich Invalide bin.«

»Was heißt das, ich verstehe Dich nicht.«

»Ah so! Nun, ich war in Rendsburg, um mich bei meinem Regiment zu melden, aber man wollte mich nicht wieder annehmen, eben weil ich Invalide bin.«

Agathe athmete hörbar. »Wie – Du wolltest wieder in den Krieg?«

»Natürlich – war das nicht meine Schuldigkeit?«

»Ich bitte Dich, Friedrich, hast Du an Deine Mutter dabei gedacht – an den Vater –«

»Ja, an Alle – sogar an Dich –«

»An mich?«

»Ja, und um so lieber wäre ich fortgegangen, da mir alle diese Gedanken keinen Trost spendeten.«

»Wie – keinen Trost? Ich verstehe Dich wirklich nicht.«

»Nun, ist das nicht klar? Wozu ist ein Mensch auf Erden nütze, der, wie ich, eine seiner besten Gliedmaßen – seine halbe Kraft – verloren hat, als – als um todtgeschossen zu werden –«

»Friedrich – um Gotteswillen!«

»Was willst Du? Wozu bin ich noch nütze, sage ich, wenn ich kein Mann mehr sein darf, wie ihn die jetzigen Zeiten erheischen. O! Es ist sehr bald gesagt, was sie mir zum Troste zu sagen glaubten: Erfüllen Sie Ihre Pflicht als Sohn, aber zum Soldaten sind Sie verdorben.«

»Das haben sie Dir gesagt, Friedrich?«

»Ja, dies bittre Wort haben sie mir gesagt, und das ist es, was an meinem Herzen frißt, Agathe.«

Agathe fing leise an zu weinen. Friedrich schien es nicht zu bemerken. »O!« sagte er plötzlich. »Was ist das für ein trauriges Leben! So jung, so willenskräftig, so lebensfroh und – Invalide – das heißt todt für die Welt, todt für die Ehre, todt für die süßeste Pflicht!«

Agathe schaute aus ihren Thränen auf. »Todt für die süßeste Pflicht – was für eine Pflicht ist das bei Euch Männern?«

»Das ist die Pflicht, für das Vaterland zu kämpfen, und wenn nicht zu siegen, doch wenigstens ehrenvoll zu sterben.«

»Habt Ihr keine anderen *süßen* Pflichten?«

»Erinnere mich daran nicht, Agathe; ja – es giebt noch solche für uns – aber das ist mir Alles versagt – ich bin ein Krüppel!«

»Friedrich!« rief Agathe schluchzend und legte ihre Hand sanft auf seinen Arm. »Ich bitte Dich, versünde Dich nicht – Du bist kein Krüppel.«

»Ja, das bin ich, Du wirst es mir nicht bestreiten wollen.«

»Ich bestreite es Dir –«

»So. Was suchst Du?«

Agathe suchte ihr Tuch – sie hatte keins zu sich gesteckt. Da aber ihre Thränen reichlicher über ihre Wangen zu rollen begannen, so fühlte sie das Bedürfniß danach. Plötzlich fuhr sie mit der Hand in die Tasche und zog ein rothseidenes Tuch hervor, womit sie rasch die Augen trocknete.

Friedrich starrte sie betroffen an. Eine seltsame Ideenverbindung bemächtigte sich seiner Sinne. Es war sein Tuch, womit sich Agathe die Augen trocknete. Er heftete einen wunderbar forschenden Blick auf das weinende Mädchen und schaute dann in sein eigenes Herz hinein. So schön, so lieblich, so unendlich milde, wie ihm Agathe in diesem Augenblicke erschien, glaubte er sie noch nie gesehen zu haben.

Als aber das Mädchen leise zu weinen fortfuhr und das Tuch nicht von den Augen nahm, wurde er auch weich, und eine ungewohnte Rührung bemächtigte sich seines verschlossenen Herzens. Es that ihm leid, daß Agathe seinen wegen weinte, denn, wie viele Männer, konnte er keine Frau weinen sehen, ohne das Bedürfniß zu fühlen, ihr den herzlichsten Trost zuzusprechen. Aber er arbeitete

sich dabei ab, als ob er ein schwieriges Werk unternähme, er hätte nicht gedacht, daß es so viele Anstrengung kostete, ein einfaches Wort des Trostes über die Lippen zu bringen. »Weine nicht, Agathe,« sagte er endlich sanft; »es thut mir weh, wenn ich ein Mädchen wie Dich weinen sehe; Du mußt noch keine Thränen vergießen.«

Agathe richtete scheu und mit innerem Widerstreben ihr Auge auf den so sanft redenden Mann, den sie noch nie so wohl lautend reden gehört hatte. Auch wunderte sie sich, sein Gesicht so bleich und erregt zu finden, denn sie hatte wohl keine Ahnung, von welchen unnennbar süßen und zugleich schmerzlichen Gefühlen sein Herz bewegt war. Plötzlich und beinahe instinktmäßig erfaßte er ihre Hand. »Weine nicht, Agathe,« wiederholte er – »ich bitte Dich darum. Sage mir lieber, wie kommst Du zu diesem Tuche, das jetzt so naß ist von Deinen Thränen?«

»Wie ich dazu komme?« Agathe erschrak. Erst jetzt bemerkte sie, welches Tuch sie in Händen hielt, denn seitdem sie es von Heinen empfangen, hatte es den Ort, woher sie es eben geholt, nur verlassen, um in stillen und einsamen Stunden der Hoffnung an ihre Lippen zu wandern. »Helene hat es mir gegeben,« sagte sie endlich sanft und fuhr sich damit über die glühende Wange.

»Helene? Wann?«

»Als sie aus Kolding zurückkehrte.«

»So!« – Friedrich fühlte eine Blutwelle so glühend in sein Gesicht steigen, wie nie in seinem Leben, und er

wandte den Kopf scheu ab, als wäre er auf einem Diebstahl ertappt worden. Plötzlich und wie durch innere Eingebung fühlte er, welch großes Unrecht er wohl oft wider Willen dem guten Mädchen gethan haben mochte, welches so herzlich theilnehmend an seiner Seite saß, und alle Einflüsterungen Helenens fielen ihm mit einem Male auf's Herz, das erbebte, als ob es einen Keulenschlag empfangen hätte.

»Es ist *mein* Tuch, Agathe!« sagte er dann mit abgewandtem Gesicht.

»Ja, Friedrich, ich weiß es wohl, Du hast es mir gesandt, zum Zeichen, daß Du auch in Gefahr des Lebens an mich denken und Dich schonen würdest.«

»Agathe!« rief Friedrich wie im plötzlichen Rausche und faßte ihre Hand fester – »Ich will nicht länger der Tyrann meines Herzens sein –«

»O, auch nicht des meinigen!«

»Ich fühle, ja, ich fühle tief, daß ich Dir Vieles abzubitten habe. – Warum trägst Du das Tuch bei Dir?«

»Weil es mir lieb und werth und einer der wenigen Beweise war, die Du mir im Leben gegeben hast, aus denen ich den Antheil erkennen konnte, den Du an mir nahmst. Denn Helene hatte mir gesagt, Deine Lippen hätten es berührt, bevor Du es ihr gegeben.«

»Ja, das ist wahr – also Du weißt es –«

»Wohl weiß ich es – aber nicht warum Du es thatest.«

»Das weiß ich auch nicht, Agathe. Ach! ich hatte einen sonderbaren Gedanken damals, glaube ich.«

»Was war das für ein Gedanke?«

»Daß Du mich noch einmal lieben könntest, seitdem Erik todt war –«

»Erik!« rief Agathe, wie von einer Schlange gestochen.  
»Wie kommst Du auf Erik – jetzt?«

»Verzeih', daß ich ihn in Deiner Gegenwart nannte –«

»Meinetwegen kannst Du ihn so oft nennen, wie Du willst –«

»Wie? Schmerzt es Dich denn nicht, wenn Du an ihn zurückdenkst?«

»O ja, er war ja Deiner guten Eltern Sohn, die unendlich viel Liebes an mir gethan – also mein Bruder, wie wir Drei uns immer genannt – aber weiter war er mir nichts –«

»Nichts? Agathe, sprich die Wahrheit! – Du hättest ihn nie geliebt?«

»Nie, Friedrich, ich schwöre es Dir zu! Erik liebte mich, das ist wahr, aber mehr wie ein Kind, denn als ein Mann, und ich konnte seine Liebe nie, nie erwidern.«

»Warum nicht? – Sage es offen!«

»Offen? O Friedrich! Wie kann ich das!«

»Ich bitte Dich, thu' mir den Gefallen, die Liebe, die Freundschaft, wie Du willst – sage mir das – denn ich bin stets der Meinung gewesen, wie Erik Dich liebte, so liebtest Du Erik!«

»Ich weiß es wohl; das war eine Täuschung von Dir, Friedrich, und das ist eben oft und lange mein Kummer gewesen.«

»Dein Kummer? – Aber warum liebtest Du ihn nicht?«

»Ich liebte einen Anderen!« sagte Agathe fest und entschlossen.

Friedrich's Augen öffneten sich weit. Er schaute tief in die blauen Sterne hinein, die im süßen Schmelze ihm entgegenleuchteten. »Du liebtest einen Anderen?« fragte er stammelnd.

»Ja – ich liebte ihn und liebe ihn noch.«

»Und wen?« – Agathe schwieg und senkte den Kopf. »Wen – wen?« rief Friedrich hartnäckig und hatte, ohne es zu wissen, fest ihren Arm gefaßt.

Agathe richtete stolz ihren Kopf empor. Groß war der Blick, den sie jetzt zum ersten Male ganz und voll in zwei andere Augen that, und eben so tief und klar – »Dich!« sagte sie mit gepreßter Stimme und sank in sich selbst zusammen, als hätte die Anstrengung, dieses kleine Wort hervorzubringen, ihre Kräfte überstiegen.

»Agathe!« rief Friedrich beinahe vor Schrecken laut auf und lag zu ihren Füßen, stützte die Hände auf ihren Schooß und blickte ihr mit brennenden Augen in das glühende Gesicht. »O, sag' es noch einmal, noch einmal, – einen Krüppel liebtest Du?«

»Du bist für mich kein Krüppel, Friedrich. Ich habe Dich immer geliebt und würde Dich lieben, wenn Du auch keinen Arm mehr hättest, denn des Weibes Herz liebt nicht die Gliedmaßen eines Mannes, sondern es liebt seine Seele, sein Herz – und das Deine habe ich lange und immer geliebt.«

»O, mein Gott im Himmel – und das habe ich so lange und immer verkannt?«

»Das hast Du, und darüber eben habe ich die großen Schmerzen empfunden. Aber seitdem der Vater uns beim Abschiede von Emmerslund sagte: Kinder nehmt ein Beispiel an Gertrud's Liebe, was der Mensch dem Menschen auf Erden sein kann, faßte ich den Entschluß, daß es klar werden sollte zwischen uns, wenn mir die Gelegenheit günstig wäre – aber Du –«

»Aber ich – ach, ich hatte ja immer einen doppelten und zuletzt einen dreifachen Kummer. Zuerst glaubte ich, Du liebtest Erik. Dann glaubte ich, Du würdest mich niemals lieben können, weil ich ein Krüppel geworden war, und zuletzt drückte mich der Gram nieder, meine Kräfte nicht meinem unglücklichen Vaterlande weihen zu können. Aber jetzt – kann ich Dir wirklich glauben? Liebst Du mich wirklich?«

Agathe lächelte süß, denn Friedrich hatte sie schon eine Weile umschlungen und geliebkost. »Warum lächelst Du, Agathe?«

»Ich wundere mich über Dich, Friedrich, und weiß nicht, was ich Dir antworten soll. Ich habe Dir gesagt, daß ich Dich liebe, und Du scheinst so glücklich darüber zu sein, daß Du es nochmals hören willst – aber Du hast mir ja nicht einmal gesagt, ob Du mich wieder liebst –«

»Wie, habe ich Dir das noch nicht gesagt? O mein Gott, wo sind denn meine Gedanken! Ob ich Dich liebe – Agathe – muß ich Dir das wirklich noch sagen? Siehst Du das nicht –«

»Ich sehe es, ich sehe es – ja, Friedrich, mein Bruder, mein Freund und nun auch noch mein Geliebter!«

Und Beide umschlangen sich und küßten sich, wie sie sich nie umschlungen und geküßt, und keins von Beiden sah, daß ein Mann hinter ihnen stand, der sich mit ihnen freute und vor Freuden weinte, und daß dieser Mann Andreas Burns selber war.

Da schaute Friedrich plötzlich auf und bemerkte seinen Vater. Dieser stand sprachlos vor Rührung, denn er sah einen der Lieblingswünsche seines Lebens erfüllt und wußte, daß Friedrich's Laufbahn durch diese Wandlung eine glücklichere und gesegnete geworden war. Da schaute aber auch Agathe auf und dunkler Purpur färbte ihre Wange. Wie ein Reh sprang sie in die Höhe und flog dem theuren Vater in die geöffneten Arme.

»Darf ich, darf ich ihn lieben, wie er mich liebt, und ihm beweisen, was Gertrud Dir bewiesen hat, was ein Mensch dem Menschen auf Erden sein soll und kann?«

»Du darfst!« sagte Andreas still und küßte sie zärtlich, »und Du machst auch mich und uns Alle damit glücklich. O Kinder – das ist ein kühlender Regentropfen auf diese brennende Zeit – wollte Gott, daß meine Bitte erhört würde und daß wir bald noch mehr des göttlichen Segens vom Himmel erhielten, wir könnten ihn täglich, stündlich gebrauchen.«

## NEUNTES KAPITEL. DIE DÄNEN IN SCHLESWIG.

Ein so frohes Ereigniß, wie das eben geschilderte, erstreckte seine Folgen nicht allein auf die beiden zu meist dabei betheiligten Glücklichen, sondern betraf die

ganze Familie; Freude und innigste Theilnahme beseelte Alle und übte auf die bisher so gedrückte Stimmung die wohlthätigste Wirkung aus. Wo die Trauer und der Schmerz in so vielerlei Gestaltung gehaust hatte, wie in Capitain Burns' Familie, da hebt der kleinste Glücksfall des Einzelnen die Hoffnung Aller empor, und Andreas hatte wohl Recht, wenn er ihn mit dem ersten Regentropfen verglich, der auf die lange Dürre des Familienglückes gefallen war. Helene, die den Vorfall schon aus dem Rückwege von Husum erfahren hatte – denn Andreas war den Frauen in der Freude seines Herzens entgegengeritten und hatte ihnen das neueste Ereigniß des Hauses verkündet – war nächst dem Vater selber dadurch am tiefsten bewegt; wiederholt schloß sie die erröthende Agathe in ihre Arme, küßte und fragte sie, wie denn das große Werk endlich zu Stande gekommen und das starre Herz des Invaliden erweicht worden sei. Und da erfuhr sie denn zu ihrer freudigsten Ueberraschung, daß ihre eigene Reise nach Kolding und ihr zufälliges Zusammentreffen mit Friedrich daselbst erst jetzt die späte Frucht getragen und das überbrachte Tuch die Brücke zu der sonderbaren Erklärung gebaut habe.

Helene begab sich nach dieser Eröffnung in ihr Zimmer und überließ sich ungestört ihren geheimsten Gedanken. Wie wunderbar und unerklärlich sind oft die Wege, deren sich das Schicksal bedient, um uns unserem

Glücke entgegenzuführen. Was uns im gewöhnlichen Leben ein kleiner Zufall, ein unbedeutender Umstand erscheint, trägt oft die gewichtigste Entscheidung in seinem dunklen Schooße, und was wir durch inneren Trieb mit unbewußter, gedankenloser Hand ergreifen, wächst über Nacht oft riesengroß in unser Leben hinein. Doch, wir sollten uns nicht darüber verwundern und staunen, denn die ganze Welt, die uns umgebende Natur ist, wenn wir sie recht betrachten und bedenken, mit solchen Wunderwerken überschüttet, und nur die Gewohnheit verdunkelt unser Auge, daß wir sie nicht immer sehen, und verhüllt unsern Geist, daß wir so selten die kleine Ursache als Quelle einer großen Wirkung erkennen. Ist nicht das winzige Saamenkorn einem solchen Zufall, einem so unbedeutenden Umstande zu vergleichen, und wächst daraus nicht der gewaltige Baum, die liebliche Blume und die süße Frucht hervor? O möchten wir doch oft den unscheinbaren Saamen unseres Glückes erkennen und in die fruchtbare Erde pflanzen, wir würden vielleicht häufiger, als es wirklich geschieht, den Baum, die Blume, die Frucht unseres Glückes daraus hervorsprossen sehen.

In solche Träumerei mit ganzer Seele versunken, stand Helene am Fenster, blickte auf das endlose Meer hinaus und schauerte plötzlich unwillkürlich zusammen. Es war ihrem inneren Ohre, ihrem geheimsten Gefühle, welches in jedes Menschen tiefster Brust schlummert, als hätte sie das ferne Rauschen der Fittiche ihres eigenen Schicksals vernommen, und als käme durch den unermeßlichen

Raum, den wir Luft nennen, ein unsichtbares Wesen herangeflogen, das sich, je mehr es sich ihr näherte, um so enger zusammendrängt, bis es endlich plötzlich in ihr Herz schlürfte und ihr ganzes Innere wie mit einer neuen, warmen, unbekanntem Empfindung erfüllte. Denn wovon klopfte dies Herz, wovon fluthete dies innerste Gefühl in ihrer Seele, wenn es nicht von derselben Hoffnung war, die jetzt auch Agathens Seite entzückt hatte und die ihr eigenes Herz nun nicht mehr verlassen sollte, obgleich sie keine Ahnung hatte, von welcher Seite auch ihr Glück sich nähern und welches Weges sich die allmächtige Vorsehung bedienen würde, um sie zu ihrem Ziele zu führen, das ihr nicht mehr fern sein konnte, wenn sie der Einflüsterung Glauben schenkte, die jene unsichtbare Macht ihr zugerauscht. Dieses Gefühl, so belebend, so beglückend, so wonnig, blieb ihr während der folgenden Nacht und der zunächst folgenden Tage. Und selbst in den schweren Prüfungsstunden, die sie bald auf ihrem Wege finden sollte und die weder sie noch eins der Mitglieder der Familie ahnte, wurde sie dadurch auf der obersten Woge erhalten, denn sie hatte einmal den festen Glauben gefaßt, daß der vor ihr liegende Berg der letzte und schwierigste sein würde, den sie zu ersteigen hätte, und darum scheute sie weder Mühsal noch Weh, um auf seinen belohnenden Gipfel zu gelangen.

Doch schreiten wir mit dieser unklaren Andeutung, die unserer geschwätzigten Feder entschlüpft ist, nicht der Erzählung vor. Die wichtigen Ereignisse, welche Capitain Burns und seine Familie noch betreffen sollten, nähern

sich jetzt rasch und führen uns unaufhaltsam dem Ziele entgegen, welches der Leser, der die Geschichte jener Tage kennt, wahrscheinlich schon vorhergesehen hat. –

Die freudige Aufregung, die jetzt in Marschlund auf einige Tage herrschte, wurde beeinträchtigt und bald ganz wieder beseitigt durch die äußeren Ereignisse, die sich rasch in nicht allzuweiter Ferne zu entwickeln begannen. Die feindlichen Armeen standen sich in der Umgegend von Idstedt, im Norden von der Stadt Schleswig, schlagfertig gegenüber, das wußte man und daher war man jeden Tag auf ein Ereigniß von hoher Wichtigkeit gefaßt. Endlich am Nachmittag des 24. Juli schallte der erste Kanonendonner von der Brücke bei Solbroe an der Treene herüber, der verhängnißvollen Vorschlacht von Idstedt, deren glückliches Ende die Schleswig-Holsteiner veranlaßte, große Hoffnung auf den folgenden Tag zu setzen, und die dennoch nur dazu bestimmt schien, die Meinung ihres Führers irre zu leiten und dadurch den Dänen den schon halb verlorenen Sieg in die Hände zu spielen.

Kaum hatte Andreas sich überzeugt, daß ein ernstlicher Kampf begonnen habe, so traf er alle Vorbereitungsanstalten, die ihm zu einer schleunigen Flucht nothwendig schienen, wenn dieselbe unvermeidlich werden sollte. Er ließ seine bereits gepackten Koffer und Kasten auf die Wagen laden und diese zur Abfahrt bereit in einer Scheune aufstellen. Auch die Pferde wurden von den

Weiden geholt und reisefertig gehalten. Aber diese Vorbereitungen sollten sich vor der Hand noch unnütz erweisen, denn das Schicksal ersparte ihm diese für nöthig gehaltene Flucht für den Augenblick. Gegen Abend schwieg der Kanonendonner oder zog sich weiter nach Norden oder Osten zurück, und man schloß daraus, daß die Dänen zurückgedrängt seien. Früh am Morgen des nächsten Tages aber brach ein zwiefaches Gewitter, am Himmel und auf der Erde aus. Als Andreas sich um halb vier Uhr von seinem Lager erhob und in das Freie blickte, fand er den ganzen Horizont mit Gewitterwolken umzogen, und der Kampf der Elemente wie der der Menschen, den man von beiden Seiten seit mehreren Tagen vorausgesehen, begann sein doppeltes Spiel. Der erste Ton, den das aufmerksame Ohr des Capitains wahrnahm, war ein dumpfer, ferner Kanonenschuß. Er weckte seine Familie und ermahnte sie, sich bald zu Allem bereit zu halten. Um fünf Uhr waren sie fertig und saßen in athemloser Spannung an einem geöffneten Fenster, denn nun hatte sich der himmlische Kampf entwickelt und den Lärm des irdischen übertäubt. Man hörte nur rasch auf einander folgende Donnerschläge und sah die zuckenden Blitze, denen ein erquickender Regen folgte, der die unmäßige Hitze kühlte, wonach sich das Gewitter nach Osten zog. Als es vorüber gerauscht war und auch der Regen aufgehört hatte, tönte der Donner der Geschütze wieder aus der Ferne herüber und schien trotzig fortsetzen zu wollen, was Gott im Himmel begonnen hatte. – O, wollte doch der Mensch den Segen des Himmels, nicht aber

seine Zerstörung nachahmen, er würde seinen Beruf richtiger erkannt und seine Aufgabe auf Erden besser gelöst haben! –

Andreas ließ zwei Pferde vorführen und zog seinen Regenrock an. Er wollte mit Friedrich dem Kanonendonner näher reiten und Erkundigungen über die Vorfälle des Tages einziehen. Auf dem Wege nach Hollingstedt langsam vorreitend und die Augen nach allen Seiten richtend, näherten sie sich dem ausgedehnten Wahlplatze, der sich von hier gegen Norden zog; aber nach sechs Uhr verstummte jedes Geräusch, die Schlacht schien beendet und die vom lauen Gewitterregen duftende Natur lag in wollustathmendem Frieden da. Es war um diese Zeit die bekannte Pause in dem Kampfe bei Idstedt eingetreten, die den Schleswig-Holsteinern so verderblich werden sollte, obgleich sie, wohlbenutzt, den in Unordnung gerathenen Dänen den Untergang bereitet hatte. Aber die Menschen der Gegenwart sehen nicht mit den Augen der Zukunft, noch weniger mit den Augen Gottes, der Gegenwart und Zukunft zugleich sieht, und darum sahen und wußten auch die Führer der deutschen Armee damals nicht, was wir jetzt sehen, und wissen, daß sie gesiegt haben würden, wenn sie den schon halb errungenen Sieg erkannt und verfolgt hätten. Doch es wäre vergebliche Mühe und gehört nicht zu unserer Aufgabe, in dieser Erzählung die Pflichten erfüllen zu wollen, die allein dem Geschichtschreiber obliegen; er allein mag erforschen, wessen Schultern die traurige Entscheidung des Tages aufgebürdet werden muß. Vielfach ist die

Schlacht bei Idstedt von Kundigen und Unkundigen besprochen und bekrittelt worden, aber es mag viel leichter sein, über eine vergangene große und mißlungene That den Stab zu brechen, als eine vorliegende zum glücklichen Ende zu führen.

In einem Bauernhause vor Hollingstedt hielten Andreas und Friedrich an, denn der Regen floß wieder in Strömen vom Himmel. Niemand wußte, was in der Ferne vorging, wohin die Entscheidung sich geneigt habe oder neigen würde. Um halb elf Uhr Morgens aber, nachdem die Dänen ihre zersplitterten Kräfte wieder gesammelt und statt des gefallenen Generals Schleppegrell General de Meza das Commando übernommen hatte, begann der Kampf von Neuem. Rasch zog er sich merklich dem Süden näher und der furchtbare Kanonendonner ließ rings die Erde erdröhnen, denn nur etwa eine starke Meile entfernt rollte sich der linke Flügel des großen Schauspiels ab. Friedrich bebte vor Kampflust, und wäre sein bedächtiger Vater nicht an seiner Seite gewesen, wer weiß, zu welchem kühnen Wagniß der ungestüme Muth seines aufgeregten Herzens sich hätte hinreißen lassen. Eine Stunde nach Mittag aber – so lange verweilten Vater und Sohn in dem Bauernhause – war auch dieser Kampf beendet. Andreas wollte nicht eher nach Hause zurückkehren, als bis er eine gewisse Nachricht eingelesen hätte. Er sollte nicht allzu lange darauf warten müssen. Flüchtende Bauernwagen, mit Hab' und Gut ihrer abgebrannten Besitzer beladen, jagten in kopfloser Eile daher, dem Süden entgegen, als wäre der Feind schon

hinter ihnen her. Mit Mühe war von ihnen zu erfahren, daß die Schleswig-Holsteiner auf der Flucht nach Schleswig und weiter südwärts begriffen seien und daß die Dänen bald hinterher sein würden. Dieser ersten so niederschlagenden und kaum geglaubten Nachricht folgte bald die Bestätigung und nun setzten sich Andreas und Friedrich auf und ritten im scharfen Trabe nach Hause zurück. Mit welchen Gefühlen dies geschah, bedarf der Erwähnung nicht. Andreas hatte, wie wir wissen, keine große Hoffnung mehr gehegt, wie so viele seiner Landsleute, vielleicht nicht einmal eine geringe, er hatte sich schon seit seinem Rückzuge von Emmerslund an die allgemeine Niederlage gewöhnt. Friedrich aber seufzte schwer, und erst, als er das rosige Antlitz Agathens wiedersah, die ihm mit offenen Armen entgegeneilte, bemeisterte das Bewußtsein des innern Glücks den Schmerz über das traurige Verhängniß seines Vaterlandes.

Die nächstfolgende Nacht wurde in Marschlund sehr unruhig zugebracht; erst lange nach Mitternacht suchte Andreas sein Lager auf. Er hatte nach allen Richtungen Boten ausgesandt, welche die Stellung der Dänen erforschen sollten. Einer nach dem Andern aber kam mit der Meldung zurück, daß in der Nähe meilenweit herum keine Dänen zu sehen, daß sie vielmehr nach Osten und Süden gezogen wären, um die geschlagene Armee zu verfolgen und für's Erste ihren vollkommenen Sieg sicher zu stellen. Das schien auch sehr natürlich zu sein. Das ganze Land zu besetzen, auszusaugen und in althergebrachter Art zu bedrücken war ein leichtes und sich von selbst

machendes Unternehmen, wenn sie erst die schleswig-holsteinische Armee vor sich auf einem Punkte vereinigt wußten. Daß sie von Westen her kein Feind bedrohte, war ihnen sehr wohl bekannt, denn die geschlagene Armee sammelte und ordnete sich in und um Rendsburg, und von dort her allein war die Fortsetzung des Krieges zu erwarten. Daß überdies die Ostküste für die Dänen bei Weitem wichtiger war als die Westküste, ergab sich aus den größeren Städten, der gehäuferten Bevölkerung und der durch große Straßen gesicherten Stellung, die sie selbst einnehmen konnten; auch wurden sie von dieser Seite her von ihren Schiffen unterstützt, die überall vortreffliche Landungsplätze fanden, und bezogen sie alle ihre Hilfsquellen daher; deshalb betrachteten sie die Westküste als ein Besitzthum, welches ihnen in Folge ihres siegreichen Vorrückens von selbst zufallen und dessen reiche Beute ihnen jederzeit erwünscht sein und bleiben werde. Auch schienen sie im ersten Freudenrausche nach dem Siege bei Idstedt geneigt, Rendsburg sogleich selbst zu belagern und im Hauptquartiere der deutschen Armee erwartete man das auch; daher verschanzten sich die Schleswig-Holsteiner in der Umgebung der Festung und umschlossen dieselbe mit einem eisernen Gürtel, der erst noch zu durchbrechen war, ehe an einen wirklichen Angriff auf die Festungswerke gedacht werden konnte. Allein die erste Absicht der Dänen, wenn sie sie gehabt, änderte sich bald; sie schritten vor der Hand noch nicht zur Belagerung und begnügten sich damit, sich in der gewonnenen Stellung festzusetzen, wobei

sie hofften, der Feind, dadurch beunruhigt, werde sich ihnen von selbst entgegenwerfen, um noch einmal das wandelbare Glück einer offenen Feldschlacht zu versuchen. Allein das geschah nicht; zwar war die schleswig-holsteinische Armee, die sich allmählig wieder gesammelt und von ihrem Verluste erholt hatte, muthig genug dazu, ja, die jungen Leute brannten von Kampfbegier, aber ihr Befehlshaber glaubte nicht, daß so schnell auf einander folgende Schläge ersprießlich und daß ein besonnenes Zuwarten das Beste sei, was unter den vorhandenen Umständen geschehen könne. Auch vermehrte sich von Tage zu Tage die deutsche Armee, denn nach dem erlassenen Aufruf an alle kampffähigen Offiziere und Soldaten Deutschlands, strömten von allen Seiten junge Streiter herbei und bald war die Zahl der bei Idstedt Gebliebenen und Verwundeten vollkommen ersetzt. Daß übrigens die Dänen selbst sehr große Verluste erlitten, wußte man sehr wohl; ihr General und viele hohe Offiziere waren gefallen und der Muth der Verzweiflung, mit dem die Schleswig-Holsteiner gefochten, hatte furchtbare Lücken in ihre Reihen gerissen, und so waren auch sie zum Abwarten geneigt.

Was die sich noch einmal regenden Sympathieen Deutschlands für die hilfsbedürftigen Herzogthümer betrifft, so waren sie niemals größer gewesen, als nach der verlorenen Schlacht bei Idstedt. In großen und kleinen Städten, selbst auf dem Lande, bildeten sich Vereine, die Gelder und sonst nutzbare Gegenstände sammelten, und ungeheure Sendungen aller Art langten aus

allen Gegenden in Rendsburg an. Aber was halfen diese Sammlungen, diese Unterstützungen alle, so lange sie nur von Einzelnen ausgingen? Die schleswig'schen Beiträge und Steuern fielen meist aus und die Holsteiner mußten die ungeheuern Kriegskosten für eine Armee von 40,000 Mann allein erschwingen, was auf die Dauer kaum zu ermöglichen war. Dabei verbreiteten die Dänen und die ihnen wohlgesinnte Partei kluger Weise in allen von ihnen gewonnenen Blättern die Nachricht, daß in Rendsburg und Kiel der Sammelplatz der in allen Ländern glücklich besiegten Demokratie sei, daß der Streit gegen Dänemark dazu benutzt werden solle, noch einmal eine Schilderhebung wie früher in Polen, Ungarn oder Baden gegen das monarchische Prinzip hervorzurufen, und daß es daher im Interesse der deutschen Regierungen selbst liege, die Unterstützung der rebellischen Herzogthümer auf alle Weise zu beeinträchtigen. Dadurch kam bei vielen eben so kurzsichtigen wie kaltherzigen Deutschen die schleswig-holsteinische Angelegenheit in Verruf, die Ursache des gerechten dreijährigen Kampfes ward vergessen, der Schwerpunkt der ganzen Sachlage unnatürlich verrückt, und so zog sich das große Deutschland im Ganzen immer mehr von den allmählig verblutenden kleinen Herzogthümern zurück. Aus diesem Grunde mag es auch wohl sein, daß die deutschen Regierungen nur sehr schwer, manche gar nicht, an die Auszahlungen der den Herzogthümern für Kriegslieferungen schuldigen Gelder gingen; Deutschland war in dieser Zeit selbst

nicht reich an flüssigen Mitteln, und wo solche vorhanden waren, wurden sie zum eigenen Besten gebraucht, denn die Verhältnisse der größeren Mächte verwickelten sich zur Zeit immer mehr; und wir wissen ja Alle, wozu dieselben im Winter von 1850 zu 1851 geführt haben.

So war das kleine Holstein auf sich allein angewiesen und das Bewußtsein dieses Alleinstehens flößte ihm den Muth und die Kraft der Verzweiflung ein. Es ist wunderbar, was die Statthalterschaft in dieser Zeit, wo sie von allen größeren Subsidien abgeschnitten war, für sich allein unternahm, es ist noch wunderbarer, wie reichlich die Quelle des kleinen Landes strömte, es ist endlich am wunderbarsten, wie sich die Gluth der Begeisterung so lange in den Gemüthern der Menge auf gleicher Höhe erhielt. Aber eben das ist ein Beweis, daß die Männer von Holstein sich bewußt waren, im Rechte gegen Dänemark und seine Verbündeten zu sein, daß sie sich bewußt waren, es handle sich um Leben oder Untergang, daß sie sich endlich bewußt waren, kein Mensch auf der Welt würde ihnen helfen, wenn sie sich selber verließen.

Während die Schleswig-Holsteiner nun an der Befestigung Rendsburgs Tag und Nacht arbeiteten und mit unerhörten Anstrengungen die bei Idstedt verschossene Munition zu ersetzen suchten, ereignete sich das bekannte neue Unglück in der Festung selbst – wir meinen die Explosion des Artillerielaboratoriums am 7. August. Die Verwüstung war in der Stadt so groß wie der Schreck, den alle Bewohner derselben davontrugen. Beinahe hundert Menschen büßten dabei ihr Leben ein und eine noch

größere Anzahl wurde auf den Tod verwundet. Wie einst in Kolding, noch größer und gräßlicher nur, war die Zerstörung; Trümmer auf Trümmer sah man in allen Straßen liegen und an der Stelle des Ereignisses selbst schien ein Erdbeben einen Theil der Stadt verschlungen zu haben.

Die Dänen, in der Meinung, halb Rendsburg sei vom Erdboden verschwunden und die feindliche Armee in alle Winde zerstreut, benutzten den günstigen Augenblick, um sich eines leicht erträumten Sieges zu erfreuen. Am 8. August griffen sie auf der ganzen Linie der Sorge die schleswig-holsteinischen Truppen an, fanden sich aber bald in ihren Erwartungen getäuscht, denn sie wurden überall mit einem Feuer empfangen und mit einem Heldenmuth zurückgewiesen, daß sie sogar ihre Todten mitzunehmen vergaßen, was sie früher nie unterlassen hatten.

Aber nun endlich, da sie in Holstein nicht einrücken konnten und ihre Rückzugslinie gesichert wußten, begannen sie in Schleswig das lange vorbereitete Rachewerk zu üben. Glimpflich und leutselig waren alle ihre Rohheiten in den früheren Jahren gewesen, wenn man sie mit der räuberischen Gewaltthat verglich, die sie jetzt in dem deutschen Herzogthume ausführten, und leider konnte General Willisen diesem Unfuge nicht steuern, denn seine Macht reichte nicht mehr so weit. Ausgesogen auf alle mögliche Weise wurde das ganze Land, die vorhandenen reichen Vorräthe weggeschleppt,

Beamte abgesetzt, Menschen geraubt, auf Schiffe gebracht und nach Kopenhagen geführt, und die gefangenen Schleswig-Holsteiner nicht als im redlichen Kriege begriffene Soldaten, sondern als Verbrecher und wirkliche Rebellen behandelt. Und da sie die ausgeschriebenen Lieferungen in so ungeheuren Massen nicht für sich selbst verwenden konnten, so verkauften sie dieselben an die russische Flotte, die noch immer drohend vor Kiel lag. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die namenlosen Summen verzeichnen, die an Getreide, Eßwaaren aller Art, Vieh und sonstigem Vorrath unter dem Namen Requisitionen den Bewohnern des eroberten Landes als Steuern auferlegt wurden, aber man kann sie, wenn man begierig ist, die Machtübung der Dänen im Ganzen und Großen kennen zu lernen, in allen Zeitungen und sonstigen Berichten nachlesen, die aus jener traurigen Zeit der Erinnerung und der Geschichte aufbewahrt sind.

Doch wir sind hiermit, um den nothwendigen Ueberblick über die geschichtlichen Ereignisse zu gewinnen, der Entwicklung unserer Erzählung schon vorausgerückt; wir schieden am Tage der Schlacht von Idstedt von Marschlund und kehren jetzt wieder dahin zurück.

Lieulich war der Frieden und unangetastet die Ruhe, die sich am Morgen des Tages nach der Schlacht auf die ganze Umgegend des einsamen Landsitzes niedergelassen hatten. Das Gewitter und der reichlich gefallene Regen hatte die schmachtenden Fluren erquickt, warmer Dampf stieg aus den getränkten Gefilden hervor und die neu belebten Heerden brüllten ihr Freudengefühl gegen

den wolkenlosen Himmel auf, als wollten sie ihm Dank sagen für die Erfrischung, die er ihnen gesendet. Andreas fuhr fort, nach allen Richtungen Boten auszuschicken, aber keine beunruhigende Nachricht wurde vernommen. Erst einige Tage später kamen einzelne Abtheilungen dänischer Soldaten nach Husum, doch verübten sie keine besondere Frevelthat; sie forderten zwar viel, da sie aber das Geforderte sogleich erhielten, schienen sie befriedigt und blieben still. Andreas athmete auf, als er dies hörte, und schon stellte sich bei ihm die nie ganz aufgegebene Hoffnung ein, es werde ihm möglich werden, seinen jetzigen Wohnsitz für die Dauer zu behaupten, als plötzlich von Husum aus das Gerücht sich verbreitete, daß die Dänen im nördlichen Schleswig ihre alte Menschenjagd begonnen hätten und alle Einwohner fortschleppten, die ihnen als vorzugsweise deutsch gesinnt verrathen waren. Bald auch zeigten sich auf der Straße, die nach Süden führt, schwerbeladene Wagen, begüterten Flüchtlingen angehörig, und diese selbst, Gutsbesitzer, abgesetzte Beamte, Pfarrer, Lehrer, Aerzte, kurz Menschen aus allen Ständen, kamen aus dem Norden gezogen, um Hals über Kopf die Eider zu erreichen und sich vor ihren unerbittlichen Feinden sicher zu stellen. Mit ihnen aber langte das Gerücht an, die Dänen würden bald im Süden und Westen des Herzogthums sein und hier wie im Norden und Osten aufräumen.

Das endlich machte Andreas stutzig. Obwohl er die Gefahr nicht so nahe und groß glaubte, wie sie geschildert wurde, denn man kannte schon die Uebertreibungen der

Furchtsamen, so sprach er doch gegen die Seinigen die Meinung aus, auch er denke an eine Wanderung nach Süden, nur der Ort, wohin er sich einstweilen begeben wollte, sei ihm noch nicht klar. Aus dieser qualvollen Verlegenheit aber wurde er noch an demselben Tage, wo er diesen Entschluß faßte, durch seinen Freund Buhst gezogen, der ihm aus Blankenese einen Boten mit einem Briefe sandte, welcher folgendermaßen lautete:

»Mein theurer Freund! Ich wundere mich, daß Du noch nicht bei mir bist. Zögere nicht den Weg zu benutzen, so lange er noch frei ist. Oder giebst Du Dich einer vermeintlichen Sicherheit hin und trauest zu sehr Deinem Muth und Deinem Glück? Willst Du noch einmal gefangen werden? Nimm einen Rath von mir an und sei nicht allzu kühn, bringe Dich und die Deinigen in Sicherheit, so lange es noch Zeit ist. Komm zu mir, nimm Deinen ganzen Besitz mit, den Du in Marschlund gesammelt hast, auch bei mir in Blankenese ist Raum genug dafür. Hier kannst Du in Ruhe abwarten, was aus Schleswig wird, und wenn Du das Land ganz und für immer verlassen willst oder mußt, so liegt Dir von hier aus ganz Deutschland offen. Eile also, eile, ich erwarte Dich alle Tage.«

Das entschied. Andreas begab sich mit dem Briefe zu Gertrud, bei der gerade Helene war, und las ihn Beiden

vor. »So wollen wir also nicht zögern,« sagte er wehmüthig, »das freundliche Anerbieten anzunehmen. Richte Alles zu unserer Abreise auf morgen früh ein; die Scheidestunde von Schleswig hat geschlagen und wir müssen uns ein neues Vaterland suchen.«

Bei diesen Worten brach die leicht erregbare Frau in lauten Jammer aus, und Andreas wie Helene bemühten sich lange vergeblich, ihr Trost zuzusprechen, der für ein so schwer geprüftes Herz, wie das ihrige, allerdings nicht so leicht zu finden war.

Von seiner Frau begab sich der Capitain in den Hof und leitete Alles zur Abfahrt am nächsten Morgen ein. Noch einmal entwickelten seine Knechte ihre ganze Regsamkeit, noch einmal wiederholte sich im Kleinen, was wir im Großen in Emmerslund gesehen; als aber der stille Abend gekommen war, überzeugte er sich, daß das Werk vollbracht sei und daß ihn nichts hindere, seine Reise nach Holstein anzutreten.

Als das gemeinschaftliche Abendbrod genossen war, nahm Andreas seinen Hut und schickte sich zum Ausgehen an. »Wohin willst Du gehen?« fragte Gertrud. »Kann ich Dich nicht begleiten?«

»Nein, Gertrud, ich muß rasch gehen, denn ich will zu Smit und Barholm, unsern Nachbarn, um ihnen Lebewohl zu sagen. Der Weg wäre etwas zu weit für Dich und so will ich allein gehen, ich bin um so schneller zurück. – Auf Dich ist wohl nicht zu rechnen?« – Die letzten Worte waren an Friedrich gerichtet, der mit Agathen in einer Fensternische saß und flüsternd sich unterhielt. So hörte

der Glückliche des Vaters Frage gar nicht, und dieser erwartete auch keine Antwort. Helenen einen lächelnden Blick zuwerfend und mit dem Kopfe nach dem Fenster deutend, grüßte er Alle und verließ das Zimmer.

Schon glühte das Abendroth am Himmel und ein linder Südwind kräuselte die langen Wellen der Nordsee. Warm und duftend war die Luft und der Himmel blau, so weit des Menschen Auge reichte.

»Wollen wir nicht auch ein wenig spazieren gehen und zum letzten Male die weidenden Heerden betrachten, Gertrud?« fragte Helene.

»Ja,« erwiderte diese, »noch einmal laß sie uns sehen, Du hast Recht, Helene – o wie traurig, wie traurig ist diese Zeit!« –

Agathe war schon davon gesprungen und hatte ein leichtes Tuch für die Mutter geholt; auch den Hut brachte sie ihr; aber Gertrud wies ihn zurück, denn es sei zu warm, meinte sie.

»Wir wollen ihn doch mitnehmen, er ist nicht schwer,« bemerkte Helene, »es könnte zwischen den Wiesen und am Meere kühler sein.«

»Du hast Recht – adieu, Kinder – Ihr geht wohl nicht mit?«

»Nein,« sagte Friedrich leise und Agathe schüttelte eröthend den Kopf.« –

Gertrud und Helene hatten das Zimmer verlassen und schritten Arm in Arm langsam auf dem Damme in der Richtung nach Husum hin, wo sie die weiteste Fernsicht über die Wogen des fluthenden Meeres zur Linken, und

das grüne reiche Land zur Rechten hatten. In ein ernstes Gespräch vertieft, wie es ihrer Gemüthsbeschaffenheit angemessen war, wandelten sie ruhig weiter; die tiefe Einsamkeit rings um sie her berührte sie wohlthätig und sie hielten oft inne im Gehen, um den erquickenden Duft einzuathmen, der von der grünen Fläche aus der Tiefe zu beiden Seiten aufstieg und die ganze Gegend mit seiner süßen Labung erfüllte. Da blieb Helene stehen und schaute forschend über das Meer hinaus.

»Was suchest Du, Helene?« fragte Gertrud.

»Ich suche den Abendstern – sieh, da ist er. Wie er so einsam und doch so lebhaft da oben in dem freien Raume schaukelt und auf uns – so scheint es mir – lächelnd niederblickt. Es ist das letzte Mal, Gertrud, bedenke es wohl, daß wir ihn in unserm Vaterlande begrüßen.«

Gertrud hörte nicht recht, was Helene sagte, sonst hätte sie gewiß wenigstens geseufzt. Sie hatte sich in der Richtung nach Husum umgewandt und schaute aufmerksam auf eine Menschengruppe hin, die in der Ferne auf dem schmalen Damme dahergezogen kam.

»Helene,« sagte sie plötzlich, »laß uns umkehren oder auf dem nächsten Wege in die Marschen hinabsteigen, da kommt ein Wagen und mehrere Menschen, wenn ich nicht irre.«

Helene schaute flüchtig in die angedeutete Richtung, dann drehte sie sich, ohne ein Wort zu sagen, herum, ergriff Gertrud's Arm und schritt etwas rascher dem nächsten Wege zu, der in die Wiesen hinab führte. In diesem Augenblicke hörte sie ein galoppirendes Pferd hinter sich.

Unwillkürlich wandte sie sich rückwärts, um zu sehen, ob auch der Reiter sie wahrnahm und nicht in Gefahr bringe, denn der Weg war schmal und der Abhang zu beiden Seiten steil. Aber plötzlich erschrak sie heftig und ihre Füße versagten ihr den Dienst, denn sie hatte an dem Reiter eine dänische Uniform erkannt und vor ihren Augen ging, wie ein vorüberfahrender Blitz, ein hell leuchtendes aber Unheil verkündendes Licht auf.

»Erschrecken Sie nicht, meine Damen,« redete der herangekommene Offizier sie an – darf ich um Ihren Namen bitten?«

Helene wollte Gertrud ein Zeichen geben, aber diese war zu erschrocken, um es zu bemerken, und zu eilig, die geforderte Antwort zu geben, als daß Helene dieselbe hätte verhindern können. Rasch hatte sie ihren eigenen und den Namen Helenens genannt, als auch dieser gefordert wurde.

»So,« sagte der Offizier. »Das trifft sich wunderbar. Sie suchten wir eben. Bitte, bemühen Sie sich nach jenem Wagen, ich werde Sie nach Husum begleiten.«

»Nach Husum?« fragte Helene stolz und drückte Gertrud's Arm, als wollte sie sie auffordern, ihr allein das Wort zu lassen. »In Husum wohnen wir nicht – wir wohnen auf Marschlund.«

»Das weiß ich sehr wohl, meine Dame. Aber eilen Sie, wir haben keine Zeit.«

»Was sollen wir in Husum?« fragte Helene mit bebender Stimme, denn sie merkte wohl, warum es sich handelte.

»Das werden Sie sehen – Sie werden daselbst Gesellschaft finden.«

»Aber ich muß es meinen Mann wissen lassen,« ächzte Gertrud beklommen hervor.

»Das haben Sie nicht nöthig, den werden Sie wohl auch in Husum antreffen, denn wie wir hören, ist er vorher über die Wiese dort gegangen und es sind schon Männer aus, die ihn zu finden und zu benachrichtigen wissen werden.«

Beide Frauen sahen sich mit einem Blick des Entsetzens an; Gertrud rang verzweiflungsvoll die Hände, Helene aber blieb kalt und stolz, sie hatte sich schon in ihr Schicksal ergeben. »Müssen wir nach Husum, mein Herr?« fragte sie zum letzten Mal.

»Ja, Sie müssen, und wenn Sie nicht eilen, brauche ich Gewalt.«

»So komm, Gertrud!« – Und rasch, die Gattin Andreas Burns' am Arme mit sich fortziehend, schritt sie dem Wagen zu, der die Deichsel immer noch nach Marschlund gewendet hatte, da kein Platz zum Umwenden gewesen. Auf den Befehl des Offiziers aber spannte jetzt die denselben begleitende Mannschaft die Pferde aus, mit einer Eile, wie sie selten der Däne entwickelt, drehte den kleinen Wagen behutsam um und legte die Pferde wieder vor. Wenige Minuten später saßen Gertrud und Helene darauf, und im schärfsten Trabe, während der Reiter unmittelbar folgte, fuhr man sie nach Husum hinein.

ZEHNTES KAPITEL. DIE VERBANNUNG.

Agathe und Friedrich saßen immer noch in ihrer Fensternische und unterhielten sich in jenem geheimnißvollen Zwiegespräch, dessen namenlose Süßigkeit nur Diejenigen kennen und begreifen, die sich in einer ähnlichen Lage befunden haben, wie jetzt unser glückliches Paar. Durch das geöffnete Fenster strömte die balsamische Abendluft zu ihnen herein und trug zu dem Duft der Liebe den Duft der Natur hinzu, und der Sterne funkeln-de Schaar, die allmählig aus dem Himmelszelte hervorgetreten waren, schauten mit neugierigen Augen, aber mit verschwiegenen Lippen, das junge Glück an, welches sie selber nicht fühlen können, da sie über die menschliche Schwäche und Stärke – zu empfinden und zu lieben – erhaben sind. – Schon lange hatte Ernst Baring mit seinem gewöhnlichen leichten Schritte eine Lampe in's Zimmer gebracht und auf den Tisch gestellt, aber sie hatten es nicht gemerkt, denn weder die Dunkelheit noch das Licht, welches von Außen kam, war für sie vorhanden, deren Seelen vom inneren Lichte genügend erleuchtet waren.

Da wurde diese süße Unterhaltung plötzlich auf eine sehr unerwartete und traurige Weise gestört. Ernst Baring, hinter ihm Käthe und einige alte Diener des Capitains, traten ungestüm herein und füllten das Zimmer mit grell durcheinander schwirrendem und schwer verständlichem Geschrei. Friedrich sprang empor und trat,

wie aus halbem Traumschlaf aufgeweckt, den Jammern den entgegen. »Was giebt es, was wollt Ihr?« fragte er erschrocken.

»Ach, Herr, ach Gott, ach Gott, was ist geschehen?«

»Was denn – heraus mit der Sprache!«

»Frau Krüger vom Hofe ist so eben von Husum gekommen und will unterwegs gesehen haben, daß ein Trupp dänischer Soldaten, die einen Wagen bei sich hatten, Ihre Frau Mutter und meine gnädige Frau mit sich fortgeschleppt haben!« rief Ernst Baring mit kläglicher Stimme.

Friedrich's Sinne fingen an sich zu verwirren und doch konnte er unmöglich dem unsicheren Berichte im ersten Augenblicke Glauben schenken. Als nun aber Alle, die im Hause waren, Agathe nicht ausgenommen, in's Freie stürzten, sich in der Umgegend verbreiteten und vergeblich Gertrud und Helenen riefen und suchten, da mußte man schon an ein Ereigniß glauben, welches eben so neu war, wie es weit über alle Erwartungen hinaus ging.

Unter diese so entsetzlich erschreckten und ihre Klagen laut ausschreienden Gruppen trat plötzlich Capitain Burns, der von seinem Gange ungefährdet zurückkam und keinen Menschen, der einem Dänen ähnlich sah, unterwegs bemerkt hatte. Bald erfuhr er, welch verhängnißvolles Gerücht das ganze Haus in so stürmische Bewegung versetzte. Nie in seinem Leben war der kräftige Mann von irgend einem Unglück stärker erschüttert und tiefer ergriffen worden, als in diesem Augenblick. Sein Weib, seine Gertrud, und Helene, sein Augapfel, von den

Dänen entführt, mitten in einem Landstriche, der sich anscheinend des größten Friedens erfreute – nein! das war ihm etwas in seiner Art so Unbegreifliches, Verabscheuungswerthes, Niederträchtiges, daß auch er es anfangs kaum für möglich halten konnte. Bald aber schien er sich wieder gefaßt zu haben, wenigstens gab er einen verständlichen Befehl, der dahin lautete, man solle ihm ein Pferd satteln, er wolle selbst nach Husum reiten. Alb Agathe händeringend an ihn herantrat und bat, sich selber zu schonen und nicht in Gefahr zu begeben, da schleuderte er einen furchtbaren Blick auf sie und rief: »Schweigt! Mit Worten und Bitten ist hier nichts mehr gethan. Wie soll ich an mich oder an irgend Jemand anders denken, wenn man mir mein Weib gestohlen hat! Fühlt Ihr denn nicht, wie man mein Herz durchbohrt, und mich zum elendesten Manne gemacht hat? O, *der* Wurf war schlaue berechnet – sie wußten, wo ich allein verwundbar war! Aber Fluch dem Menschen, wer er auch sei, der solch einen Befehl erdenken und aussprechen, Fluch dem erbärmlichen Knechte, der ihn auszuführen wagen konnte.« – Als er nach diesen, an Friedrich und, Agathen gerichteten Worten, eigentlich gedankenlos, in kochendem Grimme kaum seiner Ueberlegung Herr, mit krachenden Schritten auf und nieder tobte, meldete man ihm, daß sein Pferd bereit stehe.

»Friedrich,« sagte er da mit klangloser, heiserer Stimme, die die zerrissene Saite in seiner Brust verrieth, Friedrich, höre mich an und befolge, was ich Dir sage. Ich befehle Dir, dies Haus nicht zu verlassen, bis Du mich

widersiehst oder von mir hörst. Weißt Du aber bis morgen Mittag nichts von mir, so trittst Du um vier Uhr Nachmittags mit allem unsern Besitz die Reise an, die wir im Auge hatten, damit Du noch vor Sonnenuntergang jenseits der Eider bist.«

»Mein Vater!« wollte Friedrich sagen und eine Bitte hinzufügen, aber eine gebietende Handbewegung schnitt ihm das Wort ab und schon hatte der Vater das Zimmer verlassen. Alle Diener des Hauses, der Verwalter seines Freundes an der Spitze, standen im Hofe rings um das Pferd, das, wie Alle wußten, zu einem Ritt auf Leben und Tod gesattelt war. Andreas trat aus dem Hause, und kein Wort mehr sprechend, faßte er den Zügel des Thieres und warf sich mit einer Gewalt hinauf, daß der treue Schimmel merkte, es sei diesmal Ernst und ein gewaltiger Lauf stehe ihm bevor. Auch jetzt sprach der tief erschütterte Mann kein Wort, er sah vielleicht keinen der Diener mehr, die ihn umstanden; im vollen Galopp sprengte er vom Hause fort, daß die Steine des Hofes hinter ihm Funken sprühten, und schon hatte die dunkle Nacht ihn längst den Blicken der Nachschauenden entzogen, als sie noch immer den Huftritt des davonjagenden Pferdes hörten. So flog der beraubte Mann dem kleinen Städtchen entgegen, welches ihm Aufschluß über das unnatürlichste Ereigniß seines Lebens geben sollte.

Bald hatte er es erreicht. Als er eben zwischen den ersten Häusern durchritt, schlug die Uhr des Kirchthurms die elfte Stunde an. Die um diese Zeit sonst so ruhige

Stadt befand sich heute Abend in ungewöhnlicher Bewegung. Es war innerhalb derselben etwas Unerhörtes, Unbegreifliches vorgefallen. In verschiedene Häuser waren zu gleicher Zeit, mit Nachschlüsseln versehen, Soldatenabtheilungen eingebrochen, hatten mehrere Männer, zum meist aber die Hausfrauen ergriffen, sie trotz der Bitten und des Geschrei's ihrer Angehörigen in bereitgehaltene Wagen gesetzt und waren mit ihnen auf und davon gefahren. Wo sich die männlichen Mitglieder der betroffenen Familien zur Wehre gestellt, hatte man auch diese mitgenommen und in strengen Verwahrsam gebracht. Und gerade die angesehensten Familien waren von diesem Unheil betroffen worden, deren Mütter und Töchter zu dem Vereine gehörten, der sich ›der deutsche‹ nannte, und dessen Mitglieder seit langer Zeit mit sorgender Hand und hingebendem Herzen für die kämpfende schleswig'sche Jugend gewirkt und gearbeitet hatten.

Da war denn auch Andreas über sein Schicksal völlig aufgeklärt; daß man es aber diesmal mehr auf die Frauen abgesehen zu haben schien, daß man ihn selber nicht gesucht und ergriffen, das blieb ihm und allen seinen Bekannten ein Räthsel.

Die unnatürlichste Gewaltthat, die je die Dänen im deutschen Lande gewagt, war auf diese Weise geschehen, und mit einer Kaltblütigkeit, einer fast raffinirten Ueberlegung ausgeführt, die das teuflische Werk noch teuflischer machte. Und zu welchem Zwecke hatte man die armen, schuldlosen Weiber fortgeführt, was wollte man mit ihnen beginnen? Das konnte kein Mensch errathen.

Wollte man bloß ihre Angehörigen erschrecken und zugleich die Frauen für ihre deutsche Gesinnung strafen? Oder wollte man die Stadt und somit das ganze Land für seine patriotische Hingebung züchtigen? Niemand wußte es, und wenn man es auch gewußt, Niemand hätte etwas dagegen unternehmen können. Nun traten die Verwandten und Angehörigen der Geraubten zusammen und berathschlagten, was in diesem seltsamen Falle zu thun sei. Aber was wollte man überhaupt thun, da man nicht einmal wußte, wohin die Geraubten geschleppt worden waren? Denn Einige behaupteten, sie seien auf ein Schiff gebracht, welches nördlich von Husum in der Nordsee gelegen; Andere glaubten zu wissen, man habe sie nach Schleswig oder Flensburg geführt; Alle aber waren darin einig, daß man auf keinem Wege den Entführten nützen könne. Endlich, lange nach Mitternacht, begab sich eine Deputation zu dem dänischen Befehlshaber der Stadt, den Niemand kannte. Sie wurde nicht vorgelassen, und da man zu murren und sogar zu drohen anfing, wurde ihr angezeigt, daß sogleich Truppen kommen und sämtliche Großsprecher wegführen würden. So entfernte man sich wieder unverrichteter Sache und zerstreute sich in einzelne Häuser; nichts blieb übrig, als sich mit verzweifelterm Grimm in das Unvermeidliche zu fügen. Andreas durchwachte die Nacht bei einer befreundeten Familie, deren Mutter auch weggeführt war und in deren Hause der Verein der Frauen in der Regel seine Zusammenkünfte gehalten hatte. Denn auch er konnte in der Nacht beim besten Willen nichts vollbringen, vom kommenden

Tage erst erwartete er Licht und Aufklärung. Aber der Tag kam, mit ihm das Licht, aber die Aufklärung ließ sich vergeblich erwarten. Ja, als einige Männer wirklich von den Dänen aufgegriffen und in Verwahrsam gebracht wurden, da vermehrte sich noch der allgemeine Schrecken, indem zu dem alten Unglück noch die Gefahr eines neuen hinzutrat. Nur Andreas achtete diese Gefahr nicht. Auf *einem* Wege mußten die Frauen entführt sein, auf welchem, das war freilich ein bis jetzt ungelöstes Räthsel. Es kam auf das Glück an, die richtige Spur zu treffen. Da wollte es der Zufall, daß ein Mann, der in der Nacht von Flensburg gekommen war, die Kunde verbreitete, er sei unterwegs einem großen Wagen mit schreienden Frauen begegnet, der in vollem Jagen auf der Chaussee nach Flensburg gefahren sei. Das wisse er bestimmt, aber weiter nichts.

Andreas erbat sich von seinem durch das Unglück fast ganz zu Boden gedrückten Freunde ein Blatt Papier. Mit zitternder Hand schrieb er einige Worte an seinen Sohn. Er rieth ihm, seinem ersten Befehle zu folgen und im Laufe des Nachmittags nach Blankenese abzugehen. Auf ihn selber sollte er nicht warten. Er sei auf der Spur der Mutter und Helenens, und er werde sie finden, um das ihnen bevorstehende Schicksal zu theilen. Diesen Brief sandte er mit einem zuverlässigen Boten nach Marschlund; als derselbe fortgegangen war, ließ er sein Pferd vorführen und setzte sich auf. Im Galopp flog er durch die Stadt und gelangte bald nach Osterhusum. Hier vernahm er auf

Befragen, daß man in der That einen Wagen mit klagenden Weibern gesehen, und daß derselbe ohne Zweifel die Straße nach Flensburg eingeschlagen habe. Das war aber schon beim Beginne der vorigen Nacht geschehen und die Geraubten mußten gegen Morgen in Flensburg eingetroffen sein, wenn man sie wirklich dahin gebracht hatte. Ohne sich weiter zu besinnen oder unnöthig aufzuhalten, jagte Andreas auf der bezeichneten Straße fort. Wer ihn gesehen hätte, würde ihn eher für einen durch die Welt rasenden Rachegeist, als für einen bis in's Mark seines Lebens verwundeten Menschen gehalten haben. Mit marmorkaltem Gesicht, weit hervorspringenden Augen und zusammengebissenen Zähnen schüttelte er die Zügel seines davontreibenden Rosses; an dänischen Truppenabtheilungen, Fuhrwerken aller Art und sonstigen Begegnenden sprengte er vorüber, als ob es keine Gefahr für ihn aus der Welt gegeben hätte. Erst in Wandrup hielt er eine Weile an und ließ sein athemloses Pferd verschnaufen. Hier auch hörte er, daß das Gerücht, die Frauen seien nach Flensburg gebracht, eine Wahrheit sei. Aber hier hatte ihm auch Gott der Allmächtige, zu dem er unterwegs allein gesprochen, einen Trost zgedacht, den er jetzt am wenigsten erwartet und gehofft hatte. War der Bericht, den er hier durch einen merkwürdigen Zufall erhielt, wahr, so konnte das Glück, welches ihn so lange geflohen und auf das er im Leben nicht mehr gerechnet, als wieder zu ihm zurückgekehrt betrachtet werden.

Denn eben, als er sich wieder auf sein Pferd setzen wollte, das von dem scharfen Ritt am ganzen Leibe triefte, kam ein Reiter von Flensburg her, der nach Husum wollte. Er war von einer der gefangenen Damen abgesandt, um ihren Verwandten zu melden, daß sie in Flensburg angelangt seien und sogleich nach Kopenhagen eingeschifft werden sollten.

»Was hilft *mir* das?« rief Andreas, als er den Mann die Kunde erzählen hörte, und sprang auf sein Pferd.

»Wer ist der Mann?« fragte der Bote den Wirth von Wandrup, mit dem er vor der Thür stand.

»Es ist der Capitain Burns, dem man auch seine Frau entführt hat.«

»Halt, halt!« schrie mit einem Male der Mann hinter dem Davonreitenden her.

Andreas hörte den Ruf und zog die Zügel seines Pferdes an, blickte sich aber nur um, ohne zurückzukehren. Der Mann lief ihm nach, rückte am Hut und fragte ihn, ob er wirklich Capitain Burns wäre.

»Ja, der bin ich, was wollt Ihr?«

»Dann übereilt Euch nicht, Herr – Eure Frau und noch eine Dame, die bei ihr war, ist geborgen.«

»Wie so?« stöhnte Andreas und sprang zitternd aus dem Sattel.

»Ich stand auf der Brücke von Flensburg,« erzählte eilig der Mann, »wo unsere und viele andere aus mehreren Städten geraubte Damen eingeschifft werden sollten. Es war eine siebzigjährige Frau darunter und alle schriegen und weinten sie zum Erbarmen –«

»Weiter, weiter – das kann ich mir denken –«

»Der Pöbel von Flensburg hatte sich um die Gefangenen versammelt, spie ihnen in's Gesicht und überhäufte sie mit Schimpfreden. Eben war ein Dampfer von Kopenhagen angelangt und hatte eine Menge Leute mitgebracht, die an der Brücke gelandet wurden. Unter ihnen befand sich ein alter dänischer Herr, der sich nach dem Vorfalle erkundigte. Eine junge Dame unter den Gefangenen mußte ihn kennen, denn sie warf sich ihm an den Hals und flehte ihn an, daß er sie rette. Der dänische Herr, der einen Orden auf der Brust trug und wahrscheinlich ein vornehmer Mann war, sprach mit dem Offizier, der die Damen begleitete, und wies ihm mehrere Papiere vor. Diese Papiere betrafen Eure Frau und eben diese junge Dame – ich weiß es bestimmt, denn es ging herum wie ein Lauffeuer und erregte allgemeine Theilnahme. Der alte Herr aber führte die beiden Damen in ein Haus in der Nähe, die anderen aber wurden in ein Boot gestopft und an Bord gebracht.«

Andreas stand mit kochendem Athem und fast hörbar schlagendem Herzen vor dem also sprechenden Manne. Seine Zunge klebte am Gaumen und kaum konnte er ein Wort vorbringen. »Wann war das?« fragte er endlich mit bebender Stimme.

»Das war etwa vor drei Stunden, Morgens um sechs Uhr, denke ich.«

»Ist das wahr, was Ihr mir sagt, – kann ich Euch glauben? Ihr gebt mir das Leben wieder –«

»Herr Capitain, ich schwöre es Euch zu – diese meine Augen haben es gesehen.« –

Andreas drückte ihm die Hand und sprang wieder in den Sattel. Als er langsam weiter ritt, kam ihm die erste Thräne in's Auge, die er seit langen Jahren geweint, obgleich er im Innern unzählige seit dem vorigen Tage vergossen hatte. Aber er wußte nichts davon, denn seine Gedanken schwirrten, seine Sinne hatten sich umnebelt. Der blitzschnelle Uebergang von der äußersten Verzweiflung zur unglaublichsten Freude war zu schnell gekommen und hatte selbst den so starken Mann überwältigt. Erst allmählig faßte er sich so weit, daß er wieder ruhig denken konnte. »Wer konnte dieser alte dänische Herr sein?« fragte er sich zuerst. Plötzlich fielen seine Gedanken auf den Conferenzzrath Parrhisius. Sollte es Gott im Himmel gefallen haben, ihm in der Gestalt dieses Mannes einen Engel zu senden? Es wäre zu viel, zu viel des Glücks – kaum möglich auf diesem Stück verlorener Erde!

Und langsamer als er selber wußte, in hin- und herspringende Gedanken versunken, setzte er seinen Weg fort, bis er nicht weit von Flensburg war. Da hielt er sein Pferd an und ließ es im langsamsten Schritt gehen. An wen, wohin sollte er sich in Flensburg wenden? Die Stadt war von den Dänen besetzt, Feinde auf allen Straßen, vielleicht in allen Häusern; wenn man ihn sah und erkannte, konnte auch er verloren sein. Aber das hielt ihn nicht ab, immer weiter zu reiten. Da gelangte er an die Biegung der Straße, die auf dem Wege von Husum nach

Flensburg, kurz vor letzterer Stadt, sich links wendet. Um diese herum fuhr ihm eben ein Wagen in scharfem Trabe entgegen. Seine Bedeckung war nach vorn und hinten zurückgeschlagen. Zwei Damen saßen vorwärts und ein alter Herr mit weißen Haaren rückwärts darin. Beim Kutscher und hinten auf saß ein Diener. Schon kam der Wagen näher heran. Andreas hielt sein Pferd an, denn er glaubte unter der Gefühlswoge, die durch seine Adern brauste, zu ersticken. Plötzlich hatte er den Sattel verlassen und sich dem Wagen genähert. Der Schlag desselben hatte sich geöffnet und in seinen Armen hielt er die schluchzende Gertrud und die sanft weinende Helene, die ihm wiederholt den alten Herrn vorstellte, der auch aus dem Wagen gesprungen war und seine Freude, den Capitain Burns persönlich zu sehen, auf liebevolle Weise aussprach, ohne von diesem verstanden zu werden, denn seine Sinne tanzten alle durch einander. Ja, es war der Conferenzzrath Parrhisius, der in Flensburg die beiden Damen getroffen, den Helene sogleich erkannt und angerufen, und der dann Beide auf eine Weise gerettet hatte, wie wir sogleich erfahren werden.

Nach kurzem Aufenthalt und wenigen das vorliegende Ereigniß erklärenden Worten stieg man wieder in den Wagen und zu Pferde und setzte mit gemäßigter Eile den Weg nach Hause fort. Alle, außer dem alten Conferenzzrath, hatten in den letzten Stunden eine der schwersten Prüfungen ihres Lebens überstanden und die Einwirkung derselben auf die übermäßig angespannten Nerven war, wie es nicht anders sein konnte, eine überaus heftige;

der Ueberreizung war eine allgemeine Erschlaffung erfolgt, die sich indeß bei den verschiedenen Charakteren auf verschiedene Weise zeigte. Andreas, dem das Gefühl inwohnte, als hätte er seit dem vergangenen Abend Hölle und Himmel durchwandert, konnte noch immer nicht begreifen, warum gerade ihm ein solches Glück widerfahren, wie gerade auf ihn der Himmel seinen Segen in der Person des alten Parrhisius niedergesandt, und da er auf Erden nicht fand, was er suchte, so wandte er seinen Geist dem Herrscher der Heerschaaren zu, und selten sind wohl aus einer gerührten Menschenbrust heißere Dankgebete zu ihm emporgestiegen, als die waren, welche Andreas an diesem Tage seinem Herzen entströmen ließ. Die Augen abwechselnd auf die drei Personen gerichtet, die neben ihm im Wagen fuhren, schien er sich wiederholt versichern zu wollen, daß seine Wahrnehmung keine Täuschung, daß seine Lieben ungefährdet wieder seiner Obhut übergeben seien, und das hatte er endlich zur Genüge begriffen. Bald ritt er auf der einen, bald auf der andern Seite des Wagens, drückte Diesem und Jenem die Hand und fragte nach tausenderlei Kleinigkeiten, wie es sonst gar nicht seine Art war, die ihm aber heute alle von Wichtigkeit schienen.

Gertrud saß meist mit gefalteten Händen da und auch sie sprach leise Dankesworte zu den Wolken empor. Von Zeit zu Zeit leise weinend, wenn sie sich die trostlos vergangene Schreckensnacht zurückrief, lächelte sie wieder ihren Mann an, wenn seine Blicke die ihrigen trafen, und drückte ihm mit immer erneuerter Zärtlichkeit die Hand.

Der alte Conferenzzrath zeigte sich heute von seiner besten und glücklichsten Seite, er sprudelte von Heiterkeit und Laune, und dazu veranlaßte ihn wohl zumeist das befriedigende Gefühl, wider Erwarten zu dem Glücke der ihn umgebenden Menschen beigetragen zu haben, welches er hier in jedem Auge widerspiegeln sah. Ohne Unterlaß sprach er Gertrud neuen Muth und Trost zu, indem er sagte, daß nun aller Kummer und alle Sorge vorüber sei, daß von jetzt an ein ganz neues Leben beginne, eine Andeutung, die Andreas nicht ganz richtig begriff, wenn er ihren Sinn nur auf die glückliche Rettung seiner Frau bezog.

Am stillsten von Allen verhielt sich Helene, und sie hatte auch wohl den triftigsten Grund dazu, den der Leser selbst sehr bald erfahren wird, denn sie war bereits von Ereignissen unterrichtet, die Andreas noch unbekannt waren. Von den seltsamsten und sich oft widerstreitenden Empfindungen bewegt, Freude und Ungewißheit, Hoffnung und Zweifel zugleich in der überfüllten Brust tragend, saß sie mit zusammengeschlagenen Händen zurückgelehnt auf ihrem Kissen, schien die Erde und ihre Bewohner vergessen zu haben und starrte bald erbleichend, bald erröthend, den blauen Himmel und die kleinen Wölkchen an, die lichtweiß und flüchtig wie spielende Elfen über ihrem Haupte vorüberhüpften.

In Wandrup, wo Andreas vor kurzer Zeit erst so unglücklich und dann so glücklich gewesen war, hielt man eine Stunde an und hier erfuhr er den Zusammenhang der Befreiung seiner Frau und Helenens, so wie, daß

auch Henrik Paulsen mit dem Conferenzzrath in Flensburg gewesen, also endlich auf freiem Fuße sei, daß er sich aber nach kurzer Begrüßung der beiden Frauen nach dem Sundewitt begeben habe, um mit Rasmus Harms Rücksprache über den Verkauf seines Gutes zu nehmen. Diesen Zusammenhang nun können wir dem Leser mit wenigen Worten wiedergeben, da er im Ganzen sehr natürlich war und nur in dem zufälligen Eintreffen des Dampfbootes aus Kopenhagen zu derselben Zeit, wo die gefangenen Frauen eingeschifft werden sollten, auf den ersten Anblick wunderbar erscheint.

Wir wissen schon, daß der Conferenzzrath nach vielem Bemühen Henrik Paulsen in Kopenhagen aufgefunden hatte, mit ihm in steter Verbindung geblieben und nicht allein sein Beschützer und Bürge, sondern auch sein Freund in jeder Beziehung des Worts geworden war. Der alte Herr, der bald nach Henrik's Briefe seine Frau verloren hatte, schon im Voraus durch die Mittheilungen seiner Nichte zu Gunsten des jungen Mannes eingenommen, und die nur halb richtige Voraussetzung festhaltend, ein süßeres Verhältniß finde zwischen Beiden statt, war Henrik mit großem Vertrauen entgegengekommen, und Henrik, durch die trostlose Einsamkeit seiner Gefangenschaft zur Mittheilung geneigt, hatte endlich kein Geheimniß mehr vor ihm gehabt. Häufige Gespräche über diesen wichtigen Punkt hatten sie zu immer größerem Vertrauen geführt, und so hatte Helenens Oheim nach und nach nicht allein Henrik's ganzes Leben und

alle seine Verhältnisse, sondern auch den Grund erfahren, warum er nie daran denken könne, als besitzloser Mann um die Hand der reichen Wittwe zu werben, die er schon so lange geliebt. Nach reiflichem Nachdenken und genauer Prüfung der Sachlage hatte denn der Conferenzrath Henrik den kräftigsten Trost zugesprochen und auch hierin Bürgschaft geleistet, daß dieser Punkt bei Helenen niemals den Ausschlag gegen ihn geben würde, daß sie vielmehr einen braven Mann auch ohne großes Vermögen schätzen werde, und daß Henrik also muthig in die Zukunft blicken und auf Helenens Zuneigung bauen möge. Was das fehlende Vermögen bei dem Bewerber anbetraf, so hatte er nicht minder die Bemerkung fallen lassen, daß Helene seine einzige Erbin sei, daß es ihr daher gleich sein könne, ob das Vermögen, was sie von ihm zu erwarten habe, aus seiner eigenen oder aus der Hand ihres zukünftigen Mannes einst in ihren Besitz fließe. Hierüber indeß hatte er sich gegen Henrik nie ganz klar ausgesprochen, dieser konnte nur so viel aus seinen Worten entnehmen, daß seine Angelegenheit in Bezug auf Helene günstig stände und daß es also nur darauf ankomme, den Krieg beendet zu sehen, damit er selbst in die Heimat zurückkehren könne. An Letzteres aber war noch lange nicht zu denken gewesen, denn Henrik's Prozeß wurde absichtlich in die Länge gezogen,

um ihm die Aussicht auf baldige Rückkehr in sein Vaterland und auf Theilnahme an den Feindseligkeiten desselben gegen Dänemark zu benehmen. Der Conferenzzrath bemühte sich indeß auf alle mögliche Weise bei verschiedenen einflußreichen und hochstehenden Personen, ihm behülflich zu sein, aber lange Zeit waren alle seine Austreibungen vergeblich. Endlich, im Mai dieses Jahres war es ihm gelungen, Henrik Paulsen's Begnadigung und Freiheit unter der Bedingung auszuwirken, daß er sein Ehrenwort gebe, sich nicht mehr in den Streit zwischen den Herzogthümern und Dänemark zu mischen und außer Landes zu gehen, denn man hatte gegen alle Agitatoren Schleswig-Holstein's, wofür man Dank Olaf Larssen's Verrätherei auch Henrik hielt, einen unüberwindlichen Abscheu eingesogen und hielt sie für die einzigen Urheber des unglücklichen Streites, der auch Dänemark so tiefe Wunden geschlagen hatte. Mit diesem Urtheilsspruch war Henrik für seine Person zufrieden gestellt, aber er wollte Kopenhagen nicht eher verlassen, als bis auch ein gleich milder Urtheilsspruch über Andreas Burns und Helene Parrhisius gefällt sei, deren Prozeß mit dem seinigen so eng verbunden war. Die Schlichtung dieser Angelegenheit hatte bis vor acht Tagen gedauert. Das dänische Ministerium, mit welchem der Conferenzzrath durch einflußreiche Mittelspersonen verhandelt, hatte auch Helenen und Andreas in so weit begnadigt, daß sie von der Liste der Einzuziehenden gestrichen wurden, unter der Bedingung, daß sie wie Henrik das Herzogthum verließen; und zwar lautete das schriftliche Erkenntniß, in dessen

Besitz der Conferenzzrath in Kopenhagen gesetzt wurde, dahin, daß die besagten Personen mit ihren Familien acht Tage, nachdem dasselbe ausgefertigt worden war, die Eider überschritten haben mußten. Wurden sie später innerhalb der Gränzen Schleswig's betroffen, so hörte die ganze Begnadigung auf, und jeder dänischen Obrigkeit stand das Recht, ja die Pflicht zu, sie zu ergreifen und nach Kopenhagen zu liefern. Dieser Begnadigung, welche nichts als eine etwas mildere Verurtheilung war, war noch eine besondere Clausel angehängt. Da das Herzogthum Holstein für den Augenblick noch nicht wieder unter dänische Oberherrschaft zurückgebracht sei, so gelte der freie Aufenthalt jenseits der Eider innerhalb der Gränzen Holsteins auch nur für so lange Zeit, bis dies geschehen wäre, sobald aber der Zeitpunkt der völligen Besiegung der Rebellenarmee eingetreten, also Holstein auch wieder Dänemark gehöre, was man sehr bald erwartete, so mußte der Begnadigte auch Holstein räumen. Diesen ministeriellen Bescheid nun hatte der Conferenzzrath dem Offizier in Flensburg vorgezeigt, und ihm zufolge waren Gertrud und Helene, für deren Identität sich der Oheim der Letzteren verbürgt, freigegeben worden. Henrik war, um keine Zeit zu verlieren, während die Anderen ihren Weg nach Marschlund nahmen, rasch nach dem Sundewitt geeilt und wollte schon am nächsten Tage, spätestens am zweitfolgenden, in Marschlund eintreffen, um dann gemeinschaftlich mit seines Freundes Familie den Weg in die Verbannung anzutreten.

Diese Mittheilung war es, die Andreas, so weit sie sich auf die äußeren Verhältnisse der Betheiligten bezog, von dem Conferenzzrath Parrhisius im Wirthshause zu Wandrup nebst den dazu gehörigen Papieren empfing, und obgleich ihr Inhalt allein es war, dem er die Freiheit seiner Gattin und seiner Freunde verdankte, so enthielt doch seine Verurtheilung zur Verbannung aus seinem Vaterlande genug des Stachels, um das Gefühl seiner Freude zu mäßigen und ihn mit tiefer Wehmuth zu erfüllen. »Also verbannt,« sagte er, düster und traurig vor sich hinstarrend, verbannt mit meiner ganzen Familie und vielleicht auf Lebenszeit! Und warum? O, meine Theuren, hört es an und begreift meinen Schmerz, – weil mich eine deutsche Mutter in ihrem Schooße getragen – weil ich ein deutsches Herz gehabt und weil ich dem biederen Volke angehöre, welches einen so großen Namen und doch einen so schwachen Arm hat, daß es nicht einmal seine zerstreut wohnenden Kinder schützen kann, wenn sie in die Gewalt von Feinden gerathen sind. O – o, was für ein Gedanke! Deutschland, das große Deutschland also ist schwächer, hilfloser, selbstverlorener, als das winzige Dänemark – das ist die härteste Lehre, der fühlbarste Schlag, den ich aus dieser Verurtheilung empfangen, das ist die größte Schmach, die mich ganz und gar dabei erfüllt, denn alles Uebrige wäre leichter zu verschmerzen, selbst die Erfahrung, daß es Menschen giebt, die wie die Tiger des Nachts auf Beute und Raub nach ihres Gleichen ausgehen.« – Und er ließ sich, zermalmt wie nie, auf einen Stuhl nieder, stützte den Kopf auf seine Hände

und blieb lange Zeit in die tiefste Wehmuth versunken sitzen. Plötzlich aber erhob er sich wieder, denn er hatte sich männlich gefaßt und in das Unvermeidliche gefunden. Sein Auge leuchtete frei und kühn auf und seine Brust dehnte sich wieder, als wenn sie schon den Athem einer freieren Luft einsöge.

»Wohlan denn, mein Freund,« sagte er zu dem alten Conferenzzrath, der herzlich theilnehmend auf den so tief ergriffenen Mann geblickt hatte, »mein Freund, denn als solchen haben Sie sich gegen meine Freunde, gegen mich und die Meinigen erwiesen – ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Bemühungen, die Sie unsretwegen so vielfach getragen haben. Verzeihen Sie mir nur, daß ich in dem Augenblick klagen konnte, wo Sie mir eine so große Gunst – ja Gunst – einer Regierung verkündeten, die ich nie beleidigt und für die ich manches Opfer in jüngeren Jahren gebracht habe; aber es ist schmerzlich für eines Mannes Herz, wie das meine, aus Gründen, wie sie nur die Bosheit der Menschen geschmiedet, nicht die gütige Vorsehung des Himmels gesendet, sein Vaterland verlassen zu müssen. Doch jetzt ist nicht die Zeit zur Klage – es wird genug Stunden in der Fremde geben, die wir damit ausfüllen können – freuen wir uns vielmehr, daß wir wieder beisammen sind, meine Lieben, und beeilen wir uns, nach Hause zu kommen, wo unsere Kinder in namenloser Sorge um uns sind.«

So begab man sich denn wieder, nachdem man sich noch einmal umarmt hatte, auf die Reise, die von jetzt

an schweigend fortgesetzt wurde, denn ein Jeder mochte Grund genug haben, mir sich allein über die nächste Zukunft zu Rathe zu gehen. Als man in Osterhusum angelangt war – es war erst kurze Zeit nach Mittag – schlug Andreas vor, die Stadt in östlicher Richtung zu umfahren, um den armen Bewohnern von Husum bei'm Anblick der Geretteten den schmerzlichen Gedanken zu ersparen, daß sie weniger glücklich als er in der Wiedererlangung ihrer verlorenen Familienglieder gewesen wären. Und als man nun auf einem Umwege um drei Uhr Nachmittags in Marschlund eintraf, fand man Friedrich im Hofe mit Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, die aber sogleich eingestellt wurden, da man noch vier Tage Frist für die Heimat hatte und erst Henrik's Rückkehr erwarten wollte, ehe man Schleswig's Gränzen für immer den Rücken kehrte.

Friedrich's, Agathens und der in Marschlund zurückgebliebenen Diener Freude über der Familienhäupter glückliche Rückkehr läßt sich eher denken als beschreiben, und so begnügen wir uns damit, dieselbe der Phantasie des Lesers zu überlassen.

Noch an demselben Abende hatte der Conferenzzrath Parrhisius eine lange geheime Unterredung mit Andreas. Letzterer erfuhr hier, daß Helenens Oheim, nachdem er seine Frau verloren, das Gut in Kolding verkauft, seine Gelder aus Dänemark gezogen und in Hamburg untergebracht habe, ferner, daß er entschlossen sei, sein Vaterland Holstein zu verlassen und sich in dem ruhigeren

Deutschland anzusiedeln, daß er also freiwillig die Verbannung theilen wolle, die Andreas so schwer trage, und daß er, wenn dieser nichts dagegen habe, die Absicht hege, in der Nähe seiner Familie oder vielleicht gar in Mitte derselben seinen Lebensabend zu genießen, da er sich nicht mehr von Helenen zu trennen wünsche und diese ihm angezeigt habe, daß sie die Familie Burns, die sie fortan als ihre eigene betrachte, niemals mehr verlassen wolle. »Wenn Sie mich also nicht verstoßen,« schloß der alte Mann, »wenn Sie geneigt sind, mit mir in Gemeinschaft ferner zu leben und auch mir das Glück gönnen, einer edlen Familie anzugehören, so zählen Sie mich mit zu derselben, die dadurch freilich kein junges und liebenswürdiges, aber gewiß ein friedfertiges und umgängliches Mitglied gewonnen hat.«

»Wie?« rief Andreas erstaunt und befriedigt zugleich – »Sie wollten Ihr Vaterland verlassen und mit uns in die Verbannung ziehen?«

»Mein Freund,« sagte der alte Herr gerührt und reichte ihm herzlich die Hand, »unser Vaterland ist da, wo wir unsern Heerd und unsere Lieben haben – an Ihnen und an uns ist es also, uns ein neues zu gründen, das fester steht als das, welches wir verlassen. Ja, und das will ich mit gründen helfen, wo wir es auch finden, und jeder Ort, welchen Sie wählen werden, soll mir der rechte sein, wenn er uns nur Allen gefällt und Bürgschaft bietet,

daß unsere Hoffnung auf ruhigen Genuß des Lebens daselbst nicht abermals bitter getäuscht werde. Auch meinen jungen Freund Paulsen schließe ich mit in diese unsere Verbindung ein, und was ihm an Mitteln fehlen sollte, um auch ein äußerlich berechtigtes Mitglied derselben zu sein, werde ich gern von dem Meinigen hinzulegen. So, hoffe ich, werden wir Alle ruhig, glücklich und zufrieden neben und mit einander leben können. Sind Sie hiermit einverstanden und gefällt Ihnen mein Vorschlag, so schlagen Sie ein.«

»Ja, von ganzem Herzen bin ich damit einverstanden und er gefällt mir vollkommen!« rief Andreas und drückte dem braven Manne gleich herzlich die dargebotene Hand, – »und so ist denn der Krieg beendet in unserem Herzen, so gehen wir dem Frieden entgegen, und wenn wir sein Glück und seine Ruhe empfinden, wollen wir hoffen und wünschen, daß unser blutendes Vaterland bald auch den seinigen finden möge!«

Beide Männer tauschten bei diesen aus dem Herzen strömenden Worten einen übereinstimmenden Blick aus, aber Beide seufzten, als glaubten sie nicht daran, was ihr Herz so eifrig wünschte.

#### ELFTES KAPITEL. DER VERFASSEN DER STIMMEN DER VÖLKER.

Nach diesem Gespräch zwischen den beiden Männern erbat sich Helene eine Stunde Gehör bei ihrem Oheim. Der Alte lächelte in seiner gewöhnlichen verstohlenen Art, als er diesen Wunsch vernahm, denn er glaubte

schon zu wissen, wer der Hauptgegenstand des bevorstehenden Gespräches sein würde. Aber der gute Herr hatte sich geirrt, ihm stand ein noch viel schlauerer und feinerer Gegner gegenüber, denn Helene, die allerdings um zu hören gekommen, war eben so fest entschlossen, nach dem gern Gehörten so wenig wie möglich zu fragen. Nachdem sie sich also nach der Krankheit und dem Tode der Tante erkundigt und dabei zu ihrem Troste bemerkt hatte, daß der Conferenzzrath ihren Verlust zu ertragen wissen werde, sprach sie von seinem Entschlusse, Dänemark und sogar die Herzogthümer zu verlassen, und nun mußte er ja wohl von selbst auf einen gewissen jungen Freund kommen, der ihm ohne Zweifel zu diesem Entschlusse gerathen hatte. Aber der alte Herr verstand es außerordentlich gut, diesen seinen Entschluß nicht sowohl als einen von Innen heraus hervorgegangenen, als besonders durch *verschiedene äußere Einflüsse* hervorgegerufen darzustellen und er nannte sogar nicht ein einziges Mal den Namen Desjenigen, von dem er überzeugt war, daß ihn Helene gern hören wollte.

Aber schon hatte Helene des guten Oheims Spiel durchschaut und sie faßte sich sogleich, um vollkommen

gerüstet darauf einzugehen. Sie erzählte ihm ihre eigenen Erlebnisse seit ihrer Trennung in Kolding, die Gefangennahme des Capitain Burns, ihre Reise nach der Nordsee, und wußte ihn durch die geschilderten ernstesten Begebenheiten ganz und gar von seiner scherzhaften Verschwiegenheit abzuleiten, so daß der Ausgang des Gesprächs eine ganz andere Gestaltung annehmen zu wollen schien, als der Eingang hatte vermuthen lassen. Und in der That schloß Helene das Gespräch damit, daß sie dem Oheim von ganzem Herzen dankte, bei seiner Wohnungsveränderung an sie selbst gedacht zu haben; sie verhielt ihm eine frohe Zukunft im Umgange mit Capitain Burns' Familie und bezeichnete ihm noch einmal den Charakter und die Eigenschaften jedes Mitglieds derselben, die er nun selbst mit eigenen Augen gesehen hatte und die er alle gleich liebenswerth fand. Darauf küßte sie ihn, strich ihm liebkosend die Wangen und schien sich entfernen zu wollen, um noch ein wenig in's Freie zu gehen.

Schon stand sie an der Thür, da rührte sich des alten Oheims Herz; er sah sein Unternehmen an dem unergründlichen Wesen eines weiblichen Herzens gescheitert, und sogleich beschloß er eine andere Taktik zu beginnen, denn er war ja gekommen, nicht um zu beunruhigen, sondern um glücklich zu machen. »Helene,« sagte er also lächelnd, »komm noch einmal her!«

»Mein guter Oheim, hier bin ich, was wünschst Du?«

»Du hast ja noch nicht nach Deinem Freunde Henrik Paulsen gefragt –«

»Du verschwiegest ja seinen Namen so hartnäckig, daß ich glauben mußte, Du wolltest ihn absichtlich nicht nennen, und so bezähmte ich meine Neugier, zu vernehmen, wie weit Deine Freundschaft mit ihm gediehen.«

»Helene, mein Kind! Gieb mir 'mal Deine Hand. So. Höre 'mal, Du hast mir da einen herrlichen jungen Mann zugeführt. Weißt Du, daß er noch besser ist, als Du ihn mir geschildert? Denn er hat nicht allein ein treues, biederes, aufrichtiges Herz, sondern er ist auch ein warmer, edler, ächt deutscher Mann. Ich danke Dir wirklich für Deine Bemühung, mir seine Bekanntschaft verschafft zu haben.«

»Für meine Bemühung? Dir seine Bekanntschaft verschafft zu haben? – Wie soll ich das verstehen?«

»Nun, kamst Du denn nicht nach Kolding, um mich mit ihm bekannt zu machen?«

Helene erröthete leicht, nickte aber mit dem Kopfe. »Ja, Du hast Recht, darum kam ich ganz allein nach Kolding.«

Der Alte lachte laut, Helene stimmte mit ein. Dann umfaßte er sie, küßte sie herzlich und sagte: »Höre, mein Kind, wenn Du vor Anderen Geheimnisse haben willst, so ist das gut – vor mir aber brauchst Du keine zu haben – also heraus damit!«

»Womit, mein Oheim?«

»Aha! Also Du bleibst verschlossen – gut! Aber wart', Du täuschest mich nicht! So fest Du auch die kleinen Lippen schließt, aus den Thoren Deiner Augen strömen

dennoch alle Gedanken Deiner Seele, alle Gefühle Deines Herzens hervor – die kannst Du nicht verschließen, denn Gott hat diese Pforten selber weit geöffnet und der Weg von ihnen bis in die Tiefe Deines Innersten ist nur kurz, und klar zu überschauen. Doch wohlan, Du hast vielleicht Grund, noch nicht darüber zu sprechen was Dir auf dem Herzen liegt, obwohl Du früher viel Grund zu haben schienst, mich diese Gefühle errathen zu lassen, denn ich habe sie ja in Kolding sehr leicht errathen – aber Eins muß ich Dir doch noch sagen, was Dir Henrik selbst nicht sagen kann –«

»Und das wäre?« fragte Helene mit niedergeschlagenen Augen.

»Du weißt doch, daß er vor Jahren einen Erbschaftsprozess in Kopenhagen verlor?«

»Ja, das weiß ich.«

»Nun, der ist von einer anderen Seite wieder aufgenommen worden, oder vielmehr, er ist noch in einen zweiten gerathen, und ein gerechterer Richter« – und er zeigte mit der Hand nach Oben – »hat ihn denselben gewinnen lassen. Henrik wird in der That einst eine hübsche Erbschaft antreten.«

Helene schüttelte sanft den Kopf. »Mein Oheim,« sagte sie mit tief bewegter Stimme, »hieltest Du es für nöthig, mir das zu sagen, ehe Henrik vor uns erschien? Ach, Du kennst mich sehr wenig. Henrik wäre mir am liebsten, wenn er recht, recht arm zurück käme –«

»Aha, um ihm desto mehr geben zu können, nicht wahr?«

Helene erröthete, so sehr sie erröthen konnte, aber sie mußte dennoch über die triumphirende Miene des Alten lächeln. »Nimm es, wie Du willst,« sagte sie; »aber ich glaube Dich zu verstehen und bin Dir für Deine gute Absicht in Bezug auf Henrik wenigstens dankbar, es ist edel von Dir und gütig zugleich, wie ich es nicht anders von Dir gewohnt bin. Auch dafür also und für Deine Liebe zu Henrik, der mein Freund früher als der Deinige war, danke ich Dir von ganzem Herzen. – Jetzt aber läutet es zum Abendessen. Komm, reiche mir den Arm, wie in Kolding, und führe mich hinüber. Nur eine Bitte habe ich – sprich nicht von Henrik, wenn man Dich nicht nach ihm fragt und bringe ihn nie in Verbindung mit mir; Agathe ist durch ihr Glück etwas übermüthig geworden und neckt mich ohnehin genug. Hast Du mich verstanden?«

»Ja, Du süßes Kind,« sagte der Alte und küßte ihre Stirn. »Dich versteht man schon, wenn Du Einen bloß ansiehst, wie viel mehr nicht, wenn Du ein so liebeiches Wort damit verbindest. O, was sind doch gewisse Männer zu beneiden!« – Darauf gingen sie zu den Uebrigen, die sie im Speisezimmer erwarteten.

So verstrich der Abend in munterer Unterhaltung sehr rasch, denn der Conferenzzrath ließ keinen traurigen Rückblick aufkommen; in ihm, vor ihm war Alles sonnig und heiter, – was hinter ihm lag, kümmerte ihn nicht, und so wußte er auch die Gesellschaft, mit der er verkehrte, froh und glücklich zu stimmen.

Am nächsten Morgen aber in aller Frühe, obwohl man wußte, daß das einzige fehlende Glied der Familie noch

nicht so zeitig anlangen konnte, schauten doch aus allen Fenstern viel liebevolle Augen in die Richtung aus, woher Henrik kommen mußte, und als man im späteren Laufe des Tages auf den vom Sonnenschein strahlenden Fluren spazieren ging, richteten sich die Schritte unwillkürlich nach Nordosten.

Kurz vor Tische versammelten sich alle Anwesenden im Freien; in verschiedene Gruppen getheilt, schlug man den Weg ein, den man gestern selbst von Osterhusum her gekommen war. Gertrud schritt mit dem Conferenzzrath vorauf, ihnen folgten Agathe und Friedrich, den Schluß machten Helene und Andreas. Aller Augen waren in die angedeutete Richtung gewendet und das Gespräch der Einzelnen drehte sich immer um denselben Punkt. Da rief die heitere Agathe der stillen Helene mit ihrer silbernen Stimme fröhlich zu: »Helene, warum gehen wir denn immer diesen Weg und schauen wohl so sehnsüchtig nach Nordosten hinüber?«

»Darum, Agathe, weil wir Alle einen Freund erwarten, den wir lange nicht gesehen haben und der auf jenem Wege endlich zu uns zurückkehrt.«

»O, Du hast ihn ja gestern gesehen und wth also, wie er aussieht. Nun, beschreibe uns doch, wie sieht er wohl aus?«

»Wie immer, Agathe, ich finde ihn wenig verändert; nur hat er mehr Fülle und Farbe im Gesicht, als im Gefängniß zu Kolding, wo ich ihn zuletzt sah.« –

Auch Agathens Plan war gescheitert; Helene nahm die Neckerei nicht auf, wie sie gemeint, sie schlug die versteckte Anspielung mit Offenheit nieder, und so nahm das Gespräch sehr bald eine andere Wendung, indem man sich fragte, *wann* Henrik erscheinen könne.

»Er kommt heute Nachmittag!« sagte Helene fest.

»Ihre Uhr geht vor,« bemerkte Andreas lächelnd. »Meiner Rechnung nach kann er erst heute Abend hier sein, denn er hat nicht unsere oder Rasmus Harms' Pferde, sondern einen Miethwagen aus Flensburg, wie ich höre.«

»Wie haben Sie das ausgerechnet? Haben Sie noch immer Ihren seemännischen Chronometer zur Hand, wenn Sie an solche Aufgaben gehen?«

»Noch immer, Helene, denn er hat mich noch nie getäuscht. Sagen Sie selber – gestern Morgen um acht Uhr ist Henrik nach dem Sundewitt gefahren. Da ist er etwa um Mittag angekommen. Sein Aufenthalt und sein Geschäft bei Rasmus Harms hat bis vier Uhr gedauert. Dann ist er nach Emmerslund hinüber gesegelt, um unser Haus und seine alten Freunde zu begrüßen –«

»Und Erik's Grab,« sagte seufzend die Mutter.

»Ja, und vielleicht auch das seines alten Schulkameraden Olaf Larssen, dem er eine Blume der Erinnerung weihen wird für die vielen Beweise der Liebe, die er ihm während der letzten Jahre seines Lebens hat angedeihen lassen. – In Emmerslund und bei den drei Capitainen ist er bis zum Abend geblieben, denn er hat sechs Flaschen mit ihnen trinken müssen, und dann ist er wieder zu Harms zurückgekehrt, um der müden Pferde wegen die

Nacht bei ihm zuzubringen. Um sechs Uhr heute Morgen ist er fortgefahren und hat Flensburg um zehn erreicht. Dort hat er gespeist und seine Pferde ebenfalls, und auch geruht. Um zwei endlich hat er Flensburg verlassen und hat nun sechs Meilen bis zu uns – rechnen Sie also aus, wann er hier sein kann.«

»Ihr Chronometer geht nach,« lächelte Helene.

»Er geht richtig – wollen wir wetten?«

»Ich wette nicht mit Ihnen, Sie wetten nur, wenn Sie gewiß sind, zu gewinnen –«

»Haha! Das thut jeder Mensch – aber ich wette noch einmal, daß, wenn ich auch diesmal gewinne und Sie verlieren, der Gewinnst immer doch noch auf Ihrer Seite ist – wollen Sie auch darauf nicht wetten?«

Helene schüttelte sanft den Kopf. »Auch Sie?« fragte sie leise. »Auch der ernste Andreas scherzt? O, das ist das erste Mal seit langer Zeit, daß ich das von Ihnen höre, und ich freue mich und danke Gott dafür!«

So war das halb scherzhafte Gespräch endlich doch in ein ernstes umgeschlagen und so blieb es bis zum Abend, wo es sich erwies, daß Andreas' Chronometer richtiger gegangen war, als Helenens Uhr. –

---

Stunde auf Stunde war verronnen und der Erwartete noch immer nicht gekommen. Alle sahen seiner Ankunft mit Freuden entgegen, Zweien aber schlug das Herz um so lauter vor Ungeduld, je länger sie hinausgezogen ward

– und das waren Andreas und Helene. Ersterer hatte ihn sechzehn Monate nicht gesehen und was hatte der wackere Freund innerhalb dieser langen Zeit nicht erlitten! In seinem Hause war er damals von dem verrätherischen Feinde ergriffen worden, in sein Haus kehrte er jetzt zurück, nachdem er sich selbst drei Monate Gefangenschaft aufgelegt, um nur dem älteren Freunde und seiner Familie ein so günstiges Loos zu bereiten, wie ihm selber zu Theil geworden war. – Und Helene? Wir brauchen es wohl nicht noch zu entwickeln, warum sie mit zitterndem und doch vor Freude hochaufklopfendem Herzen dem Freunde entgegensah, von dem sie, so lange sie ihn besessen, nie gewußt, wie theuer er ihr sei, der ihr aber unentbehrlich geworden war, seitdem sie ihn verloren und im Kerker sein junges Leben verschmachten und verwelken gesehen hatte.

Jeden Augenblick waren Beide nach dem Fenster gesprungen und sobald nur ein geringes Geräusch in der Ferne sich hören ließ, hatten sie den Freund vor dem Hause zu erblicken geglaubt – immer aber hatten sie sich bisher geirrt. So war es Abend geworden und er war noch nicht da. Jetzt wurde Andreas schweigsam und Helene unruhig. Man saß schon im Speisezimmer, hatte aber die Stunde des Essens hinausgeschoben, um einen Gast mehr bei Tische zu haben. Die Lampen brannten, nur ein Fenster war noch geöffnet und zwar das, welches die Aussicht in der Richtung nach Osterhusum freiließ. Andreas nahm an der allgemeinen Unterhaltung keinen Theil, ging nach seiner gewöhnlichen Weise im Zimmer auf und

nieder und trat nur zuweilen an's Fenster, wohin ihm dann jedesmal Helene folgte, um ihm nicht den Vorzug einzuräumen, den Ankommenden zuerst zu erblicken.

Das hatten sie eben auch gethan, als ein lautes Gelächter der um den Tisch Versammelten sie in den Kreis der Familie zurückrief. Um die allgemeine Unruhe der Erwartung zu beschwichtigen, hatte der alte Conferenzrath eine Geschichte erzählt, die sehr komisch war, und es war ihm dadurch gelungen, die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu lenken. Als jetzt auch Andreas und Helenen dieselbe Geschichte wiederholt wurde und diese zu lachen sich die Mühe gaben, obgleich sie in ihrem gegenwärtigen Zustande der Spannung gar nichts Lächerliches daran fanden, überhörte man ein leichtes Geräusch auf der Treppe im Hause und die begrüßende Stimme einiger alter von Emmerslund mitgekommener Diener. Henrik, um die Familie am Abendtisch zu überraschen, hatte seinen Wagen, dessen Pferde ihn so langsam nach Marschlund gebracht, in der Nähe des Hauses halten lassen und war zu Fuße angelangt, leise die Treppe heraufgestiegen, durch einen Diener zurechtgewiesen und eben vor die Thür des Speisezimmers getreten. Eine Weile horchte er, was innen geschah, dann aber, als das Gelächter verstummt war, welches er vernommen, öffnete er die Thür leise und trat plötzlich unter die in der That Ueberraschten.

Als seine hohe schlanke Gestalt, sein vom lebhaften Gefühle angeregtes Antlitz sichtbar wurde und sein leuchtendes Auge pfeilschnell über die Versammlung

flog, ob auch Niemand fehle, sahen und erkannten sie ihn mit einem Blick. »Henrik!« riefen sie Alle, und Keiner war da, der ihm nicht entgegengeeilt wäre und seine Hände zu erreichen getrachtet hätte, um die erste Begrüßung davon zu tragen. Aber nachdem sein schnelles Auge Alles gemustert und die Anwesenden gezählt hatte, wurzelte es unbeweglich auf einem Antlitz. Und da trat es ihm schon entgegen. »Andreas!« – »Henrik!« rufend, fielen sich die beiden Männer in die Arme und hielten sich lange wie Vater und Sohn umschlungen.

»Andreas, mein Freund,« sagte Henrik, ihn fest bei der Hand haltend, »o, laß mich Dich Du nennen, wie man sein Liebstes nennt, denn Du gehörst ja auch dazu – siehe, da bin ich, wo ich so lange zu sein gewünscht. O – Du blickest mich freudig, aber auch wehmüthig an, edler Mann, und ich verstehe Dich vollkommen, obgleich Du kein Wort sprichst, denn gleich mir und uns Allen hast auch Du schwer gelitten! Ja, Andreas, noch einmal begrüßen wir uns im Vaterlande, aber erst, nachdem wir unsere Hoffnungen zu Grabe getragen – nicht alle, nein – aber viele, die sich auf dies Vaterland und sein Glück, seinen Stolz und seine Kraft bezogen. – O, Andreas, daß ich Dich hier mit diesen klagenden Worten begrüßen muß, da ich doch der Freude so viel im Herzen trage! Aber laß uns das Bitterste zuerst und völlig aussprechen, damit es uns später nicht das Süße vergälle. Einmal muß es ja doch von der übervollen Seele herunter und so soll es sogleich geschehen. Ja – unsere Gegenwart ist verloren,

Andreas, o, auch Du erkennst es, ich sehe es Deinen Augen an – wir sind besiegt – ganz besiegt von dem Feinde, den wir öfter niedergeschlagen als er uns, aber mit Hilfe einer Weltmacht besiegt, die noch nie auf Deutschland gelächelt hat. O, wenn wir uns diese Niederlage gestehen, offen gestehen, dann haben wir schon für unsern nächsten Sieg den Muth gewonnen. Laß uns also diesen Muth mit klarem Bewußtsein einstigen Besserwerdens, laß uns uns selbst mit kräftig hoffender Seele dieser siegreichen Zukunft bewahren! Das ist die Mahnung, die an alle edlen Söhne des Vaterlandes, an alle mit Wehmuth jetzt erfüllten Geister ergeht. Erkennen wir die Stimme Gottes, und ob sie durch Schmerzen und Tod zu uns spreche, so erweckt, so belebt, so begeistert sie uns doch – darum Andreas, darum meine Freunde, die Ihr mich Alle mit umflortem Auge anschaut, weil ich in Euch den vielleicht schon überwundenen Schmerz noch einmal anfache, darum keine Klage, keinen Kummer mehr – nur Hoffnung auf Gott, Hoffnung auf uns selber, Hoffnung auf die Zukunft. Vor allen Dingen aber Freude und Dank über und für das Wiedersehen nach so langer Trennung!«

Und er fiel Andreas noch einmal an die Brust und hielt ihn in langer Umarmung umschlungen. So ging er die Reihe herum und zuletzt trat er an Helenen heran, die sich abseits gestellt. Ihr einen Augenblick voll in das flammende Auge schauend und ihre Hand fest in die seinige pressend, schwieg er, als wollte er sagen: »das sei unsere Begrüßung für jetzt – das Andere ein andermal!« –

Beinahe hätte man das Abendessen vergessen; endlich dachte Agathe daran. Mit Gewalt mußte man die Fragen und Antworten, die von allen Seiten sich kreuzten, auseinander reißen und den Einzelnen ihre Plätze anweisen. So saß man endlich um den Tisch, aber man aß wenig, obgleich man im allgemeinen Freudenrausche mehr als gewöhnlich trank. Henrik war fast der Einzige, der sprach, wie er es so oft in Emmerslund gethan, und Aller Augen und Ohren hingen an seinen beredten Lippen. Der alte Conferenzzrath aber feierte ein Fest, wie kein Anderer es mit ihm genoß. Seine Blicke flogen von Henrik zu Helenen und von Helenen zu Henrik zurück, und immer wieder mußte er sich bekennen, daß er nie zwei Menschen gesehen, die mehr für einander geschaffen zu sein schienen. Aber er bewunderte die Haltung Helenens und den Takt Henrik's. Obwohl, wie er gewiß wußte, Beiden das Herz schwoll, von anderen Dingen zu sprechen, als von denen augenblicklich die Rede war, so fügten sie sich doch bis in die späte Nacht hinein der allgemeinen Unterhaltung.

Endlich, nach Mitternacht erst, trennte man sich. Als man sich aber gute Nacht gesagt, winkte Andreas Henrik in sein Zimmer. Er hatte noch nicht genug gehört von ihm und beinahe zwei Stunden blieben sie zusammen und schütteten sich ihre Herzen aus. –

Helene trat wie berauscht in ihr Zimmer. Es lag ihr schwer in den Gliedern, als hätte sie eine ungewohnte Last zu tragen, und das Blut aus dem Herzen stieg pochend und lärmend zu ihren Schläfen empor, daß es

ihr vor den Ohren summete, als brandeten die Wogen der Nordsee daran, und vor den Augen funkelte, als tanzten die Sterne des Himmels durch einander, die sich draußen so ruhig im Wasser spiegelten. Eilig hatte sie sich den Händen Käthens überlassen und, als diese weggegangen war, hinter ihr die Thür verschlossen. Nun endlich war sie allein, mit sich, mit Gott! Kaum hatte sie das Bewußtsein hiervon erlangt, so eilte sie an einen ihrer zur Reise gepackten Koffer, und holte ein Buch hervor. Die Worte, die Henrik diesen Abend gesprochen, klangen ihr so bekannt, daß es ihr vorkam, als müßte sie sie schon oft gelesen haben. Aber zum ersten Male fand sie in dem Buche nicht, was sie suchte, in dem ihr doch jede Seite bekannt war. Sie hatte sich auch geirrt; die Worte, die Henrik gesprochen, standen in der That in dem Buche nicht, obwohl viele ähnliche, aber der Geist, der Patriotismus, den sie bekundet hatten, die Begeisterung, mit der sie aus dem Herzen auf die Lippe getreten waren, schienen zwischen jeder Zeile des Buches zu schweben.

»Seltsam, seltsam! Wie mir so wunderbar zu Muthe ist!« sagte Helene endlich, als sie sich zu Bett gelegt und das Licht ausgelöscht hatte. »Ist jemals schon ein Mensch, ein Weib in meiner Lage gewesen? O, dann, dann muß es schon viele Glückliche gegeben haben; denn trotz aller meiner erlebten Schmerzen, die mir deutlich sichtbar und fühlbar vor der Seele schweben, als versammelten sie sich, aus dem Grabe der Zeit erstehend, noch einmal lebendig in der Gegenwart, fühle ich mich leicht und

glücklich, so daß mir blos Schwingen fehlen, um zu fliegen, zu fliegen in das Reich, wo nur Licht und Wonne ist!«

Dieser Gedanke, diese Empfindung blieb ihr die ganze Nacht über im Bewußtsein; sie begleiteten sie durch ihre Träume und verflüchtigten den Schlaf, dessen sie nicht zu bedürfen schien, denn alle ihre Lebensgeister, ihre Kräfte, ihre Gaben schienen gesteigert, erstarrt, verdoppelt zu sein. –

Als der Tag angebrochen war, wachte sie nach kurzem aber süßem Schlummer auf und fand zu ihrer Freude, daß das wonnige Gefühl der vergangenen Nacht in ihrem Busen geblieben war; nichts hatte sich in ihr geändert, wie es leider so oft dem der Wandlung unterworfenen Menschenherzen begegnet. Früh stand sie auf und ließ sich mit besonderer Sorgfalt ankleiden. Als das aber geschehen war und ihr rosiges Antlitz aus dem Spiegel ihr heiterernst gegenblickte, wurde ihr wunderbar feierlich zu Muthe. Sie dachte unwillkürlich an ihre verstorbenen Eltern, an ihre einsame Jugend, an ihr – beinahe vergessenes früheres Unglück. Warum kam ihr das Alles jetzt mit einem Male in's Gedächtniß? Ach, sie wußte es nicht, aber vielleicht hatte es ihr Gott gesandt, der sie auf der Schwelle der neuen Zukunft stehend wußte, um sie noch einmal alle erlebten Schmerzen fühlen und dann um so vollkommener glücklich werden zu lassen. Leuchtend von Schönheit, strahlend von Anmuth in Gestalt, Geberde und Sprache, trat sie in das gemeinsame

Frühstückszimmer, in welchem schon Alle außer ihr versammelt waren und sie nun mit Bewunderung und Entzücken anschauten, denn obwohl sie immer schön und lieblich war, so schön und lieblich wie heute war sie niemals gewesen.

Das Frühstück dauerte an diesem Morgen etwas länger als gewöhnlich. Als man es aber beendet hatte, bat der Conferenzzrath Andreas und Henrik, ihm Gehör zu geben, denn er habe mit Beiden zu sprechen. Sogleich erhob sich Andreas; weniger eifrig, das Auge unausgesetzt auf Helenen gerichtet, die ihn beinahe blendete, folgte Henrik. Die drei Männer sagten den Damen einen guten Morgen und entfernten sich.

Sobald Helene es unbemerkt konnte, schlürfte sie aus dem Zimmer, holte ihr Buch und begab sich in's Freie. Bald saß sie auf ihrer Moosbank am Gestade des Meeres. O, es war ein herrlicher Morgen, der ringsum die erwachte Natur mit holdem Lächeln begrüßte. Wonnic, als stiege es eben erst aus dem Bade des Meeres hervor, auf dem der goldenste Sonnenschein glänzte, tauchte das grüne Land mit seinen beliebten Wiesen aus dem dünnen Nebel hervor, über ihm wölbte sich stolz der majestätische Himmel in reinster Bläue, und die Hitze, die allmähig mit den Sonnenstrahlen niederquoll, milderte ein kosender Seewind, der spielend über die leicht gekräuselten Wellen fuhr und sich in den tanzenden Halmen und Hälmschen der grünen Auen verlor.

Da saß Helene, von Niemandem gesehen, gestört; da saß sie und schaute noch einmal auf das weite Meer hinaus, welches sie schon so oft von hier aus betrachtet, und nie war es ihr so rein, so erhaben, so verklärt erschienen wie heute. Als sie mit ihren Blicken, immer weiter nach Westen dringend, den Horizont erreicht hatte, wo Wellen und Wolken sich im nebelgleichen Dunste mischten, erhob sie ihr Auge gegen den Himmel und ihr Herz stieg mit ihm zu dem Schöpfer auf, den der gläubige Mensch sich da oben thronend denkt. »Vater da oben,« sagte sie mit schmelzendem Blick und gefalteten Händen, »ich danke Dir! Nicht auf diesen flüsternden oder brausenden Wellen, wie ich Dich so oft bat, aber auf den eben so leise oder stürmisch fluthenden Wogen des Schicksals hast Du ihn mir zugeführt, und nun gestehe ich Dir ehrlich, daß ich ihn liebe. Ja, ich liebe ihn, wie selten ein Weib einen Mann geliebt, und Du mußt der Erste sein, der es erfährt, und von mir allein mußt Du es erfahren, O, laß sein Schicksal so ruhig fließen, wie jetzt dieses Meeres Wogen fließen, laß eine linde, süße Luft, wie sie in diesem Augenblick meine Wange fächelt, über seinem Haupte wehen und ewig ein so heiteres Licht, wie es da oben leuchtet, seinen Weg erhellen. Er hat ja so lange, so schwer, so einsam gelitten, jetzt laß ihn nicht mehr einsam sein, laß ihn das Leben, das bisher so drückend auf seinen Schultern gelastet, von heute an leicht und süß finden, denn er hat es ja zehnfach verdient.« – Als sie durch ein langes Schweigen und gläubiges Emporblicken zu dem Quell alles Lebens das Amen zu diesem Gebete

gesprochen, griff sie noch einmal zu ihrem Buche. Noch einmal wollte sie darin lesen, noch einmal, das Gelesene prüfen. Und sie las, sie prüfte mit haarscharfem Auge und mit noch schärferen Herzen. »Nein, nein,« sagte sie dann plötzlich, »ich kann mich nicht mehr irren, es muß so sein. Der Geliebte meines Geistes muß auch der Geliebte meines Herzens sein. O, wie konnte ich immer so taub, so blind sein, das nicht zu begreifen, ich hätte ja lange schon glücklich sein können, denn er hat mich ja schon lange und immer geliebt, und mir es durch tausend Zeichen verrathen, die ich jetzt alle wie von der Sonne erleuchtet vor mir sehe und verstehe – doch es mußte so geschehen, wie es geschehen ist. Wir lieben ja oft, ohne es zu wissen, zu ahnen, und gerade da, wo wir am wenigsten zu lieben glauben, lieben wir oft am innigsten –«

Da fiel ein Schatten auf ihr Buch. Sie erschrak und erhob rasch das Auge. Henrik stand vor ihr, strahlendes Lächeln auf allen Zügen und die Augen voll jener schwimmenden und unbeschreiblichen Gluth, wie sie sich nur in Fällen eines großen Glückes oder einer namenlosen Freude in dem so ausdrucksvollen Organe ausspricht. Rasch hatte sich Helene erhoben und das Buch, welches sie geöffnet auf dem Schooße hielt, zugeschlagen und an die Seite der Bank in das Moos gelegt. Sie übersah dabei, daß auch Henrik ein in Papier geschlagenes Packet in der Hand hielt, welches er ebenfalls bei Seite legte. »Helene,« sagte er, »ich biete Ihnen noch einmal einen Morgengruß und einen recht herzlichen, und ich hoffe, Sie verzeihen

dem zurückgekehrten Freunde, daß er Sie dabei in Ihrer Morgenruhe stört.«

Dabei reichte er ihr die Hand hin, die sie langsam ergriff, aber mit steigender Wärme drückte, wie es auch Henrik mit der ihrigen that.

»Sie stören mich nicht, Henrik, und wissen wohl, daß Sie mir zu jeder Stunde willkommen sind,« lautete ihre Antwort, die mehr geflüstert als deutlich gesprochen wurde.

Darauf setzten sie sich nieder und schauten eine Weile schweigend über das Meer hin, aber mit weniger bedrücktem Gefühl, als es vor ihnen einst Agathe und Friedrich gethan.

»Helene!« fing Henrik wieder an zu sprechen – »Da bin ich also wieder bei Ihnen und in der Heimat! Ach, aber wir bleiben nicht lange darin – morgen schon scheiden wir und vielleicht auf lange Zeit. Darf ich Ihnen heute, bevor wir unser Vaterland verlassen, noch sagen, was ich in so langer Einsamkeit und getrennt von allen meinen Lieben, in meinem Innern habe verschließen müssen? O, es hat sich ein großer Vorrath von Gedanken darin angesammelt, seitdem wir uns in Kolding zum letzten Male sahen, und unmöglich könnte ich sie alle in einer Stunde erschöpfen, wenn Sie mir auch willig dazu Ihr Ohr leihen wollten. Doch das Hauptsächlichste muß ich Ihnen gleich jetzt sagen.«

Helene blickte ihren Freund mit warmem Lächeln an. Jedes Wort, was er sprach, sog sie mit Wollust ein, wie

eine Biene den Honig der Blume einsaugt, den sie aufspeichern will, denn es lag eine Innigkeit, eine Musik in seinen einfachen Worten, wie sie sie noch nie von seinen Lippen vernommen zu haben glaubte. Ohne zu beachten, daß sie ihm fast noch kein Wort geantwortet, und ihr Schweigen für hinreichende Antwort nehmend, fuhr er fort: »Zuerst bin ich tief in Ihrer Schuld, daß Sie mich in Kolding mit einem Manne bekannt machten, der mir und uns Allen mehr Dienste geleistet hat, als ich von ihm erwarten konnte.«

»Keinen Dank, Henrik, keinen – ich bitte darum. Auch Sie haben uns so viel Gutes gethan, wie mir mein Oheim sagt, daß –«

»Ich spreche ja nicht von mir, Helene, *noch* nicht! Ich spreche von Ihrem Oheim – aber was ist das für ein so prachtvoll gebundenes Buch, welches Sie da haben?«

Helene hatte in ihrer Befangenheit, die von Minute zu Minute zunahm, unwillkürlich das Buch ergriffen, welches neben ihr lag. Als es aber Henrik bemerkt, wie wir sahen, schaute sie erröthend vor sich hin, schlug langsam den Titel auf und hielt ihn schweigend dem Fragenden entgegen.

»Ah,« sagte er lächelnd – »Lesen Sie noch immer darin?«

»Noch immer, Henrik; es ist oft mein Trost in einsamen Stunden gewesen, es hat mich oft auf meinen Spaziergängen begleitet und sogar in den Träumen meines Schlafes hat es mir lebendig vor der Seele gestanden.«

Henrik erbleichte beinahe. »So,« sagte er leiser. »Also es hat Ihren Beifall gewonnen wie der erste Theil?«

»Meinen vollkommenen!«

»Das freut mich in der That. Und wie wunderbar, daß ich Sie gerade mit diesem Buche in der Hand treffen mußte! Sehen Sie, hier ist der dritte Theil – er ist zwar erst geschrieben, aber dennoch sollen Sie ihn lesen, bevor er gedruckt wird, und nur, wenn auch er Ihren Beifall erwirbt, soll das geschehen. Dabei fällt mir ein, daß ich versprochen habe, Ihnen zur rechten Zeit den Verfasser zu nennen. Diese rechte Zeit scheint mir jetzt gekommen, Helene – oder tragen Sie kein Verlangen mehr, seinen Namen zu wissen?«

»Doch, doch, Henrik – halten Sie Ihr Versprechen!«

»Das will ich. Aber sagen Sie mir zuerst – haben Sie nie errathen, wer dies Buch geschrieben haben kann?«

»Ich will aufrichtig sein. Beim Lesen des ersten Theiles habe ich nichts errathen, oder vielmehr erkannt. Aber das Buch zog mich auf eine unbegreifliche Weise an, so daß es mich oft sogar in Unruhe versetzte, und ich gab mich seinem Studium mit einem wahren Seelenrausche hin, denn Sie wissen ja, daß die darin ausgesprochenen Gedanken und Gesinnungen auch die meinigen sind, da ich eine Patriotin hin. Auch beim Lesen des zweiten Theiles kam ich in meiner Erkenntniß anfangs nicht weiter. Erst in späterer Zeit – es war, glaube ich, kurz nach meiner Abreise nach Kolding – da, da tauchte in mir oft eine Art von Ahnung auf, aber ich bin wieder irre geworden

und nun will ich nicht mehr darüber grübeln, da ich von Ihnen Aufschluß erwarte.«

»Also Sie wissen es nicht. Gut, dann will ich es Ihnen sagen.«

Helene rückte unruhig hin und her; ihre Pulse flogen, ihr Athem stockte, denn der Augenblick, auf den sie so lange gehofft, war endlich gekommen.

»Aber dürfen Sie denn auch? Geschieht es mit Bewilligung des Verfassers?« fragte sie leise.

»Es geschieht mit seiner Bewilligung – ich darf es. Helene – dies Buch hat ein Freund von Ihnen geschrieben –«

»Ein Freund von mir?«

»Ja, ein treuer ergebener Freund, der Jahre lang an Ihrer Seite gewandelt ist und oft mit herzinnigem Entzücken sich an Ihrer Theilnahme, Ihrer Freundschaft aufgerichtet hat, der aber nie gewagt, Ihnen seine namenlose Anhänglichkeit, seine unaussprechliche Ergebenheit zu gestehen.«

Helene hatte schon lange den schönen Kopf gesenkt, denn sie wagte nicht, dem in's Gesicht zu sehen, dessen ganze Seele in seinen Worten, in seiner Stimme lag. Wohl aber wußte sie jetzt, wer dieser unbekannte Verfasser, dieser treue Freund mit der namenlosen Ergebenheit war. »Nun, sind Sie nicht neugierig, seinen Namen zu erfahren?«

»Nein, Henrik, nicht neugierig; wohl aber bin ich begierig, es aus seinem eigenen Munde zu vernehmen.«

»Ha! Sie wissen es also – ja, Helene, ich bin dieser unbekannte Verfasser. Halten Sie mich aber auch für einen so treuen und ergebenen Freund, wie ich mich selbst so eben unter dem Bilde eines unbekanntes geschildert habe?«

»Henrik! Wär's möglich, daß ich Sie nicht dafür hielt? O – wie bedaure ich, Sie so lange verkannt zu haben – oder nein, wie freue ich mich, Sie jetzt endlich so richtig erkannt zu haben, muß ich sagen – Sie also sind der Mann, den ich so lange im Stillen geachtet, verehrt, den ich überall gesucht und nirgends gefunden habe, und der doch so oft und so lange in meiner Nähe war?«

»Ob ich so achtungswerth bin, wie Sie sagen, weiß ich nicht, daß ich aber diese Stimmen der Völker habe erschallen lassen, ist wahr. Ja, diese Stimmen, denen ich nur einen hörbaren Klang, eine verständliche Form gegeben, haben Jahre lang, im Wachen und im Traume, um mich gesungen, sie haben mir das Elend und die Hoffnung unsers leidenden Volkes enthüllt – ich habe sie in meinem Herzen widerklingen hören und sie dann in Worte gekleidet und dem Papiere anvertraut, wie Sie sie da vor sich sehen – haben sie noch Ihren Beifall, da Sie jetzt wissen, daß sie meinem armen Kopfe und Herzen das Leben verdanken?«

»O Henrik, wie glücklich machen Sie mich mit diesem Geständniß – unglücklich könnte ich allein darüber sein, daß ich so lange im Dunkeln gewandelt, wo mir das Licht, das ich stets vergebens suchte, so nahe lag.«

»O Helene, beschämen Sie mich nicht. Es ist dies nur ein schwaches, kärgliches Licht, es leuchtet nicht weit in die Welt und nur mein Inneres erhellt es –«

»Nur das Ihrige?«

»Ich weiß nicht, ob noch ein anderes, obwohl ich es wünsche. Und nun bin ich durch einen seltsamen Kreislauf wieder an den Punkt gelangt, von dem ich vorher ausging, und zu den Gedanken zurückgekehrt, die ich Ihnen, wie ich vorher sagte, mittheilen wollte, so lange noch vaterländische Lüfte mich umfächeln. Denn zwischen heute und morgen – vielleicht im Schooße dieser köstlichen Stunde – liegt die Entscheidung über meine Zukunft, über mein Lebensglück und die Zufriedenheit meiner Seele. Aber lassen Sie mich ganz aussprechen, was ich für Sie in dieser Seele habe. Sie sehen mich seit langer Zeit in einem Kampfe begriffen, den ich endlich heute auskämpfen will und muß. Mir stand und steht eine große und bedeutsame Macht gegenüber, und ich habe lange mit mir selbst gerungen, ehe ich ihr den Fehdehandschuh hinwarf. Ach, ich fühlte wohl, ich war allein zu schwach, sie siegreich zu überwinden, und darum machte ich es, wie andere kriegführende Mächte thun, wenn sie allein ihrem Feinde nicht gewachsen sind. Ich suchte mir einen Verbündeten auf, der mir helfen konnte und Sie – Sie selbst haben ihn mir zugeführt, der mir seine Hülfe zugesagt hat.«

»Halten Sie ein, Henrik, Sie brauchen zu mir nicht so umständlich zu sprechen. Nennen Sie mir die Macht, die Sie bekämpfen wollen, und ich will Ihnen sagen, ob sie

wirklich so übermächtig ist, daß Sie, um sie zu besiegen, einen Verbündeten gebrauchen.«

Henrik lächelte; Freude überstrahlte sein Herz, sein Gesicht, er sah sich schon auf dem Wege zum Siege, aber noch immer wagte er nicht, gerade heraus mit der Sprache seines Herzens zu treten, das so zaghaft in der Erklärung, wie innig in der Hingebung war. »Es ist dies kein Kampf,« sagte er endlich, »der mit Schwertern ausgefochten wird, es ist vielmehr ein süßer, geheiligter, edler Kampf – eigentlich gar kein Kampf, denn ich sprach nur in bildlicher Weise – mit einem Wort, Helene, es handelt sich hier um das Lebensglück eines Menschen – und dieser Mensch – bin ich.«

»Das ist erst eine Partei, Henrik – ich nehme das Bild wieder auf, das Sie mir vorzeichneten – zu einem Kampfe aber gehören zwei – wer ist die Macht, gegen die Sie kämpfen?«

»O, nicht mehr kämpfen, Helene, nein, nein! Und doch will ich das Reich dieser Macht erobern und mir selbst aneignen – und dieses Reich – sind Sie!«

»Und dazu brauchten Sie einen Verbündeten? O, Sie dünken sich viel schwächer, als Sie sind – wenn Sie aber doch einen haben wollten, so hätten Sie sich an Ihren natürlichsten Verbündeten wenden sollen –«

»Wer ist das? Ich stehe allein, verlassen, arm auf der Welt – denn ich bin ein besitzloser Verbannter –«

»Das Letztere ist Ihr Verbündeter auch – wenn Sie mich dafür halten wollen –«

»Helene – höre ich recht? Darf mein Herz glauben, was mein Ohr so eben vernommen?«

Helene nickte bloß – sie konnte nicht mehr sprechen. Von ihren Gefühlen, die so lange in Spannung gewesen waren, überwältigt, fiel ihre Hand in die seinige und ihr Kopf sank leise auf seine Schulter hinab. Helene, das starke, muthige Weib, weinte, da sie hörte, daß sie geliebt würde, und durch ihre Hingebung gestand, daß sie wieder liebte.

Und was nun geschah – Niemand sah es, als der blaue Himmel, die schwellende Woge und die flüsternde Luft – Niemand sah es, als vielleicht das Auge Dessen, der mit diesem großen Auge Alles schaut, was auf der Erde sich regt und bewegt, Niemand, als der allmächtige Schöpfer, der ihre Herzen für einander geschaffen und ihre Seelen für einander geformt hatte.

---

Die Glocke zum zweiten Frühstück hatte im Hause schon lange geläutet. Alle waren versammelt, nur Zwei fehlten noch. Da ging die Thür auf und Helene, auf Henrik's Arm gestützt, die Wangen von Thränen und Liebe geröthet, aber die Augen mit einer Welt von Wonne gefüllt, wie man sie nie an ihr gesehen, trat herein.

»Meine Lieben,« sagte sie mit bebender Stimme, indem die Thränen wieder aus ihren Augen hervorquollen – »Ihr riefet mich und ich komme. Aber mit mir kommt ein Anderer, den Ihr fortan nur neben mir sehen werdet

und der Euch hoffentlich gleich mir willkommen ist. Ihr habt mich schon unter zwei Namen gekannt und geliebt. Als ich noch meinen ersten führte, war ich ein Kind; ob ich damals glücklich war, weiß ich nicht mehr, denn es ist lange her. Als ich aber den zweiten führte, war ich unglücklich und – nur Ihr habt mich getröstet. Jetzt werde ich bald den dritten führen und namenlos glücklich sein. Werdet Ihr mich auch da – auch da lieben wollen?«

In lautes Schluchzen ausbrechend, sank sie nach diesen Worten der mütterlichen Freundin in die Arme, die sie ihr schon lange geöffnet hatte, und eben so that es Henrik mit Andreas und dem Oheim Helenens. Da war denn das längst Erwartete und Gewünschte geschehen und wieder war vereinigt ein glückliches Paar, dem Aller Herzen mit Freude und Theilnahme entgegenschlugen.

#### SCHLUSSKAPITEL. DIE VERBANNTEN.

Am nächsten Morgen in aller Frühe, es war der 5. August 1850, herrschte im Hause und Hofe zu Marschlund eine allgemeine Rührigkeit, denn es war nun endlich wirklich der Tag der Abreise gekommen. So freudig man auch in Folge der kurz vorhergegangenen Familienereignisse bewegt war, der Abschied von der Heimat ergriff Alle auf eine schmerzliche und erst im Augenblick der Trennung selbst am tiefsten empfundene Weise. Man vermied es, sich gegenseitig anzublicken, denn Niemand mochte die kummervolle Miene des Anderen sehen, da ihn das eigene Leid schwer genug drückte. Einzelnen gingen sie nach

den Zimmern, die nach dem Meere hinaus lagen, weideten ihre Augen noch einmal an dem so liebgewonnenen Elemente und winkten ihm mit Augen und Händen die liebevollsten Grüße zu. So hatte endlich Morgens sieben Uhr die Stunde des Abschieds geschlagen. Die Diener des Hauses, reich beschenkt von den Verbannten, die bei ihnen eine sichere aber nur kurze Heimat gefunden, standen schweigend um die Wagen herum, denn sie hatten die neue Herrschaft schnell liebgewonnen. Andreas war der Letzte, der dem Verwalter des Guts die Hand schüttelte und den Leuten Lebewohl sagte, dann stieg auch er auf sein Pferd, das sich schon längst wieder von seinem wilden Laufe nach Flensburg erholt hatte.

»Vorwärts!« schmetterte des Capitains Stimme dem ersten Wagen zu, und selber voraneilend, führte er den langen Zug nach Friedrichsstadt.

Dieser Zug hatte sich durch einen Wagen und zwei Reiter vermehrt und durch des Conferenzzraths Hinzukommen wurde die Gesellschaft in anderer Weise als früher vertheilt. In des Capitains Familienwagen saßen jetzt Gertrud und Agathe allein, in des alten Parrhisius' Reisewagen hatten dieser selbst und Helene Platz genommen; zu Pferde saßen außer Andreas, Friedrich und Henrik, der seit langer Zeit zum ersten Male wieder seinen munteren Rappen bestiegen hatte. Wie diese Reiter sich an den verschiedenen Wagen vertheilten, kann man sich denken, nur legten ihnen die schmalen Marschwege von Zeit zu Zeit eine vorübergehende Trennung von ihren Lieben aus. Die kurze Strecke nach Friedrichsstadt war

bald zurückgelegt und nun mußte man an den Eiderdeichen Wagen und Pferde verlassen, denn über die Eider führt hier keine Brücke, sondern nur eine Fähre, auf der man über den Strom setzen mußte, der die Gränze zwischen Schleswig und Holstein bildet und zur Fluthzeit fünf bis sechshundert Fuß breit ist.

Das Wetter war am frühen Morgen so schön und klar gewesen, als am Tage zuvor; aber schon eine halbe Stunde nach der Abreise umwölkte sich der Himmel und die grüne Erde kleidete sich in ein fahles Grau, welches in Gestalt eines bleiernen Nebels von der Nordsee daher zog und sich über das Land breitete, welches vor der Eider lag.

Als die Flüchtigen dieses Flusses ansichtig wurden, hörten sie auf zu sprechen; eine trostlose Beklemmung bemächtigte sich ihrer Gemüther, denn der Augenblick des Scheidens von ihren vaterländischen Fluren war gekommen. Andreas ließ seine Familie mit ihren Wagen und Pferden zuerst über den Fluß setzen; er blieb auf schleswig'schem Boden, denn er wollte von Allen der Letzte sein, der ihn verließ. Weinend stiegen die Frauen in das breite Schiff, schweigend, mit umwölktem Antlitz folgten die Männer. Während die Fähre mit ihrer ersten Ladung langsam hinüberschwamm, ging Andreas mit auf der Brust gekreuzten Armen am Strande auf und nieder, Noch einmal durchflog er im Sturm laufe sein mannigfach bewegtes Leben und blieb mit seinen Gedanken einige Minuten auf dem unglücklichen Lande haften, welches

er verlassen mußte. Ach, er ahnte nicht, daß wenige Wochen später auch die freundliche Stadt, der er eben den Rücken gekehrt, in Trümmern liegen, daß Menschenblut die friedliche Eider hinabfließen und daß auch hier der unselige Kampf um sein zerstückeltes Vaterland glühend entbrennen werde. Als wollte er so lange wie möglich auf seinem Boden bleiben und seine letzte Berührung so innig wie möglich fühlen, trat er seine Ferse fest und tief in den weichen Boden ein, und als er endlich zur Fähre hinabsteigen mußte, auf der seine Lastwagen schon eingefahren standen, war ihm zu Muthe, als klebe sein Fuß an der geliebten Erde fest, und nur mit Mühe machte er sich von ihr los. Da stand denn auch er endlich auf dem Schiffe, das ihn von Schleswig trennte, und diesem das Antlitz, Holstein den Rücken zuwendend, nahm er seinen Platz auf dem äußersten Ende des Fahrzeugs ein und bohrte seine glühenden Augen in die Strecken zurück, die er auf diese Weise verlassen zu müssen niemals gedacht hatte.

Aber er sah nur wenig von ihnen. Der Nebel, der jedes Minute dichter wurde, hatte sich bis zum Flusse hinabgerollt; er schien dem wehmuthsvoll Scheidenden den Abschiedsblick leichter machen zu wollen, indem er ihm die lachenden Auen, die grünen Bäume und die stillen Menschenwohnungen des geliebten Heimatlandes verbarg.

»Ja,« klagte es still in Andreas' Brust, als er sich Fußbreit um Fußbreit von seiner Muttererde entfernen sah – »ja, wie ich Dich jetzt mit meinen leiblichen Augen in Nebel gehüllt erblicke, mein armes Vaterland, so sieht es

auch trüb und finster in Deinem Innern aus. Hell glänzte die Sonne der Hoffnung über Dir und in unseren Herzen, als wir den heiligen Kampf um Deine Freiheit, um unsere mit Füßen getretenen Rechte begannen, und jetzt, wo Du in den letzten Zügen liegst, ist die Sonne vom Himmel und aus unseren Herzen verschwunden und die Geister Deiner Kinder sind, wie Deine grünen Fluren, in Nebel und Wehmuth gehüllt. So ist es mit dem Glück der Menschen und der Völker. Der günstige Anfang steht nicht immer in Einklang mit dem traurigen Ende. Dem Sonnenglanze der Hoffnung folgt der Nebel und die Trostlosigkeit des Schmerzes. O Gott im Himmel, wird Dein reinigender Athem ihn nicht wieder zerstreuen und den Horizont wieder klar werden lassen, damit auch Schleswig Dein gnädiges Antlitz nochmals erblicke? Gieb es, Allmächtiger, ich siehe zu Dir – für mich bitte ich ja nicht mehr, ich bin ja auf lange Zeit, vielleicht für immer von meiner Muttererde verbannt, aber ich bitte für die Zurückbleibenden! Gieb ihnen, was sie wünschen, was sie verdienen, gieb ihnen den Frieden, Deine schönste, herrlichste Gabe, gieb ihnen aber vor Allem zuerst Geduld, das Schwerste zu tragen und die geschlagenen Wunden zu heilen, dann aber gieb ihnen Hoffnung und Vertrauen – von den kommenden Zeiten zu erwarten, was ihnen die gegenwärtigen versagt haben. Amen! Lebewohl, mein Vaterland – lebe wohl!« Und mit ausgebreiteten Armen stand er da und sein leuchtender Blick schien durch die Nebel zu dringen und das göttliche Auge zu suchen, welches durch alle Nebel dringt. Ach, er fand es an diesem

Tage nicht – Gott selbst hatte sein Antlitz über Schleswig verhüllt. –

Schweigend hatte man auf holsteinischem Boden wieder seine Plätze eingenommen und bewegte sich nun, nachdem man Lunden erreicht, auf der schönen Straße nach Meldorf zu, wo man um Mittag rastete. Abends spät langte man in Itzehoe an, wo man übernachtete. Den anderen Abend aber fuhr man in Blankenese ein und wurde vom Freunde in seiner schönen Villa am Ufer des Elbstroms herzlich bewillkommnet, wo man auf unbestimmte Zeit verweilen wollte, bis ein neues Vaterland für die Verbannten gefunden wäre.

Vier Wochen wohnte man in dem gastfreien Hause des alten Freundes, ohne daß sich das Schicksal Schleswig-Holstein's entschieden hätte oder überhaupt ein Ereigniß von Wichtigkeit in der Kriegführung eingetreten wäre. So schön es aber in dem herrlichen Landhause am Ufer des Elbstroms und so wohlwollend man in jeder Beziehung aufgenommen war, so sehnte man sich doch, je länger je mehr, nach einer eigenen Heerde, und namentlich Helenen bedrückte die Nähe der Stadt, in der sie früher so viel Unheil erfahren hatte, und mit deren Bewohnern sie in keinen näheren Verkehr treten mochte, um die alten Erinnerungen nicht wieder aufleben zu lassen. Das allgemeine Verlangen nach dieser Heimat aber erfüllte das Geschick früher, als man erwartet hatte, und das Glück, welches ihnen im Vaterlande den Rücken gekehrt, schien ihnen wieder lächeln zu wollen, seitdem sie davon geschieden waren.

Eines Tages kam der Capitain Buhst aus Hamburg zurück und brachte eine rheinische Zeitung mit. »Meine Freunde,« sagte er zu den drei Männern, die am meisten bei seinem Vorschlage betheilt waren, »da ist Etwas für Euch. Ich möchte Euch zwar nicht gerne sobald von mir scheiden sehen, aber leset einmal diese Anzeige. Ein schönes Gut im preußischen Rheinlande, in einer der herrlichsten Gegenden desselben, wird zum augenblicklichen Verkaufe aus freier Hand angeboten, und da Ihr die Absicht und was noch besser ist, flüssige Kapitalien zum Kaufe habt, so dürfte Euch der geforderte Preis nicht zu hoch sein – Ihr seid ja drei Parteien, und Euer Vermögen wie Eure Freundschaft zusammengeschossen, erreicht eine erkleckliche Höhe.«

»Ich werde in Bezug auf das Erstere nicht mitzählen können,« sagte Henrik bescheiden, »mein Vermögen ist zu klein, um mich am Kaufe eines großen Gutes Theil nehmen zu lassen.«

»Warum nicht gar!« rief der alte Conferenzzrath. »Dein Vermögen, mein theurer Neffe, ist auf den Heller so groß, wie das meinige, ich trete für Dich ein, und so ist Helene allein die Dritte im Bunde und die wird dem Capitain und Dir nicht im Wege sein. Was mich anbetrifft, so hoffe ich, Ihr werdet mich als einen bescheidenen Zuschauer Eures Glücks bei Euch wohnen lassen und mir das Gnadenbrod geben, bis ich meine alten Augen zudrücke.«

»Wie so?« fragte Henrik mehr mit den Augen, als mit dem Munde.

Der alte Parrhisius lächelte und winkte Andreas bedeutsam zu, der schon das Zeitungsblatt in der Hand hielt und darin las. »Sagt Ihr es ihm, Capitain,« sagte er mit gerührter Stimme, »ich habe es ihm schon so oft in bildlichen Umschreibungen angedeutet, aber mich versteht er nicht.« Als er nach diesen Worten eilig das Zimmer verlassen hatte, erfuhr Henrik, daß der Conferenzzath seinem zukünftigen Neffen sein ganzes Erbe bestimmt habe, dessen Ueberlassung von dem Augenblick an in Kraft treten solle, wo er Helenens Gatte sein würde.

»Beeile Dich also,« bemerkte Andreas lächelnd, »wenn Du ein reicher Mann werden willst. Der Alte hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt und geht nicht davon ab, so überflüssig es ist, denn Helene besitzt allein für sich mehr, als Ihr Beide gebraucht. Drum also, mein Junge, besinne Dich nicht lange; wem es so geboten wird wie Dir, zwei Schätze auf einmal zu heben, der braucht eben kein trübes Gesicht zu machen.«

Henrik stand wie versteinert da, verließ aber bald darauf das Zimmer, um mit Helenen Rücksprache zu nehmen, nicht um sie so bald wie möglich zu ehelichen, sondern um ihr den sonderbaren Gedanken des alten Oheims mitzutheilen. Aber er fand die Beiden bei einander, und als er zu Worte zu gelangen versuchte, wurde ihm der Mund auf eine so süße Weise verschlossen, daß er nicht wußte, ob Schweigen oder Reden in diesem Augenblick nothwendiger sei. –

Am Abende dieses Tages aber rief Andreas seine Lieben zusammen. »Hört,« sagte er, »was ich Euch mittheilen will. Hier in dieser Zeitung ist ein großes und schönes Gut in einer der herrlichsten und gesegnetsten Gegenden Deutschlands zum Kaufe ausgedoten, am freien deutschen Rheine, wo vernünftige und arbeitsame Menschen glücklich leben können, wenn sie sich in die Gesetze ihres Landes fügen – und diese Gesetze sind milde und weise, und dieses Land ist groß und reich. Die Käufer aber in diesen unruhigen Zeiten sind selten und Wenige nur suchen wie wir ein geräumiges Dach über ihrem Haupte. Wohlan denn, ich hatte auf meines Freundes Rath schon den Entschluß gefaßt, dorthin abzureisen und mir das ausgedotene Gut zu beschauen. Aber jetzt habe ich mich anders besonnen. Wir Alle haben Theil an demselben, da wir unser Haupt darin zur Ruhe legen wollen, also muß es auch Allen gefallen. Niemand unter uns darf sich an dem neuen Wohnorte unheimisch fühlen, daher begleitet mich Alle auf dieser Reise. Die Jahreszeit ist günstig, das Wetter läßt nichts zu wünschen übrig, und eine angenehme Zerstreung, selbst wenn wir nicht finden sollten, was wir suchen, dürfte uns nothwendig sein. Was meint Ihr zu diesem Vorschlag?«

Alle horchten hoch auf und sahen sehr vergnügt aus. Keiner von ihnen war je am Rheine gewesen, aber Alle hatten oft und viel von seinen wunderbaren Reizen gelesen und gehört. Namentlich Henrik war entzückt, denn die Poesie und Romantik, die an den Ufern dieses deutschen Stromes wohnen sollten, hatten schon oft sein

Herz begeistert und er hatte sich lange gesehnt, dieselben lebendig vor sich zu sehen. Da Alle gleich ihm einstimmten, so ward die Reise beschlossen und auf die nächsten Tage festgesetzt.

Der Conferenzzrath und Henrik begaben sich diesen Abend früher als gewöhnlich nach Altona, wo sie ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, um dem Freunde in Blankenese nicht überlästig zu werden. Sie ordneten ihre Angelegenheiten und ließen Diener und sonstiges Besitzthum zurück, mit der Anweisung, den Befehlen zu folgen, die man ihnen durch Capitain Buhst zukommen lassen würde. Dasselbe setzte auch Andreas in's Werk und so schieden sie denn auch von Holstein, um in dem großen Deutschland ihr Vaterland zu suchen.

Von Harburg gelangten sie sehr bald nach Cöln, denn es ist jetzt keine Reise mehr, von einem Ende Deutschlands zum andern zu fliegen. In Cöln bestiegen sie ein Dampfboot und fuhren stromaufwärts. Als sie aber bei Bonn das schöne Siebengebirge sahen, ging ihnen das Herz auf, und als sie nun die weiter hinauf von Gottes Hand so reich ausgestreuten Wunder erblickten, die sie sich nicht halb so vollkommen gedacht, fühlten sie die Schmerzen der vergangenen Tage in Vergessenheit sinken und ein neuer Lebenstag dämmerte ihnen mit strahlender Hoffnung herauf.

So kamen sie von Bonn aus in wenigen Stunden in die herrliche Gegend, wo an einem mächtigen Bogen, den hier der Rhein beschreibt, von Felsenklippen und Weinbergen umgeben, das zu verkaufende Gut lag. Man hatte

sich immer gewünscht, nicht in einer engen Stadt eingeschlossen, sondern in Gottes freier Natur, seinem Himmel und seiner Erde, seinen Bäumen und seinem Wasser näher zu leben, und so traf man hier Alles glücklich beisammen. Das Gut, nicht zu weit von einer beliebten und großen Stadt entfernt, um an ihren Genüssen und Mitteln nicht Theil nehmen zu können, wenn das Bedürfniß danach erwachte, lag doch einsam in stiller Wald- und Felsgegend, hart am rauschenden Strome, an dessen jenseitigem Ufer eine Burg ragte, die ein vornehmer Mann aus den Trümmern eines uralten Werkes erbaut. Es hatte einer reichen Familie gehört, die durch den Tod ihres Hauptes bestimmt worden war, das Land mit einer entfernter liegenden Stadt zu vertauschen. Man besichtigte es von allen Seiten und fand Alles über jede Erwartung. Sogar die innere Einrichtung, die reichlich und den Bedürfnissen der jetzigen Zeit angemessen war, konnte mit erhandelt werden, und da der Preis den Mitteln der Kauflustigen entsprach, so war man bald entschlossen, hier seine neue Heimat anzuschlagen, zumal dieselbe sogleich bezogen werden konnte. Es handelte sich also bloß um die Zustimmung der Regierung des neuen Vaterlandes und diese war wenigstens für den Conferenzzath Parrhisius sehr bald zu erlangen, da seine Papiere in bester Ordnung befunden würden. Andreas und seiner Familie wurde anfangs nur die Erlaubniß zum einstweiligen Aufenthalt ertheilt; erst in späterer Zeit, als auch er

seine Papiere aus Dänemark erhielt, erwarb er das Heimatsrecht. Das hielt ihn aber nicht ab, sich bei dem Ankaufe des Gutes sogleich mit seinem Gelde zu betheiligen und so wurde es auf des Conferenzzraths Namen erhandelt und ging erst später auf die Namen der übrigen Theilnehmer über. Schon nach wenigen Wochen, während die Familie sich am Rheine an verschiedenen Orten aufhielt, zog man ein. Friedrich und Henrik waren unterdessen nach Altona zurückgereist und holten die Wagen mit den hinterlassenen Besitzthümern herbei, handelten auch holsteinisches Vieh und andere zu einem großen Wirthschaftsbetrieb nothwendige Dinge ein, denn man wollte sich mit den gewohnten Landeserzeugnissen umgeben und so eine Art heimatlichen Besitzes um sich sammeln, wie es namentlich für Gertrud so wünschenswerth war.

So war noch nicht der Oktober vergangen und schon hatten sich die Verbannten im neuen Vaterlande eingebürgert. Zwar war noch Manches in der Einrichtung des Hauses zu thun, allein bei reichlich vorhandenen Mitteln und der Nähe einer alle Bedürfnisse befriedigenden Stadt kam man vor Beginn des Winters auch damit zu Stande. In dem geräumigen Hause, welches in einem schönen Blumengarten lag, der sich allmählig zu den dahinterliegenden Weinbergen auf den Felsen erhob, hatte man sich bald behaglich eingerichtet. Da es aus einem Hauptgebäude und zwei kleinen Flügeln mit zwei Stockwerken

bestand, so hatte ein Jeder nach freier Wahl seine Wohnung erhalten können. Andreas, Gertrud und der Conferenzzrath wohnten im unteren Stockwerk, die beiden jungen Paare, wenn sie erst verbunden waren, sollten im oberen wohnen. In beiden gab es der großen und gemüthlichen Zimmer genug, und wie im Epheuhaus hatte Helene von ihrem Erkerfenster auf die weiteste Fernsicht den Rhein hinauf und hinab, nur war der Wasserstreifen vor ihr schmaler, obwohl die gegenüberliegende Burg auf ihrer Felsenspitze malerischer als ehemals Rasmus Harms' Haus herüberblickte.

So sehen wir sie denn bald Alle leben und wirthschaften, wie sie in Emmerslund gelebt und gewirthschaftet hatten. Andreas, von Henrik und Friedrich unterstützt, gab sich mit ungetheiltem Eifer seiner neuen Beschäftigung hin, und bald hatte er sich in den Weinbau hineinstudirt, wie er früher die Viehzucht und den Ackerbau betrieb. Gertrud führte die Oberaufsicht des Hauswesens und rüstige Dienerinnen gingen ihr darin wie in Schleswig zur Hand. Helene und Agathe fanden hier wenig oder gar nichts in der Wirthschaft zu thun, sie gaben sich, wie es Helene immer gethan, mehr geistigen Beschäftigungen hin und lebten außerdem für ihre Geliebten, die erst im nächsten Jahre ihre Gatten werden sollten, denn man wollte das Ende des schleswig-holsteinischen Krieges abwarten, ehe man sich mit ganzer Seele den Genüssen des Friedens hingab. So lange noch das Blut ihrer Brüder im Norden floß, so lange sollte in Andreashof, wie das neue Gut betitelt würde, die hochzeitliche Freude

nicht laut werden; Glück war einstweilen genug in den Räumen desselben verbreitet, und nur Abends, im Dämmerlicht bisweilen, bevor man sich um den Familientisch in der Mutter Zimmer wie ehemals versammelte, oder in einzelnen Gruppen an dem schönen Ufer des Rheines wandelte, wie man früher am Strande der Ostsee gewandelt, lösten sich einige verstohlene Seufzer vom Herzen los, und mit den nach Norden segelnden Wolken und Lüften schickte man freundliche Grüße heim und schloß das unvergeßliche Vaterland in ein stilles Gebet ein.

Dieses Vaterland aber – Schleswig-Holstein – müssen wir von diesem unglücklichen Lande noch einmal sprechen? O, es wird uns schwer, das traurige Ende des glorreichen Anfanges einzugestehen, aber wir dürfen ja das begonnene Bild nicht unvollendet lassen und darum wollen wir wenigstens die Hauptzüge desselben erwähnen. Auch ist ja jedem denkenden Deutschen bekannt, was dort oben an der Gränze unseres Vaterlandes geschah, er weiß und fühlt noch den Schmerz davon, daß ein kräftiges Glied von unserm Körper getrennt wurde, er hat darüber getrauert, wie ein Amputirter über den Verlust einer Hand oder eines Fußes trauert, da er aber das Leben dabei erhalten sieht, hat er sich in seinen Verlust gefunden und statt des verlorenen Gliedes aus Fleisch und Bein ein hölzernes an seine Stelle gesetzt, womit er nun lahm, aber doch leidlich zufrieden, durch die Welt schleicht. O, was sollten wir Einzelne auch anders thun, als trauern und denken? Das Handeln war uns ja versagt, das durfte bloß Dänemark, und so sahen wir träumerisch zu, wie

man uns das zuckende Glied von dem großen duldenden Leibe trennte.

Dänemark hatte sich, wie wir schon wissen, an einen mächtigen Bundesgenossen gewandt, der schon lange Schweden und Dänemark als seine natürlichen Vasallen im Norden zu betrachten gewohnt war. Eine Schwächung dieser Vasallen durfte das große Rußland nicht zugeben, denn es wäre ja dadurch selber geschwächt worden; darum hielt es Deutschland und besonders Preußen von der so gern gebotenen Hülfe zurück und – Deutschland und Preußen gehorchte. So lange Rußland mit dem ungarischen Aufstande zu Gunsten Oesterreichs beschäftigt war, konnte es nicht selbstthätig gegen Deutschland operiren; kaum aber war Ungarn unter seines Oberherrn Botmäßigkeit zurückgekehrt, so trat Rußland mit ernsterer Miene und finsterem Stirnrunzeln auf. Zuerst zog Preußen seine Truppen aus den Herzogthümern zurück und schloß jenen Frieden, den wir aus der Geschichte kennen. Oesterreich aber, das von Rußland gerettete Oesterreich, war schon aus Dankbarkeit mit Allem einverstanden, was sein mächtiger Verbündeter wünschte, und so gab es sich dazu her, einen Streit zu Ende zu führen, dem Preußen einen günstigeren Ausgang verheißen und gewünscht hatte: So stand Preußen selbst in der Mitte zwischen zwei Mächten, die nur *einen* Gedanken hatten, *den*, Schleswig und Holstein in dänische Hände zurückzuliefern. Und dieser Gedanke ward ausgeführt. Es wurden ein österreichischer und ein preußischer General als Commissarien in die Herzogthümer

gesandt und diesen theils durch Versprechungen, theils durch Drohungen die deutsche Kette angelegt. Die Versprechungen, als sie zur diplomatischen Durchsicht kamen, erklärte Fürst Schwarzenberg für nichtig, weil nach seiner Erklärung die Commissarien ihre Vollmacht überschritten hätten, und so blieben die Drohungen allein übrig. Oesterreichs Truppen, von zwei preußischen Bataillonen, die in Rendsburg blieben, dem Namen nach unterstützt, rückten im December 1850 in die Herzogthümer ein und die schleswig-holsteinische Armee legte die Waffen nieder, wozu Preußen mit blutendem Herzen, aber gezwungen durch die äußeren Umstände, seine Beistimmung gab. Das war die Strafe, die Rußland über Preußen verhängt, weil es Diejenigen zwei Jahre lang bekämpft, die es selbst beschützt hatte. Preußen hatte diese seltsame Verkettung jetzt klar liegender Verhältnisse ein edles und großes Herz gekostet; in nie geahntem und allzu tief empfundenem Schmerz über die für unmöglich gehaltene Verwicklung seines ruhmreichen Vaterlandes brach es, aber die Nemesis, die über Völker wie über Menschen waltet und gebietet, rächte es, indem sie wenige Jahre später über Diejenigen selbst einen verwüstenden Sturm hereinbrechen ließ, die triumphirend und unantastbar über allem Rechte zu stehen die stolze Meinung gehabt und ganz Europa ihre kalten Gesetze vorgeschrieben hatten.

So wurden die deutschen Herzogthümer in die erbarmungslosen Hände ihres Erbfeindes zurückgeliefert. Wie diese mit ihnen verfahren und noch gegenwärtig

verfahren, ist weltbekannt. Alle Maaßregeln gehen wie seit langen Jahren darauf hinaus, das Deutschthum aus einem deutschen Lande auszurotten und Deutschland selbst – schweigt und – denkt! O Deutschland, wann wirst Du wieder sein und werden, was Du sein und werden kannst, eine Großmacht, wie Du eine große Macht bist!

–

Einen Trost, eine Anerkennung aber haben die Herzogthümer im reichsten Maaße genossen, und damit allein schon ist der Beweis geliefert, daß ihr Kampf ein gerechter, ihre Erhebung eine gesetzmäßige war. Deutschlands Fürsten und Völker haben zum großen Theil ihre Arme geöffnet und die vertriebenen Männer aufgenommen, die Dänemark so herzlos von sich stieß. Wissenschaft, Talent und Geist, an edle Herzen gebunden, sind zu uns aus Schleswig-Holstein gewandert. Hunderte haben eine Heimat und einen Heerd gefunden, wo sie immer Liebe und Theilnahme besaßen, und so wirken und schaffen sie bei uns, wie sie so gern und gut auch für Dänemark gewirkt und geschafft hätten, wenn dieses ihrer Hände Arbeit zu erkennen und zu würdigen gewußt hätte. Würden die deutschen Fürsten und Regierungen das gethan haben, wenn sie der Meinung wären, sie hätten Rebellen in ihre friedlichen Länder aufgenommen? Haben sie nicht selbst Männer zu Beamten und Lehrern der Jugend eingesetzt, die Dänemark mit dem Namen ›Verbrecher‹ gestempelt hat? Erkennen sie seit Jahren nicht in ihnen vortreffliche, redliche Männer an, auf die ein jeder Staat stolz sein kann? Liebt und ehrt sie das deutsche

Volk nicht auf alle Weise, und giebt ihnen die öffentliche Meinung – diese größte Macht der Welt – nicht vor aller Welt das ehrende und erhebende Anerkenntniß: Ihr seid, was wir immer dachten und sagten, würdige, ehrenwerthe und pflichtgetreue Männer! – Also was wollt Ihr, schleswig'sche, holsteinische Männer? Die Dänen haben Euch verkannt und verbannt, die Deutschen haben Euch geholfen, so gut sie Euch helfen konnten. Einen Himmel haben wir arme Menschen alle auf Erden nicht, Ihr aber habt bei uns eine Stätte gefunden, wo Ihr Euer Haupt in Ruhe niederlegen könnt, und gern hätten wir Euch mehr gegeben, wenn wir mehr in unseren Händen gehabt hätten.



In den ersten Monaten seit seiner Ankunft in der neuen Heimat, als der Kampf um Schleswig-Holstein noch nicht zu Ende war, saß Andreas nach vollbrachter Arbeit oft auf seinem Sessel am Fenster, vor sich den friedlich strömenden Rhein, über sich den segnenden Himmel, um sich die theuren Glieder seiner Familie, und las eifrig die Zeitungen, die Zug für Zug den Kampf der streitenden Parteien meldeten. Als er aber eines Tages das Ende desselben las, stiegen dunkle Betrachtungen in seinem Hirne auf und er legte ruhig, nicht zürnend, wie man hätte denken mögen, das Unglücksblatt bei Seite.

»O,« sagte er mit wehmüthiger Stimme, »der traurige Kampf in meinem Vaterlande ist also zu Ende. Ich danke Dir, mein Gott, daß Du mir einen Ruhesitz gegeben, wo ich in Frieden das Tagewerk meiner Hände beschauen kann. Hierher kann mich die Rache meiner Feinde nicht mehr verfolgen – ich wenigstens bin ein freier Mann und meine Kinder sind es auch. Dänemark hat also wirklich gesiegt – ja – aber um diesen Sieg beneide ich es nicht. Sein Loos wird und kann selbst mit diesem Siege kein glückliches werden und ich möchte selbst um den Preis der unterworfenen Herzogthümer kein König von Dänemark sein. Dieser Sieg ist kein wirklicher, natürlicher und ewiger. Für jetzt nur glaubt es, ihn errungen zu haben mit seinem Schwerte und brüstet sich stolz vor allen Nationen damit. O, sieht es denn nicht, daß alle Nationen schaamroth von ihm weichen und nicht an seiner Stelle sein möchten? Denn sein geträumter Sieg ist nichts als eine Kette, die es um seine eigenen Füße gebunden und womit es seine eigenen Hände gefesselt hat. Die Herzogthümer sind seine beiden Hände und die hat es ein für alle Mal zu seinem eigenen Schaden gelähmt. Nein, ich möchte kein König von Dänemark sein, so stolz auch der Name lautet, und so glänzend sich das prunkende Kopenhagen im Wasser des Sundes spiegelt. Die inneren Wunden, die es mit Besiegung der Herzogthümer sich selber beigebracht, werden nie vernarben, sein innerer Zwist wird sich nie beruhigen, immer wieder und wieder wird die blutig ausgestreute Saat aufkeimen und Drachenzähne statt Segen und Frieden hervorbringen. O

Dänemark, nicht Deinetwegen hat Dir Rußland geholfen, wie Du in blinder Selbstgefälligkeit Dir einbildest, sondern es hat Dir geholfen, um das deutsche Volk nicht größer und mächtiger werden zu lassen, als es schon ist, denn immer fürchten sie noch den Riesen Europa's, obwohl sie ihn in hundert Theile zerspalten haben.«

»Und wofür hast Du, mein Vaterland, gefochten, mit dem Worte und dem Schwerte? Wozu hast Du Deine Kinder in die Schlacht geführt und die vielen Tropfen ihres edlen Blutes vergossen? Für nichts, als für eine Hoffnung, die vielleicht erst in später Zukunft ihre Blumen entfalten und die lange gereifte Frucht tragen wird. Dänemark hält seinen Fuß noch immer wie sonst fest auf Deinem Nacken. Sein Danebrog flattert triumphirend auf Deinen deutschen Meeren – seine Zunge flucht vor wie nach der deutschen Sprache – seine Knechte zeigen mit Fingern auf die Kinder der Deutschen und sagen laut auf offener Straße: da geht ein deutscher Hund! O Deutschland, theures, edles, großes Vaterland! Wende ab von jenem Lande der Bedrückung und Niederlage Deinen Blick und wische die Thränen aus Deinem Auge, die täglich aus Deinem Herzen heraufquellen. Du hast es wohlgewollt mit Deinen Brüdern im Norden, aber Deine Stimme war zu schwach, Dein Arm lag matt in der alten Schlinge Deiner Gebrechlichkeit. Nur im Herzen und im Geiste bist Du groß. Und wie die Thiere des Waldes, die die größten, stärksten und begabtesten sind, hast Du von der Natur wohl das Bewußtsein Deiner Kraft, aber nicht den Trieb erhalten, sie zu üben. Gott segne Dich und uns mit Dir –

das ist mein Gebet, so lange diese Augen Gottes blauen Himmel schauen – Amen!«

---

Erst im Mai des folgenden Jahres läuteten die Hochzeitsglocken am Andreashof am Rhein. Zwei überaus glückliche Paare reichten sich am Altare die Hände und gelobten nun auch vor Gott, was sie schon oft im Stillen gelobt – ewige Hingebung und Treue.

Andreas hatte bei dieser Gelegenheit den Seinigen eine Ueberraschung zgedacht, und diese war ihm vollständig gelungen. Er hatte die drei Capitaine vom Strande bei Emmerslund zu seiner Familienfeier geladen, und sie waren gekommen, um das Glück ihrer Freunde am Rhein zu sehen, wie sie ihr Unglück so oft an der Ostsee getheilt.

»Hollah, Commodore!« schrie Capitain Kühlwetter, als er aus dem Boote, das ihn vom Dampfboot geholt, an's Land stieg, »da sind wir, alle Drei zusammen und bringen Euch einen Gruß vom Norden mit – he, wollt Ihr nicht wissen, wie es bei uns auf Emmerslund zugeht?«

»Still!« sagte Andreas, indem er den wackeren ehemaligen Kameraden die Hand drückte, »trübt mir den Glanz der Sonne am Himmel nicht, die so heiter und klar auf meine Gegenwart niederschaut. Laßt Emmerslund ruhen – es gehört der Vergangenheit an.«

»Ja, ja, Ihr habt Recht – aber bei Gott, das ist ein hübsches Wässerchen hier – den Rhein nennt man das? So!

Ha, und was Ihr da für ein prächtiges Schloß bewohnt! Aber sagt 'mal, kann man denn ruhig sein Haupt hier auf das Kissen legen, braucht man nicht zu fürchten, daß die Steine da oben Einem auf den Kopf fallen, wenn man Nachts in seiner Koje schnarcht? – Und das sind also die Weinberge, wo der Portwein wächst? Wahrhaftig, das ist hübsch hier, Bardow – meinst Du nicht? Sollen wir das Epheuhaus und unsere beiden Kajüten verkaufen und hierher ziehen, wo unsere Freunde wohnen?«

»Ach, lieber Gott,« sagte der alte Bardow traurig, – »ja, recht gern, wenn die alte Lore hier begraben läge!«

»Wie, mein Alter,« fragte Andreas, »denkst Du noch immer an die selige Lore zurück?«

»Immer, Cap'tain, immer, so lange ich noch auf einem hölzernen Bein und einem von Fleisch und Blut herumhumpel. Wie könnte ich die gute Seele vergessen, die mir die verfluchten Dänen wrack schossen – o!« Und er wischte sich eine einsame Thräne aus dem alten Auge, das ohne diese Erinnerung noch immer so lebhaft schaute wie sonst.

»Na, nicht geheult!« jubelte Köhlwetter. »Darum sind wir nicht hierher gekommen. Hier ist Hochzeit – beim Satan! Wir wollen Dich ja nicht zwingen, die alte Lore zu verlassen – wir ziehen ja wieder selber mit Dir zurück – aber wenn man uns nicht vor Dir in den Grund bohrt, dann, dann gehen wir künftig zu Andreas und bleiben bei ihm, bis auch uns einst die Wache unter Deck ruft. Nicht wahr, Mevissen?«

»Ja, ja,« sagte der ehrliche Mevissen und drückte verstohlen dem alten Bardow die Hand, der ihn flüsternd gefragt hatte, ob er auch sicher sein könne, daß er wieder mit ihm nach Apenrade zurückgehe. –

So feierten sie in gemüthlicher Laune und stiller Freude das schönste der menschlichen Feste mit, welches jetzt in Andreashof begangen wurde.

---

Die alten Freunde waren wieder nach Schleswig zurückgekehrt, wo sie so lange zu leben gewohnt waren, und die Familie Andreas Burns' war wieder allein und für sich. Sie pflogen wenig Umgang mit den Nachbarn, Alle aber, die sie nach und nach kennen lernten, lernten sie auch lieben, denn sie zeigten sich der Liebe ihrer Nachbarn werth. So leben sie noch heute in ungetrübtem Familienglück zusammen, wie selten eine Familie, denn ihr Glück ist durch das Unglück geläutert, und jenes ist größer und reiner, wenn es durch die Pforten dieses gegangen ist.

Aber wie? – ist Andreas wirklich glücklich, da er von seinem über Alles geliebten Vaterlande getrennt leben muß? Ach, wer hat je in die Brust jener von der Natur mit eisernem Harnisch gepanzerten Männer geschaut, die ein trauriges Geschick, wie selten eins auf Erden, von ihrer Muttererde vertrieben hat! Ernst und bedächtig schreiten sie durch das Leben; sie empfangen die Gaben Gottes mit ergebenem Herzen, aber mit stummer Lippe, denn es ist

ihnen nicht gegeben, Alles in Worte zu kleiden, was in ihren Herzen lebt. Aber wir glauben, daß er wirklich glücklich ist. Er lebt in einem Lande, wo, wie er selbst schon einmal sagte, jeder vernünftige und arbeitsame Mensch glücklich und zufrieden leben kann, wo die schöne Natur mit weisen menschlichen Gesetzen sich zu einem harmonischen Ganzen verbindet, wo Handel, Bildung und Wohlwollen Menschen an Menschen knüpfen, wo jeder rechtschaffene, seiner Pflicht lebende Bürger nach seinem Werthe geschätzt wird und wo man in allen Sprachen der Welt seinem Herzen Luft machen kann. Zwar fängt sein dunkles Haar hie und da zu erbleichen an, aber seine Kraft ist ungebrochen, sein Geist derselbe geblieben, wie der seiner Gertrud. Vollkommene Seelenruhe, die süßeste auf Erden, liegt auf Beider Gesicht ausgeprägt, und wenn ihr bisweilen ein wehmüthiger Zug beigemischt ist, der zusagen scheint, was sie verloren haben, so heitert sich doch ihr Wesen auf, wenn sie auf den alle Jahre sich mehrenden Kreis ihrer Kinder blicken, wozu sie auch Helene und Henrik zählen.

Auch Gertrud's Schmerz ist bedeutend gemildert, wie ihn die Zeit nur allein zu lindern vermag. Wohl fühlt sie oft eine stille Sehnsucht nach jener kleinen Insel im Apenrader Meerbusen, aber es ist nur eine süße, linde Sehnsucht, wie man sie nach dem stillen Lager, wenn man müde, oder nach dem Himmel empfindet, wenn man lebensmatt ist – so stürmisch, verzehrend, wie sie früher war, ist sie lange nicht mehr.

Und sind Friedrich und Agathe glücklich? Gewiß. Friedrich lächelt jetzt oft, wenn er bedenkt, wie er einst so thöricht war, sich das Leben durch unnöthige Sorge zu verbittern, da er doch durch das Geständniß seiner Liebe und durch Verbannung seiner krankhaften Einbildung über Erik's vermeintliche Vorzüge es sich hätte ver-süßen können, eine Einsicht, die wunderschön ist, aber in der Regel, wie auch hier, zu spät kommt. Agathe aber ist unbeschreiblich glücklich, wenn sie ihren Mann, ihre Kinder, ihre Eltern anblickt, die es jetzt in doppeltem Sinne geworden sind. Sie hat Emmerslund und den Andreasberg so wenig vergessen, wie die Anderen, aber ihre neue Heimat ist ihr eine wahre Heimat geworden, wie sie es überall wird, wo unser Heerd steht, wie Andreas sagt, wo unsere Lieben wohnen und wo Gott seinen Segen auf unserer Hände Werk ruhen läßt.

Und Helene und Henrik – sind *sie* glücklich? Kaum bedarf es einer Bejahung dieser Frage. Die Verbindung zweier Herzen auf Erden, die sich so ergeben sind wie die ihrigen, ist an und für sich schon immer ein glücklicher Bund: wo aber die Liebe des Geistes mit der des Herzens vereinigt ist, da wird sie eine göttliche Gabe, die köstlich und herrlich ist, wie Alles, was von Gott stammt.

Wir haben sie im vorigen Jahre gesehen, wo wir einer Einladung nach dem schönen Andreashof Folge leisteten. Nie aber ist uns der Segen Gottes erhabener und schöner erschienen, der zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes auf der Erde zusammenband, als hier, da

wir Henrik und Helenen im Kreise ihrer Kinder sitzen sahen und die Blicke wahrnahmen, die Einer auf den Anderen richtete, wenn er kam oder ging, wenn er sprach oder schwieg – Beide kamen uns wie ein in zwei schöne Theile getheiltes Ganze vor, und wenn wir neidisch sein konnten, würden wir allein das Glück beneiden, welches diese beiden Menschen auf Erden gefunden haben.

Möge es ihnen lange erhalten bleiben – mögen sie die Sehnsucht überwinden, die noch bisweilen ihre Herzen nach dem entfernten Vaterlande zieht – möge – und dies soll das Schlußwort unsers mangelhaften Werkes sein, für dessen Fehler wir den gütigen Leser um Nachsicht bitten – möge dies Vaterland einst frei von den Fesseln werden, die es noch heute bedrücken, und möge dann Niemand in Schleswig und Holstein sein, der an den einstigen Kampf mit Dänemark anders als an einen Irrthum denken mag, der wohl auf Erden zuweilen die Menschen blendet und entzweit, der aber, wie alle Irrthümer der Welt, nicht durch das Schwert, sondern allein durch die Liebe überwunden und aufgeklärt werden kann!